Digitized by Google

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

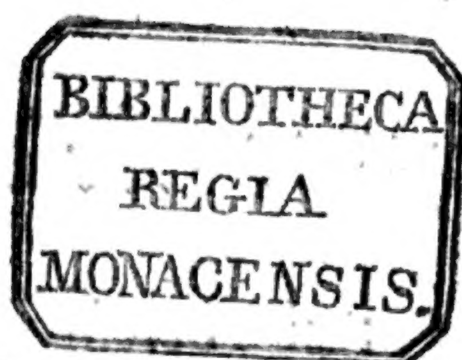
Der neuen Folge erster Jahrgang.

Erster Band.

München.

Bey Ignaz Joseph Lentner.

(Leipzig, bey Friederich Volckmar.)



Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ter Band, 1stes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Der alte deutsche Kalender
vom Jahre 1461.

Acht Tage nach der Geburt Christi ist das Neujahr der Christen. Das wünschen sie einander, schicken einander Geschenke zum neuen Jahr. Auch geben dieß die Väter den Kindern, die Männer den Frauen zu einem guten Eingang des Jahres. In diesen acht Tagen fordert man keine Schuld, und bäckt ein besonder Brod.

(Wird fortgesetzt.)

Zum neuen Jahre.

Ein ew'ger Wechsel herrscht im Erdenleben,
Ein steter Streit in dieser niedern Welt;
Hier keimt aus den Ruinen neues Leben,
Wenn dort das Große in den Staub zerfällt.
Des Menschen Herz füllt bald des Grames Beben,
Bald ist's von Freud' und hoher Lust geschwellt;
Kaum hat der Geist dem Staube sich entrungen,
Ist oft auch schon der sel'ge Traum verklungen.

Die holde Flur hält Wintersgraun umfangen,
Die Blume schläft in starrer Erde Nacht;
Da naht der Lenz mit seinem heil'gen Prangen,
Mit seiner schönen, wundervollen Pracht;

Und all' die Blüthen, die im Herbst vergangen,
Sind nun zum neuen Daseyn froh erwacht;
Im Feld und Wald herrscht ein geschäftig Treiben, —
Und doch kann, ach! der Lenz nicht lange bleiben.

So wechseln auch die Jahre und die Tage,
Und Monde fliehen, wie ein Augenblick;
Kein Flehn zu Gott, kein Seufzer, keine Klage,
Bringt die einmal geschwundne Zeit zurück!
Vergangenheit, sie gleichet einer Sage,
Die Gegenwart ist nur ein flücht'ger Blick;
Die Zukunft aber birgt in ihrem Schooße
Mit dichtem Schleier aller Wesen Loose.

Wohl dem, der ihr mit Ruhe sieht entgegen,
Dem sein Gewissen sie nicht furchtbar macht;
Der, treuen Sinns, auf allen seinen Wegen
Nur für das Recht gehandelt und gedacht,
Der alle Kräfte, die in ihm sich regen,
Dem Wohle stets der Menschheit dargebracht!
Nur er mag, sonder Furcht und sonder Grauen,
Dem ew'gen Wechsel frei in's Auge schauen.

Auch heute, wo das alte Jahr geschwunden
Mit aller seiner Sorge, seinem Glück,
Ruft mancher Mensch wohl die vergangnen Stunden
In sein Gedächtniß wehmuthsvoll zurück.
Doch hält die Hoffnung freundlich ihn umwunden,
Die Trösterin in jedem Mißgeschick,
Kann er es nur sich freudig selbst bekennen:
Ich darf dieß Jahr nicht ein verlornes nennen!

Heut' spricht mit ernstem, deutungsvollem Klange,
Mit Donnerworten die Vergänglichkeit,
Und mahnt den Menschen, daß er von dem Zwange
Der Sinnenlust, des Lasters sich befrei't;
Sie ruft ihn auf, daß er im Sturmesdrange
Nur immer sich der Pflicht und Tugend weiht,
Und lehrt, daß, ob das Irdische vergehe,
Das Geistige doch ewig fortbestehe! —

Das neue Jahr soll Licht ringsum verbreiten,
Der Wahrheit Strahl ein jedes Herz durchglühn;
Die ächte Freiheit möge vorwärts schreiten,
Und Wissenschaft und Kunst gar hoch erblüh'n!

Der dumpfe Wahn aus längstverklungnen Zeiten,
Er müsse vor dem heil'gen Lichte flieh'n!
Die Nacht des Aberglaubens muß entschwinden,
Die Guten all' ein einz'ges Band umwinden!

So schließt Euch an einander denn, Ihr Brüder,
In jedem Stande und in jedem Land!
Tagt Eine Sonne doch auf Euch hernieder,
Schuf alle Euch doch Eines Schöpfers Hand!
Seyd Ihr doch alle Einer Kette Glieder,
Ist doch die Erde nur Ein Vaterland!
Drum wollet Ihr Euch auch, mit reinen Trieben,
Als Kinder Eines großen Vaters lieben!

O möge doch solch' reiche Früchte tragen
Dieß neue Jahr für Zeit und Ewigkeit!
Mög' es des Geistes Fesseln all' zerschlagen,
Den Sturm verscheuchen, der wohl jetzt noch dräut!
Mag jeder Mensch, entfernt von Furcht und Zagen,
Fest stehen in des Lebens ernstem Streit,
Dann wird der Herr der Welten und der Thronen
Am Ziele ihn mit Seligkeit belohnen!

Braunschweig.

Eduard Fink.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

»Vier Stück' in Bayernland sind wohl bedacht:
Hätt' ich des weisen Albrecht Macht,
Und des reichen Jörgen Pracht,
Seiner Frauen Lieblichkeit,
Und des Christoph Tapferkeit,
Der Erste wär' ich weit und breit.«

Ein schöner Spruch von Gilgenschein.

1.

Großes Sterben zu München.

Da man zählet ein tausend vierhundert und drei und sechzig Jahre nach des Herrn Geburt, hielt der Tod ein wildes Gastmahl in den bayerischen Landen. Eine

fürchterliche Seuche entvölkerte Städte und Dörfer, daß sogar den Gewaltigsten im Volke der Muth in kummervoller Betrübniß sank. Während siebentausend Menschen mit weinenden Augen eine Bittfahrt nach dem heiligen Berge Andechs hielten, den Zorn Gottes zu versöhnen, flüchteten die vornehmsten Edelleute aus Münchens Mauern auf ihre Landgüter, in ihre Forsten.

Herzog Johann von Bayern-München, der mit seinem Bruder Sigmund den Herrscherthron inne hielt, folgte dem verderblichen Beispiele, indem er sich aus der Hauptstadt nach dem Dorfe Haidhausen erhob, der Pest zu entrinnen. Er wußte, gleich Tausenden seiner Unterthanen, nicht, daß oft, wer dem Tode zu entgehen vermeint, ihm in die Arme taumelt; daß der grimme Feind hinter dem schnellsten Reiter im Sattel hängt, und allenthalben ein Grab bereit hält, den Ueberwundnen hineinzustrecken.

Dennoch mangelte es nicht an ernsten Mahnungen auf dem kurzen Wege, den der Fürst von seiner Hofburg bis zu dem Ufer der Isar zurückzulegen hatte. Hie und da längs der Straße kämpften Sterbende den letzten Streit, und riefen in den düstern Novembermorgen und in die Dampfwolken, welche von den an den Kreuzwegen errichteten Scheiterhaufen emporstiegen: „Herzog, Johann, unser Vater, wohin? verlasse uns nicht, uns Deine Kinder!“ Das Ohr verschließend ritt der Herzog fürbaß, und kam zu den Austegen, auf jene Uferfluren, wo die Münchner Lusthäuser und Gärten besaßen; jetzo verödete Raine, entvölkert durch die Winternähe, durch die Pest.

Unfern vom letzten Steg, wo es dann „in den Lüften“ heißt, wand sich im Straßengeleise ein hinsterbend Weib. Neben ihm kroch heulend und frierend ein kleiner Bube. „Barmherzigkeit!“ rief das Weib, und die Stimme erschütterte den eiligen Fürsten dergestalt, daß er inne hielt, fragend: „Wer ist die Unglückliche?“ —

Sein Gefolge entgegnete mit Achselzucken: „Sie ist des entlaufnen Münzers Weib; der Bube sein Sohn.“ — Der Herzog schauderte; er hatte einst die Sterbende geliebt. Darum fragte er gütig: „Ist Dir zu helfen, Du Arme?“ — Jene schüttelte den Kopf, und stöhnte: „Der Jammer, der Hunger, die Pest.... nicht eine Stunde treib' ich's mehr. Aber das Kind, mein Floribert.... den sein grausamer Vater verließ.... wenn Ihr ihm nicht helft, gnädiger Herr! was soll aus ihm werden?“

Dem Fürsten stiegen Thränen in's Auge. Mit erstickter Stimme und fürder reitend, sagte er zum Gefolge: „Nehme einer den Buben mit, daß ich für ihn sorge.“ — Weil der Herr sich nicht mehr umsah, eilten die Ritter und Knechte nicht, sein Gebot zu thun, die Ansteckung fürchtend, und gering achtend das Leben eines Geschöpfs, dessen Vater in der ganzen Münchner Stadt verhaßt gewesen. Ein jeder des Geleits dachte bei sich: „Mag mein Hintermann thun, was der Herzog befahl;“ und so geschah es, daß alle nach einander vorüber trabten und liefen, und die ärmste Mutter schier in Verzweiflung geendet hätte, wäre nicht ein eisgrauer Sattelknecht als ein Nachzügler herangekleppert. Der erbarmte sich des wimmernden Floribert, und nahm ihn unter seinen groben Mantel. „Komm,“ sagte er zu ihm: „Wenn Du, auch bereits die böse Krankheit im Leibe hättest, komm' immerhin, Dich an meiner Brust zu wärmen. Weder Du, noch ich haben viel am Leben zu verlieren, und ergeben uns daher gerne in des Allmächtigen Schickung. Bist zwar eines schlimmen Vogels Sprößling, doch haben manchmal die schlechtesten Väter die besten Söhne, und mir, dessen Fell Dein Alter oft ungerechterweise zerhauen ließ, wäre es gerade deßhalb eine Freude, Deine Haut unversehrt und heil zu halten.“

Der alte Knecht Pasinger war bey'm Herzog Johann wohl angeschrieben, und hätte sicherlich denselben vermocht, für den Kleinen etwas zu thun; aber die Zeit war dazu nicht günstig. Nur wenige Tage dauerte es, so starb der junge Fürst zu Haidhausen an der Seuche, die ihn von München gejagt hatte. Sein Hofstaat zerstreute sich, und lief dem nunmehr allein regierenden Sigmund zu. Kaum, daß sich noch eine Handvoll getreuer Diener fand, die des Verblichenen Leiche zur Gruft zu tragen sich unterstanden.

Nachdem dieses vollbracht, nahm Pasinger abermals den kleinen Floribert in seine Arme, und sagte zu ihm: „Du mußt frühzeitig den Wohldiener und Hofläufer machen, mein armes Buberl. Aber ich kann Dir nicht helfen. Wir bedürfen beide eines Stecken und Stabs, und wollen denselben bey'm Herzog Sigmund suchen. Er ist ein sanfter fröhlicher Herr, und wird Dir nicht die Sünden Deines Alten zurechnen."

2.
Des Münzmeisters Lebenslauf.

Der sanfte, fröhliche Herr entsprach den Erwartungen des alten Reisigen, und verhieß den Beiden seine Gnade und Huld. Sigismund besaß zu Grünwald, nicht weit von München, ein trauliches Schloß, woselbst er der Regierungssorgen sich entschlug; wo er sogar seinen bleibenden Sitz nahm, da er nach Verlauf von ein paar Jahren seinem jüngern Bruder Albrecht das Herrscheramt überließ. — In Grünwald wuchs Floribert heran, und der gütige Herzog fragte nicht selten nach dem Knaben.

„Er gedeiht, und alles geschieht nach des gnädigen Herrn Befehl;" antwortete dann der Pasinger. Worauf der Fürst oft mit nickendem Haupte sprach: „Wie man

den Baum zieht, so streckt er sich. Halte den Buben zur Demuth an, und daß er nicht versäume, die köstliche Musika zu erlernen. Das Saitenspiel erweicht das Gemüth, Der Gesang öffnet das Herz der Freude, und ein fröhlicher Mensch ist nicht böse. Aber wehre ihm den Wein, die Wurzel alles Uebels, so man ihn nicht mit Verstand zu kosten weiß; und des Gesindes rohe Gemeinschaft. Auf solche Weise brechen wir dem jungen Wolf die Zähne aus, daß er nicht schade."

„Warum schilt er mich einen Wolf?" fragte mit lebhaft gerötheten Wangen der Knabe, als er einmal des Herzogs Rede vernommen, und der alte Pasinger setzte ihn auf seine Kniee, schaukelte ihn, und versetzte, den Bart verlegen streichend: „Schau, Bertl, das ist so eine Sache. Mancher Biedermann hat ein Kind, das nicht geräth, und mancher einen Vater, der nicht gerathen ist. So ist der Deinige, dem Gott helfe in diesem oder jenem Leben. Niemand weiß ja, wohin er gekommen. Doch nein; das wußte man freilich.... aber, was aus ihm geworden, und ob er jetzo heiß oder kühl sitze... das ist was andres."

Floribert betrachtete kopfschüttelnd den ungelenken Hofmeister, und sagte mit seiner harten Rede, die so rauh gegen sein weiches blühendes Antlitz abstach: „Ich verstehe Dich nicht; aber ich will, daß Du mir endlich sagest, warum die Männer im Schlosse das Gesicht verziehen, wenn sie meines Vaters Namen nennen, und warum die Weiber weinen, so auf meine Mutter die Sprache kommt."

„Nun," meinte der Pasinger, „die Geschichte wird nicht lange dauern. Wo Dein Vater, der Walthauser, hergekommen, ob aus Böhmen oder aus dem Ungarlande, ist ungewiß. Ich erinnere mich nicht genau, wann er zu München eingewandert ist, als ein Gschmeidmacher

und Kupferschmied. Zuerst hat er in der Graggenau gearbeitet, bey dem Meister Paltwein, und da selbiger an des seligen Herrn Albrechts Hof kam, hatte auch Walthauser in der Veste so oft und viel zu thun, daß der Herzog mit ihm bekannt wurde. Er war geschickt und flink, und verstand viele geheime Künste in Schlössern, Wildfallen, Ketten und Gitterwerk, im Geschützgießen und Münzschlagen. Das liebte der Herzog, und nahm ihn ganz aus der Werkstatt an den Hof, wo er lange mit Fleiß und Dank arbeitete, bis die Herzogin einen Groll auf ihn warf."

„Warum?" fragte Floribert dringend, weil der Knecht inne hielt. Pasinger besann sich ein wenig, und sagte dann: „Du bist noch zu jung, um das zu erfahren." — Floribert zog die Brauen drohend zusammen, ballte die Faust und rief: „Was zu jung? ich bin größer und stärker als alle Buben meines Alters; ich darf alles wissen und hören. Wenn Du nicht ausredest... sieh, ich rühre keine Saite mehr an', und reite heute Abend mit den Troßbuben in die Schwemme. Soll ich dieses nicht thun, so sprich."

„Eigensinn!" schalt Pasinger gutmüthig, raufte dem Jungen scherzhaft die Haare, und entgegnete: „Hab' ich einmal angefangen, so muß ich freilich endigen. Schau also, Bertl: wann ein Herzog seine Herzogin, oder ein Mann seine Frau hat, so darf er keine andere lieb haben. Das weißt Du, nicht wahr?" — „Schon lange, Pasinger!" — „Herr Albrecht hat aber dennoch gerne mit einer Frau aus München geplaudert, und dieselbe dann und wann heimgesucht. Sie war eine Kürschnerfrau, hieß Ursula, ein feines Weib mit großen Augen und weißen Händen. Weil die Beiden sich nur verstohlen sehen konnten, ist Dein Vater Bote gewesen, und die alte Herzogin erfuhr es, und machte vielen Lärm."

— „So?" fragte Floribert gleichgültig entgegen. Dann setzte er nach einer Weile hinzu: „Wenn ihm's der Herr befahl, mußte mein Vater schon den Boten machen. Das ist nichts Böses." —

„Recht;" meinte Pasinger zufrieden: „Herrendienst vor Allem; aber nun kömmt das Böse erst nach. Die gnädige Frau wollte den Walthauser vom Hof jagen, und Herr Albrecht hielt ihn dagegen erst recht fest, machte ihn zu seinem vertrautesten Diener, zum Kammer- und Münzmeister. Als Kammermeister hatte er die Gesinde, als Münzmeisters freie Hand zu allen Schätzen und Kleinodien. Da er nun so vieler Gewalt genoß, übernahm er sich in Hoffart, und, was sich nicht bog, das mußte brechen. Er war ein tükischer Feind und ein bitter verlogener Freund, änderte sich wie der Wind und kehrte immer eine schlimme Natur heraus. Keine Seele an der Hofstatt, die er nicht gezeichnet hätte durch ein böses Wort oder einen wilden Handstreich. Sprach er das böse Wort zum Herzog, so jagte der den Geschmähten vom Brod, in's Elend, oder gebot ihm den Kerker; hob er die wilde Hand, so setzte es Geißelhiebe, Folterstrecken, Verstümmelung und den blassen Tod. Ich trage manchen Strimen, den ich dem Walthauser verdanke."

Floribert horchte mit finsterm Unmuth in den Blikken zu, und fragte: „Warum habt ihr's gelitten, ihr feigen Leute?" — „Das verstehst Du nicht;" antwortete der Pasinger: „erstlich des Dieners Pflicht; und dann leidet man viel um des lieben Brodes willen, und hoffend auf bessere Zeiten. Die wollten jedoch immer nicht kommen. Sogar die Herzogin mußte dem Münzmeister weichen. Herr Albrecht that sie ab von der Mitregierung, und Frau Anna, der Kränkungen satt, wollte nach ihrer Heimath bei Nacht und Nebel entweichen; hatte auch er schon übhunderttausend Gulden zusammengepackt,

mehrere edle Ritter und Grafen auf ihrer Seite. Der verschlagene Münzmeister kam aber dahinter, verrieth den ganzen Anschlag, und machte, daß die Herzogin festgehalten wurde.“

„Da hat er wieder wohlgethan;“ bemerkte Floribert beifällig: „Wenn man einen guten Herrn hat, soll man seinen Nutzen wahren, sagst Du immer.“

Pasinger fuhr fort: „Nun saß Waldhauser dem Glück recht tief im Schooße, aber er hatte nichts vor sich gebracht, als ein lockerer verschwenderischer Zech- und Spielbruder. So vermeinte er, wenn er ein Weib nähme, würde er sparen, und viel Gut erwerben. — Eine unbescholtene Jungfrau, des Futterschreibers Tochter, wurde seine Braut. Aus lauter Tugend gerieth sie dem Bösen in die Klauen. Der selige Herzog Hans liebte sie, und sie wollte nichts von ihm wissen. Seiner Zudringlichkeit zu entkommen, und einen Beschützer zu haben, machte sie Hochzeit mit dem Walthauser.“

„War das meine Mutter?“ — „Ja; Deine arme gute Mutter.“ — „Hm, ich hätte doch lieber einen Herzog geheirathet, als einen Münzmeister.“ — „Das durfte sie nicht. Weiber von gemeiner Herkunft thun in Herrenschlössern nicht gut; das erfuhr Herzog Albrecht gar bitter mit seiner schönen Agnes.“ — „Ei, so hätte auch der Herzog Hans meine Mutter nicht lieben sollen.“ — „Freilich; und eben deßwegen machte sie mit dem Münzmeister Hochzeit. Ach, das war ein gräuliches Fest!“ — „Wie das? erzähle doch, schläfriger Pasinger.“

Der Knecht sprach stockend weiter: „Deine Mutter war eine lilienreine Dirne. Sie brachte ihrem Ehemanne eine unentweihte Hand; aber, nicht des Herzens erste Liebe. In der fröhlichen Zeit, da ein Mädchen die Kinderschuhe in den Winkel wirft, hatte sie einen wackern Buben kennen gelernt: einen Edelknecht des Herrn von

Abensberg. Junge und Dirne gefielen sich; hätten gern früh oder spät ein Paar gegeben. Da stand jedoch von einer Seite der Graf dagegen, und verbot solche Libelei seinem adelichen Diener. Und von der andern Seite sprach der Futterschreiber gegen seine Tochter ein verwehrend Wort, und die Tochter gehorchte ohne Widerrede. Drei Jahre, meiner Treu, war sie von dem Junker geschieden, als sie des Walthausers Weib wurde. Binnen selber Frist hatte der Edelknecht einen Ausbund von Wüstling abgegeben, der alle Schanden sich erlaubte, und das Maul brauchte, wie das Schwert, zu jeder Stunde, um eine Bohne, um ein Nichts. Den führte das Unglück in Gefolge seines Herrn gen München, am Hochzeittage des Münzmeisters. — Heda, Floribert, was springst und trottest Du auf meinen Knieen? Was hast Du? Warum funkeln Deine Augen?"

„Ha! ich denke, es wird nun Schläge gesetzt haben zwischen dem Vater und dem liederlichen Junker!" rief Floribert, und focht wild und lustig mit den Händen in der Luft. — Pasinger seufzte vor sich hin: „Ach ja, Art läßt nicht von Art!" — fuhr dann ungesäumt fort:

„Also am Hochzeittage des Münzmeisters. Von der Heirrath hören, alle Heiligen im Himmel zusammen schwören und maledeien, und dem Bräutigam die gräßlichste Rache drohen, — das war bey dem tollen Edelknecht eins und dasselbe. Dann wetzte er seinen Dolch, dann trank er sich halb von Sinnen, und kam Morgens, zwey Stunden nach Mitternacht, an das Haus Deines Vaters im Münzgässel; klopfte, lärmte, polterte am Laden und schimpfte den Walthauser einen Schurken her, einen Böswicht her. „Muß doch sehen, wen draußen die Haut juckt!" sagte mit schlimmen Vorbedacht Dein Alter. „Bleib' doch, 's ist nur ein Trunkener!" bat um Gotteswillen Deine zitternde Mutter. Aber — eben so

gut, als sie den Meister Ungeschlacht an der Stimme erkannte, und dieses für sich behielt, — eben so gut hatte der Mann seinen Vogel gemerkt, und sagte es nicht. Dafür wischte er wie ein Blitz aus dem Hause, und strich dem Edelknecht die Rechnung, indem es nicht der Münzmeister war, der mit dem Eisen im Herzen maustodt hinfiel, und da lag bis am hellen Morgen."

„Brr!" machte der Knabe, indem er sich schauerte; dennoch klatschte er in die Hände, und meinte, sein Vater hätte wieder nicht Unrecht gehabt.

„Nun gab es eine Heidenmette;" erzählte der Pasinger weiter: „Deine Mutter schrie und weinte, die Nachbarn fluchten und schalten, der Graf von Abensberg war außer sich vor Zorn und begehrte Walthausers Haupt; die Pfaffheit wollte ihn in Bann thun, ... und der Herzog beschirmte ihn gegen alle seine Feinde. Der Abensberger zog wüthend ab, das Volk besänftigte sich, und der Todte wurde ehrlich begraben. — Aber Deine Mutter ist nimmer wieder froh geworden; immer ruchloser dagegen Dein Vater, bis der alte Herzog starb, und die Fiedel aus einem andern Tone klang. Herzog Hans hätte den Walthauser gern gleich davon gejagt; doch wußte er um viel geheimes Wesen, wie um manch verborgenes Gut. Nachdem er aber seine Geheimnisse den neuen Herrn vertraut, und das verborgene Silber angezeigt, spürte er, daß man damit umging, ihn vom Brode zu thun. Darum münzte er schnell eine Menge falscher Pfenninge, gedenkend, sie für seinen Gewinn unter die Leute zu bringen. Doch kam der Betrug mit dem Oettinger Gelde heraus, und damit er nicht gefangen und durch die Backen gebrannt würde, am Ende wohl den Kopf verlöre, lief er davon, Alles hinter sich lassend: und lieber genoß Deine Mutter das Almosen ihrer Blutsfreunde, als daß sie dem frevlerischen Manne gen Lands=

hut gefolgt wäre, wohin er sich geflüchtet hat. Herzog Hans begehrte ihn zurück; Herzog Ludwig weigerte sich dessen, um des Walthausers Kunst und Geschicklichkeit willen. Während sie darüber hin und her stritten, ist er auf einmal verschwunden, und glaubt man zuversichtlich, er werde einst auf dem Grund der Isar leichter zu finden seyn, als irgendwo. — Das ist Deines Vaters Geschichte, Bertl. Nimm Dir ein Beispiel daran."

„Hm! Gott tröste ihn;" erwiederte der Knabe nachdenklich: „ich frage nicht so viel nach ihm, als nach meinem armen Mutter, aber es muß einem Mann doch gut anstehen, wenn ihn alle Welt fürchtet." — „Wie einen bissigen Hund;" brummte der Knecht mit wackelndem Kopfe. Floribert horchte nicht auf die Bemerkung aber seine Spielgefährten empfanden täglich schwerer seine Hand und anmaßende Gewalt. So oft er sich erinnerte, daß er Walthausers Namen führe, redete er immer derber und kürzer, schlug immer derber zu, und lebte nebenbei als ein Sonderling, der Alles thut, wie andere Leute es nicht thun.

3.
Herzog Sigmunds Hofhalt.

Sigmunds Einsamkeit zu Grünwald war ein Paradies des Friedens. Weder das rauhe Treiben des Ritterthums, noch des Herscherstandes Mühen und Zwang hatten jemals dem heitern spiellustigen Fürsten zugesagt. Den anmuthigen Künsten, dem fröhlichen Waidwerk und der Frauenliebe hold, entsagte er gern dem Thron und den Wirren des Staatslebens, für sich selber schaffend eine eigene Welt, voll von Ruhe, Sorglosigkeit und ergötzlichen Bildern. Seine Wohnung spiegelte von bunten Gemälden und Teppichen, von geschliffenen Krystallen und glatten Getäfel; sie erklang vom Spiel der

Cythern und Flöten, duftete von Blumen und dem Rauche des Sandelholzes. Seine Küche bot die feinsten, die gewähltesten Leckerbissen, deren Krone oft der Fürst selber fing mit geübter Hand, entweder in den Wellen des grünen Flusses, oder in den Netzen seines Vogelherds, oder auf seiner Forsten Wildbahn. Sein Keller spendete nur goldnen süßen lateinischen Wein, war verschlossen der sauern Traube des Bayerlandes und des Rheines. — Darum blieben von dem stillen Hofhalt fern die Zecher und Schlemmer, die Spieler zur Nachtszeit, die ungeschliffenenen Hubertusbrüder; und nur wenige Erwählte, in Geschmack und Neigungen befreundet mit dem Herrn, betraten sein Landhaus. Die Höfe desselben wimmelten nicht von Wächtern und Trabanten. Keine Hellebarte blitzte darinnen; aber eine Pfauenheerde sträubte dort ihr prachtvolles Gefieder, die seltensten Tauben schnäbelten dort auf zierlichen Standen, rothäugige indianische Hühner stolzirten dort.

In allen Hecken zwitschernde Vögel, in jedem Teich der Gärten tauchende Schwäne und schillernde Fische; in den Gemächern des Herrn wohlgekämmte blendende Hunde, neben gefleckten Meerschweinchen. Eine Schlaguhr, ein Wunder der Zeit, schmückte den Speisesaal und läutete zur Tafel; hübsche wohlgeputzte Dirnen bedienten die Gäste. Geübte Musikanten schmeichelten ihrem Ohr, witzige Tischräthe erschütterten ihre Zwerchfell, liederkundige Sänger würzten das Gelage. — Kam der kühle Abend, die trauliche Nacht, so zog der Herr auf seine verschwiegenen Abentheuer, und mit dem frühen Morgenstrahl begann wieder auf's Neue des seligen Taglebens Kreislauf.

Floribert stand in diesem Lustgarten als eine seltene Pflanze, die man gerne hegt, obschon sie nicht an den Ort gehört. Ein schlanker Knabe, mit dem mädchenhaf-

ten Angesicht der Mutter und dem weichen langlockigten Haar, die Laute in den Händen, schien er ein Bote des Friedens und des Gesangs. Aber wie ändert sich sein ganzes Wesen, wenn er von Kampf und Schlacht hörte, wenn ihm eine blanke Klinge geboten wurde, wenn er ein muthiges Roß erblickte, schnaubend, sprengend, mit flatternden Mähnen! Seine Zunge, so gelenk und sanft im Liede, rief mit Lust das Feldgeschrei, sein Arm führte schwere Hiebe, bändigte leicht den tollen Gaul.

Leider war's nur Scheu und Traum des männlichen Reiterlebens, was ihn dann und wann zu Grünwald entzückte: eine Jagdfahrt etwa, oder ein Stechen mit stumpfen Lanzen, welches die Knechte unter sich hielten, wenn der Herzog gerade abwesend war. Eher wäre es dem Floribert vergönnt gewesen, des Gesindes Trinkfreunden und Gelage zu theilen, wie sie hie und da ohne Vorwissen des Herrn in den entfernten Ställen gefeiert wurden. Aber vor den gefährlichen Freuden schützte ihn der besondere Widerwille, den er gegen alles gegohrne Getränk verspürte. Niemals hatte er vermocht, einen Tropfen Weins zu genießen, oder nur aus einem Gefäße zu trinken, das Wein enthalten; er zertrümmerte es im Zorne, führte stets seinen eigenen Becher in der Tasche bey sich, schöpfte seinen Trunk lediglich vom kühlen Brunnen. Auf gleiche Weise floh er Dirnengeschwätz und Weiberlockung, verschmähte das weiche Pfüll, um auf hartem Lager zu ruhen, und hielt mit bloßem Scheitel im strengsten Regen, wie in der bittersten Kälte aus.

Daher sagte der Pasinger oft vor sich hin: „Ist's nicht eine Freude, den Buben zu schauen, wie er wächst, und täglich kecker wird? Aber freilich wachsen ihm die Zähne auch, und der gnädige Herr hat das rechte Mittel nicht gefunden, sie ihm auszubrechen.“

Und seinerseits überlegte Sigmund dann und wann wie der junge Walthauser dennoch zum Kriegshandwerk vor allen andern bestimmt sey, und daher von Tag zu Tag an seiner gelehrten Hofstatt überlästiger werde. Bereits habe der Junge den Ruf eines tapfern Schlägers, er sey der Schrecken des fleißig gehetzten Wildes; täglich gehe es schwerer mit dem Lernen in der Schule, schon habe er in Ungeduld und Zorn eine künstliche Cyther zerschmettert, in unvorsichtigem Scherz einen Affen getödtet. Zeit sey es, den Störefried zu entfernen. — Aber der Herzog war milde, und wollte ein Geschöpf seiner Gunst nicht hinausstoßen, ohne für seine Zukunft gesorgt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wenn schwache Gemüther in trüberen Tagen
Bei leichten Gefahren erzittern und klagen,
Daß jegliche Hoffnung auf ewig dahin,
So fehlet, wenn Wetter sich über ihm thürmen,
Ihn näher und näher umdonnern und stürmen,
Das Erste doch nimmer dem höhern Sinn.

Uns fesselt das Schicksal! so jammern die Thoren,
Doch nichts ist dem edleren Menschen verloren,
So lang er das Erste im Busen bewahrt.
Laß kräftig die Letzten nur wirken und walten,
Bald wird sich das Leben dir schöner gestalten,
Viel können die Letzten, mit Klugheit gepaart.
Dann magst du, wenn jene Gefahren verschwunden,
Wohl über das Ganze in fröhlichen Stunden;
Doch fröhlicher üb' es mit sorgender Acht!
Leicht werden die Schranken im Rausche vergessen,
Nur selten die eilenden Worte gemessen,
Drum werde die Freud' in der Freude bewacht.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ter Band, 2tes Stück.

Der alte deutsche Kalender.

(Aus dem 15ten Jahrhundert.)

Nachdem (Neujahr) kommt der hl. drey Könige Fest, daran viele einen König wählen, Spiele halten, und eine lange Wirthschaft anrichten; da hat ein Jeder sein Amt am Hofe. Die Knaben haben etwan einen besondern König auf dieses Fest. Dieser Brauch der Königreiche, darin auch viel Büberey geschieht, ist fürnemlich gemein am Rheinstromme.

(Wird fortgesetzt.)

Hohen-Schwangau.

Wem ist die Burg doch eigen, die nah am Lech sich hebt,
Wo sich die Marken scheiden? — Ei, wie so stolz sie strebt!
Auf Bayerns Boden fußt sie, und blickt so frei hinein
Ins schöne üpp'ge Schwabenland und ins Tyroler Gestein.

Das ist 'ne Burg der Ehren, ein rechter Lug'insland,
Da ward die Minneharfe gerührt von Kaiserhand.
Noch wehen die alten Lieder um's Schloß bei Mitternacht,
Und säuseln bis zum Untersberg: ob Stauff noch nicht erwacht?

Wo sich drey Marken scheiden, da steht das alte Schloß;
Von dreyen Heldenstämmen trug es gar manchen Sproß.

Dreyästig schwingt der Epheu sich um den Thurm dort hin;
Den Welfen und den Stauffen, den Schyren gilt
dies Grün.

Da, wo dein Fuß jetzt weilet, hier unter'm grauen Thor,
Weißt du, wer einst hier weilte, wer trauernd schritt hervor?
Die Stelle ist geheiligt! — eine Mutter stand darauf,
Die weint' in banger Ahnung hier um den letzten Stauff.

O eile nicht vorüber! hier brach ein Mutterherz.
Es brach durch Tennung eher, als durch den Todesschmerz;
Zwey Ranken sind verschlungen am Stamm des Immergrün; —
Hier schied von seiner Mutter der edle Conradin!

Und siehst du dort die Kammer? Tritt ein, entblöß' dein
Haupt;
Hier lag ein Mann geborgen, der treu an Gott geglaubt,
Und Gott hat ihn geborgen, ein Mann hat ihn geführt, —
Den Löwen deutscher Zunge, so lang ein Herz sich rührt!

Zu Augsburg war's, — Schmeerbäuche, he! denkt ihr
noch daran?
Ihr hättet's gar zu gerne dem Luther angethan! —
Ihr gabt ja frei Geleite, ihr dachtet an den Huß; —
Doch eurer hunderttausend nicht wenden Schicksals Schluß.

Es saß ein Mann in Augsburg, — wollt' Gott, jetzt
gäb's dergleichen,
(Doch Treu' scheint ausgestorben, und nur die Füchse
schleichen.) —
Es deckt ein guter Mantel den Luther dazumal,
Deckt ihn vor Flamm' und Giften, und vor geweihtem Stahl.

Das war der Langemantel, in Augsburg wohl bekannt,
Der bot dem edlen Luther zum Dahinab die Hand,
Die Pfaffen, als sie's hörten, sie sprachen unverhohlen:
„Der Teufel half dem Luther, und hat ihn uns gestohlen."

Sie bestellten einen Maler, ein Männlein taub und alt,
Dem schrieben sie das Mährlein auf, bis er's am Thor
gemalt! —
Wär' er nicht taub gewesen, er hätt' es nicht geglaubt! —
Doch tausend gibt's, die glauben's noch, weil's ihre Väter
geglaubt.

Der Freiberg saß im Schlößlein hier, und schloß es Luthern auf;
Nun war's ein Berg der Freien, ein Freier stand darauf;

Hier lag der deutsche Löwe, im Zwinger und doch frei;
Drum billig, daß auch heute hier herrscht ein junger Leu.*)
Und junger Leu von Baiern, ruhmvollen Stammes Sproß!
Recht hast du dir geeignet der Treue altes Schloß,
Nun blicket dich aus Bildern rings deutsche Treue an,
Was deine Ahnen thaten, dein Volk für sie gethan!?
Wenn du auf weichem Lager willst pflegen kräft'gen Traum's,
Sprech' es aus jeder Ecke des bunt bemalten Raums!
Der Panther hier von Ingolstadt, der deinen Feind zerreißt,
Die schlichten Helm' von Landshut, die schützen dich gar dreist:
Die Rosen auch von Moosburg trag' um den Fürstenhut; —
Volkslied', ein Rosenkränzlein, drückt nicht, und duftet gut! —
Von Regensburg die Schlüssel, sie mahnen einfach stets:
Für's Herz der beste Schüssel ist — Liebe und Gesetz.

Eduard Duller.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Fortsetzung.)

Es lebten dazumal vier Söhne des seligen Herzogs Albrecht: Sigmund der ältere, Albrecht, welcher regierte, Christoph und Wolfgang, die jüngern Brüder, welche der, kluge Albrecht von ihren Ansprüchen auf die Mitherrschaft abzubringen stets bemüht war. Die Entsagung, welche Sigismund um seiner eigenen Bequemlichkeit willen geleistet hatte, war von dem gutmüthigen trägen Wolfgang nicht schwer zu erhalten gewesen. Das Leben eines Land-Edelmanns oder eines Bischofs dünkte ihm angenehmer, als den Scepter zu führen. — Aber mit dem heftigen, unruhigen, waffengeübten Christoph war nicht zu scherzen. Wetterwendisch, geldbedürftig, zum Gehorchen zu stolz, zum Herrschen zu unstät, willigte er bald

*) Bekanntlich ist dieses Schloß jetzt Eigenthum Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern, der die Ruine wieder, in alterthümlicher Form bewohnbar, herstellen ließ.

gegen schwere Geldopfer in Alberts Forderungen, bald widerrief er seine Zusagen, und fing das alte Lied von vorne an. Abentheurung von Land zu Land, auf Turnieren und Fehdezügen, auf Tänzen und Preisstechen, auf Hochzeiten und Wettrennen, wurde stets sein Beutel zu früh leer, und der Mangel reizte den Stolz des Prinzen, daß er des regierenden Bruders nicht schonte; oder die vielen Zech- und Fechtgesellen, deren sich der freigebige Kämpfer erfreute, bliesen zu ihrem Nutzen die Kohlen wieder an, die ohnehin zwischen Brüdern, deren Erbtheil nicht haarscharf vertheilt worden ist, niemals ganz erlöschen. Und Christoph stiftete dann den schwachen Wofgang auf, und Albrecht hielt den Drängern streng den Widerpart, und Hader und Zwietracht war stets nach kurzem Waffenstillstand im Hause Wittelsbach, welches noch aus den Wunden blutete, die ihm des bärtigen Ingolstädters Siege und Niederlagen, und des Landshuters Zwist mit Donauwörth und dem Achilles von Brandenburg geschlagen hatten.

Wo die Widersacher schüren, gibt es selten einen Versöhner. Herzog Sigmund war einer der seltenen. Friedlich und beständig, seinen Schwüren getreu, redete er stets zum Guten, und diente beiden Parteyen. Wann die jüngern Brüder zu ihm kamen, ihren Grimm und Schmerz in seinen Busen zu schütten, so verhehlte er ihnen nicht, daß sie Unrecht hätten, mit ihrem Loose zu hadern; daß, wäre auch ihr beschieden Theil kärglich zugemessen, schon um des lieben Vaterlandes willen sie Ruhe halten sollten, weil nur Albrecht allein das wahre Geschick zum Regiment besitze, und keiner von ihnen in so schwerer Zeit Bayerns Glück fördern würde. — Dagegen redete er auch zum Albrecht, daß er sein brüderlich Herz bewahre, und nicht vergesse, welche Nachsicht und welchen Schutz er den jüngsten Söhnen seines Stammes

schulde. Es sey ein bös Exempel für's Volk, wenn sich die Fürsten in den Haaren lägen, und ein redlich Verständniß wichtiger, als ein paar tausend Gulden anzuschlagen, die man im Frieden leichtlich wieder erspare, aber im Kriege zehnfach verlieren werde.

Sigmunds tilgende Weisheit linderte viel die Wirrnisse der Brüder. Konnte sie auch nicht dauernde Eintracht herstellen, so spann sie doch die Geduld der Parteien bis auf den letzten Faden ab, kürzte den endlich ausbrechenden Streit, legte die grüne Palme zwischen die blutgerötheten Schwerter. Der kluge Regent, die aufgebrachten Prinzen, sie schenkten ihrem Aeltesten gleiches Vertrauen, hörten ihn in Noth und Bedrängniß, theilten mit ihm Kummer und Freude.

Die letzten Jahre namentlich waren reich an Unheil gewesen. Die Fehde der Böckler zum Einhorn, der Gesellen Christophs mit dem weisen Albrecht; Verträge, die schier so schnell zerrissen, als geschlossen wurden; schwarze Ohrenbläserei, die den widerspenstigen Prinzen meuchlerische Zusammenschwörungen gegen ihren fürstlichen Bruder Schuld gab; selbstherrische Gewalt endlich, womit der Bedrohte den tückischen Streich abzuwehren gedachte; eine üppige Saat des Bösen.

Während der Faschingslust zu München ließ Albrecht den unruhigen Christoph, da er just im Bade saß, gefangen nehmen. Die edeln Herren Nikolaus von Abensberg, und Bernhard Rohrbeck liehen sich dabei als Schergen her. — Wolfgang, dem dasselbe Schicksal bevorstand, entfloh der gefährlichen Fastnacht, und rüttelte an allen Orten und Enden, seinen gebundenen Bruder zu befreien. Im Rocke des Elends, mit wirrem Haar und langem Bart, des Hauptes Wirbel mit Staub und Asche bestreut, trat er vor den Reichstag zu Regensburg, bittere Klagen gegen Albrecht zu führen, welcher vor diesem

Anblick schaudernd, und übermannt vom ausbrechenden Unwillen der Fürsten, ohne sich zu rechtfertigen die Stadt verließ, und nach München zurückkehrte, wohin ihm Abgesandte des Kaisers auf dem Fuße folgten, wo in die Boten der Städte bereits erwarteten; alle zur Sühne redend, alle begierig, den unnatürlichen Zwist der Brüder auszugleichen.

Sigmund blieb nicht aus; derjenige Friedensstifter, dem Albrecht am geneigtesten war. Er öffnete den Schatz seiner Beredsamkeit, schilderte die Wirren des Hauses mit den glühendsten Farben, erinnert den Herrscher an seine eigenen Zusagen, an die Freundlichkeit frühern Verständnisses, an die fröhliche Fahrt, die vor Kurzen noch Albert mit dem gefesselten Christoph, mit dem geächteten Wolfgang gen Rom und Mantua unternommen, und womit die Brüder eine Bürgschaft der Eintracht gegeben. Mahnend, bittend, rathend, erreichte Sigmund sein Ziel glimpflicher, als die Herolde der Reichsfürsten. — Albrecht gab nach. — Nach zwanzigmonatlicher Haft verließ Christoph in Folge neuer Verträge seinen Kerker, kehrte Wolfgang in sein Vaterland zurück.

Sie kamen, den geliebtesten Bruder zu begrüßen, auf das Schloß zu Grünwald. Blaß, und bittre Thränen im Auge warf sich der tapfere Christoph in Sigmunds Arme, rufend: „O Du, unser Getreuester sey, bedankt für Deine Liebe! Wir heiligen Dich, wie wir die Feinde verfluchen.“

„Der Fluch gilt doch nicht dem Albrecht?“ fragte Sigmund mit rührendem Vorwurf. — Wolfgang wendete sich ab, Christoph entgegnete mit zurückgedrängtem Zorne: „Wohl bekomme ihm des Vaters Erbe, so er uns verkümmert. Wenn's auf glatte Worte, pergamentne Vergleiche, auf Trug und Verheißungen ankommt, ist stets der Fuchs über den Löwen. Vermaledeit die

Zeit, da statt des Schwerts die Feder regiert! Lassen wir jedoch den Schreiber und Heuchler. Mit seinen Helden hab' ichs zu thun, und ihnen soll werden, was ich ihnen in meines Thurmes düsterm Winkel zugeschworen."

„Wohl gesprochen, Christoph;" bekräftigte Wolfgang, und Sigmund fragte ruhig: „Welche Helden meinst Du?" Worauf Christoph mit gewohnter Leidenschaft herausfuhr: „Wenn's denn im Himmel also beschlossen ist, daß ein Herzog in Bayern seinem eigenen Blute Unrecht anthue, in Christi Namen sey's; ich mag es leiden. Aber dem Unterthan, der gegen mich, seinen Herrn und Fürsten ein frevelnd Wort spricht, oder die verfluchte Faust erhebt, ... dem vergeß' und vergeb' ich's nimmer, und nur der blasse Tod tilgt unsere Rechnung. Ich will nicht ferner von dem wüsten Handel reden, sondern Alles der Zeit anheimstellen. Bin ein geiziger Haushälter, der nur borgt, aber nimmer schenkt. Nicht das Wort, die That macht den Mann."

„Ach, wie ist's um die Rache so übel Ding!" seufzte Sigmund besorgt: „wie täuschen sich die raschen Gesellen, welche da vermeinen, ein hitziger Eid müsse erfüllt sein, und gälte es auch die verdammlichste That!"

Weil der Herzog sah, daß seine Brüder ungläubig den Kopf schüttelten, fuhr er fort; „Beispiele belehren besser, denn eines Schulmeisters Sentenz. Wie ich da bin, Ihr kennt mich, verabscheue ich, einem Menschen wehe zu thun. Vor allen bin ich an die gebunden, die gebunden, die schon als Kinder meiner Sorge anheim fielen. Urtheilt daher, welchen Schmerz ich empfinde, heute einen Jüngling von meinem Hofe jagen zu müssen, den ich lieb gewonnen habe, obgleich nicht alles an ihm ist, wie es seyn sollte. Und die leidige Rachsucht ist die Wurzel meiner nothwendigen Strenge."

„Was kümmern mich die Händel Deines Hofgesindes!“ rief Christoph höhnisch, und lehnte sich in's Fenster. Wolfgang, von neugieriger, kleinhäuslicher Natur, fragte nach dem Ausgestoßenen. „Des Münzmeisters Sohn,“ erwiederte Sigmund: — „einer meiner Leibdiener hat vor mehreren Monden in leichtfertigem Muthe seines Vaters Andenken gescholten, und nach langem Brüten hat gestern der junge Walthauser den Beleidiger plötzlich angefallen, auch dergestalt ihn zugerichtet, daß er sein Leben gerade nur einem Wunder verdankt.“

„Der Bube hat wohl gethan;“ sagte Christoph lebhaft: Strafe muß jeder Unbill früh oder spät werden. Obschon der Schläger einem Vater angehört, dessen Gedächtniß uns, Albrechts Söhnen, nicht lieb seyn kann, lob ich ihn. Noch mehr: ich will ihn aufnehmen, den Du verstößest, wenn er mir treu und blind ergeben seyn will. Mein armer Schildjung, der Hermann, starb zu München während meiner Haft, schier auf der Schwelle meines Thurmes, ein rührend Vorbild des Gehorsams und der Treue. Der Walthauser mag ihm folgen, und einen Vorsorger in mir finden.“

„Potz Kreuz!“ rief der Pasinger, da er des Prinzen Entschluß vernahm, und sein Zögling in Christophs Farben vor ihm stand: „Der beste Junker würde die Finger lecken, wenn er bei dem tapfern Degen einstehen dürfte!“

Floribert lächelte hierauf spöttisch, und meinte: „Laß mich nur erst den Feind gesehen haben, alter Freund! Für eine adeliche Wappen und Rittersporen ist mir gar nicht bange.“

Dem kriegerischen Christoph blieb seines Schildknaben Ehrgeiz nicht verborgen, und scherzend sagte er alsdann: „Diene redlich und gehorsam, Walthauser! und Du sollst es gut haben. In meiner Tasche steckt für Dich ein Adelsbrief, ein Ritterhelm. Für jetzo aber ziehen wir

nicht in die Schlacht und Fehde, sondern zur Hochzeit des reichen Jörgen gen Landshut; was nicht mehr denn billig ist. Erst der Tanz, dann der Strauß!"

4.

Die Hochzeit des reichen Georg.

Die Stämme deutschen Volks nannten den alten Herzog Ludwig von Landshut den Reichen und Wei en. Der filzige Heinrich, ein unerbittlicher Brandschatzer und Steuerherr, hatte ihm seine Schätze hinterlassen; seine freudlose, einsame Jugend, eine strenge Lehrmeisterin, hatte ihm an verständiger Erkenntniß zugelegt, was der karge Vater an der Erziehung des Sohns versäumte. Darum war Ludwigs Regiments, obgleich gestört durch Zerwürfnisse der Zeit, ein Segen für das Land. In der Fremde hatte der Sieger von Giengen, streitend für sein Volk mit seinem Volke, den bayrischen Kriegsruhm gegen Brandenburgs Glück behauptet; daheim richtete er still und emsig alles zum Wohl der geliebten Heimath. Milde Gesetze, kluge Sparsamkeit und wohlberechnete Freigebigkeit, die Stiftung der hohen Schule zu Ingolstadt, bezeichneten die Jahre, da er herrschte. Und nicht für die Gegenwart allein schaffte und sorgte Ludwig; er begehrte zu erhalten, was er aufgerichtet; er wünschte, in seinem Sohne Georg dem Vaterlande einen getreuen Nachfolger zu hinterlassen.

Deßhalb ließ er denselben frühzeitig schon an den Geschäften des Friedens und des Krieges Antheil nehmen, und that an dem jungen Fürsten, was seine Pflicht war. Der Zukunft kann ja der schwache Mensch nicht gebieten, und mancher träumte schon zum Tode entschlummernd, von einem fruchttragenden Baume, den er gepflanzt, während aus dem Keime ein unnützer Dornstrauch zu wachsen bestimmt war.

Als Georg dem Vater viele Hoffnung und Freude gab, wünschte Ludwig, Enkel auf seinen Armen zu wiegen, und des Nachfolgers Lust am Frauengeschlechte eine würdige Bestimmung zu geben. Mit vielem Fleiß, nicht ohne lange Unterhandlung und kluge Vorsicht, wählte er eine Gattin für den Sohn. Die Wahl fiel auf die Tochter des Königs Casimir von Polen und Elisabeths von Oesterreich. Hedwig, an Jahren noch beinahe Kind, doch an Schönheit die Fürstinn ihrer Zeit weit überstrahlend, wurde nicht minder gerühmt um ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit willen. Sinn für das Stillleben des Hauses, Freude an Gesang und Musik, Wohlthätigkeit gegen Arme und Reuige, ein stets klar und gleich Gemüth zeichneten, wie ihres Volkes und der Gesandten Stimme berichtete, die Prinzessin aus. Dieser Ruf der Andacht, Sanftmuth und Häuslichkeit bestimmte vor Allem den alten Herzog von Landshut. Er fühlte, daß eine solche Gattin allein das leichtveränderliche Herz des Sohnes zu fesseln vermöchte; daß nur eine fromme, versöhnliche Mutter dem Lande nöthig sey.

Die Werbung ging glücklich von Statten, obschon die königlichen Eltern sich nur schwer von dem anmuthsvollen Kinde trennen konnten. Dem Herzog Georg wurde das köstliche Kleinod von Polen als Eigenthum zugesagt; das herrlichste Juwel, das er jemals seinem allzureichen Erbe hinzuzufügen vermochte.

Mit gerechtem Stolze seines Sohnes Glück ermessend, beschloß Herzog Ludwig, dessen Vermählung zu dem prachtvollsten Fest zu stempeln, das seit Anbeginn des deutschen Kaiserthums auf deutscher Erde gegeben worden. Nach allen Seiten und Marken hin flogen seine Boten; in des Kaisers Burg, wie in den schlichten Reichsstädten, warben seine Herolde, luden seine Spruchsprecher zur fröhlichen Hochzeit. — Der greise Herr von Lands-

hut durfte darauf zählen, daß seine Hochzeitbitter keine abschlägige Antwort heimbringen würden; das gastliche Haus des Reichen bleibt niemals leer.

So kamen denn, trotz des nassen und kalten Wintermonds im Jahre eintausend vierhundert und fünfundsiebzig, in selbsteigner Person, mit starkem Geleit von Adel und Ritterschaft: der römische Kaiser Friedrich, Erbherzog Maximilian von Oesterreich, der reiche Erzherzog Sigmund aus Tyrol, die Markgrafen Albrecht und Friedrch von Brandenburg, des Landshuters alte Feinde, die Herzoge und Pfalzgrafen Philipp und Otto, — der letztere, sitzend zu Neumarkt, ein ewiger Allzeitfertig in den Streithändeln des Wittelbachischen Hauses — Graf Eberhard von Württemberg, der Markgraf von Baden, Albrecht; die Erzbischöfe und Bischöfe von Salzburg, Eichstätt, Passau, Freysing, Augsburg und Bamberg, die Grafen von Wertheim und Werdenberg, die Landgrafen von Leuchtenberg, und viele audere, deren Namen und Geschlechter und Wappen aufzuzählen die bayerischen Zeitbücher nicht müde geworden sind.

Ein Gast, der vordem niemals in so erlauchter Versammlung gesehen worden, war des türkischen Kaisers Bruder, Zizim, nachmals berühmt durch sein trauriges Schicksal. — Und was noch vor gar kurzer Frist alle Fürsten deutscher Nation sich nicht von ferne hätten träumen lassen, war die Eintracht, womit die vier Söhne des seeligen Herzogs Albrecht auf der Hochzeit Georgs erschienen: Albert, der Regent, väterlich, besonnen und weise, Sigmund, sanft und heiter, gekleidet, wie immer, in die Farben einer länst begrabenen Buhlschaft; Christoph, begierig nach Tanz und Turnier; Wolfgang, vergnügt haschend nach der Lust des Augenblicks.

Neuntausend Pferde der Fürsten und ihrer Vasallen fraßen an den Krippen zu Landshut; Flecken und Dör-

ser wurden ausgehungert und aller Lebensmittel entblößt, um acht Tage lang die Hochzeitgäste in der Hauptstadt zu bewirthen. Dafür waren aber diese trunken vor Entzücken, und die schwelgerischen Woiwoden, die ihres Königs Tochter nach Bayern geleiteten, verstummten vor dem nie erhörten Ueberfluß.

Die Reise der Prinzessin war langsamer gewesen, als des Hochzeitsvaters Ungeduld erwartet hatte. Als ob ein warnender Engel die rennenden Rosse, die fliegenden Räder aufhielte, so stemmten sich Hinterniß auf Hinterniß der Fahrt entgegen. — In Wittenberg übernahm Herzog Otto als zweiter Brautführer — der Kaiser war der erste — Casimirs liebliche Tochter. Von sächsischen Fürstinnen und Edelfräuleins umgeben, setzte Hedwig den Zug gen Landshut fort; in kleinen Tagreisen, auf bedeutenden Umwegen, veranlaßt durch die im schlimmen Wetter grundlos gewordenen Straßen, und durch den Eigensinn der polnischen Herren, die ihres Königs Kind mit morgenländischer Bequemlichkeit vor den Altar der stattlichen Martinskirche bringen wollten.

Endlich beherbergte am Martinstag Ingolstadt die langersehnte Braut; der folgende Abend eines Sonntags, begrüßte sie in Wollznach; am Montag zu Nacht fand sie zu Mosburg, wenige Stunden von Landshut, den letzten, sorgenlosen Schlummer der Jungfrau.

Dienstags in der siebenten Morgenstunde, bliesen Trompeter in Landshuts Gassen, und die erste Reiterschaar, geschmückt mit den Farben des Bräutigams, befehligt von dem tapfern Ritter Aichberger, rückte der Königstochter entgegen bis Krähenwinkel. — Während dessen legte Floribert Walthauser seinem durchlauchtigen Dienstherrn die köstlichen Sporen, das funkelnde Wehrgehänge an. Eine besondere Ungeduld hatte sich des

kriegerischen Fürsten bemeistert; die flinken Hände seines Knappen waren ihm zu langsam.

Schmollend sagte Floribert und halblaut: „Was kann ich dafür, gnädiger Herr, wenn diese enge Herberge und das Feldgetümmel Eurer Blut in Aufruhr bringen? Ich thue meinen Dienst, so geschickt, wie gestern und vorgestern; aber hexen kann ich freylich nicht."

Darüber lachte Christoph, entgegnend: „Nimm's nicht krumm, Du grober Junge. Wohl hast Du Recht; das leere Prunkgelärm widert mich an. Ich sehne mich nach bess'rer Unterhaltung, kann das Hofieren nicht leiden. Welche Thorheit! ein einzig klein Mägdlein mit glatten Wangen setzt so viel tausend Biedermänner in Hast und Schweiß! Ein Aufgebot, als ob es unsern Heiland gälte. Bist Du fertig, Bube?"

„Ja, gnädiger Herr! und nur Ihr, so weit der Himmel reicht, nur Ihr, dürft mich Bube heißen. Meiner Treu, ein winziger Bube von sechzehn Jahren wohlgezählt, und stärker als einer von zwanzig." Bei den Worten richtete sich der lange, breitschultrige Floribert wohlgefällig neben dem hagern Herzog empor, der sich begnügte, foppend zu antworten: „Unkraut schießt hoch auf, und ein Tagdieb gedeiht. So du einst im blutigen Felde eben so aufrecht stehst mit eingewurzelten Füßen und rührigen Händen, will ich Dich loben." — „Das werdet Ihr, gnädiger Herr!" sagte Floribert trocken. — Indem sammelte sich vor Christophs Herberge sein reisiger Zeug, und die achte Stunde schlug. Eilends in den Sattel sprang der Fürst, der Knecht, und in vollen Trab ging's hinaus gegen Ching mit dem zweyten Reiterhaufen, bestehend aus den Fürsten und Bischöfen, an ihrer Spitze der jugendliche Max von Oesterreich, als ihr Sprecher der wortreiche und geschmeidige Infulirte von Eichstädt.

Die Wintersonne schien über bereifte Fluren, über dampfende Isarfluthen. Am Rande des Ehinger Felds bewegte sich ein dunkles Gewühl. Mit Ungestüm und Begier fragten sich die trabenden Herrn und Edelleute: „Ist jenes des Otto Geleit? ist jenes der Königin Gefolge? oder schwenkt der Aichberger im Blachfeld?"

Das Gewühl kam aber näher, und dehnte sich lang oder breit, je nach den Krümmungen der Straße. Rossegewieher, Peitschenknall, Paukenwirbel, Trompetenstimmen, verworrnes Rufen: „Heil! Willkomm! Glück in's Land!" Jubel von bayrischen Zungen,

„Sie ist's! frisch, ihr guten Herren!" rief Max, die Sporen gebrauchend. Ihm nach flog Christoph; dem Herzog folgten sprengend die übrigen Fürsten. Im Nu hielten sie fünfzig Schritte von dem goldenen Wagen der königlichen Braut, und warfen sich eilends von den Pferden, mit entblößten Häuptern die hohe Jungfrau zu empfangen.

Vermeinend, ihr Bräutigam sey unter den Entgegenkomenden, erhob sich Hedwig, um zur Erde zu steigen; und es entstand ein groß Getümmel unter den Woiwoden, von denen ein jeder die Ehre haben wollte, seiner Prinzessin die Hand zn bieten. Während dessen näherten sich aber die deutschen Fürsten, und baten inständig die hohe Braut, im Wagen zu verbleiben; der Herzog Georg behalte sich vor, sie in Gesellschaft des Kaisers von der Stadt zu begrüßen, und seine Ungeduld sey groß; daher der Zug ungehindert weiter gehen möchte.

Mit reizender Verwirrung und glühenden Wangen hörte Hedwig dem Bischof von Eichstädt zu, dessen deutsche Rede ihr von einem der polnischen Herren alsbald verdollmetscht wurde, und reichte den Herzogen und

Markgrafen ihre kleine weiche Hand zum Willkommen. Herzog Christoph entbehrte dieser Gunst, verloren in Hedwigs Anschauung, sah er nichts auf der Welt, ausser ihren milden Augen und ihrem süßen Munde.

„Vetter, wollt Ihr nicht wieder zu Pferde?“ fragte ihn der Pfalzgraf bei Rhein, auf seine Schulter klopfend. „Wohin? wohinaus?“ fragte Christoph zerstreut entgegen, während der Wagen langsam weiter fuhr, und Floribert des Rosses goldnen Zügel in des Herrn Hand legte. „Oho, welche Frage?“ lachte Herzog Philipp: „Wo habt Ihr wieder Euern tollen Kopf? Rufen uns nicht die Glocken von Landshut deutlich genug? Die Kerzen brennen, die Sänger haben ihre Kehlen gestimmt. Euer Sinn steht aber leider nur nach Händeln und Rauferei.“

„So wollte ich, daß Glocken, Kerzen und Sänger ....!“ Das Ende der Verwünschung murrte Christoph unverständlich zwischen den Zähnen, und riß sein gutes folgsames Pferd zusammen, daß vom blanken Gebiß das Blut tropfte. Obschon gewohnt, immer an der Spitze seiner Freunde und Gesellen zu stolzieren, barg er sich dießmal, gleichsam wie verschämt, in dem Schwarm, der Hedwigs Wagen umgab. In ziemlicher Entfernung folgten die tausend Reiter, die mit den Reichsfürsten aus Landshut gerückt waren. Dann kam des Aichbergers Geschwader; zuletzt der reisige Zeug des Hochzeitmarschalls, müde und verdrossen von der langen Reise.

Längs der Straße zu den beiden Seiten hielten die Botschafter des böhmischen Königs, der sächsischen Herren und der Reichsstädte; im Felde rannten Reiter mit stumpfen Spießen, zur Ergötzlichkeit der Prinzessin. Aber nicht nach dem eiteln Schauspiel richtete Hedwig ihre Blicke, sondern nach dem Herrn ihrer Zukunft, nach dem vornehm zögernden Bräutigam. — Bei St. Lazarus

Kirchlein, wo man es „in der Wiesmatt" nennt, stand ein Reiterschwarm, der hell blitzte und strahlte von Silbergeschmeide und Edelstein. Dort war der Kaiser, der Hochzeitvater, der Bräutigam; umringt von einem Kreise der edelsten Reichsstände.

Zur gleichen Zeit setzten Fürsten und Frauen den Fuß auf den Boden, und näherten sich feierlich einander. Der Kaiser umarmte väterlich die Braut, die sodann ihrem Verlobten zuerst die Hand gab. Er beugte vor ihr das Knie; Herzog Ludwig umfing mit Thränen seine Tochter. Sie sprach in lateinischer Rede ein paar herzliche Worte, und der Bischof von Augsburg antwortete deutsch, sie begrüßend, sammt den Fürstinnen aus Sachsen. Da dem Brauch und Herkommen sein Recht geschehen, wendete sich der ganze Zug nach der Stadt. Kaiser, Hochzeiter und die vornehmsten Fürsten ritten der Braut vor. Um ihren Wagen sprengte die Schaar der Edelknaben des Herzogs Georg, in seine Farben gekleidet, bedeckt von Silber und Perlen, am Hut Sterne von Rubinen, darüber schneeweiße Reiherbüsche. Auch das Geschirr ihrer mackellosen Schimmel funkelte von der matten Pracht des Silbers und der Perlen.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Charade.

Die beiden Ersten toben oft laut,
Verbindend sich mit der Windesbraut;
Das Dritte ruft des Tages Anbruch aus,
Und macht den ersten Lärm im Haus.
Das Ganze weist, wie sich die beiden Ersten zeigen,
Wenn sie mit Wind gepaart am Himmelsbogen
In grauem Wolkenzuge kommen gezogen,
Und immer mehr und mehr in die Höhe steigen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 3tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Fortsetzung.)

Das Volksgeläuf in den Gassen mochte nur mit Mühe von den zahlreichen Wappnern, welche die Kirche hüteten, in Ordnung gehalten werden. Nur die große Pforte des Münsters war offen; nur der Adel und die Hofdiener wurden zur Trauung eingelassen. Vierzig Edelleute in weißen Kleidern, brennende Windlichter in der Hand, schritten vor der Braut her, die vom Kaiser und dem Herzog Otto geführt wurde. Unter dem Thurmgewölbe zogen ihr die Frauen das Reisekleid ab von dem goldnen Hochzeitsgewand; von der Stirne nahmen sie ihr den Schleier, und setzten auf ihr reiches Haar, welches, in einen Zopf geflochten, niederhing, ein kostbares Kränzlein von Smaragden, Demanten und Perlen. Hundert Trompeter gingen blasend voraus zum Altar, wo der Bräutigam, mit Juwelen überladen, neben der Ver-

lobten Platz nahm. Die Versammlung ordnete sich nach Rang und Würden; der Erzbischof von Salzburg, bedient von Bischöfen und Pröbsten, trat auf, und vermählte das erlauchte Paar. — Unter dem Donner des Te Deum's, welches alsobald von den Kapellsängern angestimmt wurde, wandelte sich Hedwigs lautes Schluchzen in stilles Weinen, und mit thränenden Augen ließ sie aus der Kirche sich mit Pomp und Musik nach dem Hause geleiten, wo sie auf die Dauer der Hochzeitsfeierlichkeiten ihre Wohnung hatte.

Glühend roth, mit keuchender Brust, kam Herzog Christoph in seine Herberge. Floribert staunte ob der Heftigkeit, womit er ein Kleinod nach dem andern vom Kleide riß und zu Boden warf. „Um des Heilands willen!“ fragte der Knappe mit rauher Gutmüthigkeit: „Was ist Euch widerfahren, gnädiger Herr? Hätte irgend einer gewagt, Euch zu beleidigen?“ —

„Mich beleidigen?“ fuhr Christoph auf: „Bey meinem Eid! der hätte seine Stunde übel gewählt. Reißen, schlagen, brennen, morden... jetzo wäre ich zu Allem aufgelegt. Wer mir heute in die Hände liefe...!“

Ans Fenster tretend, verstummte er plötzlich, und wurde wie die Wand. Den zuspringenden Knappen hielt er riesenstark mit der Linken zurück, während seine Rechte auf die Straße deutete. — Ein hochgewachsener Ritter, in der besten Manneskraft, glänzend geschmückt, ging stolz und vornehm mit Gefolge vorüber. „Siehst Du ihn?“ fragte Christoph flüsternd, ohne den Blick zu verwenden. „Ja freilich,“ antwortete Floribert: „doch kenne ich ihn nicht.“ — „Das ist der Abensberg!“ fuhr der Herzog fort, und machte eine drohende Bewegung.

Eben sah der Genannte zu dem Fenster hinauf, und da er des Feindes gewahr wurde, der nach ihm deutete, runzelte er gehässig die Stirn, verzog den Mund, und

wendete sich mit kaum bemerkbarem Achselzucken ab. „Frecher Hund!“ stammelte Christoph: „wenn ich heute auf Dich stoße...!“ — „Das wäre eine blutige Hochzeit, wie die meines Vaters:“ erwiederte Floribert: „Schiebt es auf, gnädiger Herr! und laßt mich alsdann an den stolzen Grafen. Ihn gelüstete einst nach meines Vaters Haupt.“

Aber der Herzog schaute hoch auf, und fragte: „Wer müßte es seyn, dem ich jenes Leben preis geben möchte? Keine Seele auf Erden darf an ihn; ich will's vollbringen. Aber aufschieben... ja, das will ich. Hedwigs Vermählungsfest soll nicht durch meine Gewaltthat gestört werden. Um der Unschuldigen willen mag der Verbrecher leben. Wie lange noch? Wer weiß! Aber sollten zwanzig Jahre darüber hingehen... mein muß er seyn.“ — „Es thut mir leid;“ meinte Floribert: „doch Ihr seyd der Herr, und ich der Knecht.“ — „Mein getreuester, wie ich denke.“ — „Wahrlich, auch ich denke das.“ — „In Noth und Tod?“ — „Allemal.“ — „Ich habe wenig, aber dennoch will ich Dir ein freigebiger Vater seyn.“ — „Ich brauche einen Vater.“ — „Armer, verwaister Schelm!“ — „Hab' keine Hoffnung mehr, meinen Alten zu finden. Verschwunden ist er ohne Spur.“ — „Ich fragte den Herzog selbst. Er weiß nichts von ihm.“ — „So weh mir's thut; in Gottesnamen; weil ich Euch habe, gnädiger Herr.“ — „Verlierst nicht viel an dem ungetreuen Münzmeister.“ — „Ei ja doch. Den Vater, hienge er am Galgen, möchte ich nicht verläugnen.“ — „Ehrlicher Junge; Du bist adelicher, als der Abensberg, der mich, seinen Herrn und Fürsten, verrieth. Pfui über ihn und seine Gesellen, die mir heute durch ihren verhaßten Anblick die Freuden des Tanzes vergällen!“ — „Ihr werdet dennoch viel Vergnügen haben in dem lichten Saale, unter den geputzten Leuten

des Herzogs Braut ist ein wahres Gnadenbild, und ihr Rosengesicht macht ein hübsches Gegenstück zu des Bräutigams Rothbart und aufgedunsenen Wangen.“

Hier zerbrach der Herzog seinen schönen Dolch, womit er gespielt hatte, warf die Stücke in den Winkel, und befahl dem Floribert zornig, das Gemach zu verlassen. Kopfschüttelnd ging der treue Knecht, und sah seinen Herrn erst am späten Abend wieder, da er vom Tanzhause heimkam. — Verdrüßlich, wie am Morgen, ließ sich Christoph entkleiden, und sprach zu dem jungen Walthauser: „Ich bin heute mit Dir hart verfahren, und Du weißt nicht warum.“ — „Thut nichts;“ sagte jener: „darum seyd Ihr der Herr und ich der Knecht.“ — „Tröste Dich damit, daß nicht Alles in der Welt an seinem rechten Flecke steht;“ fuhr der Herzog fort: „ich mußte heut den lustigen Gast spielen, und bin ein Leidtragender; mußte Glückswünsche heucheln, wo ich lieber Gift gemischt hätte; mußte zusehen, wie ein Anderer den Schatz hinwegtrug, der mir gefiel: den einzigen auf der Erde, der mich berückt hat und bezaubert!... Ach, welch eckelhaftes Leben, wenn es nicht durch Streit, Kampf und Ringen gewürzt ist!...“ — „Streit, Kampf? o welche Freud!“ — „Aber kostbar auch die Frauenschönheit, die dem Sieger den Dank reicht!“ — „Hm!“ — „Wenn dann bei'm fröhlichen Mahl und Becherklang... doch ich besinne mich. Du bist ein Weiberfeind, und ein Verächter des Weins. Du hast Recht, Walthauser. Frauenreiz und Wein berauschen Kopf und Herz. Geh, laß mich die Trunkenheit ausschlafen, wenn ich kann. Richte auf morgen das Stechzeug her, mein rothes Fechtwamms mit dem blaugestreiften Ermel, den blanksten Panzer, den Hut mit dem Pfauenbusche. Ich will unter dem bunten Plunder mein traurig Gemüth verbergen, und eine tückische Lanze führen.“

5.
Nach zehn Jahren.

Die Wintersonne schien abermals über die dampfenden Isarfluthen, wo sie das Erdinger Moos und die Fluren von Freising bespülen. Es war der letzte Tag im Hornung, der seinem Verbleichen nahte. Auf der Höhe des Stifts Weihenstephan, auf den Zinnensteinen des Kirchhofs zu St. Jakob saß ein finstrer Mann, und spähte hinaus in die Ebene. Hinter ihm stand sein Knecht mit Roß und Wehr. Der lauernde Herr war der tapfere Christoph, der dienende Knappe Walthausers Sohn; im Harnisch beide, ohne Abzeichen, ohne Schmuck und ritterlich Kleinod.

Rings um die Gerüsteten rührte sich nichts, kein Lüftchen zog durch ihre Haare. — „Wenn mich der Kundschafter getäuscht hätte!“ begann der Herzog mit dumpfer Stimme: „so weit die scharfen Augen reichen, nicht eine Spur des Trosses.“ — „Euch peinigt die Ungewißheit, wie den Buhlen, der an Liebchens Fenster harrt;“ versetzte Floribert: „Geduld? ich habe sie aufgezehrt, guter Freund. Ich bin am Ende meiner Langmuth. Ich lerne von meinem Bruder Albrecht, der auch den Tag nicht erwarten konnte, da unsre Verträge abliefen, um mir das Meinige zu stehlen, Gut und Habe, wie mein Herrscherrecht.“ — „Hm; er griff geschwinde zu.“ — „Nicht wahr, treuer Knappe? Wie man die Hand umkehrt, in einem und demselben Griff steckte er mein Schloß Paal, meine Städte Weilheim und Landsberg, das getreue Landsberg, in seine Tasche. Die Zeit ist um; der Miethsmann aus dem Hause geworfen! ob er verhungere oder verderbe, ohne Obdach, dem Bruder gleichviel!“ —

Floribert wischte sich eine Thräne aus dem Auge, entgegnend: „Mich jammert, meinen durchlauchtigen Herrn

in so bitterm Gram zu sehen. Faßt Euch; wo ist ein Held, der Euch gliche? Jede Fahne neiget sich vor Euch, jeder König geizt nach Euerm sieggewohnten Arm. Verlaßt Bayern wiederum, wo der karge Bruder Euch nicht dulden will." — „Bayern ist mein Vaterland;" sagte hierauf Christoph ergrimmt: „noch mehr; wenn Recht im Himmel und auf Erden wäre, müßte Bayern mir unterthan seyn. Ich geb' es nicht auf, bin lang genug in der Fremde hin und her gezogen. Nicht sowohl des Bruders Haß trieb mich hinaus, als meine Liebe, meine thörichte Liebe. Nun, Du weißt, Floribert." — „Ei ja, die Polenbraut, die Ihr noch heute nicht vergessen habt. Ich verstehe das nicht." — „Du bist glücklich mein Freund." — „Noch heute ihrer zu gedenken, trotz der Heereszüge des gewaltigen Matthias, trotz des Brautzugs nach Neapolis, trotz der Zärtlichkeit einer Königin, die mit ihrer Gunst den ungarischen und den baierischen Helden zugleich beglückte!" — „Schweig!" zürnte Christoph: „einfältig Geschwätz müßigen Volks!"

Floribert verstummte; dasselbe that der Herzog. Aber die Bilder einer freudvoll verlebten Zeit bewegten ihn so heftig, daß er, wie mit sich selber redend, wieder anhob: „Beatrix war ein herrliches Weib; aber Hedwig... was gliche wohl ihrem Zauber? Da ich den übermüthigen Polen, welcher Deutschlands Kämpfer verhöhnte, auf den Plan streckte, und aus Hedwigs zitternden Händen — sie trauerte wohl um den besiegten Landsmann — den Preis erhielt, wie reich war ich, wie verachtete ich des glücklichen Georgs Schätze! Damals sah ich sie zum letztenmale, aber ihr Antlitz, eines Engels, verließ mich nie."

„Ihr habt kein Wort mit ihr geredet, gnädiger Herr!" bemerkte Floribert, und Christoph rief: „Das einzigemal in meinem Leben war's, daß ich bereute, kein

Latein gelernt zu haben. Jetzo verstände sie wohl meine Rede, vielleicht auch meine Liebe, denn in ihrem Hause herrscht der Friede nicht. Aber, was bin ich nun? Ein blutarmer Flüchtling, verächtlicher als jeder Andere, weil ein Fetzen vom herzoglichen Mantel um meine Schultern flattert. Darf ich noch etwas hoffen? Wo ist die Beute, die ich in des Corvinus Kriegen gewann? wo sind die Geschenke, womit Beatrix mich erfreute? Von all den reichen Gaben ihrer Huld ist mir nur dieß Silberschwert geblieben, und schier hätt' ich's heut dem Pfleger zu Kranzberg verpfänden müssen, um meine Gesellen mit einem Rittermahl zu erquicken! Dahin kam's mit dem Christoph. Fluch und Tod! sie sollens büßen, die einen Herzog von Bayern ausgeschält haben."

„Sie werden's!" begann Floribert, die Hand vor die Augen haltend: „Dort blinkt's im Abendschein, wie von Helmen. Das ist des Abensbergers reisige Schaar. Da kömmt er in Siegerfreude von dem ruhmlosen Zug gen Landsberg, um von der Heldenthat im Schlosse seiner Väter auszuruhen."

„Ja, er ruhe! die ewige Ruhe ihm, dem Verräther!" knirschte Christoph mit geballter Faust: „Dort sein wehend Panier, hier sein tiefes Grab. Es schließt sich über ihm, dem letzten seines Stammes, und zum Mährchen werde der Name Abensberg. Fort zu den Freunden, zu Pferde, mein Knappe. Es ist Zeit; schon unterscheide ich die langen Schatten der Rosse und Speere auf dem Wiesplan. Gib das Zeichen, und der Himmel stehe uns bei!" —

Der rachbegierige Fürst warf sich auf die Kniee, die Heiligen bittend, daß sie an dem Verbrechen Theil nähmen, und der flinke Walthauser rief die Ritter und Gesellen des Herzogs aus ihrem Versteck. Wild und blutdürstig sprengten sie durch die staunende Bischofsstadt Freising, und noch ward der Abendschein nicht verglom-

men, als sich des Volkes Staunen in Entsetzen wandelte. Draußen auf den Münchner Angern lagen erstochen der Abensberger Graf; Lorenz Pogner, sein Kastner zu Kellheim; Burkard Rohrbeck, Albrechts Pfleger zu Mainburg, nebst etlichen vom Adel aus ihrem Geleite. Sieben andere wurden von Christophs Reitern gefangen weggeschleppt; vier und dreißig entkamen mit schweren Wunden.

Aber auch die Mörder zerstreuten sich auf flüchtigen Rossen, selber entsetzt von der gräßlichen That. Während Sixtus, der Bischof, sammt Klerisei und Volk, hinausgieng, die blutigen Leichname nach St. Georgens-Kirche zu tragen, sprengte Christoph gen Landshut; keuchend folgte ihm Walthauser.

Auf einer Anhöhe, von da sie noch recht deutlich das Getümmel in der Stadt vernehmen mochten, verschnauften die Wegelagerer, und der Herzog sagte mit Hohn: „Hörst Du das Landgeschrei und Sturmläuten in dem Pfaffenwinkel? Der selige Corbinian sey den Entschlafenen gnädig! Meine Faust hat die Schurken im Tode geadelt. Sie verdienten nicht, von eines Fürsten Hand zu sterben." — „Ich gräme mich," versetzte Floribert, „daß der Frauenberg mir bey dem Grafen zuvorkam. Während Ihr dem Pogner und dem Rohrbeck hinhalft, hätte ich gern meines Vaters Schimpf wett gemacht." — „Der Zufall bescheert;" meinte Christoph gleichgültig: „Komm' aber, die Nacht bricht ein." — „Landshut zu?" — „Ich denk's; der Vetter Jörg versteht, wie ein Mann sie rächen muß, und ich nehme lieber zu einem Fürsten meine Zuflucht, als noch einmal zu dem Gesindel in Augsburg, das seine Gastfreundschaft auswägt, wie den Pfeffer und den Zimmet."

Noch eine Weile redete Christoph in die Finsterniß hinein: „Mir ist wohl; ich fühle mich plötzlich verlassen,

wie noch nie." — „So ist mir's auch;" sagte Floribert, an dessen Herz die blutige That klopfte, wie ein Scherge an die Thür des Mörders. — „Es ist seltsam, daß die Andern sich nicht einfinden;" fuhr der Herzog ermattet fort: „Bleib Du bey mir; wie in so mancher Schlacht, so heute verlaß' mich nicht." — „Das wolle Gott, gnädiger Herr; Ihr kennt mich jetzo, und es ist heut wie sonst: in Noth und Tod."

Also zogen sie fürbaß, aber kleinlaut, wie besiegte Streiter. Wie oft auch Christoph geweglagert hatte, und niedergeworfen Ritter und Kaufleute, wie verdammlich auch dann und wann sein Uebermuth gehauset, der stets den gerechten Zorn des regierenden Bruders gegen ihn gereizt; — noch niemals hatte er seine Hand mit einer That besudelt, wie die am Abensberg gewesen. Und wenn auch seine Zunge sich noch scheute, das Racheſtück zu verfluchen, — sein Gewissen sprach ihm schon in jener Nacht unerbitterlich sein Urtheil.

6.

Des Vetters Gastfreundschaft.

Ein kleines Häuflein von Getreuen fand sich mit dem Herzog zusammen, da er sich Landshut näherte. Floribert wurde vorausgesendet, bey dem reichen Georg um freundliche Aufnahme zu bitten. Die Morgenstunde war günstig, ein stilles Gehör im Schlosse zu erlangen. Die herzoglichen Vorzimmer waren beinahe leer; einige streng verschleierte Nonnen, zwei stattlich geputzte kleine Fräuleins an der Hand, standen demüthig in dem Winkel an der prächtig geschnitzten Thüre. — Der Kammerbediente trat aus dem innern Gemach, wandelte schnell sein unterthänig Gesicht in ein hochfahrendes, und sprach: „Geht nur immer mit Gott eurer Wege, fromme Frauen! Se. fürstliche Gnaden begehren nicht, heute Dero Prin-

zessinnen zu sehen. Der durchlauchtige Herr ist sehr beschäftigt, er vertraut gänzlich auf eure Sorgfalt, würdige Schwestern. Die kleinen Herzoginnen, sagt der Herr, könnten nicht besser aufgehoben seyn.“

Dem leichtfertigen bunten Buben war merklich anzusehen, daß ein längeres Verweilen der zögernden, etwas unbeholfenen Klosterfrauen ihn peinigte; auch bediente er sich aller ihm zu Gebot stehenden Künste, der Ueberlästigen so bald als möglich los zu werden. Es ging damit nicht schnell; die Prinzessinnen weinten, weil sie dem Vater nicht die Hände bieten durften, und die Nonnen brachten sie kaum von der Stelle. — Da jedoch plötzlich in der Kammer des Herzogs eine glockenhelle Frauenstimme einen Vers eines Volkslieds zu singen anhob, liefen die Schwestern mit ihren Pfleglingen eilends davon. Die Sängerin gab ihnen das Geleit mit den Worten:

„Pfieti Gott, liebe Leut', habt mir nix für ungut,
Wann ich auf der Reisschaft bald sterben muß;
Wann ich da sitz' auffi auf's Meer,
Komm' ich fein nimmer in's Bayerland her!“

Ausgelassenes Gelächter folgte dem Gesang; zwischen durch klang das rauhe Krächzen und Geschmatze eines indianischen Raben. — Während der Leibdiener des Herzogs hinein ging, den Boten seines Vetters zu melden, fragte Floribert staunend sich selber: „Nun sage mir einer, ob an den Weibern ein gutes Haar sey? War nicht die polnische Braut, da sie hier einzog, ein Bild sittiger Unschuld? und jetzo versteht sie zu singen und zu lachen wie eine fahrende Tochter, und schäckert lieber mit einem frechen Vogel, als daß sie ihren Kindern einen gesegneten Tag wünschte!“

„Tretet ein, Junker;“ sagte der Diener, welcher zurückkam, mit vornehmer Nachläßigkeit die Thüre zu

öffnen. Der dreiste Bote gieng unbefangen in des Herzogs Kammer. Er hatte den stolzen Hof von Neapel gesehen, er hatte des Helden Matthias Kriegs- und Hochzeitpracht angestaunt; er fürchtete sich nicht mehr von der Glorie der Gewaltigen. — Dennoch stutzte er vor dem häuslichen Bilde, das seine Augen jezo schauten.

Der Herzog Georg, fett und roth vom Wohlleben, saß auf einem breiten Polsterstuhle im Schatten eines Baldachins von buntgewirkten feinen Teppichen. Das Morgenmahl in silbernen Schüsseln, vergoldete Kannen und Becher standen vor ihm auf dem Tische von Ebenholz und Perlmutter. Zu seinen Füßen schlummerten schlanke Jagdhunde, auf der Lehne seines Stuhles spielte ein possierlicher Affe. Aber an seiner Seite, einen Papagei mit Zuckerwerk fütternd, ruhte, halb sitzend, halb liegend, ein Weib von vollendeten Reizen, dem die Natur nur der Frauen Würde schuldig geblieben war.

So wie dieses Weib den eintretenden Knappen unverrückt anstarrte, so konnte Floribert kaum seine Augen von der Schönen abwenden, in deren Antlitz er vergeblich einen Zug von Hedwig suchte. Das war nicht Casimir's Tochter, oder die Zeit hätte für solche Wandlung den bittersten Fluch verdient; das war nicht das königliche Kind von Polen, oder es war die Pest ausgegangen von dem Munde eines leichtsinnigen wüsten Gatten, und und hatte den reinsten Engel zur üppigsten Erdenfrau verkehrt! — Und dennoch diese Vertraulichkeit in stiller ehelicher Kammer! Oder hatte der grausame Tod den Herzog zum Wittwer gemacht, und das falsche, boshafte Leben in seinen zweiten Ehe-Ring den finstern Schlangenstein gesetzt, an des reinen Demants Statt?

Mißfällig bemerkte der reiche Georg des Knappen Verwunderung; darum fuhr er ihn hart an: „Warum sperrst Du die Augen auf, wie die Heustadeln? Sag'

frisch Deinen Auftrag heraus, daß ich wisse, was mein Vetter begehrt!"

Floribert verrichtete stracklich seine Botschaft, trotz der Falten auf des Herzogs Stirne, die immer drohender wurden, je näher der Erzähler an die Freysinger Schreckenthat kam. Als nun aber kein Mittel mehr war, das Geständniß zu verzögern, und Floribert mit saurer Mühe meldete, wie sein Herr dem friedlichen Zuge des Abensberg aufgelauert, welch kläglich Ende der letzte jenes deutschen Heldengeschlechts gefunden; da unterbrach ihn eine heftige Geberde Georgs. Die angestammte Biederkeit des Herzogs ertrug nicht, daß ein Diener Wittelsbachs Leid erzähle. So rief er: „Schweig; ich weiß genug, und was noch fehlt, wird mein Vetter selber sagen. Melde ihm...."

Georg stockte in der Rede. Er scheute sich fast, dem unglücklichen Christoph eine Freistattt zu verbürgen. In heftiger Bewegung ging er sinnend, überlegend, auf und nieder. Seine Genossin lächelte aber, wo der starke Mann schmerzlich litt: Sie lächelte ruhig den Boten an, und ihre Freundlichkeit galt etwa sowohl dem Unheil, das er brachte, als auch seinen blühenden Wangen.

Indessen wurde Lärm in der herzoglichen Burg. Christoph kam selber, von Ungeduld gejagt, dem zögernden Bescheid entgegen. Die Kammerbedienten schrieen seinen Namen in's Gemach. „Er ist's? der Vetter? schon so eilig?" fragte Georg mit Unmuth. Ein Wink seiner Hand verwies seine Gefährtin in die anstoßende Erkerstube, den Knappen in die Vorhalle. Herzog Christoph flog stürmisch an seinem Knecht vorüber, an Georgs Brust, und rief mit bitterm Vorwurf: „Ihr laßt mich lange vor Eurer Schwelle warten, Vetter Jörg! Ist's denn wahr, daß auch die besten Freunde im Unglück uns den Rücken kehren?" — „Da sey Gott für, lieber Chri-

stoph!" versetzte der Herr von Landshut mit Rührung: „So Ihr nur Euer Unglück einseht, will ich Euer bester Blutsfreund seyn." — Im Nu änderte sich indessen die herzliche Wallung wieder in kältere, gespannte Höflichkeit. Albrechts Name sprudelte über Christophs Lippen, und Georg gedachte mit banger Ahnung des unausbleiblichen Zorns und Mahnens jenes staatsklugen Fürsten, dessen getreuester Nachbar zu seyn, Georgs Vortheil immerdar erheischte. „Setzt Euch;" sagte der Landshuter zu dem Flüchtling: „erquickt Euch. Nach dem Ritt durch Streit und Nacht wird's Euch Noth thun." — „Gebt mir Waffen, reisig Volk, Geschütz und Heergeräth; erwiederte der Andere finster: „Ihr habt vernommen, daß mir der Schreiber zu München Alles geraubt." — „Die Zeit des Vertrags war um;" meyte Georg achselzuckend; „Ihr hattet Eure Gewalt mißbraucht, Eure Pflegämter geschunden, geplündert; fahrende Kaufleute niedergeworfen um Lösegelds willen; habt alles verpraßt in Eurer Zechbrüder Gesellschaft, ein Schreckniß des Landes. Euer Bruder mochte nimmer dulden, wie Ihr haustet." — „Ich bin nur dem lieben Gott Rechenschaft schuldig." — „So haltet Euch an den lieben Gott; vollends nach dem neuesten Schimpf, den Ihr der Menschheit angethan." — „Der Abensberg und seine Genossen haben's verdient. Gegen alle Welt behaupte ich's mit dem Schwert in der Faust."

Ungeachtet der trotzigen Rede sank des unglücklichen Herzogs Haupt auf seine Brust hernieder, und er seufzte. Georg trat an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter; sagend: „Erholt Euch, Christoffel; Zeit bringt Rath. Albrecht wird nicht leichtlich den Tod seines besten Vasallen und seines Pflegers verwinden; dennoch mögt Ihr zu Landshut sicher weilen. Ich bin zwar nicht wie der bärtige Ludwig, den Gott tröste, und wie der

Otto von Neumarkt, denn ich finde nicht Gefallen an den blutigen Wirren, die unsern Stamm zerfleischen. Ich helfe Euch nicht mit Volk und Geld, will aber zur Sühne reden." — „Schwacher Trost!" murmelte Christoph: „Ihr seyd reich und mächtig, habt den Albrecht nicht zu fürchten, könntet einen lieben Freund an mir gewinnen. Was hofft Ihr von dem Münchner? Mit gierigem Auge bewacht er Eure Lande, und zählt auf deren Heimfall, nach den Hausverträgen, weil Euch kein männlicher Erbe wurde." —

Das mit Vorbedacht gesprochne giftige Wort traf dem Georg in's Herz, daß er nur kleinlaut zu erwiedern vermochte: „Ist Albrecht nicht unbeweibt, und wäre ich nicht auch sein Erbe, wenn er keinen Nachfolger hinterließe?" — Worauf Christoph polternd herausfuhr: „Sein Erbe? Und wo wäre ich denn, wo der Wolfgang, wo der Sigmund? Fluch und Donner! sind wir denn aus der Schöpfung gestrichen, daß Ihr nur an den Albrecht denkt? Ha, meine Erbforderungen werden jetzt erst wieder angehen. Nicht ein Haarbreit vergebe ich von meinen Rechten. Bei'm Kreuz des Herrn! ich will Euch einst die Liebe vergelten. Und wäre Albrecht allein noch übrig, hätte er durch Neid und Gewaltthat seine Brüder längst vernichtet, rechnet ja nicht darauf, Jörg, ihn zu überleben. Der zähe Schulfuchs überdauert bei weitem Eure üppigen Tage; er wird sich's wohl seyn lassen, wenn Ihr einst in der Gruft zu Seligenthal neben Euerm Vater schlummert!"

Verdruß und Gram malten sich auf Georgs Stirne. Unbesonnen zürnte er vor sich hin: „Woran erinnert er mich? O der Unseligen, die mir keinen Sohn schenkte, der die Stunde seiner Geburt überlebt hätte! Töchter im Hause der Fürsten sind eine Saat der Zwietracht, des Unheils, und nur Töchter gebar mir das Weib!"

Christoph richtete sich bey diesen Worten auf; sie waren Balsam in seine blutende Wunde. Der schmerzliche Grimm des beneideten Georg, die Erinnerung an Hedwig erquickten den Unglücklichen. Daher sprach er mit Fassung: „Laßt das unnütze Hadern. Gottes Wille regiert die Welt, und Euer Weib ist ein selten Kleinod. Führt mich zu der edlen Base, daß der landflüchtige Christoph ihr huldige.“

Georg schüttelte verdrossen den Kopf. „Leider kann ich Euerm Wunsch nicht willfahren. Die Herzogin gefällt sich nicht in Landshut; sie zieht vor, einsam auf der Gränze zu leben.“ — „Wo? mein Vetter! redet.“ — „Auf meinem Schlosse zu Burghausen;“ entgegnete zaudernd der Landshuter: „Uns trennt ein weiter Raum, doch ist's der Herzogin Wille, und ich that stets mit Fleiß und Eifer, was sie verlangte.“ — „Das glaub ich; es wird nicht anders seyn;“ versetzte Christoph langsam und ohne den funkelnden Blick von Georg zu verwenden.

Dem war des Gastes Aufmerksamkeit unlieb. Mit erlogener Unbefangenheit fuhr er also fort: „Das Volk fabelt viel und ungereimt von meinen reichen Schatzkammern zu Burghausen. Der köstlichste Hort jedoch, welchen ich dort verwahre, ist meine fromme Gattin. Mich jammert, daß sie meinem Hof ihren Glanz entzieht. Allein, wer kann für ihre finstre Schwermuth, für ihren Hang zur Einsamkeit?“ — „Unbegreiflich, Vetter Jörg! Das anmuthige fröhliche Kind, das so hell und munter in die Welt lächelte?“ — „Die Zeiten ändern viel. Mit der Jugend schwindet der Frohsinn.“ — „Eure Ehefrau ist noch jung, lieber Vetter.“ — „Jung von Jahren, aber gealtert durch Melancholei. Ihr ängstliches Beharren bei den Spielen ihrer düstern Laune macht mir viele Sorge. Nicht ihre Töchter hat sie mehr um sich geduldet. In Gebet, Betrachtung, und in fleißige Arbeit theilt sie den Tag.“ — „Sonderbar! Und Ihr bleibt stets ferne von ihr?“ — „Die Pflichten des Regiments fesseln mich in Landshut. So oft ich's vermag, besuche ich Frau Hedwig.“ — „Sie wird des Gat-

ten Sorge und Schutz oft sehr vermissen, edler Vetter!“ — „Ei, ich dächte, mit nichten. Der biedre Herr von Wildenberg, zum Oberhofmeister der Herzogin bestellt, sorgt für ihre Wohlfahrt, wie ich's nicht besser könnte, und die festen Mauern des Schlosses bürgen für meiner Hausfrau Sicherheit.“ —

Christophs tapfre Brust athmete unruhiger, da er des Herzogs süße Rede vernahm. Der unbeugsame Wildenberg, dessen unerschütterliche Strenge ein Sprüchwort im Lande war; die Mauern der Burg, von denen man erzählte, wie von einem Wunder an Riesenhaftigkeit und Stärke! Ein zartes Weib hätte freiwillig den finstern Marschall, die schwer verriegelte Hofstaat gewählt? — Angst und Befürchtung gaben dem heimlichen Freunde Hedwigs tausend Fragen ein, denen Georg mit steigendem Mißmuth antwortete, ohne irgend etwas anderes zu sagen, als er schon gethan. Endlich brach er mitten im Gespräch ab, indem er rief: „Ihr seyd allzu gut und freundlich, Vetter Christoffel! daß Ihr so warmen Antheil an meinen häuslichen Begegnissen nehmet, während die Eurigen auf so zweifelhafter Wage schweben. Erlaubt jedoch, daß ich mich des Brauchs erinnre, und für Euch, den geehrten Gast, sorge. Seyd Ihr in Euern Gemächern erst heimisch, so vergönnt weiter, daß ich meine Geschäfte abthue. Viel ist mit meiner Landschaft zu schlichten, und ein Zug, den ich gegen Nördlingen beschlossen, bedarf auch mancher Vorbereitung.“

Indem er also sich entschuldigte, Verdruß und Argwohn zurückdrängend, erschien der Kanzler, zum freien Eintritt in des Fürsten Kammer befugt. Sein bleiches Antlitz, die Briefe in seinen Händen, sein Erschrecken, da er des Herzogs Christoph ansichtig wurde, verkündeten allzudeutlich, daß schon vom Freysinger Bischof und den dem Mordschwert entronnenen Lehensleuten des Münchner Albrechts die traurige Meldung eingelaufen sey. Herzog Christoph stand nicht an, der Unglückspost das Feld zu räumen, und auf seine Gemächer sich zurückzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung — Seite 19, Zeile 16. lies: Schlüssel, statt: Schüssel.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 4tes Stück.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Fortsetzung.)

7.
Der Liebe und des Hasses Botschaft.

„Floribert, mein Knappe! höre, was ich sage!“ — „Befehlt, gnädigster Herr.“ — „Wenn wir uns trennen müßten, heute, morgen, von einander ziehen, einer dahin, der andre dorthin?“ — „Ein bittres Scheiden, Herr! Leichter verließen wir uns im Glück.“ — „Du glaubst, Floribert, daß mir die Trennung schmerzlich wäre?“ — „So schmerzlich, denk' ich, wie Euerm Knecht.“ — „Ermesse den, wie es in meinem Herzen stürmt, daß ich gerade jetzo, in diesen schwarzen Stunden, mich entschließen mag, Dich weit von mir zu senden, als einen Boten heißer Liebe.“ — „O Herr, Eure Liebe mag flammen, aber Euer Herold ist ungeschickt in Minnekünsten.“ — „Glatte Worte, verbuhlte Blicke sind nicht, was ich fordere. List und Muth und das Verlangen, mißhandelter Unschuld Retter zu seyn, — finde ich das in Dir?“ — „Allemal.“ — „So höre, und laß' Dein Ohr meines Vertrauens Kerker seyn. Hedwig, der Spiegel aller Frauen, leidet ohne Schuld und Hülfe.“ —

„Ich weiß. Der Emmeran Graindl, der mit mir zu Grünwald aufwuchs, und jetzo hier bey Hofe dient, hat mir eben erzählt....“ — „Heraus damit.“ — „Die Herzogin sey zu Burghausen eingesperrt, seit manchen Jahren schon, bewacht von einem harten Kriegsmann, und kaum des lieben Himmels Luft erlaube man ihr am Gitterfenster einzuathmen.“ — „Weh' mir! ist's also wahr, was ich ahnte?“ — „Nur selten, kaum des Jahrs einmal, besuche der Herzog die Gefangene und seine Einkehr bringe nie Erleichterung, wohl aber größern Zwang der Haft.“ — „Der Elende!“ — „Mit grausamer Härte hat er der Mutter die Töchter geraubt.“ — „Warum auch schenkte sie ihm Kinder?“ — „Dafür treibt er jetzt mit ungestüm und ohne Rückhalt sein wüstes Leben fort. Bey Jagd und Vogelfang, bei'm berauschenden Becher und mästenden Mahl verschleudert er die Zeit, und theilt diese Freuden mit seinen gefälligen Liebchen. Jetzo herrscht in diesem Schlosse die freche Eva Mitterstorfer, eine Geißel aller Biederleute, eine Kupplerin aller Missethat. Sie schwelgt an des verblendeten Herzogs Tafel, bethört sein Ohr mit leichtfertigen Liedern, sitzt in seinem Wagen, auf seinen Rossen, verpraßt sein Gold.“ — „Hör' ich recht? ist alle Schaam von dem Jörg gewichen?“ — „Nun zieht er an den hellen Sonnenschein, was er früher gerne mit dem Dunkel des Geheimnisses bedeckte. Frau Hedwigs Sünde ist, daß sie jene Geheimnisse errathen, und nicht dazu geschwiegen. Dafür büßt sie jetzo, und hat nicht Hoffnung zum Erbarmen.“

„Nicht Hoffnung mehr, und Christoph von Bayern lebt noch?“ rief der Herzog mit hitziger Aufwallung: „Schäme Dich, das Wort geredet zu haben. Sieh, Floribert, ich bin ein leichtsinniger Mann gewesen mit Frauen, Spiel und Ueppigkeit; heute bin ich ein verlassener Flüchtling; Morgen werde ich etwa ein Geächteter seyn. Aber

ich bin edler, als dieser Jörg, der sein Engelweib mit Füßen tritt, der, selber ein Gefäß der Schmach, gewagt hat, heute meinen Wandel zu lästern. Ich will mich reinigen von allem Fluch, ja von dem Blute, das an mir klebt, indem ich Hedwig befreie. Ich habe für Matthias gegen Polen gefochten, und dem wilden Volke schwere Wunden geschlagen; ich habe des alten Polenkönigs Krone tüchtig zerhackt; aber ich will dem Volke eine Heilige wieder schenken, dem greisen König eine Glorie um's Haupt weben, indem ich Hedwig zurückführe. Fliege darum hin, mein Knapp, hin, wo die Unschuldige schmachtet. Dringe schlau in den Kerker, rufe der Aermsten meinen Namen in's Ohr, bringe ihr der reinen Minne Gruß und Trost. Sie willige darein, und nur für sie lebe ich von diesem Tage an. Mein eigen Schicksal werfe ich weit von mir, will nicht mehr an mich selber denken, ganz ihrem Dienst mich weihen. Jetzo bindet mich noch die Klugheit, das unabänderliche Loos an diese Stadt; mein fürstlicher, mein Mannesstolz verlangt ein „Ja“ aus Hedwigs Munde, bevor ich handle, weil das Verschmähen meiner Hülfe mein Tod wäre. Bringe dieses Ja, mein Knappe! bringe es bald, und fordre dann den besten Theil von dem, was mir in diesem Leben noch zufällt. Der ungarische Held schenkte Dir auf der Wahlstatt ein adelich Wappen; ich schenke Dir mein Herz, so Du mir Deinen Beistand nicht versagst.“

Der eifrige Sprecher schöpfte Athem, sich erholend von dem Taumel seiner Empfindungen. Floribert antwortete trocken: „Schon wäre ich weit von Landshut, wenn Ihr Eure Worte gespart hättet, gnädiger Herr! Ihr seyd der Meister, ich der Knecht; ich will versuchen, Euer Geboth zu erfüllen. Sorgt indessen für Euer Heil und Wohlseyn, und laßt, kehr' ich binnen heut und zwanzig Tagen nicht zurück, eine kräftige Seelenmesse für

mich lesen.“ — Zum Abschied schüttelte Christoph des Knappen Hand, als wäre es eines Ebenbürtigen.

Während selbiger Zeit saß Herzog Georg wieder in der traulichen Kammer, zärtlich unschlungen von der schönen Eva. — „Warum die häßlichen Runzeln auf der Stirn?“ fragte sie schmeichlerisch: „Der Morgen war so heiter, und mit einem Male steigt das böse Wetter auf?“ — „Es sollte Dich nicht kümmern;“ entgegnete Georg mürrisch: „doch will ich Dir nicht verhehlen, daß mir meines Vetters Einkehr nicht gefällt.“ — „Der hartherzige Todtschläger!“ rief Eva mit gefalteten Händen: „ich fürchte mich, mit ihm unter dem Dache zu seyn. Sein Bleiben würde Euch schwere Verantwortung zuziehen.“ — „Wie das?“ fragte Georg mit dem Hochmuth des unumschränkten Herrn; „steht mir nicht frey, in meinen Marken zu thun, was mir beliebt? Mein Dach schirmt ihn, den Wittelsbacher, ich schwör's bey meinen Leben!“

Wie nun Eva seines Unmuths Ursache nicht begriff, und neugierig horchte, fuhr er vertraulich und mit argem Lächeln fort: „Es wurmt mich, daß er gern unter einem andern Dache hauste. Sieh, Eva, meine fürstliche Hand wollte ich verwetten, daß Christoph mein Weib in minniglichem Herzen trägt.“ —

Eva lachte hell auf, schwieg aber alsbald, vermerkend, daß der Herzog böser wurde. „Still, leichtfertiges Geschöpf!“ unterbrach er die vorlaute Fröhlichkeit: „Wo es sich um meine Ehre handelt, übertrag' ich keinen Scherz, Christoph ist den Weibern gefährlich. Weltkundig ist, was man von des Matthias Gattin spricht. Ich will nicht für den unruhigen Abentheurer meine Danae gehütet haben.“ — „Wer ist die Danae?“ fragte Eva mit eifersüchtiger Einfalt. Der Herzog lachte nun seinerseits, entgegnend: „Eine heidnische Prinzessin, von

welcher die griechischen Fabelhänse gesungen haben. Du verstehst das nicht, Mitterstorferin." — Worauf Eva gereizt und schmollend: „Meintwegen; ich habe nicht auf Euerer Schule zu Ingolstadt lateinisch gelernt. Ich weiß nur, daß die Frau im Burghanser Schlosse eine Polackin ist, die von meinem gnädigsten Herzog nicht geliebt wird, und daß an meines durchlauchtigen Herrn Statt mir's einerlei seyn würde, ob der Vetter Christoph ihr freundlich zugethan sey, oder nicht."

Der Herzog sah die Eva lange mit strengen Augen an, schüttelte den Kopf, und sprach: „Dein Glück, Mitterstorferin, daß Du ein schön Weibsbild geworden bist. Dein albernes Geplauder duld' ich nur um Deiner Schönheit willen. Wohl merkt es ein Kind, daß Du als eines Krämers Tochter geboren bist. Das gemeine Volk hat keine Würdigkeit in Gedanken und Rede. Mir einerlei, ob der Vetter meinem Eheweib' den Hof mache oder nicht? Bey meines Vaters Seligkeit! das sollte mir ein Mann gesagt haben! Des Todes ist, wer es wagt, ein lüstern Auge gegen Frau Hedwig aufzuthun. Des Todes, und wär' er tausendmal mein Vetter, ein Wittelsbacher, ein geborner Herzog in Bayern!"

„Nun denn;" versetzte Eva kalt: „so gebraucht Eure Vorsicht, daß die gnädige Frau nicht von Burghausen gestohlen werde, wenn anders Euer Vetter jetzo Zeit hätte, eher an Minnedienst zu denken, denn an sein eigen Schicksal."

Georg ging mit Fleiß in seinem Kopfe noch einmal die Unterredung durch, die er mit Christoph gehabt, und äußerte dann mit Bestimmtheit: Wie ich sage, bei Gott! nicht ander's ist. Die unaufhörlichen Fragen, der heimliche Groll, welcher durch die heftige Neugier blitzte, seine glühenden Wangen, sonst so bleich, ... ich irre nicht. Er führt etwas im Schilde. Der gezwungene

Müssiggang, dem er vorjetzt in dieser Freistatt unterliegt... sein unstäter Geist...! In einigen Tagen breche ich gegen Nördlingen auf.... wer weiß, wie lange mich des Krieges Wechsel dort festhält..? Wenn er die Zeit benützte? von einem Tollkopf, wie der Vetter ist, steht alles zu erwarten.... dem kecken Reiter ist die Entfernung nur ein Kinderspiel, ein waglicher Handstreich gegen sorglose Wächter nur ein Scherz am Feierabend...."

„Mein gnädiger Herr kämpft mit Gespenstern;" lächelte die boshafte Eva: „welch' Gram und Kummerniß um ein Gut, dessen Ihr überdrüssig wurdet! Wohl kenn ich Eure Eifersucht, weil jeder meiner Schritte, jeder meiner Blicke bewacht wird, gleich eines Verbrechers. Doch achtete ich den Argwohn als der Liebe Zeichen. Nun seh' ich freilich, daß er auch die verfolgt, die Ihr verachtet, und zittere schon vor der Zeit, da Ihr, auch meiner müde, mit Ketten und blutdürstiger Aufpasserey meine Zärtlichkeit belohnen werdet." Die Schelmin that bey diesen Worten, als hielte sie mit Mühe die Thränen zurück.

Georg küßte sie, umschlang ihren Leib, und rief: „Ei, ei, Du närrische Eva, welche Einbildung! Wenn ich Dir je untreu würde, solltest Du ganz anders von Deines Herzogs Freigebigkeit und Gnade reden. Zu Burghausen muß ich strenger Haus halten, das fordert mein fürstlich Ansehen. Auch fürchte ich nicht allein den Christoph, sondern den Vater der Frau Hedwig nicht minder, der — ich weiß — mit Kummer seiner Tochter Loos von fern mit ansieht. Wenn er sich mit dem Vetter vereinigt hätte...? nein! da muß ich eine Schranke setzen."

„Wollt Ihr den Vetter in Bande legen lassen, wie ihm einst sein Bruder gethan?" fragte Eva mißbilligend. — Der Herzog hob aber feierlich die Hand, und sprach: „Der Herr behüte mich, daß ich ohne einen Beweis

schwerer Schuld gegen Wittelsbachs Freiheit und Würde mich verginge. Fern sey das von mir; aber dem Schicksal will ich meine Ruhe anheimstellen, und das Schicksal ist in zweifelhaften Dingen der beste Richter."

„So dächte ich auch;" versetzte Eva, den Ton eines Rathgebers annehmend: „Wenn Ihr eine Botschaft an den Herrn von Wildenberg sendedet, seine Wachsamkeit zu schärfen, mit dem Befehl, einen jeden, der die Herzogin zu entführen versuchen wolle, ohne Ansehen des Namens und Geschlechts auf die Seite zu schaffen....?"

„Das eben meine ich;" gab Georg beifällig zu: „Ich leg's auf des Oberhofmeisters Haupt und Leben. Das Verließ dem, der ein Verständniß anzuknüpfen käme; der schnellste Tod dem, der einen thätlichen Versuch die Herzogin zu befreien, wagen sollte. Blinder Gehorsam, bey Wildenbergs eignem Halse. Dann wähle das Verhängniß in Gottesnamen sein Opfer; ob einen tollkühnen Polen, oder einen verrätherischen Blutsfreund. Mir gleichviel alsdann. Der tiefe Brunnen jenes Schlosses birgt Lebendige und Todte so fein und sicher, daß nicht einmal eine Otter daraus zu Tage kommen möchte, Kunde von ihnen zur Welt zu bringen."

„So mögt Ihr mit Ruhe gegen Nördlingen ziehen hoher Herr," sagte schmeichelnd die Genossin, „und wohl versichert seyn, daß auch mein Mund ewig zu schweigen weiß." — „Warum denn nicht?" scherzte Georg, auf Eva's weißen Nacken deutend: „Würde der Verrath nicht dieses Hälslein gelten?" — Eva erzitterte bei dem drohenden Spaße, während Georg fortfuhr: „Heute noch schreib' ich den Brief an den Wildenberg, und Morgen soll ein reisiger Hofknappe mit dem Schreiben stracklich abgehen." — Der Entschluß beruhigte den Fürsten so sehr, daß er den Tag wohlgemuth mit Christoph verbrachte, ohne im geringsten sein Mißtrauen zu

entdecken. Auch Christoph nannte nicht ein einzigmal der unglücklichen Hedwig Nameu.

Als bey guter Zeit am andern Tage der Hofreiter Emmeram Graindl vor den Marschall beschieden wurde, träumte dem Gesellen Arges, indem das Unglück ihm wiederfahren war, bei'm Gelage der verwichenen Nacht einen Paukenschläger hart zu verwunden, und in den Isarfluß zn stürzen. Emmeram faßte sich indessen, da ihm der Marschall einen Brief gab, denselben ohne Aufenthalt gen Burghausen zu tragen. Mit Begierde ergriff er die Gelegenheit, einem mißlichen Verhör und Urtheil zu entkommen, und niemals hatten des Herzogs Pfleger, die ihn mit frischen Pferden versehen mußten, einen eilfertigern Rennboten gesehen.

8.
Das feste Schloß von Burghausen.

Die Salzach, niederfallend von den Höhen des Erzstifts, eilig hinfluthend durch tiefe Thäler zum starken Innfluß, bespült auf ihrem Wege die Stadt Burghausen und die felsigen Grundfesten des Schlosses gleichen Namens. — Wie die Häuser des Städleins längs dem Ufer, so dehnen sich auf der Krone des dahinter emporsteigenden Berges die langgestreckten Mauern und Dächer der Burg, beinahe eine Viertelstunde weit; laufen dann an beiden Enden mit Zinnen, Thürmen und Schanzen hernieder, die Thore und Gestade zu umklammern. Zum Schutz des Landes, den Nachbarn zum Trutz, erbauten Grafen und Herzoge mit sorgsamen Fleiße das Kastell, und verwahrten darinnen von den ältesten Zeiten an, was ihnen werth und theuer war: ihre Habe, ihr Kriegsgeräthe, ihre Kinder, ihre gefangenen Todfeinde. Die schroffen Ränder des Stromthals, der ungestüme Fluß, machten den Paß zu einem sichern Aufenthalte; aber

die Freuden der einsamen Burgwohnung bestanden vorzüglich in der wildreichen Waldumgebung und in der schönen Fernsicht auf Salzburgs Vorgebirge; diesseits der belebte Strom, weit, weit jenseits, blassen Wolkenschichten ähnlich, die Spitzen des kärnthnerischen und steyermärkischen Hochlandes.

Schauend nach den Gipfeln, wo der Adler horstet, aber selber ein gebundener Löwe, hat der achtzigjährige Graf von Mortain auf der Veste von Burghausen seines langen Lebens letzte Frist verseufzt; der bärtige Ludwig, ein Opfer des Sohns, des bucklichten Grafen von Graisbach; ein Gefangener seines erbittertsten Feindes, des Herzogs Heinrich von Landshut. Und da er gestorben war, unbeugsam wie die Vergeltung, die ihm schon hienieden den Lohn für die Werke seines finstern Hasses reichte, hat man seine Gebeine ohne Sang und Klang in der Abtei zu Raitenhaslach beigesetzt, nnd seine Kerkergemächer verschlossen, weil das Gerücht aufkam, der alte bärtige Herzog wandle darinnen zur Nachtzeit, als ein unruhig Gespenst.

Aber wo Männerherzen ängstlich pochten, Männeraugen furchtsam in die finstern Winkel schielten, da gefiel sich ein unschuldig, furchtlos Weib. Die Gattin des Herzogs Georg, die mit ihrem Gemahl bey Lebzeiten seines Vaters zu Burghausen ihren Hof hielt, ließ die Stuben des Grafen von Mortain wieder öffnen, und bewohnte dieselben, denn sie waren neu eingerichtet mit verständiger Pracht. Hedwig ahnte damals nicht, daß ihr des wilden Grafen Loos einst beschieden seyn möchte.

Ludwig der Reiche starb; mit ihm Hedwigs Freiheit. Georg der Reiche stieg auf den Thron; Hedwig stieg in den Kerker. Einen kurzen Lenz hatte sie unter dem Baldachin zu Landshut verlebt, eine Magd steifer Sitte. Sie dachte, nur einen Sommermond in Burghausens

Abgeschiedenheit zu verleben; der Wille ihres Gemahls hielt sie dort fest. Noch eine Weile träumte sie von Liebe, Macht und Glück; der Traum zerrann. Gefesselt wie der Graf von Mortain, war sie elender als er, weil ein langes Leben vor ihr lag, und weil sie freundlich den umarmen mußte, der ihr Kerkermeister war, und nur selten sich herabließ, durch die morgenländische Pracht seiner Erscheinung Hedwigs Klause grausam höhnend zu verherrlichen.

Dennoch erwartete ihn die Fürstin stets mit Ungeduld, empfing ihn selbst mit verdoppelter Sanftmuth, mit unterwürfiger Liebe. Dem Himmel zugewendet und an dessen Heiligen ein frommes Beispiel nehmend, hatte sich Frau Hedwig oft in ihrer Einsamkeit Vorwürfe gemacht, daß sie zu Landshut dann und wann mit einem raschen Worte, mit einem schlimm verhehlten Argwohn den Gemahl beleidigt. Den Fehler zu tilgen, den erzürnten Eheherrn zu versöhnen, war ihr einzig Streben geworden, und je wie auf's Neue wieder ihr Geburtstag herankam, — der Tag, den Herzog Georg nie verstreichen ließ, ohne einen Besuch auf Burghausen zu machen, — so schmeichelte der Armen wieder die Hoffnung, er würde der letzte im Kerker vertrauerte seyn, und der Gatte werde zu ihr sprechen: Komm' wieder in mein Haus, denn ich habe Dich reiner gefunden, denn Gold!

Zum sechsten Male, seit Hedwig in Haft gehalten war, brach der Tag der Erwartung und Sehnsucht an. Die Fürstin, aus der Frühmesse kommend, ging in ihre innerste Kammer, um das Schlußgebet zu verrichten. Judith, die würdigste Frau unter Hedwigs Dienerinnen, stand in dem düstern Vorgemach, und begrüßte den Pater Vincenz, einen Cisterziensermönch, den Raitenhaslach sendete, die Stelle des verstorbenen Beichtigers der Herzogin einzunehmen. „Se. fürstliche Gnaden lassen Euch

ihre Huld vermelden;“ sprach die Kammerfrau zu dem Priester: „Frau Hedwig ist zufrieden mit der Salbung und Andacht, die im Altardienst Euch zur Seite stehen. Sie wird gerne Euch das Vertrauen schenken, dessen der selige Vater Stanislaus genoß.“

„Er ruhe in Frieden, und seine Werke folgen ihm nach;“ versetzte der Mönch: „ich will versuchen, ihm zu gleichen. Bin ich schon nicht ein Landsmann der gnädigen Frau, wie der Verstorbene es war, so liebe ich sie doch nicht weniger, und eine Heilige verehren alle Länder und Welten.“

„Eine Heilige!“ wiederholte Judith, indem sie eine Thräne im Auge zerdrückte: „Ja, Hochwürdiger, sie ist eine Himmelsfürstin, wie eine irdische. Darum hat ihr schon hienieden der Heiland die schönste Krone, die er für sich selber auserlesen, die Dornenkrone, bescheert. O, mein Vater! Euch wird von heute an vergönnt seyn, täglich einen Blick in diese stille Kammern, und in das edelste Frauenherz zu werfen. Seyd alsdann der freimüthige Herold auch, der mit geweihter Zunge die Verläumdungen der schnöden Welt wiederlegt. Predigt auch vor dem Volke das unverschuldete Leiden der Reinen, damit sie nicht gesteinigt werde als eine Sünderin, während zu Landshut....“

„Lasset uns nicht richten, meine Tochter;“ unterbrach der Mönch die begeisterte Rednerin: „die Gnade wird nur durch Leiden offenbar, und der klare Schnee leuchtet durch die unreinste Scholle. Gott lenkt das Herz der Gewaltigen, und sänftigt das unverschuldete Kreuz.“

Frau Judith beschied sich, reichte dem Mönch einen Beutel von Sammet, mit Silber gefüllt, sprechend: „Se. fürstliche Gnade will, daß Ihr die wohlgemeinte Spende an die ärmsten Leute zu Burghausen austheilet. Sie mögen beten für die Wohlthäterin, und sich des Geburtsfestes derselben erfreuen.“

Eine Glocke tönte aus dem Gemach der Herzogin; Pater Vincenz beurlaubte sich, die Kammerfrau eilte ihren Dienst zu thun. — In dem traulichen Stüblein, sitzend auf einem hohen Stuhle, dessen Lehne mit dem bayrischen uud polnischen Wappen geschmückt war, harrte Hedwig ihre Dienerin. Ringsum auf Tischen und Polsterbänken lagen die prachtvollsten und mannigfaltigsten Gewänder ausgespreitet; auf den breiten Simsen standen geöffnet die Schachteln und Kästchen, worinnen die Juwelen der Fürstin. Die Sonne, durch die gemalten Fensterscheiben dringend, verzauberte der Demanten und Perlen weißen Glanz in ein buntes Feld von farbigen Edelsteinen. Noch einmal so bleich erschien die Gefangene im Kreise der wechselnd auf und nieder spielenden Strahlen. Mit der zartesten Stimme redete sie zu der Kammerfrau: „Du sollst mir helfen, ein Kleid zu wählen. Sieh, wie ich träge bin zum Entschliessen. Mein Herr käme, und ich wäre noch nicht im Staate, wie ich soll.“ — „Die gnädigste Frau wird des Raths ihrer Magd nicht bedürfen;“ entgegnete Judith demüthig. Worauf lächelnd die Herzogin: „Doch, doch, mein gutes Kind! Ich habe einen frohen Schlaf gehabt diese Nacht; mir ist sehr wohl; viel putzen möchte ich mich heute. Mein Herr müßte so viele Meilen reiten, um mich zu sehen im Alltagskleid? Nein, nein. Da, liebe Judith, ist Gold und Sammet, Silber und Seide. Was gefällt Dir mehr?“ — „Ein golden Gewand ist Fürstenstaat, und Euer Gemahl liebt den gelben Schimmer.“ —

Mit unschlüssigen Händen und zerstreuten Blicken hob Frau Hedwig einen Saum des schweren Stoffes auf, und ließ ihn seufzend niederrauschen. „Gold steht nicht zu weißen Wangen;“ meinte sie bekümmert: „Ich wäre krank, glaubte der Herr. Sie haben mich vor Zeiten eine Rose geheißen, aber eine Schneeblume bin ich heut.

Silber, liebe Judith, ich glaube, daß es gut seyn wird. Sage: der graue Seidenstoff mit silbernen Zweigen, der braune Sammet darüber, mit Perlen... wie wäre das?"

„Grau, braun und weiß? es sind des Herzogs Lieblingsfarben;" versetzte die Magd mit wehmüthigem Beistimmen. Ein Schimmer von Verklärung leuchtete auf Hedwigs Antlitz, daß sie lebendiger ausrief: „Besser also, denn jede andere. Das muß eine gute Vorbedeutung heißen auch. Warum nicht, mein Kind? denn Du machst traurige Augen, so traurig, als wäre es Dir zu weinen. Ei, weinst Du an meinem heiligen Tage?"

Judith bedeckte der Gebieterin Hand mit Küssen, um ihr die Thränen zu verbergen, und Hedwig überließ ihr gerne lang die weichen Finger, weil auch in ihren zum Deckengetäfel erhobenen Blicken Zähren spiegelten die sie erst niederzukämpfen hatte, bevor sie mit der treuen Magd weiter redete. — „Kleide mich an, Du Närrchen!" flüsterte sie endlich mit Güte: „schmücke mich fein hurtig. Mein Herr kömmt bald. Er ist geschwinde; eile bestens, Freundin."

Ein fernes Getöse, wie von Pferden, ein fernes Geschrei, wie von geschäftigen Knechten, drang über die Mauern der äußern Hofräume in die abgeschlossene, von der Herzogin und wenigen Dienern bewohnte innerste Veste. Halb ängstlich, halb sehnsuchtsvoll drehte Hedwig rasch den Kopf nach dem Fenster und hob den Zeigefinger. Furchtsam beflügelte Judith ihren Eifer, die Herrin anzukleiden. Ihr war bange vor dem ungestümen Herzog, der es übel vermerkte, wenn er nicht in Staat und Prunk empfangen wurde. — Da jedoch der Lärm schnell verstummte, keine Trompete laut wurde, und die Glocken schwiegen, bezwang die Fürstin ihre Hast, beruhigte sich die Magd.

„Brächte er vielleicht heute die Kinder?“ fragte Hedwig halbleise: „Elisabeth, den trotzigen Kopf? Margareth, das weiche Lämmlein? Meine lieben Töchter! wann ich wiedersehe euch? wann ihr wiederseht mich? O, Mutter, eurige seufzt viel, meinige auch. Jeder hat seinen Wurm; eines jeden ist seine Plage.“

„Ach ja; Gott segne alle sterbliche Menschen!“ murmelte Judith, und legte über die im Silberstoff gefangene, unruhig athmende Brust der Königstochter das schwere Geschmeide von kalten Edelsteinen. „Das ist ein Harnisch;“ bemerkte Hedwig mit freundlichem Scherz: „ich bin steif und starr darunter, wie eine Gestalt von Marmor auf den Gräbern zu Krakau. Wie ich erschrocken bin einmal, vor einem solchen König aus Stein! Wenig Muth habe ich noch alle Tage. Vor vielen Menschen fürchte ich mich.“

„Vor dem bösen Herzog, zum Exempel;“ dachte Judith in ihrem Sinn, da Hedwig inne hielt. Die Fürstin verschluckte den Namen ihres Gatten, der auf ihrer Zunge schwebte, und fuhr fort, während sie ihren vollendeten Schmuck im Spiegel musterte: „Den Herrn von Wildenberg für's Erste scheue ich, als wär' ich ein Kind, ein albernes: Unter so finstern Augen bin ich nicht aufgewachsen; keine Stimme, so rauh, hat mir das erste Lied gesungen.“

„Ein Biedermann, aber stahlhart in seiner Pflicht; nichts darüber, nichts darunter;“ sagte Judith achselzuckend: „Leute seines Korns bringen alle zur Verzweiflung, die in seine Hände gegeben sind. Es war nicht die freundlichste Wahl des gnädigsten Herrn; doch soll der Schloßhauptmann, der vor dem Oberhofmeister hier befahl, ein seltner Vogel an Bosheit gewesen seyn. Wovon der Böhme einen Spruch zu sagen weiß.“

Hedwig fuhr zusammen, und schlug mehrere Kreuze über Stirn und Brust, verschüchtert rufend: „O, wie elend, gutes Kind, o wir elend dieser Mann! Vergiß ihn nicht heute, Judith, thu' ihm doppelt viel zu Liebe. Erquicke ihn, daß ich einmal wieder heiter sehe sein wildes vergrimmtes Gesicht.“ — „Ach, er wird nicht versäumen, sich an diesem Tage einzustellen, der rauhe Bär; entgegnete Judith: „Eure Stimme ist die einzige, die er gerne hört, und die ihn füt lange Zeit zahm macht. So weh mir sein Anblick thut, so ist er mir doch lieber, als des Oberhofmeisters Besuch. Des Mannes Pein und seine Unzufriedenheit verrathen sich gar zu deutlich. Heute werden wir seiner entbehren, da er am Fieber krank zu Bette liegt. Seit er unpaß ist, genießen wir doch mehrerer Freiheit, und darum möge er uns nur noch länger meiden.“

Hedwig versuchte einen strengen Blick auf die ungeduldige Dienerin, und sprach: „Wie das plaudert und fabulirt in die Welt hinein! Ich habe einst gewußt, wie ein deutsch Sprichwort von den Schwätzern redet; aber ich hab's vergessen, sonst wiederholte ich es für Dich. Schweige doch. Einen Wink gäbe mein Herr, und Alles wäre anders. Er spricht den Befehl vielleicht heute. Du mußt gestraft seyn, weil Du wieder Deinen Kopf schüttelst, den störrigen. Zum Herrn von Wildenberg geh', und frage höflich, als wär' ich's selber, wie der Herr mit seiner Besserung daran ist.“

Judith verneigte sich unterthänig, davon gehend. Vor dem Spiegel setzte sich Hedwig nieder, ihrer Pracht zuzulächeln; aber bald schweiften ihre Gedanken sehnsüchtig über die Kammer hinaus; als Liebesboten, den erwarteten Gatten einzuholen, oder als tröstende Engel, die Eltern in der Königsburg von Krakau zu begrüßen. All' diese wunderliche Heroldschaft vergieng jedoch in e-

nem einzigen Leid der gefangenen Mutter. Ihre Töchter, von ihr gerissen, als ob sie den Armen fremd wären, die sie getragen.... ihr Knabe, im Grabe versunken, da er kaum geboren... welche Verlassenheit! — „Hätte ich einen Sohn!" klagte Hedwig im innersten Herzen, mit gerungenen Händen: „Er würde mich vielleicht inniger lieben, der strenge Herr Georg, der zürnende!"

Ein Blick auf das Bild des gekreuzigten Erlösers, und in stille Ergebung verkehrte sich der aufwallende Gram der frommen Fürstin. Sie gewann den Muth, das Conterfei ihres Gatten zu betrachten, welches an goldner Kette in ihrem Mieder verborgen lag. Mit ängstlicher Mühseligkeit studirte sie aus dem kalten, hoffärtigen Antlitz einen Zug der Sanfmuth und Mildigkeit heraus, und nachdem die Arme sich die Täuschung aufgezwungen, überredete sie sich, fröhlicher geworden zu seyn, und griff nach der Laute, die an der Wand lehnte, eine liebe, vielgesuchte Freundin der einsiedlerischen Frau. „Noch kein Lied sang ich mir heute zu meinen Feste;" sagte Hedwig lächelnd: „Komm', Du klingendes Holz, weicher, gefälliger als Menschenbrust und Menschenstimme; wiederhole mir die Töne, die im Vaterlande mich erfreuten. Dort war Freiheit; arme Hedwig! Hier sind Bande; arme Herzogin!"

Die Zither gehorchte den kunstfertigen Fingern, bis diese der Spielerin untreu wurden und erstarrten, während das Haupt der Fürstin sich an die metallnen Wirbel des Instruments lehnte, und über die Saiten ihr Mund die Worte hauchte: „Heute zögert er lange, mein gestrenger Herr!"

(Fortsetzung folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 5tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Höher hinauf!

Da war ein scharfer Degen, Hanns Pantzer mit Namen,
Der sprach im Vaterunser kein einzigmal Amen!
Er thät' denn nach den sieben Bitten noch eine:
Herre, mein Gott! in meinem Lebenslauf
Hilf mir nur immer höher und höher hinauf,
So recht, als ich's meine.

Und der Kaiser, Herr Carolus, seines Namens der Vierte, —
Wohin er trug sein Panner, und seine Knechte führte,
All überall fand er Hanns Pantzern ihm nachgegangen,
Hanns Pantzer mit seinem wildverweg'nen Blute —
Heißa! was schnitt des Pantzers Klinge so gut;
Streit war ihr Nam' und Verlangen!

Der Kaiser, (er wußt' warum,) — Männer braucht' er,
Er sah sich Hanns Pantzern an. — „Zum Streit da taugt er." —
Sie kamen einmal gefahren in Welschland gen Rom,
Zu Sanct Peter knieten sie alle nieder;

Da sprach der Hanns Pantzer sein Vaterunser wieder
In Sanct Peters Dom.

Der Kaiser hört ihn beten; gar wunderlich
Däucht' ihm das Vaterunser; er wandte sich
Zum Hanns Pantzer: „Ei! sagt mir, Hanns Pantzer! das Eine, —
Ich hört' es schon allerwegs von wahrhaften Leuten, —
Was soll doch Euer Vaterunser bedeuten?
„„So recht, wie ich's meine?““

Herr Pantzer riß aus der Scheide sein Schwert, Streit genannt,
Und gab dem Kaiser zur Antwort: „Ich führt' Euch nach Römerland;
Nun wißt Ihr all das Andere, — Hanns Pantzer heiß' ich;
Gäbt Ihr mir ein Rößlein und auch die goldenen Sporen,
Mein Dank wär' just nicht umsonst, noch verloren,
Hau'n kann ich fleißig.“

Der Kaiser, als er's hörte, hub an, zu sagen:
„Ich soll dich wohl, Hanns Pantzer, zum Ritter schlagen?!“
Er that es mit den Worten: „Jedem das Seine!“
Hanns Pantzer sprach: „In meinem Lebenslauf
Hilf mir, Herre Gott! immer höher hinauf,
So recht, als ich's meine.“

Und als nun der Hanns Pantzer ein Ritter war,
Ein Schlößlein auf'n Felsen klebt er, wie sein Nest der Aar.
Hübsch luftig war's; das freut' ihn; schön hoch gelegen!
„Des Hohen ist die Welt, wer läugnet mir das?
Je höher und immer höher, um so baß!“
So meinte der Degen.

Vorbey des Weges unten manch' Krämer zog;
Husch! wie vom Schlößlein oben herab der Pantzer flog!
„Das hat man,“ rief er, „von oben, — die Lust, die eine.
Hilf, Herre Gott! in meinem Lebenslauf
Mir immer höher und höher hinauf, —
So recht, wie ich's meine.“

Dieß Vaterunser sprach er nach jedem Schmause,
Und schickte federleicht dann die Krämer nach Hause.
Er trieb das Spiel gar lange mit rechten Freuden.
Der Krämer gar viele kamen an des Kaisers Thron:

„O Herre! der Pantzer treibt mit Euch Hohn,
Ihr dürft's nicht leiden."

Der Kaiser sann nicht lange, und gab den Spruch:
„Dem Pantzer soll geschehen doch einmal genug;
Auf dem höchsten Berg' in der Runde den Dreibein setzt,
Da soll man ihm helfen zu höchst hinan;
Denn nie ward ihm genug gethan,
So völlig wie jetzt.

Und als nun der Hanns Pantzer den Dreibein bestieg,
So mußt' er halblaut lachen, wie nie im Sieg;
„Hätt' mir's nit so vermuthet," (sprach er,) „beim Weine, —
Gott! Gnade meinem Lebenslauf; —
Jetzt helfen sie mir zu höchst hinauf, —
Nit recht, wie ich meine.

Eduard Duller.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Fortsetzung.)

9.
Der Hofstaat einer Gefangenen.

Es wurde leise an der Thüre gekratzt. Hedwig erhob sich, und fragte, aus den Augen die feuchten Spuren wischend: „Hola! bist Du's, Marynka, meine Zofe? bist Du's, mein Page Jasineczek?" — Marie, die jüngste Kammerdirne, öffnete schüchtern die Thüre zur Hälfte, und lispelte herein: „Der alte Böhme ist draußen, gnädigste Frau! und möchte seinen unterthänigen Glückwunsch anbringen, wenn's ihm erlaubt würde." — Hedwig seufzte, nickte nach kurzem Besinnen mit dem Kopfe, und trat an die gewölbte Pforte.

Auf ihrer Schwelle stand der Gemeldete, eine mächtige Gestalt, die, obschon gebückt und zusammengeschmiegt,

unter dem niedrigen Thürbogen kaum genug des Raums fand. Seine Gewänder, sowohl das Unterkleid, als der Aermelrock darüber, waren von grauem, grobem Tuch, mit Pelzstreifen besetzt; die gleichfarbige Mütze trug er in der, nach slavischer Sitte tief zur Erde gesenkten, begrüßenden Hand. Mit der freien Rechten tappte er vor sich hin. — Hedwig reichte ihm mitleidig den Saum ihrer aufgeschürzten Schleppe, den er wie ein Heiligthum an seine Lippen führte, und wieder sorgfältig auf den Boden breitete. Erst alsdann richtete er empor den starken Nacken, den breiten kahlen Kopf, nur hie und da mit einer grauen Locke besetzt, das stumpfe, wilde Antlitz, worinnen die Augen fehlten. Deckel und Wimper waren schlaff darüber zusammengesunken. Die Sterne waren erstorben hinter ihren Schleiern.

Der blinde Mann begann mit tiefer Stimme: „Des Himmels Segen, durchlauchtigste Frau! begleite Euch. Ist Euch noch Glück beschieden, so lebet lange, lange. Sollt Ihr unglücklich bleiben, so möge Euch der letzte Helfer in der Noth gnädiger seyn als mir. Vergeßt mich armen Verstümmelten nicht in Euerm Leben oder Sterben.“

„Für Dich ist gesorgt;“ antwortete die Fürstin gerührt: „Du sollst immer haben, was Du gebrauchst. Mein Tod soll nicht aufhören machen, was ich Dir versprochen habe, und für Deine Wünsche danke ich, guter Mann. Judith hat Auftrag zu einem Geschenk für Dich.“ — „Das Paradies vergelte Eure Barmherzigkeit;“ versetzte der Blinde: „Wenn ich nur mit einem Hauche lohnen könnte, was Ihr an mir Armen thut!“ — „Gut, gut; wenn meine Bitten starke Bitten wären, hätte unser gnädiger Herr schon mehr für Dich gethan.“ — „Ach, edle Frau! der Herzog macht es nicht wohl mit mir, und auch sein Vater hat bös an mir gehandelt.

obschon ich glauben soll, er habe nichts gewußt von dem, was sein Schloßhauptmann befohlen...!" — Der Mann wurde unruhig vor steigendem Zorn, daß er mit den Zähnen knirschte, und Hedwig ihn unterbrach mit den Worten: „Was nicht mehr zu ändern ist, laß' das. Die Herzoge sind ohne Schuld; der grausame Ritter büßt gewiß im Pfuhl, dem brennenden." — „Aber meine liebe Freiheit, gnädige Frau? Ich darf mit keinem Schritte aus dem Thore dieses innern Raums; wie hart ist dieß Geschick dem Unschuldigen?"

Hedwig erröthete. Ihr Geschick war nicht besser. Sie sagte: „Auch dieses laß gut seyn einstweilen. Man sagt, es wäre nicht klug gewesen, wenn Du aller Welt Dein Elend gezeigt hättest. Versuche, armer Mann! daß Du heute dem Herzog nahe kommst. Wenn er Dich einmal bemerkt...." — „Ein Bote?" — „Eben jetzo. Der Nikolas, der mir meine Suppe bringt, sagte mir's." — „Ein Bote!" wiederhohlte Hedwig voll Freude: „Er kömmt also bald, er folgt gewiß auf der Spur dem vorlaufenden Rosse! Geh getrost, Alter! fliege Marynka...!"

„Was befiehlt meine durchlauchtige Frau?" fragte Marie, und Hedwig, von Glück und Hoffnung übermannt, hatte schon wieder vergessen, was sie befehlen wollte. Der Böhme, zwischen den Zähnen murmelnd, nach der Thüre des Vorgemachs am Getäfel hinschleichend, verwünschte den Herzog, die Freude der Herzogin, und rief halblaut dem Buben Nikolas, daß er ihn über die Schneckenstiege in den sonnigen Hof brächte. — Er wich scheu vor einem rauschenden Frauengewand, vor hastig klingenden Sporen. Der Sporenträger stieß im Vorübergehen unsanft den brummigen Alten an, daß derselbe mit einem Fluche die breite Hand, zur Faust geballt, aufhob: „Oho! was wäre mir denn das?" schalt der Reiter dagegen, und maß den grauen Pelzmann mit

drohenden Blicken. — „Laßt ihm's hingehen!“ ermahnte Judith, die Kammerfrau: „ihm fehlt das Augenlicht; er will Euch nicht beleidigen.“ — „Das ist etwas anderes!“ versetzte der Reiter, beruhigt weiter gehend: „Dem Unglück ist erlaubt, den Grobian zu machen, sonst wollte ich bey Gott ...!“ — „Still! hier ist der Eingang zur Herzogin!“

„Weißt Du schon, Judith?“ rief Hedwig, der treuen Magd entgegeneilend: „Ein Bote von Landshut! Sag an, was er bringt. Nicht so viel Zeit, als ein Sandkorn fällt, bleibe stumm.“ — Hastig erwiederte Judith: „Ich weiß, ich sah den Reiter kommen, einen großen Brief trug er zum Oberhofmeister hinauf. Der von Wildenberg liegt von Hitze gepeinigt zu Bette. Des Burgpflegers Wachsamkeit ist milder, seit Herr Ebran siech geworden. Sie sehen jetzo mehr in Euch die Herzogin, der sie gehorchen sollen, als die zu hütende Gefangene. Leicht wurde mir, den Boten in den innern Hof zu führen. Ich zählte auf Eure Ungeduld, ihn selber zu befragen, und auf dem Wege sprach er ein halbes Wort, als ob er gerade nur für Euch eine besondere Botschaft bei sich trüge. Befehlt, und ich bringe ihn. Genießt jedoch die paar Augenblicke, denn unten versammeln sich Eure edeln Frauen zur Aufwartung, und der Stadtrath mit dem Richter und der Schifferzunft in Feyerkleidern harren, daß sie Euch ihren Glückwunsch zu Füßen legen.“

„O geschwinde denn!“ gebot Hedwig mit stürmischem Eifer, und im Nu stand der Reiter von Landshut in der Kammer der Fürstin. Judith und Marie lauschten an der Pforte des Vorgemachs. — „Nicht Zeit hat, sich zu bücken, wer da läuft;“ begann Hedwig: „zu einer andern Stunde empfänge ich nicht also einen Diener. Antwort will ich, eine kurze. Herzog Georg, kömmt

er?" — „Das weiß ich nicht?" — „Wie? Du rittest ihm nicht vor?" — „Nein." — „Ist mein Herr doch nicht krank?" — „Nein." — „Gott sey Lob. Oder die Kinder?" — „Nein, ich habe sie gesund gesehen." — „Dem großen Gott dank ich. Was brachtest Du aber?" „Einen Brief für den..." — „Recht das; ich weiß. Aber hast Du nicht gesagt...? meiner Kammerfrau sagtest Du...." — Eine Werbung hätte ich an meine gnädige Herzogin...." — „Ei so? was ists? von wem?" — „Von meinem durchlauchtigen Herzog." —

Hedwig trat stolz einen Schritt zurück. „Ha, wie viel der Schmach?" rief sie, sich vergessend: „Seit wann ist des Knechtes Mund der Mund meines Herrn geworden? Seine Hand, ist sie müde, mit der Feder zu schreiben an mich?" — „Meine gnädigste Frau ist in Irrthum." — „Ach; bin lange gewesen in Irrthum!" seufzte die Fürstin, die Hand vor das Gesicht haltend. Der Bote wagte nicht, ihr Schweigen zu unterbrechen; aber nach aussen sah er unruhig. Viele Frauenstimmen ließen sich im Vorgemach hören. Judiths abweisende Beredsamkeit erlahmte an der Zudringlichkeit der zu Hof berechtigten Edelweiber. Schon füllten sie die Halle und den Gang. Ueber die Wendeltreppe dröhnten die schweren Schritte der Bürgermeister und Rathsglieder von Burghausen.

„Sprich! ertragen will ich's!" hob die Herzogin plötzlich an, und enthüllte ihr ernstes, blasses Angesicht. Der Knappe deutete nach der geräuschvollen Vorstube, und flüsterte: „Ich bringe Geheimes; kein sterblich Ohr, außer dem Eurigen, darf's vernehmen." — Hedwig maß ihn befremdet mit den Augen, er fuhr, ohne sich irre machen zu lassen, fort: „Meine Freiheit, mein Leben sind in Eurer Gewalt, so Ihr meine Kühnheit mißkennt, und mich dem Schloßhauptmann verrathet. Eure Zu-

kunft bedenkend, hört mich zu einer andern Stunde an geheimerm Orte, als dieser ist." — Hedwig kam von ihrem Erstaunen nicht zu sich, als der kecke Mensch mit den Worten schloß: „Heute raste ich noch auf dem Schlosse. Heute darf ich's noch. Schenkt mir noch heute einen Augenblick. Ich will für Eure Zofe leicht zu finden seyn."

Judith schaute durch die halbgeöffnete Thür, faltete bittend die Hände: ein Zeichen, daß die Herzogin nicht mehr sicher, das geheime Gehör zu endigen, sey. Hedwig gab dem Knappen einen Wink, sich zu entfernen. — „Schreitet dreist und hohen Kopfes durch die Vorkammer;" ermahnte ihn leise die kluge Judith. — Er that's mit frohem Muthe. Als wäre er ein Diener aus dem Schlosse selbst, und zu irgend einem Geschäfte abgefertigt, ging er mitten durch zwischen den schwatzenden Weibern und den scharrenden Rathsherren. Die Schwarzmäntel machten ihm bescheiden Platz; aber von der andern Seite, über die Treppe herauf, kam ein Mann, dem er ungern in die Hände lief, und dennoch nicht ausweichen konnte. — Alle Anwesende bückten sich vor der großen Gestalt und ihrer tiefgefurchten Stirne. Eine dunkle, krankhafte Röthe überzog des Ritters hageres Gesicht, seine Züge verkündeten körperliche Leiden; er bewegte sich heftig, aber ungewiß und schwankend in der reichen, nachlässig übergeworfnen Kleidung. Das war der Oberhofmeister Ebran von Wildenberg.

Kaum erwiederte er mit leichtem Kopfnicken die unterthänigen Begrüßungen, aber sein flammender Blick fiel auf den Knappen, den Boten von Landshut. „Gesell! was da?" fragte er barsch: „Was suchtest Du hier? Wer erlaubte Dir?" — Frau Judith stand hinter dem Jüngling, und erwiederte sanft und unbefangen: „Mein gestrenger Herr, es ist das erstemal, daß Se. fürstliche Gnaden so lange säumen, das Geburtsfest meiner hohen

Frau durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen. Meine durchlauchtige Gebieterin hat daher den Boten nach des erlauchten Gatten und nach der jungen Herzoginnen Wohlbefinden sorglich ausgefragt, und nicht den Vorwurf zudringlicher Ueberlast hat der Gesell zu tragen."

Als hätte er nicht gehört, was Judith vorgebracht, drehte sich Wildenberg halb zu dem Knappen, und befahl: „Warte meiner an der Treppe, die zu meiner Wohnung führt. Geh!" — Der Knappe verschwand. Wildenberg schaute nun im Kreise umher, und begann zu den Rathsherren: „Die Frau Herzogin läßt den Bürgern freundlichst danken, nimmt ihre Wünsche und Huldigung als empfangen an, und beurlaubt mit Versicherung ihrer völligen Gnade den ehrsamen und fürsichtigen Rath." — Wohl sahen sich nun die Abgeordneten der Stadt mit Verwunderung an, aber zu gehorchen zögerten sie nicht. Sie gingen mit gesenkten Köpfen, untereinander flüsternd, ihres Wegs.

Die Frauen hatten indessen ihren Eintritt bei der Herzoginn genommen. Die Erscheinung Wildenbergs, der so plötzlich von seinem Siechlager sich erhoben, um auf absonderliche Weise seinen Hof bei der Fürstin zu machen, bestürzte die Versammlung. Ehe noch die staunende Hedwig ihn anreden konnte, hob er mit ehrerbietiger Verneigung an: „Der Himmel segne stets die Tage unsrer erlauchten Landesmutter, und langes Leben lächle ihr! das ist der bairischen Völker Gebet, und das flehe auch ich, meiner durchlauchtigen Herzogin allerunterwürfigster Knecht. Da ich nun voraussetze, daß die ehrlichen Weiber allhier dieselben Wünsche schon kund gegeben, und ihre fernere Anwesenheit unsere glorreiche Fürstin, der einsamen Beschauung an diesem heiligen Tage gewohnt, nur belästigen würde, so verkündige ich den edlen Frauen im Namen Sr. Gnaden die freund-

lichste Beabschiedung für heute, und bis zu der Frist, da ihnen wieder der Befehle zukommen möchte, sich auf dem Schlosse einzufinden."

Versteinert von Kummer, Ueberraschung und Beschämung regte sich die Herzogin nicht auf ihrem Stuhle. Erschreckt und ängstlich gehorchten die Frauen dem rauhen Gebot des Oberhofmeisters. Wie sie je eine nach der andern zum Abschied die Hand der geliebten Fürstin küßten, fiel manche Thräne auf diese kalte Hand, und manch ein mitleidiger Blick suchte das Auge Hedwigs, das glanzlose, dahinstarrende, ersterbende Auge. — Die an allen Gliedern zitternde Judith hatte nicht so bald hinter den Gehenden die Pforte geschlossen, als auch den Herrn von Wildenberg seine mühsam erzwungene Haltung verließ, und er, todtenblaß werdend, an einen Sessel sich lehnte, damit er nicht zu Boden sänke. —

Da Hedwig dieses gewahrte, rief sie gerührt und dringend: „Judith, hilf dem Herrn; Setze sich der Herr, denn sein Fieber ist hart, wie seine Zunge. Ach, Euer Amt, mein Herr! wie traurig, wie traurig!"

„Ihr macht es mir sauer, gnädige Frau;" entgegnete der Wildenberg, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne: „Entschuldigt den hinfälligen Zustand, worinnen ich vor Euch erscheine. Es muß das Ansehen haben, als irrte ich im Fieberwahn umher. Doch war's Pflicht gegen den Herrn, gegen Euch, und gegen mich, mir Zwang anzuthun."

„Ich höre;" sagte Hedwig gefaßt. — Der Oberhofmeister verschränkte schmerzlich die Hände, indem er fortfuhr: „Was hab ich Euch gethan, würdigste Frau! daß Ihr zu meinem Verderben stimmt? Ich mag wohl Euch ein mächtig Hinderniß, ein überlästiger Wächter seyn; aber ich bin's ja wider meinen Willen. Wenn mein Fürst befiehlt, soll ich mit zugemachten Augen gehorchen.

Er mag verantworten, was er befiehlt. Mir steht nicht zu, als einem Lehensmann und Diener, vorwitzig ergründen zu wollen, was meinen Herzog und meine Herzogin feindlich trennt, für den Augenblick trennt und entzweit. Ihr wißt, hohe Frau! daß ich mich stets in meinen Schranken hielt; Ihr wißt sogar, daß ich nicht immer nur mit zugemachten Augen gehorcht habe."

Hedwig verfärbte sich etwas. „Von dem armen Myolawice wollt Ihr reden?" lispelte sie. Der von Wildenberg fuhr fort: „Ja, gnädige Frau! von dem jungen polnischen Tollkopf, der einst gewagt, in dieses feste Haus zu dringen, unter das Gesinde sich zu schleichen, mit dem Pater Stanislaus Eure Flucht zu verabreden. An einem Haare hing damals Euer und mein Geschick." — „An meinem Willen;" warf Hedwig stolz ein: „Ich weigerte mich. Der Vater rief, liebes Polen rief; — taub war ich." — „Ihr handeltet einer deutschen Fürstin würdig; dort wärt Ihr verloren gewesen, wenn Euer Hofmeister nicht Wildenberg hieß; Wildenberg, der mit blutendem Herzen seine harte Pflicht thut, Wildenberg, der seinen Kindern zu Liebe mit Euch die goldenen, schweren Fesseln trägt, Wildenberg, den, wie alle, so Euch umgeben, Euere Tugend und Frömmigkeit bestochen haben, daß er den unbesonnenen Polen fliehen, den listigen Beichtvater bleiben, den ganzen frevlerischen Anschlag dem Herzog nicht wissen ließ!"

„Der Herr von Wildenberg hat sich erinnert dazumal, ein Christ zu seyn;" bemerkte Hedwig mit Freundlichkeit: „der Castellan von Myolawice, der im Aufgebot von den Ungarn erschlagen worden ist, und auch der selige Vater Stanislaus, für ihn bei'm großen Gott beten sie. Warum redet aber der Herr von ihnen?"

„Weil abermals im Finstern ein Dolch gegen mein Leben geschmiedet wird;" antwortete Wildenberg heftig:

„ich habe es nicht um Euch verdient, gnädige Frau! Wisset; Der Herzog kömmt heute nicht auf sein Schloß Burghausen,...“ — „Nicht?“ stammelte Hedwig, in den Stuhl zurücksinkend. — „Aber sein Brief ist gekommen, ein strenger unheilmahnender Brief. Es haben sich etliche Frevler zusammengeschworen, meinem Herzog seinen theuersten Schatz zu rauben. Wer sie sind? mir wurde es nicht offenbart. Ob Ihr davon wißt, edle Frau? Ich möchte es gern nicht glauben. Aber mein Haupt ist in Gefahr, und die Wohlfahrt meines Weibes, meiner Kinder, die in Landshut unter'm Auge des Herzogs leben. Wir wären verloren, ich und die Meinigen, wenn das Wagstück gelänge. Zürnt mir daher nicht, wenn von heute an meine Wachsamkeit sich wieder verdoppelt, wenn neue Beschränkungen wieder Euer Leben belästigen. Rechnet das mir nicht zu, und laßt uns beide auf bessere Zeiten hoffen.“ —

Der Oberhofmeister stand auf, und erwartete in mühseliger Erschöpfung eine Antwort der Herzogin. Diese, traurig und schweigend, kämpfte, ohne Wildenbergs Befürchtungen zu überlegen, mit dem brennenden Kummer, den ihr des Gatten Abwesenheit verursachte. Dieses böswillige Verschmähen eines bisher so unverbrüchlich geehrten Festtags, welch eine schlimme Vorbedeutung für die Zukunft! — Wildenberg, errathend, daß für ihn die Fürstin stumm bleiben wolle, sagte noch zu ihr: „Schon zu lange habt Ihr die Gegenwart eines bresthaften Mannes geduldet. Erlaubt, daß ich den widerlichen Anblick Euch entziehe. Ihr wißt nun, was der Herzog argwohnt, was er gebietet. Gegen die Feinde von Außen verwahrt sich Wildenberg als ein muthiger Dienstmann. Euerm Edelsinn, durchlauchtige Frau! vertraut er ganz, wenn im Innern des Schlosses, im Euern Gemächern, Verrath gesponnen werden sollte. Wollet

mich nicht unglücklich machen; ein Mehreres wage ich nicht, auszusprechen." — Nach diesen eindringlichen Worten entfernte sich der Oberhofmeister aus der Kammer der Herzogin, am elendesten Tage ihres armen Lebens.

10.

Das Haus des Böhmen.

„Rede frei und ohne Scheu, Gesell!" sprach der Herr von Wildenberg den Boten des Herzogs an, der nicht versäumt hatte, des Ritters zu warten. „Vertraue mir, was die gnädige Frau von Dir begehrte, was sie Dir auftrug." — „Ihr habt es von der Magd vernommen, Ew. Gestrengen." — „Du hättest nicht ein klein Geheimniß zu bewahren? Sey redlich, Freund, und zähle auf meine Dankbarkeit." — „Mich schmerzt, sie nicht zu verdienen. Aber, edler Herr! erlaubt mir eine Frage. Wenn der Herzogin gefiele, mir einen Auftrag zu geben; wäre derselbe nicht an ihren fürstlichen Gemahl, und daher dessen Eigenthum? Ein Biedermann, wie Ihr, hätte ihn nicht zu scheuen. Warum also die Bestellung auffangen, ihrem eigentlichen Besitzer entfremden?" — „Ich begehre von Deinesgleichen nicht ein Schiedsurtheil;" bemerkte der Oberhofmeister mit finstrer Stirn: „Antworte mit Ja oder Nein; ein Mehreres ist vom Uebel, verstehst Du mich? Aus Deinen subtilen Redensarten geht hervor, daß Du an Se. fürstliche Gnaden zu Landshut etwas zu bestellen bekamst. Meine Pflicht erfordert, zu verhüten, daß Se. Gnaden mit verdrießlichen oder überlästigen Beschwerden geplagt werde. Entdecke Dich mir also, Freund." — „Ich habe weder Wort noch Brief von der Herzogin." — „Besinne Dich; wenn ich Dich durchsuchen ließe...?" —

Der Knappe trat schnell zurück, die Hand an den Degen legend. „Das ist nicht Euer Ernst;" sagte er drohend. Wildenberg stutzte ob der kühnen Geberde, er-

wiederte aber lächelnd: „Ruhig Blut, Du eifriger Mensch! Männern, wie Du bist, kann auf's Wort geglaubt werden. Dein „Nein“ genügt mir. Noch mehr: verweile bis morgen, und erwarte die Befehle der gnädigen Frau. Von Deiner Zuverlässigkeit bin ich jetzo überzeugt. Damit, wenn die Herzogin Dein begehrte, kein unnützes Auge blinzle, kein falsches Ohr horche, werde ich Dir im innersten Burgraum Deine Schlafstelle anweisen. Sieh nach Deinem Pferde, wie es einem rechtschaffenen Reiter geziemt, und finde Dich wieder hier ein.“

Der Knappe ging gerne. „Was ist mir das?“ fragte sein unruhig Herz: „wäre der Ritter, den ich für den Schergen der Unschuld hielt, ihr heimlicher Freund?“ — Indessen sagte aber die Vernunft zu dem Wildenberg: „Wenn der Mensch, der mich verläßt, aufrichtig mit mir geredet hat, will ich mein Wappen einbüßen. Irgend etwas wollen sie mir verhehlen, und mein Dienst erheischt, auf alles gefaßt zu seyn.“

Der Oberhofmeister nahm sich keine Zeit, der Ruhe zu pflegen. „Niklas!“ rief er in den schallenden Bogengang. — „Hier, gestrenger Herr!“ — „Hast Du ausgerichtet, was ich befahl?“ — „Freilich, Herr. Der Meister wartet.“ — „Herein mit ihm.“ — „Auf den Stutz, Ew. Gestrengen.“ —

Der Küchenbube Niklas führte den Böhmen in Wildenbergs Stube, stellte ihn vor den Ritter, und schlich wieder gehorsam hinaus, mit verschlossenen Ohren vor der Thüre zu warten. Mit gedämpfter Stimme begann Wildenberg zu dem Blinden: „Du kennst mich Alter?“ — „Ich stehe vor dem Herrn Schloßhauptmann.“ — „Wie geht Dir's? Bist Du zufrieden mit Deiner Aufwartung?“ — „Hm! ich verspare meine Klagen auf den Gerichtstag im Thale Josaphat.“ — „Freilich wirst Du nicht eher mit Deinem Verderber zusammentreffen.“ —

„Hm! wenn der Missethäter nicht Erben seiner Missethat hätte...!“ — „Die hat er nicht, glaub' mir. Mindestens bin ich keiner derselben; wie?“ — „Nein.“ — „Ich erleichtere Dein Loos, wie ich's vermag.“ — „Ich glaube es.“ — „Wie sollte ich's auch nicht? Ich habe weder Haß noch Neid gegen Dich.“ — Der Alte grinste, während Wildenberg fortfuhr: „Du hast mir manchen Dienst geleistet, einen wichtigen besonders.“ — „Gern geschehen.“ — „Ohne Dein geübtes Ohr, ohne Deinen guten Willen hätte der Pole Myolawice seinen Streich vollführt.“ — „Wenn die Augen schlafen, wacht um so muntrer das Ohr. Wenn die Laternen vor dem Hause verlöschen, brennt um so heller die Lampe auf dem Herde. Ein böhmischer Mann erräth leicht den versteckten polnischen Mann. Und mein guter Wille... ach, wie weit geht dieser! Verdanke ich nicht meinem willigen Dienst und Gehorsam, daß Euer Vorgänger meinem Augenlicht das schauerliche Wiegenlied sang?“ — Der Unglückliche wollte in seinem Grimm die Wimpern in die Höhe ziehen, aber vergebens. Kraftlos sanken sie wieder tief über den Jammer, den sie verbargen.

„Genug, halt ein!“ bat Wildenberg, die Hände des Alten erfassend: „Dein Freund und Beschützer fordert einen zweiten Liebesdienst von Dir.“ — „Heraus damit, edler Freund und Schirmvogt!“ — „Du wirst heute zu Tag und Nacht einen jungen Mann bey Dir beherbergen; er ist mir verdächtig, ich habe Winke und Befehle. Man will die Herzogin stehlen; keiner Seele ist zu trauen. Kirre den jungen Gesellen Dir zu Gebote. Von dem Schloßgesinde getrennt, ist er ganz Deiner List und Willkühr übergeben, ungewarnt von fremden Einflüsterungen, an Verständnissen gehindert. Das geringste Ding von Wichtigkeit, das Du mir berichtest, wiege ich schwer mit Dankbarkeit, Pflege und Geschenken auf.“

— „Mir ist's recht; Ihr gebt meinem trägen, gebundenen Gehirn wieder Thätigkeit, und wenn ich errathe, gilt die Falle dem ungeschliffenen Junkerbuben, der mich heute stieß, den alten blinden Mann? Ihr sollt zufrieden seyn. Wenn etwas hinter dem Burschen ist, ich bring's heraus." —

Hand in Hand flüsterten noch eine Weile der leutselige Oberhofmeister, der boshaft stolzirende Blinde, und trennten sich, vollkommen einverstanden. Während der dumme Niklas den Letztern nach dem innern Burghof geleitete, wiederholte derselbe stets in seinem Sinne: „Hm, die Herzogin stehlen? das soll euch vergehen, ihr loses Volk. Mir den Raben, der mich füttert und erquickt, aus dem Käfich stehlen? Nimmermehr! Sie ist mein einzig Kleinod in dem kalten Steinhaufen; sie ist das Zauberflämmlein in meiner trostlosen Finsterniß. Ich will sie festhalten, und Keinem soll sie gegönnt seyn." Er strauchelte. Sein Fuß hatte sich an der Schwelle seiner Wohnung gestoßen. „Geh' hinauf; befahl er dem Niklas: „lüfte die Kammer, breite frische Lacken über das Bett. Du magst heute in der Holzkammer schlafen. Ich habe einen Gast." — Maulend stieg Niklas die Hühnertreppe empor, und der Alte setzte sich, die Sommerwärme zu genießen, vor dem Eingang seiner Behausung auf die steinerne Bank.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Ich gehe nur, wenn ich beladen bin; —
Nimmst meine Lust du weg, so bleib ich stehen.
Was ich dir zeige, flieht gar rasch dahin,
Doch läßt du sorglos dir es oft entgehen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 6tes Stück.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Fortsetzung.)

Diese Wohnung war vor Zeiten einer der ältesten Thürme des Schlosses gewesen. Wetterstrahl und Sturmschaden hatten des Thurmes graue Herrlichkeit zerstört, und die Pfleger der Burg genöthigt, ihn zur Hälfte abzutragen, so daß nur eine wohnliche Stube sammt einem geräumigen Gewölb im Erdgeschoß, und darüber eine Kammer geblieben war. An die letztere stieß ob dem Gewölbe ein zufällig entstandener Altan, ohne Zinnen oder Geländer, worauf das Gras üppig sproßte, und die bemoosten Steine langsam in Wind und Wetter zerbröckelten. Dem Altan gegenüber lagen die Gemächer der Herzogin; eine lange Reihe, ungebraucht die meisten. Dir letzte Pforte derselben hatte den Ausgang auf die steile Treppe des abgetragenen Thurms, und war längst nicht mehr benützt worden. An Schloß und Riegeln hingen dichte Spinneweben. Von der andern Seite lehnte sich des Blinden Behausung an die Schatzkammern des Herzogs, weitläufige feuerfeste Gewölbe, verwahrt mit gewaltigen Porten und Eisenstangen an den engen Lucken, die den Dienst der Fenster versahen. Mit=

ten in diesen traurigen Gebäuden lag der traurige einsame Hof, zum Theil gepflastert, zum Theil mit Rasen bewachsen. Einige Bäume standen hie und da; Bänke unter ihren Schatten. Die Wächter dieser Abtheilung des Schlosses saßen in frühern Jahren vielmals unter den Bäumen, plaudernd, lachend, gähnend. Aber Frau Hedwig haßte das rohe Treiben der Soldknechte, und ein Befehl des Herzogs verwies die Schaar auf immer vor das Thor dieses Hofraums, dessen übrige ehemalige Zugänge sorgfältig versperrt wurden mit Mauern, unbeweglichen Thüren und Gräben.

Die Stille des Orts fiel dem Reisigen von Landshut schwer auf das Herz, als er von einem Trabanten nach dem Hause des Blinden geleitet wurde. Bey seinem ersten Eintritt, umgeben von den Edelfrauen und dem Schwarm der Rathsherren, war ihm der innere Burgraum lebendig und bevölkert vorgekommen. Jetzo wandelte er langsam und niedergeschlagen über das widerhallende Pflaster. — „Wer geht da?“ fragte der Blinde, das Ohr spitzend. — „Euer Hausgenoß, für heute nämlich;“ versetzte der Andere. — „Aha, ich weiß. Setzt Euch zu mir.“ —

Der Reiter that's, und ließ seine Blicke gedankenvoll über das todte Gebäude gleiten, welches die unglückliche Hedwig einschloß. Indessen sagte der Böhme: „Erlaubt!“ fuhr ihm mit dem Zeigfinger behutsam über Gesicht und Schultern, und setzte seine Rede fort: „Ihr seyd noch jung, mein Herr! und wie ist Euer Name?“ — „Nennt mich Emmeram.“ — „Gut, Herr Emmeram, und es wundert mich, daß der Schloßhauptmann einen frischen Junggesellen in eines verwitterten Mannes Herberge legen mochte. Ihr werdet nicht viel Vergnügen bey mir finden.“ — „Das glaub' ich auch; doch dauert's nicht lange, Euch und mir zum Troste, und ich muß mich nach des Hausherrn Willen fügen.“

Nun trat ein langes Schweigen ein. Der Knappe schenkte seinem Nachbar wenig Aufmerksamkeit, hing mit den Augen unverwandt an den gegenüber liegenden Fenstern, und rückte ungeduldig auf seiner Bank hin und her. — „Wie steht's zu Landshut?" begann plötzlich der Böhme. Zerstreut antwortete der Andere: „Schlecht und recht; der Martinsthurm ist noch nicht eingefallen und nicht die Trausnitz." — „Hainbüchener Gesell!" murmelte ganz heimlich der Alte bey sich; ließ jedoch nicht nach, mit dem Nachbarn anzubinden: „War auch einmal zu Landshut; ist schon lange her. Wie geht's dem Meister im Holzgarten, dem ehrlichen Thoma?" — „Weiß nicht, kenn' ihn nicht." — „Und dem Oberschaffter Mittner?" — „Todt." — „O weh! noch so jung gewesen. Und dem Harnischpfleger Törkel?" — „Todt." — „Ach Du gerechter Gott! Und dem Küchenschreiber Bleibhaas? — „Wohlauf derselbe, kreuzwohlauf." — „So? und der Fürchtegott, der Hofnarr?" — „Frisch wie ein Hecht; foppt täglich der Narren mehrere." —

„Aufdringlicher Schwätzer!" brummte hier der Emmeram zwischen den Zähnen, nachdem er kaum geantwortet, und erhob sich von dem Sitze. „Wohin?" fragte der Alte, und tappte, ihn aufzuhalten. — „Ich will Eure Herberg besehen, lieber alter Gastfreund;" entgegnete der Andere: „mir krabbelts in den Adern, wie Ameisen; muß mich bewegen, Luft schnappen." — „Steigt nur auf den Altan, den Ihr von hier aus sehen werdet. Luft genug, und auch Welt genug für die, welche noch Augen haben,.... Alles ist oben zu finden." — „Viel Dank." — „Ich rufe Euch, wenn das Essen gebracht wird." — „Recht, guter Freund!... wie ruft man Euch?" — „Girsick," Freund Emmeram! Ich bin der arme, alte Meister Girsick." — „Ich weiß jetzo; laßt Euch die Zeit nicht lange werden." —

Nach einer Weile murmelte Girsick vor sich hin: „Dein Geschwätz wird mir sie auch nicht verkürzen, junger Vorstigel! Der Bube ist ein Galgenstrick von oben bis unten; hat mit seinem Lügenschwank, ohne zu stocken, Leute todtgeschlagen, die noch frisch und wohlauf sind, und Gespenster leben lassen, die ich nur erfunden habe, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehen. Fürchtegott? Bleibhaas? der Bube ist nie zu Landshut am Hof gewesen. Eitel Betrügerei ist seine Sach. Doch wollen wir keine Miene verziehen, den hohlen Topf bis auf den Boden durchstöbern.“

Der Alte hielt bestürzt den Athem an, denn hinter seinem Rücken bewegte sich etwas im Hause, und aus des Erdgeschosses Fenster fragte der Emmeram: „Gelt! Ihr scheltet mich nicht, daß ich einen Schritt in Eure Stube gethan? Euer Hausrath ist wunderlich, aber mir gefällt die Zither, so über dem Schraubstock hängt. Leiht mir sie zum Versuch.“ — „Meinetwegen;“ versetzte Girsick mit heuchlerischer Freundlichkeit: „Es kitzelt mein Ohr, wenn Einer die Saiten rührt. Einst konnte ich's auch, trotz meiner von schwerer Arbeit gekrümmten Finger. Aber die Jahre versteinern. Stimmt daher frisch an. Von oben muß der Gesang klingen, als käme er aus dem Himmel.“

Der Knapp ließ sich's nicht zweimal sagen. Durch das Gewölbe schreitend, das, wie die Stube, der verlassenen Werkstätte eines Schlossers glich, hinanklimmend die Stiege, klimperte er scharf und lustig auf den Dräthen, wie Glocken, so silbern und rein. Nach und nach verkehrten sich aber die muntern Griffe in schwermüthiges Gemurmel, und nicht ein fröhlich Lied, wohl aber das eines Betrübten versuchte der Spielmann:

„Still ab ein' kleines Weil! ihr sollt all' ein wen'g
stiller seyn! —
Sobald der Pilgrim ist aufgestanden,
Ist er gleich hinter'n heitern Himmel hinausgegangen.
Er hat Gott gebeten alsogleich,
Daß er ihm Glück und Gnad verleih.
Denn's ist anheut ein groß Leid in dem Haus,
Weil der Wallfahrer muß in die Welt 'naus!"

„Hm! Der Bube singt eine feine Stimme, und in dem blüthenweißen Schlehenton;" bemerket für sich der Blinde, nicht unerfahren in der holdseligen Kunst der Meistersänger. — Inzwischen ging auch jenseits ein Fensterflügel leise auf, und ein dann und wann im Luftzug flatternder Schleiersaum verrieth, daß hinter den bunten Scheiben eine Frau zuhörte. Aber der Knapp bemerkte das nicht, und fuhr ernsthaft, die Augen zum Himmel gerichtet, im Liede fort;

„So befiehlt er im Scheiden sich der Herzlieben in
Ehren,
Nimmt Urlaub durch's offene Himmelsthor
Von Gott dem Vater und unsrer lieben Frauen zuvor;
Nimmt Urlaub von Sonn' und Mond, von der schönen
Himmelsröth',
Die alle Morgen vor dem Tag hergeht,
Nimmt Urlaub so oft und dicht,
Als man die Stern' in'n Wolken sicht,
Als manniches Blümelein wachsen mag,
Von Ostern bis auf St. Michelitag....."

„Ach, woran gemahnt mich das Lied, mein Heiland? was steigt mir so heiß in die Stirn, und brennt in den Höhlen meiner Augen?" seufzte erschüttert und lauschend der alte Girsik.

„.... Von allen Vöglein, so in den Lüften schießen,
Und von allen Fischlein, so in dem Wasser fließen,
Von dem kleinen Huschekind in der Wiegen....."

Das vor Kurzem geöffnete Fenster wurde mit Geräusch zugemacht, und des Sängers hinfliegender Blick

errieth noch die Gestalt der Herzogin, die von der getreuen Judith wie mit Gewalt hinweggezogen wurde. Die Zither entfiel der Hand des Jünglings, welcher gleich darauf zornig die Stirne schlug. „War sie's nicht dort?“ hießen die Vorwürfe des gegen sich selbst Erzürnten: „ich wahnwitziger Tölpel! warum krähe ich in ihrer Nachbarschaft mein weinerliches Scheidelied, das sie an alles mahnt, was sie verloren hat? Sie weiß nicht, daß ich mir's selber gesungen habe, mir ganz allein; denn ich bin zerissen, auseinander, zermalmt und betrübt zum Tode. Helfen mir alle heiligen Engel! ich verstehe nicht, was aus mir geworden ist!“

„Mord und Tod!“ murrte Girsik: „Bei meinen ersten Bubenthränen war mir so weibisch zu Muthe. Ach, was ist die Vergangenheit im Peinigen und Foltern geschickt! — Wo nur der Niklas mit dem Essen bleibt? Nach Wein dürste ich, um die salzigen Zähren von mir zu waschen.“

Oben fuhr der Knappe fort: „Ich bin gleich dem Pilgrim, der alles dahinten läßt; nicht anders. Und närrisch ist der Gedanke. Was hätte ich denn gewonnen? was wäre denn mein auf Erden? was wäre es, das ich verlangte? — Mein guter Herzog? Ach, warum misse ich ihn heute so leicht? warum graut mir, dieß finstere Haus zu verlassen? Draußen bin ich so allein!“

„Kömmst Du endlich?“ fragte Girsick. — „Ei wohl, Meister!“ antwortete Niklas: „ich trage einen Speiskorb, wie für einen Probst. Dießmal geht's hoch her. Und eine große Kandel mit Wein steht unter'm Thor, und wartet nur, bis ich sie hole. Und der Kerkermeister hat mir eine Maaß Bier, vom besten, versprochen, wenn ich bey Zeiten mich bey ihm einstellte.“ — „Das sollst Du, Niklas. Richte alles in der Kammer her, bring' den Wein. Dann magst Du gehen, wohin Du willst,

bis zur Abendglocke." — „Schön, Meister! So gefällt mir's." —

„Schier bin ich, wie der Aberwitzige, der sich in die Muttergottes von Altötting verliebt hat!" sagte oben der Knappe: „geht mir doch das lebendige Heiligenbild gar nicht aus dem Kopfe! ist diese Ungeduld, was die Leute Minnesorgen heißen? Sey gescheidt, Floribert! Nimm Dich zusammen, alberner Bube! Was untersingest Du Dich? die Sonne auslöschen, den Mond stehlen, einem Engel den Flügel rupfen... alles nicht unmöglicher, als lieben, was Dir nicht bescheert ist. — O der bittern Minne! sie ist der Tod an herben Wunden."

„Junger Freund!" klang Girsicks Stimme aus der anstoßenden Kammer: „die Küche hat sich aufgethan, und Niklas setzte mich an den Tisch, wo ich des Gastes warte."

„Gleich!" Verdüstert betrachtete der Knapp das graue Gebäude gegenüber, denkend bey sich: „Ich habe schon ein paarmal geträumt von Frauen und Liebe, aber des schnell entschwundenen Traumes lachte ich stets. Die weiße Bäckertochter von Arad, die braune Livia zu Neapel machten heftiger pochen mein Herz, doch erlosch ihr Bild, kaum gesehen. Und ich wäre kein Bäcker geworden um der Schönen von Arad willen; noch weniger ein Seidennader, der Wälschen zu gefallen; aber heute.... heute möchte ich ein Herzog seyn, ein Herzog mit Roß und Waffen, mit Geschütz und Reisigen...., ich wüßte, was ich thäte! Kreuz des Herrn! Mohren und Jerusalem!"

„Freund Emmeram!" — „Ich komme ja, in aller tausend.... in aller Erzengel Namen!" Leise setzte der Knappe hinzu: „Ein Herzog, oder blind, wie der alte Schwätzer dort innen. Stockblind, daß ich nicht gesehen hätte, was ich heute sah, und was mich martert, wie mit glühenden Zangen!"

11.
Des Böhmen Judasmahl.

„Ich habe Leute gekannt, die mit besserm Hunger an schlechtern Tafeln saßen;“ begann der Gast des Girsick: „ich schneide Euch die leckersten Bissen vor, und es will mit dem Essen nicht gehen.“ — „Ich bin alt und abgenutzt. Wenn's Euch nur besser schmeckt.“ — „Bin in derselben Schule krank. Es ist, als steckten mir Flaumfedern in der Kehle.“ — „Trinken wir eins. Wo ist der Krug? schenkt ein, gefälliger Gast.“ — „Da ist Euer Becher voll. Ich selber trinke keinen Wein.“

Der Alte war unangenehm betroffen; er hatte auf das mächtige Hülfsmittel gerechnet. Der Knappe bekräftigte: „Ich kann den Geruch des Weins nicht wohl leiden.“ — „Ein Mann seyn, und die Rebe verschmähen?“ fragte spöttisch der Alte: „Gott tröste Euch im letzten Stündlein, wenn Ihr sterbt, ohne des Lebens schönstes Gold gekannt zu haben.“ — „Liebe ist schöner:“ dachte gleichsam wider Willen der Andere bey sich: „wäre ich eine Spinne in der Kammer der holdesten Frauenkönigin! wäre ich nur ein gewaltiger Prophet auf ihren Fensterscheiben! Mich nicht rühren, Holz seyn, Stein seyn, aber nur Augen haben, sie stets und immer anzuschauen.... das möchte ich!“ —

Sich vergessend sprang er hastig auf, und maß mit langen Schritten die Kammer. „Was habt Ihr wieder?“ fragte Girsick befremdet: „als ob der Schwarze Euch im Nacken säße!“ — „So ist's schier, Meister!“ versetzte Jener: „ich hab' nicht Rast, nicht Bleibens.“ — „Trinkt Wein; er beruhigt das wilde Blut, wie er das träge ermuntert.“ — Der Knappe antwortete nicht, denn er stand am niedrigen Schiebfenster, und starrte hinüber nach der Wohnung der Herzogin, so scharf, so brennend, als müßte er durch die Mauern schauen.

„He! seyd Ihr fort, robiger Gesell?“ rief Girsick überlaut. — „Nein doch; was wollt Ihr?“ — „Euch aufheitern, wenn Ihr Sorgen habt.“ — „Ha, ein Berg liegt auf meiner Brust.“ — „Sorgen, Berge in so jungen Jahren? in Eurem Alter kannte ich nur Freude und Uebermuth.“ Der Blinde stieß einen schweren Seufzer aus der beklommenen Brust. Dann fuhr er mürrisch fort: „Das Leid kam freilich später, wo es nicht mehr die starken Schultern fand, die ich ehemals gehabt. Aber der Wein erleichtert mir die Last.“ — „So?“ — „Er hilft mir, wie ein Freund, daß ich mein Mißgeschick vergesse.“ — „Vergessen? ach, das wäre gut. Wenn ich plötzlich vergessen könnte, was mich so unnennbar foltert... wenn ich vergessen könnte, was ich gestern noch nicht erfahren hatte....!“ — „Es gilt eine Probe.“ —

Der stürmische Jüngling, um los zu werden, was ihm so unbegreiflich das Herz zermalmte, entschloß sich, des Körpers Widerwillen feindlich zu begegnen; der Feind der Seele sollte weichen dem unbekannten, geheimnißvollen Gifte. Oefters mußte er dem Versuche entsagen, von sich stoßen den Becher mit dem Balsam der Traube. Endlich drückte er die Augen zu, schlürfte einen mächtigen Zug, und ließ sich schnell neben dem Alten nieder, als müsse er von der kühnsten That ausruhen.

Auch Girsick kostete das Getränk. „Wie eine Sonne strahlt der duftige Ungarwein im Menschen wieder!“ schmunzelte er, und der Neuling an seiner Seite stimmte bei; denn mit ihm hatte der verrätherische Menescher leichtes Spiel; Gaumen und Kehle sträubten sich noch dagegen, als schon Wärme und Behaglichkeit den Körper durchströmten; als schon die Zunge sich lebendiger zu rühren begann, und das schnell berückte Gehirn die erste, lebensfrische Begeisterung mit der zweyten künst-

lichen vermählte. — Der andere, nicht minder herzhaft überwundene Pokal that das Uebrige.

Den wonnigen Taumel, den der Jüngling empfand, heuchelt der Alte. Er log sich des Trinkers Lust an, während sein Ohr sorgsam den Herz- und Pulsschlag seines Gastes zählte, und die Rede des Heuchlers forderte die des Verrathenen heraus. „Ist nicht meine Arznei kostbar und fein?“ fragte er. — „Kostbar;“ versetzte der Knappe. — „Mir ist, als sähe ich wieder, und goldgelb wäre Alles um mich her.“ — „Mit nichten; roth und rosenbekränzt scheint mir Alles.“ — „Meine Augen, ewig diesen Wein, und ein Herzogthum! wo wäre Einer glücklicher als ich?“ — „Ein Herzogthum? pah! eine Herzogin, willst Du sagen, Alter!“ — „Betrachte meine sechzig Jahre und darüber, Freund! Und wäre sie schön, wie Frau Hedwig, eine Gattin wählte ich mir nicht.“ — „Frau Hedwig! ach, wo ist eine schöner als sie!“ —

Nach diesem Seufzer, der dem Horcher die Geheimnisse des Jünglings aufriegelte, machte sich eine tiefe Stille. Der Knapp hatte das Gesicht in die aufgestützten Hände gelegt, und betrachtete mit Entzücken das holde Bild der Herzogin, wie es seine Einbildungskraft in die Höhlung der gekrümmten Finger malte, umwebt von Rosenschimmer. — Girsick stieß den Träumer an. „Schläfst Du?“ — „So wenig als der Kauz um Mitternacht. Alter! noch niemals war ich munter und wach, wie heute, wie jetzo. Der Streit ist aus; ich sehe den Grund.“ — „Ei, was siehst Du? Ich wette, der Blinde hat es errathen. Du bist liebetrunken, Gesell!“ Du begehrst die zarteste der Frauen. Wie?“ — „Still; ich bitte Dich. Wenn ihr ein Laut verrieth.....“ — „Junger Thor, sind wir nicht allein? Laß Deine Augen ringsum spähen, und wenn wir sicher sind, so öffne mir Dein

Herz. Girsick hat auch vor Zeiten dem Weibe gedient. Er versteht, was Du fühlst." —

Der Knappe lauschte mit glühenden Wangen zum Fenster hinaus. Alles todt, leer und stumm im Hofe. Die Gemächer gegenüber verschlossen und lautlos. Hingerissen von dem brausenden Weine, angezogen von dem alten Blinden, der so ungefährlich dasaß, umschlang der Jüngling seinen Gastfreund, und rief: „Du weißt schon, was mich betrübt und beglückt. Auf eines Engels Fittig schwimmend, wie jetzo, kenne ich kein Geheimniß mehr, so weit die Wolken reichen!" — „Gut! das verspricht viel;" dachte bei sich der Alte, während seine Lippen sprachen: „Das tiefste Grab ist nicht sicherer als meine Brust, meine wunde Brust. Ich verdiene jegliches Vertrauen. Frau Hedwig ist mir ein lebendig Heiligthum." — — „Bei dem Kreuz des Herrn! ein Heiligthum, zu köstlich, um im Kerkerstaube zu verkümmern!" — „Das sag' ich. Aber die Welt ist böse, und der Sünder herrscht so gewaltig, daß ihn alle Menschen fürchten." — „Du meinst den Landshuter? Pfui über ihn! den reichen Jörgen meinst Du?" — „Deinen Herrn, mein Freund." — „Der Satan ist mein Herr, aber nicht der von Landshut; merke Dir's." — „So?" lachte Girsick heimlich, und sagte laut: „Desto besser, Emmeram! Ich wünsche viel Glück." — „Der Satan nennt sich Emmeram; aber nicht ich. Merke Dir auch dieses noch." — „Gerne, liebster Freund!" Der Alte setzte für sich hinzu: „Das gibt eine Erndte, wie der Schnitter sie nicht erwartete." —

Mittlerweile blitzte der junge Mann vom Stuhle auf, und stammelte ein verwirrtes „Lebewohl." — „Wohin?" fragte Girsick besorgt, und hielt ihn fest. „Hinüber, zu der hohen Frau; ihre Befehle empfangen, den Staub ihrer Schuhe küssen.... halte mich nicht.,. ich

wüßte nicht, was mich hindern sollte, meiner Gebieterin aufzuwarten." — „Bleib! Unglücklicher, höre den erfahrnen Freund. Fürchte den Oberhofmeister!" — „Pah, er ist auf der Seite der Gefangenen; er bietet seine Hände, er befahl mir, ihres Dienstes gewärtig zu seyn." — „So warte denn; bey den Sternen des Beichtigers Johannes beschwöre ich Dich. Was willst Du von der edelsten Frau?" — „Nichts für mich, dem Himmel sey's geklagt; und alles für einen Glücklichen, den ich beneide, den ich darum hassen möchte; der... aber das ist die Schuld des lieben Gottes und meines Vaters!" — „Wie das, guter Junge?" — „Daß sie mich nicht als einen Herzog haben zur Welt kommen lassen. Christophs Wappen, Christophs Schwert ....ha! wer widerstände mir? wer hielte die Holdseligste in Banden?" — „Wenn Du den bayerischen Christoph meinst, so glaub' ich's; sein Ruhm langt in die Wolken." — „Das ließ Dich Dein Schutzengel reden, böhmischer Neidhammel! Wer meines Herrn Sieg und Tapferkeit schimpfte...!" —

„Seines Herrn!" jubelte Girsick's Seele, und der Knappe fuhr fort: „Mit mir hätte er's zu thun. Aber, wer mir beistände,... und daher dem Herzog und der Herzogin.... fürstlichen Lohn sagte ich ihm zu." — „Armer Schlucker!" spöttelte der Böhme in sich hinein; dann begann er leise zu dem Gaste: „Der tapfere Herzog will die Unschuldige befreien? Ich wäre der Mann, den er brauchte." — „Du? wahrlich? wenn ich nur verstände, wie Du, der Augenlose..." — „Uebermüthiger Gesell! Der Blinde handelt für Dich, während Du ihm Dein Gesicht leihst. Meinst du, allein der Schlaukopf zu seyn, der alles regiert? Weil Du wußtest, Dich hier einzuschleichen...." —

„Pah!" lachte der Andere unbesonnen, „da hat der Zufall mehr als meine Schlauheit gethan." — „Ja:

oft geschieht's also." — „Mein Heiliger muß es gemacht haben. Denke Dir: der Graindl schlägt in Landshut Einen todt, und fürchtet sich, an's Hoflager so bald zurückzukehren. Sein Renner holt mich ein, den Brief vertraut er mir, und reitet zu seiner Schwester gen Passau. Mir war's gefunden, und so verhält sich's." — „Gescheidter Junge! Du wirst Alles zum Ziele führen, wenn Du mir vertraust."

In diesen einfachen überredenden Worten lag indessen etwas, das auf des Jünglings Gehirn und Bewußtseyn abkühlend wirkte; denn auf einmal rieb er sich die Stirne, sammelte, so gut es ging, seine Erinnerungen, und sprach langsam und bestürzt: „Mohren und Jerusalem! hab' ich nicht Alles geplaudert, und gemeint, der Alte sey taub und stumm, während er doch nur blind ist? Blindschleiche! gib heraus, was ich Dir sagte, oder vergiß es, oder glaube nicht ein Wort von dem Pickelhäringsscherze."

„Welch Verlangen!" entgegnete Girsick einlenkend: „Wann hätte ich ein Geheimniß wiedergegeben, das man mir lieh oder schenkte? Pfui, Du falscher Tropf! oder ist's nur Thorheit gewesen, so bitte mir sie ab, in einem frischen Becher." — „Brr! ich mag keinen Wein mehr." — „Schenk' ein. Auf Deines Herzogs ... ach, was sag' ich? auf Deiner Herzogin Wohl! Trinke jetzt, oder laß' es bleiben." — „Ich trinke!" rief der Knappe hastig: „Frau Hedwig lebe hoch! sie lebe, während ich für sie sterbe." — „Lieben, dienen, sterben!" sagte Girsick, den Becher leerend: „So heißt ihr Wahlspruch." — „Von heut an ist's der meine. Lieben, dienen, sterben!" — „Trinkst Du nicht Wasser, Freund?" scherzte Girsick mißtrauisch, und suchte nach des Jünglings Becher: „die Tropfen klingen so dünn und klar. Laß' mich kosten." — „Da; ich will vermaledeit seyn, wenn ein Tropfen

des edeln Wassers in Deiner Klause zu finden ist." — Nachdem der Alte vorsichtig aus dem dargereichten Becher genippt, trank ihn der Junge mit erneuerter Heftigkeit aus, und warf ihn unter den Tisch: „Fort mit Dir! Du hast einen höllischen Wiedertäufer voll Glut und Schwefel aus mir gemacht. Deine Hand, alter Mann! Was ist in Deinem Schelmenantlitz, dem ich glauben soll? Du meinst es ehrlich..? wer verbürgt mir's aber?"

In der Freude seines Herzens, des Jünglings Heimlichkeiten zu halten, wie ein Vogelfänger das auf der Leimruthe pickende Gefieder, hatte Girsick seiner nüchternen Vorsicht vergessen, und beim letzten Trinkspruch eine nähere Bekanntschaft mit dem Weine gemacht, der schon oft der Tröster seiner Noth gewesen war. Der Augenblick, worinnen das Tigerthier des Rabenvaters mit seinen Klauen denjenigen sanft streichelt, der mit ihm zu spielen wagt, — der Augenblick des Stillstands zwischen Klarheit und Taumel, wo der Schlechteste Regungen des Edelmuths empfindet, und jede Erinnerung farbiger aufsteigt: so die der Freuden, die schnell erbleichen, so die der Leiden, die niemals ganz vergessen seyn wollen, — war für den Alten gekommen. Darum nahm er die Hand des Jünglings in die seinige, und nicht ganz erlogen war der Ton, womit er sprach: „Ei, ich gelobe, Deine Jugend nicht zu Grund zu richten!" Auch war die Bitterkeit nicht Lüge, womit er fortfuhr: „Wenn mein hülfloser Zustand selbst schon eine Bürgschaft für Dich wäre? O, ich habe keine Ursach, den Herrn in Landshut zu lieben, seinen besten Schatz ihm zu bewahren. Denn an ihm kleben die Sünden seines Vaters, und ob nicht seines Vaters Missethat mich elend machte... das erfahre ich erst von den Posaunenstimmen des letzten Gerichts!" —

(Fortsetzung folgt.)

Das Erbsen=Geld.

Der Gastwirth zu Skeuditz, Johann Paida, verkaufte im Jahre 1522 90½ Elle Leinwand unter der Bedingung, daß die erste Elle, eine Erbse kosten sollte, die zweite noch einmal so viel, und dann jede folgende noch einmal so theuer als die vorige. So kam die fünfzehnte Elle schon 32768 Erbsen, die zwei Mäßchen ausmachen, die 20ste Elle betrug ein Scheffel, die 21ste zwei Scheffel weniger zwei Mäßchen, diese zu 2 Fl. angeschlagen, kostete die 37ste Elle eine Tonne Goldes und 31,071 Fl.; die 54ste einen Braubottig, 71797 Tonnen Goldes und 38,112 Fl.; die 70ste einen Thurm, 12,588 Braubottige, 27,269 Tonnen Goldes und 73,440 Fl.; die 87ste Elle beträgt 47,576 Thürme, 92,168 Braubottige, 97,792 Tonnen Goldes und 67,304 Fl.; die 90ste und eine halbe sind 16 Städte voll, 23,358 Thürme, 53,448 Braubottige, 64,404 Tonnen Goldes und 98,208 Fl. Der ganze Handel für die 90 und eine halbe Elle betrug also 17 Städte, 70936 Thürme, 58,207 Braubottige voll, und 61,266 Tonnen Goldes, 8135 Fl. zwei Scheffel weniger zwei Erbsen. — So theuer hätten die 90½ Elle Leinwand bezahlt werden müssen, wenn es möglich gewesen wäre. Hierbei ist angenommen, daß 100,000 Fl. eine Tonne Goldes betragen, 100,000 Tonnen Goldes einen Braubottig voll, 100,000 Braubottige einen Thurm voll, 100,000 Thürme voll aber eine Stadt voll ausmachen.

Räthsel.

Es dringt in ein großes Theater hinein,
Doch muß gezogen der Vorhang seyn;
Groß ist die Rolle, von ihm gespielt,
Reich ist der Effect, von ihm erzielt. —
Es verleiht dem Klügeren größere Macht,
Herrn hat es Dienern gleich gemacht,

Es hat dem Genie in einem Nu
Manch' Räthsel gezeigt und das Wort dazu.
Dem Feldherrn hilft es im heißen Kampf
Siegreich zerstreuen den Pulverdampf;
Hat manchen Schächer durchbohrt mit Recht,
An Schlechten sich durch die Verachtung gerächt.
Es hebet mit sich dich zum Himmel empor,
Wenn erst es den ird'schen Hast verlor;
Mit Schmeicheln, und Heucheln und Buhlen allein
Wird selbst es entehrt und verächtlich seyn.
Mir hat es den Stolz des Geschlechtes besiegt,
Und hat mich in himmlische Träume gewiegt,
Verfolgt mich Glücklichen oft so weit;
Schwach trifft es mich freylich zu jeder Zeit.
Gern ruht es auf Gras und frischem Klee,
Klar bleibt sein Himmel bey Regen und Schnee;
Doch sah ich es schwimmen im bitterem See,
Daran zu denken, es thut mir weh.
Wißt ihr es noch nicht? Ach! es ist ja der Pfeil,
Der Liebe versendet zu Vieler Heil;
Ach, es ist der Bothe, der Seligkeit bringt,
Der Sitz der Seele, wohin es dringt.

Alter Denkspruch.

Der Tod ist eine Nuß,
Die Jeder knacken muß.
Nur Wen'ge thun es gern,
Die Meister mit Verdruß;
Doch hofft man von dem Kern
Den herrlichsten Genuß.
Ein Sünder hofft auch wohl,
Die ganze Nuß sey hohl.
Gib Herr, mein Gott und Christ!
Daß nur kein Wurm drinn ist.
Wer diese Welt erkoren,
So, daß er Gott verloren,
Der muß, wenn's geht zum Scheiden,
Sie alle beyde meiden.

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 7tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Fortsetzung.)

Die Aufwallung Girsicks bemächtigte sich auch seines Zuhörers, daß er rief, näher an Jenen rückend: „Erzähle, mein Bundesgenosse! sprich in Deinem Leid den Schwur aus, mir zu helfen.“ — Der Alte faltete seine Stirne fürchterlich, zupfte ungeduldig seinen Bart und fragte: „Hast Du Vögel gesehen, die man besser singen machen wollte? Rosse, die scheuten, und dennoch Wagen ziehen mußten? Hast Du gehört von alten Fürsten, die man zum Regiment untüchtig zu machen begehrte? Vögel, Rosse, besiegte Helden werden von ihren Henkern durch Blendung gelähmt! O, ich bin unglücklicher als sie alle. Nach dem Leben liebte ich meine Kunst am meisten; ach, ich liebte sie mehr als das Leben, und um meiner Kunst willen haben sie mich geblendet!“

Der Alte schlug sich mit der Faust vor die Stirne, und der Jüngling horchte mit schnaufender Brust, wie der Unglückliche grimmiger fortfuhr: „Ein Geschickterer war nicht im deutschen Lande; nicht in Böhmen, das ich verließ um des verfluchten deutschen Landes willen. Nur fürstliche Herren konnten mich bezahlen; nur ihnen diente mein Stolz und meine Eitelkeit gern. Darum fehlte schwarzer Undank mir nicht.., der schwärzeste traf mich hier. Der alte Herr von Landshut, der geitzige Schaber und Kratzer, bediente sich meiner. In diesem Schlosse häufte er seine Schätze in festen Thürmen, in starken Steinkammern. Das Siegel auf das Werk des Maurers und des Zimmermanns zu drücken, die kunstvollen Schlösser zu fertigen, deren Geheimnisse dem Beil des Landsknechts und der Zange des Diebs spotten sollten, wurde mir befohlen. Mit unerhörtem Fleiß, mit nie gesehener Kunst brachte ich im Stillen und Verborgnen diese Schlösser zu Stande, lieferte sie dem Schloßhauptmann ab, schlug sie an die Pforten, freute mich des erpropten Meisterstücks. Und nachdem alles geschehen.... Fluch und Pest....!“ — „Nun? endet, endet, ich bitte Euch!“ — „Du bist geschickt wie Keiner, sagte zu mir der Schloßpfleger: „trinke diesen Wein auf des Herzogs Wohl! — Ich that's ohne Falsch, ohne Kummer, doch wie mir zu Sinne wurde, als er mit gräßlicher Stimme weiter redete: „Damit Du aber keinem Sterblichen verrathest, wie Deine Schlösser aufgeben, will der Herr, daß Du die Augen verlierest!“ — „Herr Gott! ist's möglich!“ — „Sieh mich an. Wie ich jetzo verstümmelt bin, so war ich's dazumal, nicht eine Viertelstunde nach dem Urtheile des Bluthundes. Zwey Henker, die hereinstürzen, mich bey den Achseln unversehens niederwerfen, ein Dritter, der aus meiner eignen Werkstätte ein zischend Eisen herbeischleppt....! ich drückte die

Augen zu mit gewaltiger Kraft, die Unmenschen rissen sie mir auf;... ein verzehrend rother Brand, dann grüne, gelbe, blaue Schlangen, dann grauer Dampf, von Blitzen durchsprüht... dann die Nacht, die ewige Nacht! — Jesus! und ich lebe noch!" —

Girsick zerraufte seinen Bart; der Jüngling fuhr mit beiden Händen nach seinen Augen, als drohe denselben Gefahr. Nach langer Unterbrechung beeilte sich der Alte, seine Geschichte zu schließen. Wie seiner Verstümmlung auf dem Fuße der Kerker gefolgt sey, wie der Schloßpfleger, einer von Nothhaft, ihn darinnen peinlich gehalten, wie endlich eines Engels Barmherzigkeit ihm das Verließ geöffnet,... das berichtete er getreulich. Nothhaft war bald gestorben, Hedwig erst ein Jahr lang des Landeserben Gattin. Sie brachte durch ihre Fürbitte den Blinden wieder an die Sonne. Herzog Ludwig, beschwörend, daß er nichts gewußt von des Pflegers entsetzlicher Grausamkeit, erleichterte des Unglücklichen Loos. Doch die Freiheit wurde ihm nimmer. Er sollte nicht im Lande verkünden, wie es oft zugehe in den Herrenschlössern.

„Armer Mann!" — „Bei Gott, der Aermste, elender als der hungrigste Bettelmann; denn die unbeschreibliche Pein, die ich fort und fort erdulde, ist das Bedürfniß, mich zu rächen, blutig, himmelschreiend zu rächen; und dennoch... Wo sind meine Henker? wo find' ich den schuldigen Feind? — O, ich knirsche ohnmächtig in Stricken und Fesseln, beneide oft den Wahnsinn, der keine Zukunft, keine Vergangenheit kennt. Ein „Morgen" blüht mir nicht mehr, und wenn ich des „Gestern" gedenke.... halte zusammen, mein Herz! Ich, ein trefflicher Meister, ich, der ein holdes Weib, einen frischen Buben hatte...; o welch glühende Dornen! Da ich jene verließ, hatte mich auf immerdar alles verlassen. Ein

Herzog, den ich am Gängelbande führte, eine Hofstatt, die vor mir zitterte, viele Tage voll Freuden und Geld, voll Lustbarkeit und Herrschaft....! geh hin, junger Mensch, geh hin, und frage zu München nach des Walthausers Leben, Thaten und goldner Zeit!"

Ein heller Schrei, und der Blinde fühlte sich umklammert von zitternden Armen, geküßt von heißen Lippen, überströmt von Thränen, die nicht aus seinen Augen kamen. „He da! was ist Dir?" stammelte er, kaum des Drängers sich erwehrend: „Was soll das? willst Du mich erwürgen in Deiner Umarmung? Laß' mich! — Wie, noch enger umstrickst Du mich? Du weinst, Du schluchzest? was murmelst Du? He, welch ein Wort war das?" — „Vater!" — „Vater? beim heiligen Kelche! Spottest Du meiner Angst oder weissagt in mir ein frommer Geist?" — „Alle Donner auf mein Haupt, wenn es lügt: Ich bin Dein Sohn!" — „Floribert!" —

12.
Girsicks Vaterwonne und List.

Eine Stunde der Liebkosungen und Erinnerungen war vergangen. Ausruhend von der Freude, der unvorhergesehenen, lag der Blinde an der Brust des Sohnes. Da sagte er: „Wahrlich! Dein Pilgerlied war eine Vorbedeutung. Deine Mutter hat es oft gesungen, und ihre klare, wehmüthige Stimme klang wieder auf in meinen Ohren, als Du sangst. Wenn ich mit Fleiß Deinen Gesichtszügen nachspüre, so denke ich, Du mußt der Mutter ähnlich seyn. Wohl Dir! daß Du dem Vater nicht gleichst, und sein Mißgeschick bleibe Dir ferne." — Der Jüngling, voll von Schmerz, erwiederte nichts."

Der Alte verfolgte: „Ein tapfrer Kriegsknecht, dem ein König ein Wappen schenkte... dem ein heldenmüthiger Fürst befiehlt...! vor Freuden schwindelt mir. Und

Dich habe ich verrathen, ausliefern wollen? Sieh! Floribert! der Erzfeind hat's doch nicht dahin gebracht, daß ein Vater den Sohn verkauft hätte. Ja selbst, so Du es wünschest, verriethe ich den ganzen Erdenkreis, um Dir Beistand zu leisten. Sage, herzlieber Findling! was Du verlangst."

Dem flüsternden Greis antwortete Floribert: „Da ich Dich in den Armen halte, was begehrte ich noch?" — Girsick schüttelte den Kopf, und fuhr vertraulicher fort: „Begehrst Du nicht, Deines armen, gemißhandelten Vaters Rächer zu seyn? Soll erst aus meinen Gebeinen die Vergeltung erstehen?" — „Dein Rächer? o sprich: wem gilt die Rache?" — „Willst Du nicht reich seyn, und vornehm wie ein Kurfürst?" — „Sag' an: wo liegt mein Gold? wo steht mein Thron?" — „Armer Geck! bist Du nicht verliebt? armer Bube, schmachtet Deine Holdschaft nicht hinter Riegeln und Gittern? Dein stürmisch Blut — es ist das Meinige — hat Dich vorlaut plaudern machen." — „Ach; wohl wahr; aber es ist Wahnsinn. Ein Knecht und eine erlauchte Fürstin...!" —

„Ha! aus manchem Knecht ist ein Fürst geworden. Krok's Tochter holte den Primislaus vom Pfluge. Des Walthausers Sohn ist nicht geboren, daß er im Staub verkümmre. Wäre mein guter Herzog nicht allzufrüh verstorben, ich wäre der beste Edelmann mit Land und Leuten. Was ich jedoch in Deutschland nicht erringen mochte, gewinne Du es im fernen Polenland." — „Was meinst Du, Vater?" — „Löse die Fesseln der Herzogin, fülle Deine Säcke mit den Dukaten und Juwelen, die dem Sohne des Mörders meiner Augen gehören, fliehe mit Hedwig an die Weichsel, an ihrer Eltern Hofstatt, mache Dir zu eigen ihre Liebe, werde zum Lohn Deiner That ein Fürst in Polen, ein mächtiger Woiwode, Hedwigs Gatte, wenn der Pabst ihren Ehebund mit dem

Landshuter gelöst hat...!" — „So, wohin verirrt sich Dein Hoffen und Trachten? Du steckest mich an mit Deinem Taumel." — „Noch einmal, warum wäre all dieses nur ein Taumel, nur ein Traum? Hättest Du Lust und Willen, meiner Blindheit, meiner Schwäche zu spotten? Ha, ich schwöre Dir; alle Schätze des grausamen Herzogs von Landshut sind in meine Hand gegeben, und an Dich liefere ich sie aus." — „Du an mich?" — „Bei den Gebeinen des heiligen Veits! was thäte ich mit dem Mammon, ich, der Augenlose? In Deinen Händen aber werden die goldnen Körner aufgehen." — „Bittrer Jammer! Du willst mein Leben mit Gold und Minne krönen? Du selbst jedoch, alter Mann! denkst Du nicht Deines eignen Haupts?" — Was liegt an mir? Wenn Du meinem Erzfeinde vergiltst, daß er dem Glück des Walthausers fluchet,... mit Wollust, und Dich segnend sterbe ich alsdann. Willst Du, mein Sohn? Frauenlieb' und des Fortunati Geldseckel?" — „Du redest verwirrt und wunderlich. Mir braust der Kopf nicht mehr allein vom Weine und von der Freude, sondern auch von Deinen Räthseln. Laß' ab, Vater! treibe nicht mit mir Deinen Scherz."

Girsick richtete sich hochmüthig auf: „Der Schlüssel zu des Herzogs Reichthümern ist auch der zu meinen Räthseln. Er steckt in meiner Tasche. — Aber wer kommt? ich höre die Treppe knarren." — „Verdammter Störefried!" brummte Floribert: „schick' ihn schnell hinweg, Vater! Ich athme indessen auf dem Altan frische Luft."

Der Jüngling war kaum draußen, so schlurfte auch schon der faule Niklas in die Kammer. „He, wer ist da?" begann der Blinde. — „Ich bin's, Meister. So allein?" — „Freilich, träger Wicht. Kaum ist der Gast satt gemacht, so kehrt er auch dem Wirth schon wieder

den Rücken.“ — „Das ist Schade.“ — „Warum?“ — „Ich bin geschickt, um ihn zu holen.“ — „So? wohin?“ — „Der gnädige Herr verlangt nach ihm.“ — „Ei, welche Ehre!“ — „Hm, ich meine nicht, daß es eine Ehre sey, die dem blanken Knappen blüht.“ — „Nicht?“ — „Ihr glaubt nicht, wie böse die beiden Herren sind.“ — „Welche Herren?“ — „Nun der gnädige Herr und dann der Pfleger von Emmerting, der vor einer Stunde eingeritten ist.“ — „Was will denn der Pfleger?“ — „Hm, da hat sein Gaul den linken Vorderfuß verstaucht, und der Pfleger wäre gern auf seinem andern Pferde heimgeritten; auf dem Roß, will ich sagen, das er dem Eilboten von Landshut heute am Morgen gegeben. Und wie sie im Stall suchen, so ist das Thier gar nicht da, sondern ein anderes an seiner Statt, und wie sie weiter davon reden, und der gnädige Herr beschreibt, wie der Knappe ausschaut, so meint der Pfleger, der sey gar nicht der rechte, wenn er nicht pechschwarze Haare trüge und eine Schramme, vom Schlaf bis zum Kinn. Jetzo aber wollen sie den Landshuter auf's Korn nehmen, und ich glaube auch nicht, daß er der rechte sey. Er ist weder pechschwarz, noch führt er eine Narbe.“ — Girsick entgegnete, schnell gefaßt: „So richte dann einen schönen Gruß an den gnädigen Herrn aus, und der fremde Knecht hätte mich schon seit geraumer Zeit verlassen, ohne mir zu sagen, wohin er gehe.“ — „Ja, Du heilige Mutter! wo soll ich ihn suchen?“ — „Wo Du willst. Geh' jetzo. Ist das die Vesperglocke, welche läutet?“ — „Ja, Meister!“ — „Wenn Du an der Kapelle vorübergehst, bete darinnen einen Rosenkranz für mich armen, müden Mann.“ — „Ja, Meister. Wenn ich den Gruß ausgerichtet und den Rosenkranz gebetet, komme ich wieder, Euch zu Bett zu bringen.“ — „Gut, mein Sohn Niklas.“

Der einfältige Bursche ging, Floribert kam. „Ich habe Alles gehört;“ sagte er schnell: „Der schurkische

Pfleger, von dem der Graindl sein letztes Lauferpferd empfing, bricht mir den Hals. Unseliger Zufall! Ich traue dem Wildenberg nicht mehr, seit Du mir sagtest, mein Vater....“ — „Dich erwartet der Kerker;“ antwortete der Alte knirschend: „Alle Deine Hoffnungen liegen darnieder, wenn sie erfahren, daß ich Dein Vater, daß Christoph Dich sendete....“ — „Deine Umarmung missen, des Herrn Dienst nicht verrichten, die edle Herzogin in Fesseln zurücklassen.... o des Schmerzes;“ — „Ein Mittel bleibt;“ merkte Girsick entschlossen an: „Du mußt verschwinden, zur Stelle verschwinden. Für den jetzigen Augenblick sind die Gegner noch ungewiß. Im nächsten wäre es etwa zu spät.“ — „Was soll ich thun? kann ich durch ein Schlüsselloch gehen? als eine Wolken-Erscheinung am Himmel verschweben? Vater! selbst die Wolke würde mich verrathen, denn der Himmel steht in wilder Abendglut; vor jedem Schlüsselloch starren Hellebarden.“

„Komm!“ unterbrach ihn Girsik heftig, und stand auf. Das rauhe Herz des bösen Mannes pochte ängstlich. Die Furcht des Vaters meisterte des Sünders gleichgültigen Trotz. Das emporlodernde heiligere Gefühl malte eine gewisse Verklärung auf des Greisen widerliche Züge. Er streckte zitternd die Hand nach dem Sohne aus, fortfahrend: „Komm, daß ich Dich führe.“ — „Du mich führen?“ fragte mitleidig der Jüngling, ihm seine Rechte bietend. — „Ich wandle sicher in der finstersten Nacht, mein Sohn!“ erwiederte bitter der Alte, und zerrte Floribert die Treppe hinab.

„Drücke die Thüre des Hauses zu, daß uns Niemand störe!“ flüsterte Walthauser. Es geschah. Er redete weiter: „Hier, zur Rechten, ist der Eingang zum Kellergewölbe, und es ist offen... nicht wahr?“ — „Ja, Vater!“ — „Komm also, und verwunde nicht Dein Haupt an den niedrigen Bögen.“

Der Alte, seit langer Zeit ein Bewohner dieses Gebäudes, mit allen Winkeln desselben vertraut, ging tapfer und rüstig seinen Weg. Tappend und wenig sicher folgte ihm der Jüngling in die finstre Kellerschlucht, strauchelnd über wandelbare Stufen und allerlei morsches Geräth, das unordentlich hin und her lag. Durch eine schmale Oeffnung, verwachsen mit Dornen und Brennesseln, fiel ein karger Streif des Abendlichts, und diente nur dazu, dem Knappen die Mauer des Hintergrunds bemerklich zu machen, worauf er zuschritt. „Vater! wir können nicht weiter;“ raunte er dem Blinden zu. — „Gut;“ hieß die Antwort: „hier umspanne ich die dicke Säule... ja, von der Ecke ist sie die vierte.... wir sind am rechten Flecke.“

Noch einmal prüfte der Führer die Mauer mit leise tappender Hand, dann gab er mit voller Gewalt der Schultern einen Stoß in das Gemäuer, und langsam drehte sich ein hoher und breiter Stein nach innen, den Durchpaß lassend in ein anderes finsteres Behältniß. — „Geh' da hinein!“ befahl Girsick dem Sohne: „halte Dich darinnen ruhig, bis ich wieder komme. Hab' Vorsicht, mein Sohn! und hüte Dich, Geräusch zu machen. Ich gehe, für Deine Sicherheit zu sorgen, und für Dein Glück zu arbeiten.“ — „Wohin gerathe ich hier?“ — „In ein Paradies voll Demanten und Karfunkeln. Der weiße Maurer und der schwarze Schmid bauten diese Pforte, zu ihrem eignen Frommen. Aber da der Maurer im Tod erblaßte, beerbte ihn der Schmid, und Du sollst nun dieses Letzten Erbe seyn, weil er schon bey lebendigem Leibe starb. Hinein mit Dir, Vorwitz!“

Floribert war kaum jenseits, als schon der Stein durch seine eigne Schwere wieder in seine verborgenen Fugen glitt, und ihn von dem Vater trennte. — Der Raum, worinnen der Jüngling stand, war lang und

schmal. Mit dem Rücken lehnte der Knappe an einer kalten Mauer: seine vorgestreckten Hände fühlten an einen Stoff, wie Seide. Ein Vorhang, oder ein Teppich schien vor dem Eindringling aufgespannt. Der Seidenstoff wich rauschend unter seinen Fingern; Floribert schlüpfte unter den schweren Falten und Troddeln hindurch. Die rasche Bewegung jedoch machte in der Höhe einen Gegenstand los, der mit lautem Klirren und mächtiger Wucht auf wiederdröhnendes Gestein schmetterte. Das gellende Metall rief Schrecken in des Knappen unverzagte Brust. Ohne sich zu regen stand er lange Zeit, als ob ihm jeder Sinn verschlossen wäre. Nur allmählig merkte er auf das, was um ihn her stand und lag, beschienen von mattem Dämmerungslichte. Kaum noch erkannte er die Gegenstände, als das tiefe, lange Schweigen in der Runde ihm wieder Besinnung und Fassung gegeben hatte.

So viel war gewiß: er befand sich in den weltberühmten Schatzkammern von Burghausen. Hohe Gewölbe, unter einander geschieden durch offene Bögen, nothdürftig erleuchtet durch enge Gitterlucken, beherbergten die Masse von Reichthümern, die der geizige Heinrich auf den sparsamen Ludwig und dieser auf den wenig verschwenderischen Georg vererbt hatte. Lange Reihen von Schränken, Fässern, Kisten und Tafeln verriethen sich in grauen Umrissen. Pferdefiguren von Holz, mit vollem Rennzeug, standen hie und da in der Mitte der Gänge; darauf saßen Reiter mit Harnisch und Wehren. Rings hingen vor den Wänden seidene Decken, bunte Fahnen, Vorhänge von Sammet, unendliche Teppiche von feinem Wollengewebe. Wo die Fahnenstangen, darüber die wunderlichen Tapeten niederhingen, mit ihren Lanzenspitzen zusammen stießen an hohen Pfeilern, hingen breite silberne Schilder. Darinnen spiegelte sich der

letzte blutrothe Abendstrahl, und in den Speer-Eisen, und in den blanken Helm-Kämmen der unbeweglichen Reiter. Eines der Schilder hatte Floribert zu Boden geworfen. Nicht gesonnen, in den finstern Gewölben, dem unbekannten Reiche des Mammon, sich zu ergehen, erwartend das Ende des seltsamen Abendtheuers, warf sich der Knappe auf das Schild, als auf eine Kriegsbeute, als auf eine Ruhebank neben der den Weg weisenden Säule. Er wollte nicht von der Stelle, wo er eingedrungen war, weichen. Er wollte gefaßt und munter des Vaters Rückkehr erwarten; aber des ungarischen Weines Geister schläferten ihn ein.

13.
Nächtliche Wanderung.

„Meine gnädige Frau macht heute frühzeitig Schicht und Nacht;“ sprach Judith, indem sie die Gebieterin der schweren Gewänder entledigte. Und die Fürstin versetzte, auf die verschwiegene Nachtlampe deutend: „Den Betrübten leuchtet diese besser als Fackel und Sonnenschein; und wenn der Schlaf zu ihnen kommen soll, müssen sie früh anfangen, ihn zu rufen.“ — „Ich glaub's;“ seufzte Judith: „ich hab' auch mein Theil getragen, seit ich auf Erden bin. Was ich aber an Geduld noch nicht gewonnen, das lerne ich Euerm hohen Beispiel ab, erlauchte Frau. Seht mich nicht so strafend an; denn wahrlich: ein Lamm müßte sich empören, wenn es duldete, was Ihr. „Ich muß schweigen, wenn es sich um des Herzogs Gnaden handelt,“ — „aber ist zu ertragen, was der Wildenberg beginnt? Ließ er sich heut nicht los, wie einen bösen Geist? Ach, Du meine liebe Zeit! ist wohl jemals Aehnliches gesehen worden? Von Waffenknechten belagert Eure Treppe, das blanke Schwert an Eurer Thüre, und — o der Frechheit! — Eure Kammern durch-

sucht vom rohen Troß der Knechte!“ — „Vergebe es ihnen Gott. Ich war voll Muth. Wer nichts Uebels thut, ist gewaffnet.“ — „Eure Ruhe war die des Gerechten; aber wer weiß besser als ich, wie schwer sie Eurer gemarterten Brust fiel? Wer hat sie gesehen, die heißen Thränen, die Ihr am Erkerfenster vergosset, als der Knappe das Pilgerlied sang? Hätte ich nicht mit Gewalt Euch vom Fenster geführt, der Wehmuth wärt Ihr unterlegen.“ — „Der Kinder gedachte ich;“ antwortete Hedwig niedergeschlagen, und wickelte sich fest in den Schlafmantel, die Augen von dem Fußboden nicht verwendend.

Nach kurzem Schweigen hob Judith wieder an: „Es muß doch etwas Besonderes mit dem Boten von Landshut gewesen seyn. Sein geheimnißvolles Gespräch mit meiner gnädigen Frau....“ — „Kein Geheimniß, Judith.“ — „Meiner gnädigsten Herzogin mindestes Wort ist mir ein Evangelium. Dennoch schien der Oberhofmeister Verdacht zu hegen, und nur dem jungen Knappen galt der Schergenbesuch, den Ihr heute dulden mußtet.“ — „Ihm? träumst Du?“ — „Nein, gnädige Frau. Der Jüngling ist mit einemmale verschwunden gewesen; im ganzen Schlosse hat man ihn vergebens gesucht, dann in jedem Winkel bey dem alten Böhmen, dann in meiner Herzogin Gemächer;... welche Schaamlosigkeit!“ — „Daß er entkomme seinen Verfolgern! — Amen!“ versetzte Hedwig, um abzubrechen.

Judith, mit ihrem Geschlechte nicht wenig vertraut, bemerkte in den düstern Blicken der Gebieterin eine gewisse Schlauheit, obschon tief verschleiert. Darum fuhr sie fort: „Der Herr von Wildenberg kann doch nicht begieriger seyn, als ich, zu wissen, wie es eigentlich mit dem jungen Reiter stand. Der alte Böhme war über eine Stunde im Verhaft; noch jetzo. glaube ich, stehen

Wachen in seiner Behausung, und nach allen Seiten sprengten Häscher aus, den Entflohenen zu fangen. Das geschieht nicht eines gemeinen Mannes wegen." — „Daran glaube ich auch;" erwiederte Hedwig trocken: „mein Herr hat gewiß mehr gesorgt für mich, als der Brief schreibt, der grausame, von dem der Oberhofmeister sagt, der falsche. Der Herzog ist krank, ich fürchte, wenn nicht schlimmer. Er wäre heut nicht ausgeblieben. Gelt, mein Kind?" —

Judith zuckte die Achseln, entgegnend: „Das weiß nur der allwissende Gott; aber ich hasse den Wildenberg doppelt, wenn er falsch und boshaft gegen meine erlauchte Frau handelte. Wie gut ist's dann, daß er nicht erfuhr, wie der Böhme sich noch diesen Abend, bevor der Lärm im Schlosse anging, bei Euch eingefunden! Wenn der Oberhofmeister es wüßte, wüßte, daß er in fremder Sprache mit Euch geredet.....! ich schweige, wie das Grab; ich wasche meine Hände in Unschuld." — „Närrchen!" schalt Hedwig mit Güte: „Er ist zu danken gekommen für das Geschenk, das reiche. Wenn die Seele spricht, so redet die Zunge die Sprache des Vaterlandes. Wir Polen verstehen, was der Böhme will, und also dankte mir der Blinde." — „Und wie Ihr die Farbe wechseltet, gnädige Frau?" fragte Judith bescheiden, aber besorgt: Noch einmal; mich freut's, daß der Hofmeister nicht zugegen war. Er hätte vielleicht geargwohnt, der Alte bringe Euch des verschwundenen Knappen Lebewohl." —

„Gute Nacht!" unterbrach Hedwig die forschende Magd: „Sorge, daß ich nicht gestört bin. Viele Müdigkeit, und Schlummer wenig, das erwarte ich; aber ruhen will der müde Kopf." — Sie drehte der Kammerfrau den Rücken. Judith warf sich ihr zu Füßen, und bat: „Vergebt, so ich Euch mit einem Wörtlein kränkte. Ich hab' ein leidlich Herz, aber einen vorschnel-

len Mund." — Worauf die Fürstin lächelnd auf Judiths Lippen klopfte, sagend: „Schloß davor, Riegel davor. So sind kluge Leute. Geh hin, mein Kind! zu Bette geh! Marynka, das muntre Blut, das junge, soll heute die Wache haben." — „Muntres Blut?" schmälte Judith: „sie schläft wie eine Ratze, wenn sie kaum im Lehnstuhl sitzt." — „Der Herr leuchte über ihrem Schlummer! Geh, Judith. Wie ich befehle, will ichs."

So entfernte sich denn die sorgliche Dienerin, und Hedwig stand allein in der halb dunkeln Schlafkammer, vor der verdeckten Lampe, die aus ihrer Kapsel nur einen matten Schein auf die steifen grünen Vorhänge des Lagers warf. — Die Herzogin, wissend, daß Judith stets einige Augenblicke draußen auf der Schwelle verweilte, um zu warten, bis ihre Herrin sich zu Bette gelegt haben würde, zog geräuschvoll die Vorhänge zu, und ließ sich ganz stille auf dem Polsterschemel am Bette nieder. — Nach kurzer Frist entfernten sich die Schritte der Judith in die Wohnstube, und verklangen im Vorgemach. Auf leisen Sohlen erhob sich nun die Fürstin, warf über ihr züchtiges Nachtgewand noch einen geräumigen Pelzrock, hob mit fester Hand die Lampe aus der Schale, und ging auf die mit Tapeten verkleidete Thür zu, die in die letzten Gemächer des bärtigen Ludwigs sich öffnete. — Ein kurzes Gebet vor dem Bildniß der Mutter Gottes von Altötting, und gestärkt wandelte Hedwig weiter über den knarrenden Fußboden der verlassenen Stuben.

Es war nicht abergläubische Furcht, welche öfter sie bewog, still zu stehen, und um sich zu schauen, wie das scheue Reh. Das Gespenst des wilden Grafen jagte nicht dieses edle Wild; die Erinnerung froher Zeiten, das Gedächtniß besserer Tage, sie fingen es in ihren Stricken. — In jener Fensterwölbung hatte der Herzog

während der Honigmonde seiner Ehe dem Lautenspiele seiner Gattin gelauscht; hinter jener beweglichen Wand stand einst die Wiege ihrer Kinder! — „Aermste Jadwiga!“ lispelte, eingedenk der Wonnezeit, die Fürstin aus tiefster Brust, und floh von dem Ort ihrer heiligsten Freuden an's Ziel ihrer Wanderung.

Dort, in der allerletzten Kammer, spitzgewölbt, wie eine Bischofsmütze, dort, wo der greise Ingolstädter seinen unbeugsamen Geist ausgehaucht und den unnatürlichen Sohn vor Gottes Gericht geladen, war eine schwere verschlossene Pforte. Den Schlüssel dazu trug Hedwig bey sich. Mit zitternder Hand klopfte sie zuerst an das verschnörkelte Fachwerk. „Das Feld ist rein!“ sagte draußen eine hohle Stimme. Und eilfertig wurde Riegel auf Riegel zurückgeschoben, der Schlüssel dienstbar gemacht. Die Pforte ging auf, und durch den Schleier von Spinnweben, welcher davor niederhing, erblickte Hedwig den alten Girsick, auf die Schwelle gekauert.

„Da erfährst, wie ich Dir traue, Alter!“ sprach Hedwig schnell und ängstlich: „Gelobt ist mein Engel, weil hier alles öd und still.“ — „Meine Zuversicht betrog den Schloßhauptmann;“ versetzte Girsick: „doch, wenn er mich schon frei gab, stellte er einen Wächter in das Haus. Weil aber die Stunde kommt, da der alte Herzog aus dem Grabe wandeln soll, flüchtete sich der Knecht auf seine Lagerstätte im Zwinger. Die Thüre des Thurms habe ich dann verriegelt, und hier gelauscht, wie ein Dieb. — Gott vergelte Euch, daß Ihr kommt, gnädige Frau! Habt Ihr brennend Licht bey Euch?“ — „Das hab' ich; wo verweilt jedoch der Jüngling, und was hat Dein Sohn mir zu berichten?“ — „Noch ein paar Schritte laßt Euch gefallen, hohe Frau, und Ihr

seyd an sicherm Ort, wo Euch nimmer Gefahr drohen mag." — ‚Ach; wohin gehst Du, mich zu führen?"

Ohne zu antworten, war Girsick rasch an der Säule, an dem Drehsteine, und muthig wagte die Fürstin den Schritt in's Gewölbe. Sie erschrak zum Tode, als der Stein wieder langsam zufiel, und kaum des draußen verbleibenden Girsicks Rede hindurchließ: „Ich muß hier warten. Wenn Ihr ein Zeichen gebt, öffne ich wieder."

Ein Angstruf aus der Fürstin Munde hallte im Gewölbe. Die Teppichwand hinter ihr, über ihrem Haupte te die schwebenden Leuchter und Fahnen, zu ihren Füßen Floribert, auffahrend aus seinem Schlummer, hinsinkend auf seine Kniee, und rufend: „O, wie schön vermählt sich hier der Traum mit dem Leben! Die Himmelskönigin war mir erschienen voll Milde und Barmherzigkeit. Sieh da! im Wachen blieb die Gnadenmutter mir zur Seite?'

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißt's und geht's kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 8tes Stück.

Die Schatzkammern zu Burghausen.

(Schluß.)

14.

In den Schatzkammern.

Mit strengen Blicken betrachtete die Herzogin den jungen Mann, und erwiederte, ihre Bestürzung von sich werfend, und ihren Unwillen nicht verbergend: „Pfui, daß ich einen Heiden finde, wo ich erwartete, einen christlichen Sohn und rechtschaffenen Boten. An die Ewige richte Dein Gebet; nicht an das Weib, das sterbliche!“

Als ob sie Eile hätte, sich von dem Flecke der Entheiligung zu entfernen, ging Hedwig furchtlos in des Gewölbes Tiefe, wo in einem geheimnißvollen Rund versammelt standen hohe ehrwürdige Gestalten. Willenlos, mit gebeugtem Haupte, folgte ihr der Knappe Floribert. Als er die Augen zu der vorleuchtenden Lampenflamme aufschlug, sah er sich in der Mitte der weitberühmten mehr als lebensgroßen silbernen Apostel, welche des reichen Schatzes Zierde waren; im Angesicht der Heilandsfigur von Golde, zu deren Füßen Hedwig ihre Leuchte niedersetzte. Schnell zu ihm gewendet, sprach sie: „Wenn Du ausgeschlafen hast, sage Deinen Auftrag. Hier ist Gott in seinem Sohne und dessen Jüngern, vor denen

mein Ohr ich Dir aufthue." — „Daß Ihr Euerm Knecht ein gnädig Gehör schenket!" — „Ich bin gut, viel gut. Ich bin Dir wohl gewogen, weil Du Unglück leidest durch Deines Vaters Unglück. Er sagte mir davon." — „Ihr wißt...? — „Was Dich angeht, weiß ich. Aber, was mein gehört, das möcht' ich wissen. Mein Herzog und Ehegemahl.., was ist vom ihm Deine Botschaft?" — „Euer Eheherr? Nichts von ihm. Dieser Ring nenne Euch den, der mich sendet." —

Zögernd empfing, stumm betrachtete die Herzogin den einfachen Reif, der an einer verblichenen Schnur hing. Sie schüttelte den Kopf, und antwortete endlich: „Ich kenne das nicht." — „Ihr sprecht ein schlimmes Urtheil meinem Herrn;" versetzte Floribert mit Betrübniß: „Dieß Kleinod, das von Eurer Hand fiel, da Ihr nach Euerm Hochzeitsturnier Denjenigen bekränztet, der den Woiwoden von Lublin besiegt...." — „Wie? welche Erinnerung! war's nicht mein fürstlicher Vetter Christoph?" — „Derselbe, hohe Frau! derselbe, dem von dem Preis des Siegs nur das Kleinod werth blieb, das ihm der Zufall in die Hand geworfen; derselbe, der es seither, gleichsam ein Amulet, auf seiner Brust getragen, beseligt von stiller Minne....." —

Hedwig hob rasch ihre Hände, dem Sprecher Schweigen zu gebieten, und Floribert, dem sein eigen Gefühl Worte verliehen, die er für den Herrn nicht so geschickt gefunden hätte, verstummte auch plötzlich, als wäre er auf einem Verbrechen ertappt worden. — Zugleich nahm er den Ring wieder, den ihm die erlauchte Frau mit den Worten darreichte: „Mein ist nicht mehr, was ich verloren habe. Der herzogliche Vetter bleibe der Meister dieses Ringes. Und Du, behalte seinen Auftrag, denn für ein züchtig Weib ist er nicht erfunden; so fürchte ich."

„So hört ihn doch als eine Leidende, als eine unverschuldet Gepeinigte;" hob Floribert treuherzig an: „Mein Herzog ist ein Spiegel der Biederkeit, und er verlangt nicht das Mindeste von meiner gnädigen Frau, als daß sie ihm erlaube, ihren Kerker zu sprengen, und sie ihren Eltern heimzubringen." — „So wollte ein Vetter dem Andern vergelten?" fragte Hedwig mit Vorwurf entgegen: „Wie enge sie mich eingesperrt haben, so hab ich doch heute schon gehört von der Unthat des Christoph, und wie er Schutz gesucht bei dem Gastfreund. Das kann ich nur schelten, was Dein Herr mir entbietet, und auch Dich schelte ich, und mehr noch Deinen Vater, der mir vorgelogen, daß Du Geheimes brächtest von Herrn Georg. Das hat mein Herz so leicht geglaubt, aber es verabscheut, was Du gesprochen."

Die Herzogin ergriff die Leuchte, und drehte dem Knappen den Rücken. Kaum hatte sie einige Schritte gethan, als sie bei'm Gewande sich zurückgehalten fühlte, und lautes Schluchzen hörte. Verwundert blickte sie um sich, und wiederum auf seinen Knieen vor ihr lag der Jüngling, und aus seinen Augen strömten unaufhaltsam Thränen. „Was soll das? bei'm großen Gott, was ist mit Dir?" fragte sie erstaunt. Und noch mehr verwundert lauschte sie, da sie die im leidenschaftlichsten Tone gesprochene Antwort vernahm: „Bei'm heiligen Kreuz! laßt Euch beschwören; geht noch nicht von hinnen. Ueberlegt, gnädigste, schönste Frau der Welt! was Euch geboten wird, und was Ihr ausschlagt. Ihr zertretet Euer Leben, Ihr weiht Euch dem Tode. Hofft nicht, daß jemals dieses Gefängniß sich für Euch öffne. Hofft nicht, daß Euer Gemahl zu Eurer Liebe wiederkehre. Anderer, niedriger Buhlschaft huldigt er, und Euch begehrt er zu verderben. Zwischen seinem Hasse, der Euch verhöhnt, und Eurer Eltern Verzweiflung, die Euch be-

jammert, sinkt Ihr in die Gruft! Ihr seyd noch so jung, so reizend... welche Betrübniß, Euch sterben zu sehen! — Und wenn Ihr den Vetter Euers Gatten verwerft, so verschmäht nicht eines rechtschaffenen Knaben That und Hülfe. Seht; was ich auch denken, was auch mein Herz zerfleischen mag, ich sag's Euch nicht, denn ich bin nur ein geringer Knecht, ein Wurm zu Euern Füßen. Ihr wagt nichts, wenn Ihr mir vertraut. Aber mit dem Leben stehe ich dafür, daß Ihr gewinnt... die Freiheit, das hohe Gut; das älterliche Haus, die schönste Heimath. Mein Arm ist stark und mein Schwert, mein Kopf ist schlau, mein Fuß ist gelenk. Mein armer Vater weiß Schliche und Wege; was wir bedürfen von diesem trägen, schläfrigen Golde, steht uns zu Diensten. Ihr müßt frei seyn, ehe noch zum Drittenmale die Sonne kömmt; und ehe der Mond sich erneut, klopfen wir an Euers Vaters Burg." — Weh mir, Du bist im Kopf irre!" flüsterte Hedwig erschrocken, als Floribert sich vor ihr aufrichtete, und mit seinen großen brennenden Augen erwartend in ihre Blicke starrte.

„Perle der Frauen!" entgegnete er mit dem frischen Muthe, der in hoher Gefahr auch den Schüchternen beseelt: „Ich sage Euch ja meinen Wahnsinn nicht; ich behalte ja für mich, was mich toll machen könnte. Bin ich ein Thor: daß ich Eure Rettung begehre? O, sie ist mir nicht um den höchsten Preis zu theuer erkauft. Wenn ich, ich ganz allein sie wagen darf, so kenne ich nichts mehr auf der Welt. Mein Herr, den ich bis heute verehrte, wird mich verfluchen; meines Vaters Haupt, das kaum wiedergefundene, wird fallen; mein eigenes Leben wird am Ziele seyn, wenn mir das Höchste gelungen.... aber was thut Alles dieses? Seyd Ihr nicht unendlich mehr werth, als der Christoph, als mein blinder Vater? und mein elendes Leben.... könnte ich's

denn ertragen, von Euch getrennt? Ach.. ob von Euch geschieden, ob in Eurer Nähe, — ich weiß nicht, was entsetzlicher mag seyn!“

Des Jünglings Gedanken, Trachten und Beginnen lag offen und klar vor der zagenden Fürstin. Welch ein Schmerz, welch ein Kampf durchzuckte ihre Brust! Die Entrüstung der Herzogin, das Mitleid einer nachsichtigen Mutter, des Weibes geheimer Stolz, sich also heiß und vor allen Schätzen der Erde geliebt zu sehen...... auf einmal wogten diese Gefühle stürmisch zusammen, und in den Zwist blitzte der Groll gegen den unedeln Gatten, strahlte die Hoffnung einer lieblichen Zukunft. Hedwigs Mund vermochte aber nur zu stammeln: „Vermessener, das ist hart für mich zu hören; es hat keiner noch gewagt, so frech zu seyn!“

Da polterte es von außen an die große Flügelpforte des Gewölbes, die verwahrenden Eisenstangen wurden aus ihren Fugen gehoben; mit Geräusch drehten sich die schweren Schlüssel in den Schlössern. Einen Augenblick standen die Herzogin und Floribert wie Bildsäulen, vom Schrecken versteinert; im nächsten flohen sie, unwillkührlich einverstanden, hinter die Apostelfiguren. Schnell besonnen löschte, trotz Hedwigs abwehrender Geberde, Floribert die Lampe, und lauschte nach der Thüre, die weit aufging. Menschen mit Fackeln traten in die Halle. „Wir sind verrathen;“ flüsterte Hedwig, kalt wie Marmor.

Die unerwarteten Gäste waren dienende Knechte, die unter dem Befehle des Schatzpflegers erschienen. Wie es der Brauch an dem heiligen Orte des Schatzes erforderte, wandelten sie baarfuß, in knappen Ledergewändern, die Hände durch eine kurze Eisenstange aneinander gefesselt, damit sie dieselben nicht ausstreckten nach des Herrn Gütern, und nicht von einer Hand in

die andere verbergen, was ihnen vielleicht ein Dritter zum Verhehlen darreichen möchte. — Der Schatzpfleger bewachte sie mit den Augen eines Luchses, und wies sie an, die Leuchterkerzen und die Hängelampen anzuzünden. — „Geschwinde, hastet euch! rief er: „alsogleich wird der Herr da seyn, und er sieht nicht gern euern kahlen schmutzigen Aufzug. Rüstig! dort die Leiter hinan. Recht; sputet euch. Wastl, da ist ein Schild heruntergefallen. Die Nägel rosten, wie verhertes Eisen. Rolle es auf die Seite. Ist's zu schwer? Peter, hilf! Das wäre ein Trinkgeld für euch, durstige Kehlen, nicht wahr? Nun, leer wird's nicht abgehen. Der gnädige Herr schenkt gern an arme Leute, wenn er guter Dinge ist.“ —

„Was nur der Herr zu dieser nachtschlafenden Stunde hier beginnt und will?“ sagte einer der Knechte, die den Schild zur Seite gerollt hatten. Aber der Pfleger legte ihnen Stillschweigen auf, indem er versetzte: „Wie dumm, wie dumm ist euer Geschwätz! Wenn der Herzog das ausgeplaudert haben wollte, würde er dann jedermänniglich verboten haben, von seiner Einkehr zu reden? Schweige Jeder, der nicht nach blauen Striemen Verlangen trägt, das sage ich euch! — Seyd Ihr fertig?“

Einige der Knechte entzünden just den vielarmigen Leuchter im Kreise der Apostel. Obschon nur wenige Schritte von ihnen entfernt, bargen sich Hedwig und Floribert dennoch in dem breiten Schatten der Figuren. „Genug;“ rief der Pfleger: „bis dorthin, und nicht weiter. Hinter unserm Herrgott ist nichts mehr, was heute ein Licht verdiente. Geldfässer und nichts anderes. Was ein Weiberherz erfreut, das liegt ja schon in klarer Pracht und Herrlichkeit, als ob die Sonne schiene. Hinaus mit euch, ihr Tölpel! Ich will des Herrn, wie sich's geziemt, auf der Schwelle warten. Ich möchte, meiner Treu, nicht hier allein gefunden werden.“

Erst nach einer Weile öffnete Hedwig die blassen Lippen, und lispelte händeringend: „Mein Herr, der Herzog ist hier!“ — „Ich fasse das nicht,“ entgegnete Floribert, selber wie vernichtet. — „Weh' mir,“ fuhr die Fürstin fort: „ich bin verloren, entehrt. Hörst Du nicht? Rufen Sie mich nicht durch's Schloß? Mein Herr ist gekommen, mich zu suchen, und ich bin gefallen in den Abgrund, den schwarzen, des Verdachts, des bösen Leumunds!“ —

Jetzo begriff erst Floribert die gefährliche Lage der Herzogin, und er faßte, nicht wissend, was ihm erlaubt, was nicht, ihre Hand, und riß sie mit sich hinaus in die Halle. „Eilt zurück, auf demselben Wege, den Ihr gekommen. Vielleicht erreicht Ihr Eure Kammer, bevor sie Euch vermissen.“ — „Ja, ja;“ entgegnete Hedwig: „führe mich. Du sollst belohnt seyn, guter Knabe!“ — Und sie suchten den verborgnen Eingang, und sie fanden ihn nicht. Vergebens zählte Floribert, die glänzenden Schilder an den Säulen; hie und da, an gar manchen Stellen fehlten die silbernen Zeichen. Aufs Gerathewohl klopfte der Knappe an die Wand, tastete er nach dem Drehsteine, rief er in jede klaffende Spalte der Mauer den Namen des Vaters. Alles blieb still jenseits; unbeweglich Stein an Stein. Voll Wuth und Ungeduld wollte Floribert in Verwünschungen ausbrechen, allein seine frevelnde Lippe schwieg vor dem Angstruf der Herzogin: „Sie kommen, Jesus, sterben will ich.“ — Dem aufhaltenden Floribert widerstrebend flüchtete sie sich wieder in die Nacht hinter dem Apostelkreise, und der Knappe, bereit, für sie, mit ihr zu sterben, folgte ihr. Aengstlich athmend lag sie auf ihren Knieen. So gut er konnte, barg Floribert ihr helles Gewand mit seinem dunklen Waffenkleide.

Pfeilschnelle Gedanken, scharf wie Dolche, deutlich, wie ausgesprochne Worte, flogen an Hedwigs Seele vorüber. „Ist ers, der am Eingang sich zeigt? Der Pelzmantel, die funkelnde Kette.... es ist der Herzog! Und er schreitet so ruhig, so feierlich...? weh mir! wer ist an seiner Seite? eine Frau, geschmückt als eine Fürstin! O Jammer, wäre dies mein Geisterbild, das mir der Tod zeigt, als eines nahen Endes Vorbedeutung?“

Die gemarterte Einbildungskraft Hedwigs beschwichtigte sich, und verbannte die abergläubische Ahnung, als die Frauengestalt an Georgs Seite den Mund aufthat, und Worte redete, die mit glühender, obgleich stummer Entrüstung das Herz der Lauschenden erfüllten. — „Ha, wie das strahlt und spiegelt!“ sagte Jene, mit Geberden gemeiner Neubegier: „Als wär's im Himmelsgarten, wo an den Bäumen die Karfunkel hängen, und in den Bächen klare Perlen fließen! Und die vielen Lichter — sie blitzen wie Sonnen — brennen die bey Tag und Nacht, mein gnädiger Herr?“

„Sie leuchten heute der Schönheit zu Ehren;“ antwortete mit gezwungener Höflichkeit der Herzog, und setzte bei, zum Wildenberg und Schatzpfleger gewendet, welche folgten: „Verlaßt uns; wir wollen allein verbleiben.“ — „Mein erlauchter Herr erzeigt mir eine Gnade;“ erwiederte Wildenberg bedeutsam, und mit einem finstern Blick auf die Begleiterin. Stumm sich verbeugend schlich dem Oberhofmeister der Schatzpfleger nach.

„Puh! ein Gesicht wie Bitterwurz!“ sagte die Frau dem Wildenberg nachdeutend: „Wenn der mich erstechen könnte mit seinen Augen.....“ — „Er würde es thun, wahrlich;“ ergänzte der Herzog kalt: „Er liebt meine weiße Eva nicht, und schmollt, daß ich im Arm der Minne die Wunden heile, welche mir die Fesseln der Ehe drückten. Und — bei meinem Eide! manchmal begreife

ich des Mannes Unwillen gerade dann am meisten, wann ich mich selbst nicht recht verstehe." — „Auch ich verstehe wieder einmal nicht;" versetzte Eva zerstreut, und liebäugelte rechts und links mit den offnen Juwelenschreinen und den langen Credenztischen, worauf eine Unzahl von Gold- und Silbergeschirr aufgestellt erschien.

„Ei!" fuhr der Herzog fort: „lebt Einer in der Welt, der lieber den Meister spielte allenthalben, als ich? und bin ich nicht dennoch manch liebesmal der Knecht von Deinen Launen, Mitterstorferin? Hab' ich die Knechtschaft nicht gerade heut am weitesten getrieben? Das teuflische Gelüste, das Du verspürtest, just heute Nacht in diesem Schlosse zu verweilen, nur durch wenige Mauern getrennt von meiner Gattin, ich ein Fremder ihr, sie nicht wissend von mir...., hab' ich nicht endlich mein Ja dazu gegeben? ein Ja, das mich jetzo bitter reut, und das mir die nächste Nacht schwer machen wird." — „Es stand bey Euch, mir den Wunsch zu versagen, gnädiger Herr!" — „Du sagst das jetzo ruhig, wie ein Lamm, Everl; aber zu Landshut wolltest Du in's Wasser springen, wenn ich nicht einwilligte." — „Laßt uns nicht streiten, Herr! Bekennt, daß Euch der Argwohn schärfer spornte, als der Trieb, mir zu gefallen. In jedem Winkel saht Ihr des Herzogs Kundschafter lauern, Euer Ehegemahl auf Christophs Rossen entführt...." — „Still, Du Schwätzerin. Hatte nicht dafür mein Brief bereits gesorgt? Aber in den Köpfen der Weiber ist eine stete Jagd von Kitzel, Neugier und Verlangen. Das Wetter verändert sich im unbeständigen April nicht schneller als die Laune eines Weibes. Kaum hattest Du mich beredet, zum erstenmal das Wiegenfest der Herzogin zu versäumen, so wolltest Du schon mit mir in's Lager vor Nördlingen; plötzlich aber reizte Dich die Lust, den Schatz von Burghausen zu sehen, und endlich priesest Du

als Deiner Wünsche Krone, eine Nacht, nur eine einzige Nacht hindurch die Hausfrau in dem Schlosse vorzustellen, das meine Gattin beherbergt. Und noch einmal: mich reut bitter das schlau abgelockte Wort, wenn ich's gleich nur unter der Bedingung gab, daß Frau Hedwig nimmermehr erfahre........"

„Ach, Du heilige Mutter der Gnaden und Schmerzen!" rief Eva erschreckt, und drängte sich zitternd an den Fürsten. „Was ficht Dich an?" fragte Georg unwillig. — „Mir war, als hörte ich einen tiefen jämmerlichen Seufzer... dort... im dunkeln Gewölbe...." stotterte Eva, mit ausgestrecktem bebendem Zeigefinger. — „Furchtsame Kreatur!" lachte Georg: „in solchen Hallen und Gängen gibt's der Stimmen mancherlei. Das pfeifende Volk der Fledermäuse nistet bei den Schätzen, und der flüchtige Lauf der Ratze wird hörbar in nächtlicher Stille. Gespenster fürchte nicht! Der Großvater Heinrich wäre etwa der einzige, der widerkäme; aber er säße ruhig im Winkel und zählte das Gold, das er leider seinen Erben lassen mußte. — „Es ist schon vorüber, gnädiger Herr." — „So erfrische Deine Sinne an der Pracht ringsum, Du kindische Mitterstorferin. Euch gemeinen Leuten wird solch ein Anblick selten. Sättige Dich daran. Ich will selber den Führer machen. Sieh dort die Haufen von Silberschüsseln, die bis zur Hälfte des Pfeilers reichen, die silbernen Gießbecken, weit wie Fäßer, die vergoldeten Kannen, höher als ein geharnischter Mann. Der Reichthum stammt noch von der Ingolstädter Beute. Dort ein Geschenk des Kaisers: die Meerjungfrau mit dem kostbaren Halsband von Edelstein. Gegenüber das schwere Einhorn mit der goldnen Mähne und dem Brustschild von Smaragd und Rubin. Dahinter der Türkenkopf mit demantnen Augen.... Du achtest aber mehr auf die bun-

ten feinen Steine in den Kästchen von Zederholz? Begierdevolle Eva, wie funkeln so habsüchtig Deine Blicke! Versteh' ich Dich? Du willst nicht umsonst das Paradies von reichen Erzen gesehen haben, das wohl nicht zum zweitenmale sich Dir öffnen wird? Gefällt Dir die vielfach geschlungene Reihe von Granaten? Zu einem Silbermieder stehen sie trefflich. Und dieser schwere Ring an Deinem glatten Finger...? Ha, schelmische Diebin, genug des Raubs! willst Du auch diese köstlichen Tropfen des Orients in Deine Ohren hängen, und meinem Schatz entwenden? Gib sie heraus!" —

Schäckernd entwand sich Eva, die Perlengehänge hoch haltend, den Armen Georgs, und lief in das Gewölbe hinein. Von neuem erschreckend, stieß sie, dem Apostelkreise gegenüber, einen leisen Schrey aus. Der herbeyeilende Herzog versiegelte ihr mit einem Kusse den Mund. — „Zu viel! mein Herz zerspringt! jammerte Hedwig zwischen den von schmerzlichem Krampfe zusammengeklemmten Zähnen. „Haltet an Euch!" raunte ihr der treue Knappe zu: „duldet, aber lernt ihn hassen, den falschen Mann!"

„Ich höre reden in unsrer Nähe! fuhr Eva empor. Und der Herzog: „Wahrlich, mich selber bedünkte....." Indem erschien eiligen Schritts, aber die Vernichtung des Todes in den Zügen, Wildenberg in der Schatzkammer, kam auf den Herzog zu, beugte tief sein Haupt und sprach mit schwerer Bekümmerniß dringend zum Gebieter: „Mein Leben ist Euch verfallen, o Herr! wenn es wahr ist, was ein dunkles Gerücht jetzo im Schlosse verbreitet. Euer Befehl ist nicht vollzogen, das Schweigen nicht beobachtet worden. Der Pfaffe Vincenz soll in die Gemächer Eures hohen Ehegemahls die Kunde Eurer Ankunft hinterbracht haben,... die erste Kammerfrau wollte der Herzogin melden.... die Herzogin sey

verschwunden, sagt man. Aus dem Munde der heulenden Maria haben mehrere es vernommen..... ich eilte, Euch das Gerücht anzusagen, bevor Zungen, die mir feindlich sind, es Euch zutragen konnten......"

Aufgebracht und stolz schnaubte ihn der Herzog an: „Wohl wäre dieses Euer Tod, saumseliger Hütter! der da wagt, zu mir von Befürchtungen zu reden, und nicht von der Gewißheit. Ein Gerücht? Die Herzogin soll entsprungen seyn? Man sagt? man hat vernommen? Warum saht Ihr nicht mit eignen Augen? erfüllt Ihr also Eure Pflicht?" — „Es ist Nacht;" erwiederte bescheiden der Oberhofmeister: „schon verdoppelte ich die Wachen, aber, um zu dieser Stunde in der Fürstin Kammer zu dringen, bedarf ich Eurer Erlaubniß, o Herr! denn Ihr gebietet jetzo im Schlosse als Landesherr und Gatte der königlichen Frau Hedwig." — „Meine Erlaubniß? die habt Ihr. Noch mehr: ich selber will gehen, und der schlimmen Unglückspost in den Rachen schauen. Man ergreife schnell die Kammerdirnen, den Pfaffen. Auf die Folter mit ihnen! Man peinige sie, daß ihnen die Seele ausgehen möchte, bis sie bekennen...."

„Halt ein! um der Wunden des Erlösers willen!" schrie Hedwig ausser sich, und stürzte hervor: „Nicht unschuldig Blut, Herr Georg! hier mein Haupt! abschlagen meinen Kopf, nicht den Armen, die nicht wissen...! hinrichten meinen Leib... Mörder meiner Seele!" — Vor der Erscheinung sprang der Herzog einen Schritt zurück, Eva flüchtete sich gegen den Oberhofmeister, der sie streng von seiner Seite wies, hängend mit unverwandtem Auge an der rührenden Gestalt Hedwigs.

Georgs Sinne verwirrten sich aber; er sah seine Gemahlin auf der Flucht ertappt, das Gesicht eines Mannes hinter ihr aus dem Schatten tauchen. Mit vorschneller Hand riß er das Schwert aus der Schei-

de, stieß damit nach Hedwigs Brust. Die Klinge kreuzte sich jedoch mit Floriberts Degen. „Halt! nehmt mein Leben, nicht dieser Heiligen!" — „Verdammniß! wer ist dieser?" schäumte der Herzog, die Waffe senkend. — „Was thust Du?" rief Hedwig, und schlug Floriberts Eisen zu Boden. — „Das ist Christophs Knecht!" schrie Eva dem erstarrenden Georg in die Ohren. Wildenberg trat dem Knappen entgegen: „Gib Dich, Verräther!" — „Ich bin kein Mörder, kein Schelm!" donnerte ihm Floribert zu: „Aber mein letztes Blut gehört dieser reinen Dulderin und der Rache für meines Vaters Augen!" — „Walthausers Sohn!" Von diesem Schmerzensruf der Herzogin fühlten sich die Männer entwaffnet, und Stille folgte auf den geräuschvollen Auftritt.

15.
Mitternacht und Ausgang.

Im finstern Keller, ein harrender Wächter, saß der blinde Meister, und murmelte vor sich hin: „Spinnentritt, ich höre Dich; fallend Sandkorn, ich lausche Dir. Geduldiger denn je liege ich auf der Lauer, obschon es das erstemal ist, daß Girsick den Kuppler macht, und denjenigen nicht verräth, dem er die Leiter hielt." — Mit wilder Freude setzte er bei: „Der Zwiesprach dauert lange. Meines Buben Rosenwangen und kecke Reden siegen gewiß über des Weibes Hoffart, und mein Feind empfängt die schmählichste Wunde. Im Geiste träumt mir schon von der Flucht. Ich kann sie begünstigen. Ich weiß den Weg zum kleinen Pulverkeller. Ein Schwefelfaden, den mir Floribert legen hilft .... und Jammer und Aufruhr sind im Schlosse Meister, während die Beiden entrinnen, mit gold- und juwelenbeschwerter Tasche. Aus mir werde, was da wolle. Im Sohne lebt mein Geist, und die Rache hilft über den bittern Tod hinaus."

Da unterbrach sich der Blinde schnell, und reckte das Ohr nach einem fernen Winkel des Gewölbs, wo ein sonderbares Geräusch sich vernehmen ließ. He? was geschieht dort?" fragte Girsick in seinen Gedanken: „das schruft und scharrt, wie ein rußiger Knapp im Schlot, oder wie ein Todter, dem nach Auferstehung gelüstet...?" Ein paar Steine fielen von der fernen Mauer, eine Erdwucht stürzte in den Keller nach. Es regte und bewegte sich dort, als ein Mensch, der sich der Gruft entwindet. „Verrath?" dachte Girsick: „aber der Verrath würde an die Pforte klopfen, weil er die Macht hat. Ein Dieb und Schelm also? Der muß sich fürchten, mehr als ich." Antwort gib."

Die Antwort zögerte, doch endlich versetzte eine schauerliche Grabesstimme: „O, wer Du auch seyst, der hier von mir geweckt wurde,...... schweige mitleidig, und sey barmherzig einem Elenden in Verzweiflung."

Die matte Stimme klang wie Erzschlag im Gehirne des Blinden wieder, und sein Herz schnürte Krampf zusammen. Er meinte sie zu erkennen, die Stimme, und zum erstenmale glaubte er an Leichname, die da wiederkehren aus dem versunkenen Sarge. „He?" stammelte er.

Der Andere, langsam näher kriechend und tastend, erwiederte: „Ich steige aus dem tiefen Brunnen, wo ich moderte, ich weiß nicht mehr, wie lang. Eine Zeit ohne Ende hab' ich gebraucht, den Bau zu graben, durch welchen ich schlüpfte wie ein Fuchs. Daß ichs heut vollenden würde, daß ich's müßte, sagte mir die Ahnung, als ich vom Kerkerknecht erfahren, daß heute der Herzogin Geburtstag sey."

„Was soll das?" fragte Girsick mit ersticktem Lauten: „Wer bist Du, Nachtrabe?" Dabei suchte er still in seinen Taschen, emsiger, je näher der Auferstandene zu ihm herantappte.

„Ein Verdammter;" versetzte dieser: „todt bei lebend'gem Leibe, und nur der Herr kann mir Gnade geben. Drum will ich hin zum Herzog. Am heut'gen Tage ist er hier, in den Armen seines Weibes. Ich will

vor sein Lager treten, und Gnade betteln für meine letzten nackten Tage, oder mich vom Wall in die Tiefe stürzen, damit es aus sey, mein Leiden und mein Elend! — Wenn Du von Menschen gezeugt wurdest, so führe mich durch die Nacht. Unterstütze meine müden Gebeine."

„Ich bin Dein Mann;" murmelte Girsick, wie oben und seine zitternden Hände suchren eifriger... nach dem Messer, das er im Gewande trug.

„Wo bist Du?" fuhr der Andere fort: „strecke Deine Hand aus, daß ich Dich finde, guter Mensch. Du sollst nicht umsonst mir Deinen Arm leihen." „Wenn mir der Herr verzeiht.... er wirds.... zähle auf guten Lohn. Ich ein Edelmann, ein Ritter. Die Nothhaften halten stets, was sie versprochen." —

„Das beweisest Du an mir, Ungeheuer!" brach Girsick ungestüm los, und packte mit eiserner Faust den zerlumpten Flüchtling aus dem Verließ des tiefen Brunnens. — „Heiliges Blut!" — „Vermaledeiter Spuck, dessen Untergang sie mir gelogen haben! kennst Du die Eulenstimme nicht? des Blinden, der die Sonne nicht sieht, aber in der Nacht seinen Raub nicht fehlt?" — „Heiland! der Böhme! steigst Du aus dem Grabe?" — „Gott sey Dank, ich lebe noch, Dich zu umarmen, bis Dein Herz nimmer schlägt!" —

Mit Allgewalt riß Girsick den Feind, der sich nur matt sträubte, zu Boden, und fuhr ihm rachsichtig nach der Gurgel. Die Todesangst verlieh dem Andern gesteigerte Kräfte. „So schmählich sterben unter der würgenden Faust?" knirschte er, und begegnete dem Dränger mit Stoß und Schlag. Der Böhme, den Vortheil seiner Stellung benützend, ungeduldig, den Sieg zu haben, zog das Messer, und führte damit einen Streich. „Ha! ein spitzig Eisen?" schnaubte der Blutende, und strebte vergebens, die Waffe zu haschen, die ihn wieder und wieder traf: „soll ich hier vergehen unter der Wuth des Augenlosen? nicht ein Strahl von Licht, der mir den Sieg verliehe?"

Da tönte von oben, und immer näher Judiths Angstgeschrei durch die Gemächer des Grafen von Mortain. Nach der vermißten Herzogin rief die verzweifelnde Magd. Zur letzten Pforte heraus in den Thurm, die Treppe hernieder zum Gewölbe stürzte sie hastig. Der helle Schimmer des Windlichts in ihrer Hand drang in den Keller.... Nothhaft sah plötzlich seinen Feind, und seine Gefahr.....

„.... Nehmt Euern Ring zurück, edler Herzog! sprach Floribert zu Christoph; — daß ich lebe, daß ich wiederkehre, verdanke ich dem schreckensvollen Ende meines Vaters, welcher durch seinen Erzfeind fiel, weil des Herzogs Gerechtigkeit gezögert hatte, an dem mörderischen Pfleger die ganze Strenge der Strafe zu vollstrecken. Erst nachdem er vollendet, was er gräuelvoll vor vielen Jahren begonnen, fiel sein Kopf, und mitleidig schenkten sie mir die Freiheit. Vergeßt Frau Hedwig: sie ist versöhnt mit dem Gatten; verwiesen ist die Buhlerin. Zu hoffen habt Ihr nichts. Was mich angeht — zerfallen mit dem Leben — so geb' ich's auf, wenn Ihr nicht etwa befehlt, mich für Euere Dienste zu erhalten."

„Wer trüge denn mit mir das Daseyn, wenn nicht Du?" fragte Christoph den bleichen Knappen entgegen: Wer wachte bei mir in den Nächten, da des Abensbergers blutbeflecktes Gespenst an meinem Lager steht? O, ich bin furchtsam und fromm geworden, wie ein unmündig Kind. Meine Boten fliegen nach München und Rom, des Bruders Vergebung, des heiligen Vaters Absolution zu holen. Lebe mit mir, und begleite mich auf dem Weg zur Buße!"

Sie zogen von dannen; nimmer wurde mehr der Herzog heiter, nimmer kam ein Scherz über seines finstern Knappen Lippen. Nach manchem Jahr besuchten sie das heilige Land, des Erlösers Grab, die Ritterinsel Rhodus. Dort lief des Herzogs Uhr ab; er starb in den Armen des Großmeisters, eines Schwagers des erschlagnen Abensberg. Wenig Augenblicke vor seinem Tode gab er sein kostbares Armband dem trauernden Floribert, stammelnd: „Das letzte Angedenken... bringe es ihr."

Das Geschenk blieb in den Händen der Herzogin Kunigunde, der Gemahlin des weisen Albrecht; denn zu Hedwig konnte nicht mehr Gruß, noch Botschaft gelangen. Nach dem kurzen Sonnenblicke der Versöhnung, einem Traum von wenigen Tagen, war sie unrettbar wieder zurückgestossen worden in enge Haft und Scheidung von aller Welt. — Floribert! im Cisterzienserkleide, half, nicht volle zehn Jahre nachher, die entseelte Hülle der unglücklichen Fürstin zu Raitenhaslach besingen und begraben.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 9tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Außerordentliche Flucht
zweyer brittischer Kriegsgefangenen in Frankreich.

Zwey Engländer, der Schiffslieutenant O'Brien und der Aspirant Marryat, waren, während der Kaiserregierung Napoleons, in französische Gefangenschaft gerathen. Beide hatten sich auf dem, an den Küsten Südfrankreichs kreuzenden brittischen Geschwader befunden, und waren mit einigen Soldaten gelandet, um eine Batterie zum Schweigen zu bringen, von der sie unsanft begrüßt wurden, als sie eben einige beladene Transportschiffe kapern wollten. Leicht bemächtigten sie sich der Batterie, und vernagelten schon die Kanonen, als die Feinde verstärkt zurückkehrten, die meisten Begleiter der beyden Officiere tödteten, und diese gefangen nahmen. O'Brien war unverwundet geblieben. Aber sein junger Kamerad hatte einen Schuß überm Knie erhalten.

Man brachte beide nach Cette, in die Wohnung des Befehlshabers der Truppe, der von einer irländischen Familie abstammte, und ebensfalls O'Brien hieß. Sie wurden sehr gut behandelt, und man ließ ihnen auf ihr gegebenes Ehrenwort, nicht zu entfliehen, volle Freiheit. Unter der Pflege der 12= bis 13jährigen Tochter des O'Brien, genas Marryat bald, was ihm nicht sehr lieb war, weil er und sein Kamerad nun weiter gebracht wurden, zuerst nach Toul, sodann mit einem ganzen Trupp Kriegsgefangener nach Montpellier, wo sie zehn Tage blieben, und wo man sie, wie in Cette, auf ihr Ehrenwort sich berufend, ohne Aufsicht ließ.

Endlich, vier Monate nach ihrer Gefangennehmung, und nach einem dreywöchigen Marsche von Montpellier, gelangten sie nach Givet, einer starken Festung im Ardennen=Departement, wo den Behörden von der Regierung der Befehl zugekommen war, die Gefangenen unter strenger Aufsicht zu halten, und sie die Stadt nicht besuchen zu lassen. O'Brien beschloß nun, den längst genährten Entschluß, zu entweichen, so bald als thunlich, in Ausführung zu bringen, was jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Durch einen Gendarme verschaffte er sich einen Plan von der Stadt, worauf die Umrisse der Citadelle ziemlich genau angegeben waren. Vor ihrem Gefängnisse war ein großer, von hohen Mauern unschlossener, Hof, worüber die Wälle sich befanden, auf denen, in gleicher Entfernung von einander, vier Schildwachen standen, die genau sehen konnten, was unter ihnen vorging. Bevor den Britten ihre Wohnung angewiesen wurde, durchsuchte mon ihr Gepäck, ohne die Instrumente zu entdecken, welche O'Brien in einem Doppelboden seines Koffers verborgen hatte.

„Jetzt," sagte der Lieutnant zu seinen Gefährten, als sie allein waren, „muß ich mich dessen noch entledigen, was ich am Leibe habe."

Er entkleidete sich, und wickelte eine seidene Strickleiter ab, die er in Montepellier, nebst allen übrigen Werkzeugen, gekauft. Seit beinahe vier Wochen trug er sie auf der bloßen Haut, die an mehreren Stellen wundgerieben war. Der dadurch verursachte Schmerz war so heftig, daß, nachdem seine Glieder und Gelenke sich wieder ausdehnen konnten, er alle Besinnung verlor, und ohnmächtig niederstürzte. Einige Tage konnte er das Zimmer nicht verlassen, und benutzte diese Zeit, den Plan von Stadt und Citadelle genau zu studiren, um denselben sich recht genau ins Gedächtniß einzuprägen. Auf Einmal fragte er seinen Gefährten:

„Peter, könnt ihr schwimmen?"

— Nein, wozu das?

„Wozu? Sehet Ihr denn nicht, daß, wenn wir entkommen wollen, wir über die Maas setzen müssen, und daß man nicht immer Fahrzeuge bereit findet. Wo die Citadelle am stärksten ist, nämlich auf der Seite längs der Maas, ist sie am wenigsten bewacht. Darauf müssen wir also unsern Plan begründen."

Einige Tage nachher forderte O'Brien seinen Kameraden auf, einen neuen, wo möglich starken Regenschirm zu kaufen. Er ließ sodann Oel und Wachs kochen und überstrich den Schirm mehrmals damit, wornach er ihn sorgsam verbarg. Die andern Gefangenen, von denen sich noch vier mit den beiden Vorgenannten in demselben Zimmer befanden, ahneten von ihrem Vorhaben nicht das Mindeste, so geheim hielten sie es.

Sie empfingen indessen Briefe von ihren Verwandten in England und eine Anweisung auf Geld. Es war im Spätherbst. O'Brien beschloß jetzt, nur den Neumond

abzuwarten, mit dem, wie er hoffte, übles Wetter eintreten werde, um das Wagstück zu beginnen. Eines Abends sagte er zu Marryat: „Geht zu Bette, und versucht, wo möglich für eine ganze Woche, zu schlafen; denn gelingt unser Vorhaben in der nächsten Nacht, werden wir wohl eine Woche lang des Schlafens wenig pflegen können. Lassen wir Marryat selbst den Fortgang schildern.

Es war 8 Uhr Abends, und ich legte mich sogleich nieder. Um Mitternacht weckte mich O'Brien, flüsterte mir zu, ohne Geräusch mich zurecht zu machen, und ihm in den Hof zu folgen. Ich gelangte glücklich hinaus, ohne die Andern zu wecken. Die Nacht war sehr finster (es war im November). Der Regen floß stromweis, und der Wind wehte sehr heftig. Ich tappte einige Zeit herum, bevor ich meinen Gefährten fand, der schon Hand an's Werk gelegt. In Montpellier hatte er sechs Eisenstäbe von 18 Zoll Länge gekauft, die an dem einen Ende wie ein Bohrer gearbeitet, und am andern viereckig waren, wo sie auch abgeschraubt werden konnten. Sie waren übrigens sehr stark, und konnten nicht leicht brechen.

O'Brien hatte schon eine dieser Stangen zwischen den Steinen festgeschraubt. Er setzte sich nun darauf und brachte eine zweite drei Fuß höher an. Er stellte sich sodann auf die erste, lehnte sich gegen die zweite, und befestigte die dritte, in der Höhe seines Kopfes. Auf gleiche Weise verfuhr er mit den drei andern Stangen, die er jedoch nicht gerade über einander, sondern die eine immer etwa 6 Zoll mehr seitwärts als die andere, einschraubte.

Nach Befestigung der sechs Stäbe, hatte er ungefähr die Hälfte der Mauerhöhe erreicht. Er schlang nun den Strick, welchen er um den Hals gebunden hatte, um die höchste Stange, ließ sich hinunter, und schraubte die vier untersten Stäbe los, wonach er an dem Stricke hinanklimmte, und auf gleiche Weise wie vorher die Stangen

oben befestigte. Nach Verlauf von anderthalb Stunden erreichte er endlich den höchsten Punkt der Mauer, wo er einen Eisenstab einschraubte, den Strick daran knüpfte, und zu mir in den Hof rutschte.

„Die Schildwachen," sagte er, „können uns unmöglich sehen, selbst, wenn sie Katzenaugen hätten. Oben auf dem Walle müssen wir auf dem Bauche über das Glacis kriechen. Befolgt nur in allem genau mein Beispiel. Ich will alle Werkzeuge zu mir nehmen, und zuerst hinan steigen. Hört ihr während dem das geringste Geräusch, so geht gleich in Euer Bett. Bemerkt ihr dagegen, daß ich den Strick drei- oder viermal anziehe, so klettert mir schnell nach!"

Er verließ mich, und verschwand in der Dunkelheit. Aber kaum waren drei Minuten verflossen, so bewegte sich der Strick, und ich eilte in die Höhe, was mir um so leichter wurde, da von Punkt zu Punkt Knoten angebracht waren, woran ich mich halten konnte. Als ich die Höhe der Mauer erreichte, ergriff mich mein Gefährte am Kragen, verschloß mir mit seiner nassen Hand den Mund, und streckte mich der Länge nach auf den Boden, während er den Strick heraufzog und abband. Wir krochen nun auf allen Vieren bis zum Wall, den wir bald erreichten. Regen und Wind waren so heftig, daß die in den Hintergrund ihrer Schilderhäuser zusammengedrückten Soldaten uns nicht bemerken konnten.

O'Brien hatte einige Mühe, den mit der Zugbrücke des ersten Grabens correspondirenden Punkt zu entdecken. Er fand ihn endlich, schraubte eine Stange ein, band den Strick daran, und glitschte hinab. Ich folgte ihm, und wir kletterten an den Ketten über den Graben. Jenseits versperrte uns eine verschlossene Thüre den Ausweg. Mein Kamerad versuchte, sie zu erbrechen, doch vergebens. Ich machte den Vorschlag, unter der Thür ein Loch zu

graben, und durchhin zu schlüpfen. Unsere Eisenstäbe waren uns bei dieser Arbeit von großem Nutzen: indessen gebrauchten wir mehr als eine Stunde, bevor die Oeffnung groß genug war, um uns den Durchgang zu gestatten.

Die Thür führte durch einen gewölbten Gang zum äußern Wall. Wir schritten tappend vorwärts, als wir ein Geräusch vernahmen. Nach aufmerksamem Lauschen erkannten wir, daß in einiger Entfernung eine Schildwache schnarche. Dieß unvorhergesehene Hinderniß nöthigte uns zu langem Berathen. Es war durchaus unmöglich, an dem Soldaten vorüber zu gehen, ohne ihn zu wecken, um so mehr, da er gerade an der Stelle saß, wo wir den Strick befestigen wollten, um uns in den Fluß hinabzulassen. Auf einmal sagte O'Brien: Der Augenblick ist jetzt da, Freund Peter! wo Ihr Euch zeigen müßt. Gebt wohl Acht, was ich Euch sage. In demselben Moment, wo ich dem Soldaten den Mund zuhalte, müßt Ihr den Pfanndeckel an seinem Gewehr aufmachen, damit das Pulver von der Pfanne falle, und er nicht schießen kann.

Wie gesagt, so gethan: und als der plötzlich aufgeschreckte Schläfer losdrückte, mochte er sich nicht wenig wundern, daß sein Gewehr versagte. Ohne viele Mühe verstopften wir ihm den Mund, und banden ihn krumm, wonach wir auf den äußern Wall eilten. Hier befestigte O'Brien eine Eisenstange, band den Strick daran, und fuhr hinab. Ich folgte ihm, und fand ihn stehend bis zum Gürtel im Wasser, er hatte schon den Regenschirm geöffnet, der mit Hülfe seiner Zubereitung kein Wasser durchließ.

Der mir ertheilten Zurechtweisung gehorchend, ergriff ich mit jeder Hand einen der beiden Stricke, die er an den Schirm gebunden, der mit dem Stiel im Wasser schwamm. Mein Gefährte nahm einen andern ebenfalls an dem

Schirm befestigten Strick zwischen die Zähne, folgte schwimmend der Strömmung des Flusses, und zog mich rasch mit sich fort. Ungefähr hundert Klafter unter der Festung erreichten wir das jenseitige Ufer. O'Brien war so sehr erschöpft, daß er einige Minuten unbeweglich blieb. Ich war vor Frost beinahe erstarrt.

„Bis jetzt ist uns alles nach Wunsch gelungen, sagte, nach kurzer Erholung, mein Kamerad. „Das Schwierigste ist hinter uns. Suchen wir jetzt, so schnell als möglich, weiter zu kommen; denn in zwey Stunden ist es Tag.“

Er holte seine Branntweinflasche hervor, und wir verschluckten beide das darin befindliche starke Getränk wie Wasser, ohne im mindesten betäubt zu werden. Neugestärkt eilten wir stromabwärts. Nach einiger Zeit bemerkten wir mehrere große Fahrzeuge, und an dem letzten derselben einen kleinen Nachen. O'Brien schwamm hinüber, durchschnitt den Strick, womit das Boot an das Schiff befestigt war, und zog es schwimmend an's Ufer. Glücklicherweise waren Ruder darin. Wir schifften uns ein, arbeiteten mit den Rudern aus allen Kräften, und wurden von der Strömung pfeilschnell hingerissen.

Als der Morgen zu dämmern begann, erblickten wir ganz in der Nähe den Ardennenwald. Wir landeten, legten die Ruder in den Nachen, und ließen diesen schwimmen, damit man glauben könne, er habe sich durch Ungefähr abgelös't. Ohne Zögerung eilten wir nun dem dichtesten Theile des Waldes zu. Es regnete immer sehr stark. Ich bebte an allen Gliedern. Meine Zähne schlugen gegeneinander, und wir hatten kein Mittel, uns zu erwärmen. Unsere alleinige Stärkung war ein wenig Branntwein. Von Angst und Arbeit erschöpft schliefen wir auf einem Haufen todter Blätter, den wir zusammen getragen hatten. Es war Mittag, als ich erwachte.

O'Brien hatte mich einen Fuß hoch mit abgefallenem Laube bedeckt, um mich gegen den Frost zu schirmen. Meine natürliche Wärme war wieder gekommen, und die Kleider waren mir am Leibe getrocknet, ohne mich zu erkälten. Wir sprachen beide der Flasche zu, und machten uns sodann auf den Weg.

Glücklicherweise war der Wald sehr groß, und wir durften hoffen, daß unsere Verfolger uns noch nicht so bald auf die Spur kommen würden. Wir wanderten ungefähr drey Stunden in der von einem kleinen Compaß uns angedeuteten Richtung. Bey Anbruch der Nacht bereiteten wir uns abermals ein Bett von Laub, worauf wir hoffen durften, besser als in der vergangenen Nacht zu schlafen. Unser Brod war ganz durchnäßt, was jedoch wieder ein Vortheil für uns war, weil es uns an Trinkwasser fehlte. Fleisch hatten wir noch für einige Tage. Nach gehaltener Mahlzeit streckten wir uns aus, und verfielen in einen tiefen Schlaf.

Um 5 Uhr Morgens wurde ich von O'Brien geweckt, der mir leicht die Hand auf den Mund legte. Ich erhob mich ein wenig, und sah in geringer Entfernung vor uns ein Wachtfeuer.

„Die Philister sind uns auf der Ferse," sagte mein Gefährte. „Ich habe mich näher geschlichen, und Gensdarmes erkannt. Entfernen wir uns von hier, können wir leicht andern in die Hände fallen; — es scheint mir am besten, auf einen Baum zu klettern, und so lange da zu bleiben, bis unsere Verfolger sich entfernt haben."

Wir lagen in einem Gestrüpp, unfern einer dicken, mit Epheu umrankten Eiche. Auf meine Zustimmung krochen wir auf allen Vieren zu dem Baum, nachdem wir zuvor unsere Ränzel tief unterm Laube verbargen. O'Brien diente mir als Leiter, und ich zog ihn aus allen Kräften in die Höhe. Er ließ mich nun auf einem starken Ast

zusammenkauern, und verbarg sich hinter dem Epheu, der an der einen Seite eine zimliche tiefe Höhlung überwölbte. Schon befanden wir uns seit einer Stunde in dieser Lage, als der Tag zu dämmern begann. Der Brigadier ertheilte den Gendarmes seine Befehle, und sie entfernten sich, um den Wald in allen Richtungen zu durchstreifen. Unglücklicherweise blieb jedoch ein Gendarme beim Feuer. Er spatzierte auf und nieder, und gelangte endlich zufällig unter den Baum, worauf wir saßen. Die aufgehäuften Blätter fesselten seine Aufmerksamkeit. Er durchwühlte sie, und fand unser Gepäck.

„Oho," rief er, — „hab ich das Nest und die Eier gefunden, müssen die Vögel auch nicht ferne seyn."

Bey diesen Worten schaute er in die Höhe, und umkreisete mehrmals den Baum, ohne uns zu sehen. Aber auf einmal erblickte er mich, und gebot mir, herab zu kommen. Ich blieb unbeweglich, in Erwartung was O'Brien thun würde. Der Gendarme, um mich besser aufs Korn zu nehmen, hatte sich indessen gerade unter den Zweig gestellt, in dessen Höhlung mein Gefährte verborgen war. Nach abermaligem Zuruf nahm der Franzse seinen Karabiner, und schlug auf mich an. Da mir O'Brien durchaus kein Zeichen gab, blieb ich stumm und unbeweglich, indem ich zugleich die Augen verschloß.

Gleich darauf fiel ein Schuß, und ich stürzte hinab vom Baum, ich weiß nicht, ob aus Furcht, oder weil ich einen Stoß erhalten. Ganz betäubt durch meinen Fall, hielt ich mich wenigstens für verwundet; als ich die Augen öffnete, fand ich zu meinem größten Erstaunen, statt den Gendarme, O'Brien neben mir. Ich raffte mich auf, und sah den Franzosen auf den Boden ausgestreckt, ohne Bewegung, den letzten Seufzer aushauchend. Das Räthsel wurde in wenigen Worten mir erklärt. Als mein Gefährte gesehen, daß der Gendarme auf mich an-

schlug, hatte er sich auf ihn fallen lassen. Seines Körpers Gewicht hatte den andern zu Boden geschlagen und getödtet, während der Schuß losgegangen war, ohne mich zu treffen.

Das Ereigniß war für uns sehr glücklich, weil es uns das Mittel darbot, ohne Verdacht zu erregen, eine große Strecke Weges zurücklegen zu können. Ohne Zeitverlust entkleidet mein Kamerad den Todten, verscharrte ihn unters Laub, machte aus seinen eigenen Kleidern ein Paket, das er mir zu tragen gab, und zog die Uniform des Gendarmen an. Ich konnte mich nicht enthalten, über diese Verwandlung zu lachen, und fragte ihn, was er eigentlich vorhabe?

„Seht ihr denn nicht," entgegnete er, „daß ich ein Gendarme bin, der einen entwischten Gefangenen eskortirt?"

Nach diesen Worten band er mir die Hände auf den Rücken, warf den Karbiner über die Schulter, und wir machten uns auf den Weg. Es war uns jetzt vorzüglich daran gelegen, so schnell als möglich den Wald zu verlassen, weil wir mehr in als außer demselben befürchten mußten, auf unsere Verfolger zu stoßen. Wir marschirten nur bey Nacht, um alle unzeitigen Fragen zu vermeiden, und in den Schenken, wo wir von Zeit zu Zeit verweilten, konnte man nicht wissen, woher wir kamen.

Auf einem solchen Halt erregte meine Jugend das Mitleid der Frauen, die mir andeuteten, daß sie mir zum Entspringen behüflich seyn wollten. Ich nahm ihr Erbieten dankbar an, benachrichtigte aber zugleich O'Brien davon. Er paßte gut auf, und als die Hausfrau das Fenster öffnete, und mir behülflich war, aus demselben zu steigen, ertappte er uns beide auf der That. Läugnen half hier nichts. Mein Gefährte spielte seine Rolle sehr gut. Er machte gewaltigen Lärm, schrie, daß er einen

Verbalproceß aufnehmen, und die Regierung von allem unterrichten wolle.

Man denke sich die Angst, den Kummer der armen Frau. Ich hatte wirklich Mitleiden mit ihr, doch durfte ich mich nicht verrathen, und ließ O'Brien thun, was er zu unserm gemeinsamen Besten am zweckmäßigsten erachtete. Die Wirthin bot ihm 200, 300, 400, bis 500 Franken. Er entgegnete ganz trocken, daß er seine Pflicht nicht um Geld verletzen könne, und daß er mich beym nächsten Posten abzuliefern habe, wonach er auf seine Station in Vließingen zurückkehren werde.

Nach einigen fruchtlosen Vorstellungen sagte die Wirthin endlich, daß, wenn O'Brien sie nicht angeben wolle, sie ihn an ihre Schwester, die ein Wirthshaus halte in Vließingen, empfehlen werde, und daß er bey dieser so lange auf ihre Rechnung essen und trinken könne, als er wolle.

Mein Gefährte ließ sich das gefallen, und die Wirthin schrieb aus Dankbarkeit in den Brief, den sie ihm zeigte, daß er ihrer ganzen Familie einen sehr großen Dienst geleistet, weßhalb sie ihre Schwester beschwöre, ihm in allem, was er wünsche, nach Kräften behülflich zu seyn.

O'Brien steckte den Brief in seine Tasche, lehnte, außer einer Flasche Branntwein alle Geschenke ab, welche die Frau ihm aufdringen wollte, band mir in ihrer Gegenwart die Hände, und zog mich hinter sich her. Auf solche Weise kamen wir durch Charleroi und Löwen. Wir befanden uns bereits in der Nähe von Mecheln, als sich uns ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg stellte.

Um Mecheln, das eine starke Festung ist, und das folglich eine starke Besatzung hat, zu vermeiden, schlugen wir einen Nebenweg ein, der zu beiden Seiten von tiefen

Wassergraben eingefaßt war. Bei rascher Wendung dieses Weges, stießen wir plötzlich auf denselben Gendarme, der O'Brien den Plan der Stadt Givet gegeben.

„Bon jour, camerade," sagte er zu meinem Begleiter, indem er ihn starr betrachtete, „wen führt ihr denn da?"

Einen jungen Engländer, den ich hier in der Nähe angehalten, und der aus der Gefangenschaft entsprungen ist.

„Von wo ist er entsprungen?"

— Er will es nicht sagen: Aber ich vermuthe von Givet.

„Es sind ihrer zwei von dort entwischt, — wie? kann niemand errathen. Doch für Brave ist nichts unmöglich." Bei diesen Worten faßte er O'Brien scharf in's Auge. Ohne aus seiner Fassung zu kommen, antwortete mein Gefährte ganz ruhig:

Ich habe den einen; der andere ist vielleicht noch in der Nähe, und ihr würdet meines Erachtens nicht übel thun, ihm nachzuspüren.

„Das thu' ich auch, und ertappe ich ihn, darf ich mit Gewißheit auf Beförderung rechnen."

— Brigadier? Nicht so? Nun, Adieu.

„Ich bin nicht pressirt und spaziere nur so hier herum, — zum Zeitvertreib. Ihr geht nach Mecheln, ich will Euch dahin begleiten."

Wir gehen heute Abend nicht bis zur Stadt, mein Gefangener ist zu müde.

„Nun so gehe ich mit Euch, bis wo Ihr über Nacht bleibet. Zwei sind immer besser als einer zur Bewachung eines Gefangenen. Vielleicht bekommen wir gelegentlich den andern auch, der, ich weiß nicht auf welche Weise, sich einen Plan von Givet verschafft haben soll."

Wir sahen jetzt, daß wir erkannt waren. O'Brien schwieg. Unser Begleiter fügte noch hinzu, daß man im Ardenner-Walde den Leichnam eines Gedarmen gefunden, der wahrscheinlich von den beyden Entsprungenen ermordet worden. „Der Körper war nackt," sagte er, „und es sollte mich gar nicht wundern, wenn der größte der beiden Engländer die Uniform angezogen hätte, damit man ihn für einen Gendarme halte."

— Peter, sagte O'Brien, mit einer raschen Wendung gegen mich, auf Englisch, sollen wir den Kerl todtschlagen.

„Ich glaube nicht," entgegnete ich eben so schnell. „Man kann sich das Ansehen geben, mit ihm zu unterhandeln, um ihm desto besser zu entgehen."

Diese wenigen Worte wurden halblaut gewechselt, als der Gendarme eines Bedürfnisses wegen, einen Augenblick zurückgeblieben war. Wir erwarteten ihn, und als er zu uns gekommen, äußerte O'Brien unter Anderm, daß die britischen Kriegsgefangenen gewöhnlich sehr freigebig seyen, und daß einige derselben hundert Napoleonsdor (933 fl. rhein.) denen gegeben, welche ihr Entweichen befördert hatten.

— Zeigt mir nur erst die Summen, erwiederte der Gendarme, und ich verspreche euch einen Geleitschein, um in voller Sicherheit Frankreich zu verlassen.

„Gut denn! Der Bursch da hat 200 bei sich. Die Hälfte ist für Euch, wenn ihr mir behülflich seyn wollt."

— Wir wollen sehen, war seine ganze Antwort, wonach er der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

Bald nachher kamen wir in ein kleines Dorf, Acarchat genannt, wo O'Brien über Nacht zu bleiben beschloß. Wir begaben uns in ein Wirthshaus. Nachdem alle Anwesenden mich von oben bis unten betrachtet, ließ man uns allein. Mein Gefährte fragte den Gendarme,

wann er ihm eine entscheidende Antwort geben wolle? — Morgen, versetzte er. O'Brien rief nun die Wirthin, und ließ sich ihre Zimmer zeigen, um eines davon für uns beyde zu wählen. Er nahm das entlegenste, unter dem Vorwande, mir dadurch jede Hoffnung zum Entweichen zu rauben. Man machte Feuer im Kamin, und wir nahmen vor demselben Platz. Unser Gespräch führten wir so leise als möglich, damit man uns nicht durch dem Rauchfaug höre.

Nach kurzer Berathung verschloß und verriegelte O'Brien die Thür, hing sein Schnupftuch vor das Schlüsselloch, zog die Uniform aus, und legte seine eigenen Kleider wieder an. Aus Kopfkissen und Bettdecke machte er sodann einen Popanz, den er mit der Uniform bekleidete, und über das Bett ausstreckte, wie jemand, der wider Willen vom Schlaf überrascht worden. In das andere Bett legte er einen zweiten Strohmann, dem er meine Mütze aufsetzte. Wir schlossen die Thüre auf, ließen das Licht brennen, und krochen unter die Betten.

Nach etwa einer Stunde hörten wir Lärm auf der Treppe. Er rührte her von dem Gendarme, der, als er die Thür wider Erwarten offen, und das Licht brennend fand, sich begnügte, einen Blick auf beide Betten zu werfen, wonach er sich entfernte. Auch wir waren schon willens, uns auf und davon zu machen, als O'Brien, nach kurzem Ueberlegen, sagte, daß es doch besser wäre, wenn wir noch warteten, weil der andere gewiß nach einiger Zeit wieder kommen werde, um sich zu überzeugen, ob wir noch da seyen.

Um ihu bei diesem zweiten Besuche gänzlich irre zu leiten, befestigte mein Gefährte eine Bettdecke am Fenster, das er offen stehen ließ, wie wenn wir uns dort hinuntergelassen hätten. Die Popanze wurden beseitigt,

und wir begaben uns abermals auf unsere Posten, unters Bett.

Wie erwartet kam der Gendarme nach einiger Zeit mit einem Lichte in der Hand. Kaum sah er das offene Fenster, die aus demselben hängende Bettdecke und die Unordnung im Zimmer, so glaubte er uns entwischt, und rief: „Adieu, meine hundert Napoleonsd'or! Adieu, meine Anwartschaft auf die Brigadierstelle — der Teufel hat sie geholt.“ Er eilte in die Wirthsstube, und gleich darauf hörten wir ihn die Hausthür öffnen, wonach er auf der Straße gegen Mecheln fortrabte. „Den sind wir los,“ rief O'Brien lachend. „Jetzt wollen wir uns auch auf den Weg machen, um allen Mißverstand zu vermeiden.“

Er zog die Gendarme-Uniform wieder an, und nach Verlauf von einer Stunde gingen wir dahin, woher wir gekommen waren. Wir marschirten die ganze Nacht. Bei Tagesanbruch verbargen wir uns in einem Gehölz, und erst in der Dämmerung brachen wir wieder auf, in der Richtung gegen den Ardennerwald, wo wir so lange bleiben wollten, bis man glaube, daß wir Frankreich schon verlassen.

Unser Zustand verschlimmerte sich sehr durch den, vier Tage hinter einander sehr häufig fallenden, Schnee, der uns alle Seitenwege versperrte. Die Kälte setzte uns gewaltig zu. Glücklicherweise waren wir nicht ohne Geld. Ich hatte in Givet einen Wechsel von 60 Pfd. Sterling (720 fl. rhein.) erhalten, wofür man mir 50 Napoleonsd'or (466 fl. 40 kr.) ausgezahlt. Von Zeit zu Zeit begab sich O'Brien in ein kleines Wirthshaus, um einige Vorräthe zu kaufen. Wir waren genöthigt, im Schnee zu schlafen, der drey Fuß tief lag.

Am fünften Tage flüchteten wir uns in ein Gehölz nahe an der Straße, das ich, während mein Freund auf

Fouragirung ausgegangen war, durchstreifte, um die möglich bequemste Stelle zu unserm Nachtlager zu finden. Plötzlich stieß ich auf zwey starrgefrorne Menschen, einem Mann und ein junges Mädchen, die kurz vorher hier umgekommen zu seyn schienen. Mit Entsetzen lief ich davon, und harrte auf O'Brien am Saume des Wäldchens. Nachdem ich ihn von meiner Entdeckung unterrichtet hatte, wollte er die beiden Leichen sehen. Ihre Tracht war sehr sonderbar. Sie waren ziemlich leicht gekleidet, überall mit Bändern geschmückt, und hatten lange Stelzen an den Beinen. Mein Gefährte betrachtete sie aufmerksam und sagte endlich: „Der Tod dieser beiden Individuen ist für uns ein sehr glücklicher Zufall, der uns aus aller Verlegenheit reißt."

— Wie das? fragte ich.

„Erinnert Ihr Euch nicht, daß wir diese beiden Menschen in Montpellier gesehen haben, wohin sie gekommen waren, um durch ihre Stelzentänze etwas Geld zu verdienen? Wahrscheinlich wollten sie nach Lille, sind aber unterwegs liegen geblieben, die Armen! Wie dem auch sey, glaube ich doch, daß die Kleidung des Mannes ziemlich passend für mich seyn wird, und ihr könnt die des Mädchens anziehen, das mit Euch beinahe von Einer Größe ist. Nachher wollen wir uns mit den Stelzen einüben, und auf solche Weise weiter zu kommen uns bemühen."

(Schluß folgt.)

Charade.

Niederblickend auf das Ganze seh ich oft die Pilgrin knien.
Mög' ihr von den beyden Ersten immerdar das Dritte blühn.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 10tes Stück.

Der alte deutsche Kalender;
vom Jahre 1461.

Auf dieß (Hl. Drey-Königs-Fest) kömmt Lichtmeß, da bringen die Christen den Tempel voll Wachslichter, mit großem Gepränge, diese weihet man für alle Gespenster, Hagel, Schauer ꝛc. schreibt darein Segen. — Den nächsten Tag darnach ist Sankt Blasius, der hat auch für ein besonder Unglück sein Licht. Die Schüler wählen einen König auf diesen Tag, denn der das schönste Licht hat, der gewinnt den andern auf einen Tag lusum, das ist, einen Schalttag (Vacanztag.) — (Fortsetzung folgt.)

Ausserordentliche Flucht
zweyer brittischer Kriegsgefangenen in Frankreich.

(Schluß.)

Wir entkleideten die beiden Erfrornen und versenkten uns tiefer ins Gehölz, wo wir ein Loch in den Schnee gruben, um uns so gut als möglich zu betten. Um uns zu erwärmen, tranken wir ziemlich viel Branntwein, der gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Es war sehr kalt, und wir fühlten uns erstarren. Plötzlich riß O'Brien mich auf, und schleppte mich bis zu einer vereinzelten Scheuer, in der er mich schlummern ließ, während er Schildwache stand. Seit mehreren Nächten hatte

ich nicht geschlafen, und obgleich der Frost mich arg durchschüttelte, verlor ich doch bald alle Besinnung. Am andern Morgen sah mein Freund sehr übel aus. Er hatte nicht eine Minute geschlafen, und der Branntwein hatte ihn mehr erschöpft als gestärkt. Im Nebel und bey feinem Regen kehrten wir nach dem Gehölze zurück. Im Laufe des Tages trat Thauwetter ein, und am Abend war unsere Lage unerträglich. O'Brien wollte abermals wachen. Ich duldete es nicht, und nach langem Streite begab er sich mit mir in die Scheuer, wo wir uns neben einander ausstreckten.

Die ganze Nacht floß der Regen stromweis. Am andern Morgen wurde es allmählich heiter, und bald fühlten wir den wohlthätigen Einfluß der Sonnenstrahlen. Unser ganzer Vorrath war erschöpft, und nirgends hatte sich meinem Gefährten eine sichere Gelegenheit dargeboten, ihn zu erneuern. Abends brachen wir auf gegen Givet. Nach einstündigem Marsche fanden wir ein, von einem breiten Wassergraben umgebenes, Gehölz, wo wir zu bleiben beschlossen. Mit Hülfe unserer Stelzen, woraus wir einen Steg bauten, gelangten wir über den Graben. O'Brien legte seine Pakete ab, nahm den Karabiner und entfernte sich, um Lebensmittel zu holen.

Nach zwey Stunden kam er schwer beladen wieder. Er brachte Würste, vier Flaschen Branntwein, ohne die seinige, ein großes Stück geräuchertes Rindfleisch, sechs Brode, eine halbe gebratene Gans und eine großes Stück Pastete. Das konnte wohl für eine Woche hinreichen. Er hatte auch zwey Pferdedecken, die er jedoch nicht gekauft — weil er dadurch hätte Verdacht erregen können — sondern entwendet hatte. Uebrigens beschlossen wir, sie liegen zu lassen, wo der Eigenthümer sie dann wahrscheinlich wieder erhalten konnte. Wir breiteten eine der Decken aus auf trocknes Laub, das ich bereits zusammengetragen,

zogen unsern Stelzensteg zurück, um vollkommen sicher zu seyn, und begannen sodann eine Mahlzeit, wie wir lange keine gehalten, und worauf wir köstlich schliefen.

Tags darauf begannen wir unsere Uebungen mit den Stelzen, wobey wir anfangs nicht glücklich waren, und mehrmals zu Boden stürzten. Aber nach Verlauf einer Woche, die wir an demselben Orte verweilten, waren wir beyde schon wieder bewandert genug in der von uns seit den Jugendjahren nicht mehr vollführten Kunst, um einige recht seltsame Sprünge und Bewegungen machen zu können. O'Brien zog nun die Kleider des Stelzenmannes und ich die des Mädchens an, die uns beyden ziemlich gut standen. Indessen behielt ich unter den Weiberröcken noch meine Beinkleider, die ich nur bis zum Knie verkürzte.

Endlich machten wir uns auf den Weg nach Mecheln, mit unsern Stelzen auf den Schultern. Wir begegneten vielen Leuten, sogar mehreren Gendarmes. Aber mit Ausnahme einiger etwas derben Bemerkungen über mein Ansehen, gab man nicht weiter Acht auf uns. Gegen Abend kamen wir in das Dorf, vor welchem wir zwey Nächte in einer Scheuer zugebracht. Wir schnallten unsere Stelzen an, und begannen einen Tanz. Als genug Neugierige um uns her standen, hielt ich ihnen die Mütze vor und sammelte 9 — 10 Sous ($12\frac{1}{2}$ — 14 kr.), womit wir uns in das nächste Wirthshaus begaben. Man bestürmte uns dort mit Fragen, die mein Gefährte so gut als möglich beantwortete. Ich machte die Schamhafte, und O'Brien, der sich für meinen Bruder ausgab, schien viel darauf zu halten, daß man mich ruhig lasse.

Am andern Morgen setzten wir unsere Wanderung nach Mecheln fort, wo wir jedoch erst den achten Tag ankamen, weil wir unterwegs in allen Dörfern verweilten, um auf den Stelzen zu tanzen. Am Stadtthore wurden wir von den Soldaten angehalten, um sie zu belustigen, wofür ich mit

unlieben Galanterien belohnt wurde. Wir durchschritten sodann auf unsern Stelzen die Straßen, und gelangten auf den großen Platz, wo wir vor dem ersten Gasthofe eine Art Walzer tanzten, der possierlich genug war. Man schaute aus allen Fenstern zu, und lachte herzlich.

Nach beendetem Tanze ging ich mit meines Gefährten Mütze in der Hand herum. Man denke sich mein Erstaunen, als ich vor ein Fenster kam, woran der Obrist O'Brien mit seiner Tochter Cölestine stand. Beide betrachteten mich mit starren Blicken. Die letzte erkannte mich, denn sie bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, warf sich zurück und rief: „Er ist's, er ist's!" Glücklicher Weise stand mein Gefährte neben mir, und fieng mich auf in seinen Armen, weil ich sonst der Länge nach hingestürzt wäre.

„Setzt die Collecte fort! flüsterte er mir zu," oder wir sind verloren. „Geht wieder ans Fenster, und handelt nach dem, was Ihr sehen werdet."

Ich gehorchte, und trat hart an des Obristen Fenster. Er war nicht mehr da. Aber seine Tochter streckte die Hand aus, um mir etwas zu geben. Ich hielt ihr die Mütze hin, und sie legte etwas Schweres in dieselbe. Es war ein voller Geldbeutel, den ich unbemerkt verbarg. Cölestine hatte sich in des Zimmers Hintergrund zurückgezogen. Sie warf mir einen Kuß zu, und verschwand. Ich blieb vor Freude und Verwunderung unbeweglich. O'Brien zog mich bei Seite, wir verließen den Platz und begaben uns in ein kleines Wirthshaus, wo wir die erhaltene Börse öffneten. Es befanden sich 50 Napoleons'dor darin, die Cölestine ohne Zweifel von ihrem Vater erhalten, um sie uns zu geben. Ich war außer mir vor Freude. Mein Freund bewunderte des Obristen Benehmen, wie er es verdiente. „Er ist noch ein wahrer

O'Brien, von Kopf bis zu Fuß," rief er. „Das verwünschte Land, worin er lebt, hat die Race noch nicht verderben können."

Am nächsten Morgen, so früh als möglich, kaufte mein Gefährte einige Bauernkleider, und wir verließen die Stadt, außerhalb derselben wir uns umkleideten und unsere Stelzen in ein Gestrüpp verbargen. Wir hatten dafür jeder eine große graue Decke, die wir, wie einen Soldatenmantel, um uns rollten.

„Was sind wir jetzt?" frage ich.

— Kommt Zeit, kommt Rath! entgegnete er; noch weiß ich es nicht. Der Zufall wird uns wohl einen guten Gedanken zuführen. Jetzt nur rasch vorwärts.

Es schneite sehr stark; der Frost war durchdringend. Am Abend bemerkten wir auf der Straße vor uns zwei Individuen, die in derselben Richtung gingen, wie wir. Bald hatten wir sie eingeholt, und wurden von dem Einen mit der Frage angeredet; ob es noch weit sey bis St. Niklaus?

— Ich weiß es nicht, antwortete O'Brien, ich bin fremd hier, wie Ihr.

Ein Wort gab das andere, und wir erfuhren, daß die beiden jungen Männer von Toulouse kämen, daß sie Conscribirte seyen, sich nach Vließingen begäben, und kein Geld mehr hätten. O'Brien sprach viel von Frankreich und Ruhm, verwünschte nebenbei Frost und Schnee, sagte, daß er ebenfalls Conscribirter und von Montpellier sey, daß ich sein Bruder wäre, der aus Liebe zu ihm bei demselben Regiment sich als Trommelschläger wollte anwerben lassen.

Indessen erreichten wir St. Niklaus, wo wir nur mit Mühe Eintritt in ein Wirthshaus gewannen. Mein Freund nöthigte die neuen Kameraden zum Essen und Trinken, erzählte ihnen allerlei Abenteuer, die ihm unterweges

begegnet seyn sollten, schwatzte dem ältesten seinen Laufpaß ab, und trank ihm so wacker zu, daß er bald alle Besinnung verlor. O'Brien steckte das Papier ein, und als wir auf unserer Kammer waren, sagte er:

„Die Personbeschreibung auf diesem Blatte ist mir zwar eben so ähnlich als dem Teufel. Aber was thut das? Niemand wird Conscribirter zu seinem Vergnügen, darum betrachtet man das Ding nicht so genau, und läßt oft fünf gerade seyn. Jetzt nur schnell ins Bett, damit wir morgen früh schon weit von hier sind, bevor die andern ihren Rausch ausgeschlafen haben."

Eine Stunde vor Tagesanbruch verließen wir St. Niklaus, und liefen so schnell wir konnten. Die Straße war zwar mit Schnee bedeckt, da es jedoch hell und frisch war, kamen wir rasch vorwärts. Ohne Aufenthalt durchschritten wir die Städte Hulst und Axel, und befanden uns am vierten Tage in Terneuse, von wo wir in Gesellschaft von einem Dutzend Conscribirter nach Vließingen überschifften. Bey der Landung mußte jeder seinen Laufpaß vorzeigen, wonach der darauf stehende Name in ein Register eingeschrieben wurde. O'Brien zeigte sein Blatt, wie die andern, und alle erhielten die Weisung, vor Verlauf von drey Stunden auf dem Platzcommando sich einzufinden.

Bis dahin war alles nach Wunsch gelungen. Wir mußten jetzt aber unsere Behutsamkeit verdoppeln, um nicht nahe am Ziele Schiffbruch zu leiden. In der Stadt fragte O'Brien nach dem Wirthshause. für dessen Eigenthümerin er von ihrer Schwester einen Brief hatte. Wir fanden es bald, doch die Wirthin wollte uns nicht einlassen, weil sie schon genug Conscribirte beherberge, und keinen Platz mehr für uns habe. Mein Gefährte gab ihr den Brief. Nachdem sie gelesen, führte sie uns in eine kleine Kammer, und fragte, worin sie uns nützlich seyn könne?

— Für jetzt, uns hier allein zu lassen, entgegnete O'Brien, weil wir nicht gesehen seyn wollen.

„Was sagt Ihr da!“ sagte sie. „Ihr seyd Conscribirte, und wollt Euch verbergen? Hättet Ihr vielleicht die Absicht, auszureißen?“

— Ihr habt den Brief gelesen; wollt Ihr thun, worum Eure Schwester Euch bittet?

„So viel in meinen Kräften steht. Ihr habt meiner armen Schwester einen wichtigen Dienst geleistet, schreibt sie, und ich soll Euch dafür nützlich seyn, weil Ihr nichts von Ihr habt annehmen wollen. Das ist nicht mehr als recht und billig. Mein Haus, und alles, was ich habe, steht zu Eurer Verfügung. Was verlangt Ihr mehr?“

— Wenn ich ausreißen wollte, würdet Ihr mir dazu behülflich seyn?

„So viel ich kann. Ihr habt den Meinigen Gutes gethan.... Mein Beystand zu Eurem Vorhaben soll Euch nicht fehlen.“

— Mehr verlangen wir nicht. Ich will Euch jetzt nicht länger zurückhalten. Gebt uns was zu essen, und laßt uns hier.

Als die Wirthin sich entfernt hatte, sagte O'Brien: „Ich glaube, wir dürfen Vertrauen haben zu dieser Frau. Sie scheint offen und ohne Falsch. Warten wir nur, bis die Conscribirten fort sind.“

Nach Verlauf einer Stunde brachte sie uns selbst unser Mittagessen.

„Wie heißt Ihr,“ fragte sie mein Freund.

— Louise Eustache. Ihr habt ja den Namen auf der Adresse gelesen.

„Seyd Ihr verheirathet?“

— Leider seit sechs Jahren. Mein Mann ist nur selten zu Hause, und wenn er hier ist, spielt er den Herrn.

Er ist Leotse, ein Gewerbe, das heut zu Tage nicht ohne Gefahr ist.

Diese Aeußerung gab unsern Gedanken sogleich eine bestimmte Richtung. Indessen schwiegen wir. Am Abend wies uns die Wirthin unser Nachtlager in einem kleinen Nebenzimmer an. O'Brien sprach mit ihr nur von gleichgültigen Dingen. Am nächsten Morgen erzählte sie uns mit sichtlicher Unruhe, daß ein Conscribirter angekommen sey, dessen Name bereits eingeschrieben gewesen, und daß der, welcher Jenes Laufpaß vorgewiesen, sich nicht zum Appel gestellt habe. Der Laufpaß aber sey in St. Niklaus gestohlen worden, und man vermuthe, daß der Dieb ein gewisser aus Givet entsprungener englischer Officier sey, der einen jungen Menschen bey sich habe.

Bey diesen Worten betrachtete uns die gute Frau mit ängstlichen Blicken, und fügte hinzu, daß man in allen Häusern strenge Nachsuchung halten werde, so daß es den beyden Unglücklichen, falls sie wirklich in Vließingen sich befänden, beinahe unmöglich seyn werde, unentdeckt zu bleiben. Sie schloß mit den Worten: „Nicht wahr, Ihr seyd keine Engländer?“

Im Gegentheil, ich bin ein Britte, sagte O'Brien, und mein Gefährte auch. Der Dienst, den Eure Schwester von Euch fordert, besteht in nichts Anderm, als uns zum Entkommen behülflich zu seyn. Hundert Luisd'or für den, der uns in Sicherheit bringt.

„Aber, mein Gott! das ist unmöglich.“

— Unmöglich sagte ich nicht, als Eure Schwester sich um meinen Beistand bewarb.

„Es ist wenigstens ein sehr schwieriges Unternehmen. Sprecht mit meinem Mann! Ich habe keine Macht über ihn. Will er; nun dann! in Gottes Namen.“ Sie erhob ihre Schürze, und wischte sich Thränen aus den Augen.

— Hundert Louisd'or werden vielleicht einige Wirkung auf ihn machen?

„Es ist leicht möglich," sagte sie, und blickte uns groß an. „Hundert Louisd'or! meiner Treu... Ihr könnt ihm ohne Bedenken den Vorschlag machen. Da kömmt er gerade, wie gerufen."

Der Mann trat herein, seine Frau flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, und sagte dann: „Ich schaffe Tag und Nacht für Euch. Aber leistet Ihr meiner Familie und mir nicht diesen Dienst, so lege ich künftig auch die Hände in den Schoß; es mag daraus entstehen, was da wolle." Der Lootse entgegnete nichts, sondern musterte uns mit scharfen Blicken. Mein Freund redete ihn ohne weiters an.

„Ich verspreche Euch hundert Louisd'or," sagte er, „wenn Ihr uns nach England oder an Bord eines brittischen Schiffes bringen wollt. Ich füge noch 20 Louisd'or hinzu, wenn wir binnen einer Woche frei sind."

Er zeigte zugleich die Börse, welche ich von Cölestinen erhalten, und schüttete die darin befindlichen 50 Napoleonsd'or auf den Tisch.

„Hier ist etwas auf Abschlag!" fügte er hinzu. „Sagt ja oder nein!"

— Ich habe noch nie gehört, sagte der Lootse lachend, daß ein guter Ehemann den Vorstellungen seiner Frau widerstanden, wenn sie von 120 Louisd'or unterstützt waren. Topp! schlagt ein, ich bringe Euch in Sicherheit. — Er nahm sodann die 50 Goldstücke und schob sie in die Tasche.

„Ich setze voraus, daß Ihr keinen Beweggrund habt, nicht schon diesen Abend aufzubrechen. Zehn Louisd'or obendrein, wenn Ihr sogleich Hand ans Werk legt."

— Ich will mir Mühe geben, das Trinkgeld zu verdienen, um so mehr, da ich Euch unmöglich lange hier

versteckt halten kann. Erzählt mir ein wenig Eure Geschichte; vor Nacht können wir doch nicht ans Aufbrechen denken. — Er lachte nicht wenig, als mein Gefährte ihm unsere verschiedenen Abenteuer erzählte. Am meisten belustigte ihn der Streich, den wir seiner Schwägerin gespielt.

— Wäre ich nicht schon ohnedem geneigt gewesen, Euch den Liebesdienst zu leisten, sagte er, so würde dieser Umstand mich dazu vermögen. Ich habe nun lange genug Gelegenheit, mich wieder auf Kosten meiner Frau und der lieben Ihrigen lustig zu machen; versteht sich, erst nach meiner Rückkehr.

Bei Anbruch der Dämmerung brachte der Wirth uns Matrosenkleider, und sprach uns zu, ihm ganz ungezwungen zu folgen. Wir gingen an einem Wachthause vorüber, und einige Soldaten riefen unserm Führer zu: „habt Ihr Euch schon wieder mit Eurer Frau gezankt, Papa Eustache! daß Ihr noch so spät in See wollt.“ Ein lautes Gelächter schallte hinter uns her, in das wir von Herzen einstimmten. Die einen lachten die andern aus, und es ließ sich schwer bestimmen, wer hier dazu die meiste Ursache haben mochte.

Einige Minuten später waren wir am Ufer. In einen Nachen springen, aus Kräften des Lootsen Boot zurudern, und desselben Segel aufziehen, das alles geschah mit einer Schnelligkeit, worüber wir uns selbst wunderten. Durch die sich zurückziehende Fluth, und durch einen frischen Landwind begünstigt, waren wir bald aus der Schelde, und befanden uns bei Tagesanbruch im Angesicht eines Kutters, gegen den wir wacker lossteuerten. Unter seinem Winde angelangt, schrie O'Brien um Aufnahme, während ich unserm Retter ein Billet für den Ueberrest der ihm noch schuldigen Summe zustellte. Er war zufrieden mit uns, wir mit ihm, schüt-

telte uns die Hände, glückliche Reise wünschend, und einige Minuten nachher befanden wir uns wieder unter englischer Flagge.

Die Messe um Mitternacht.

Volkssage.

Zwey mindere Brüder, aus Prag entsendet, Almosen einzusammeln, kamen gegen Abend an das Kunieitzer Amthaus, wo ihnen, wie überall, ihres Ordens fromm Gewand freundlich die Thüre öffnete. Während des Abendessens erzählte der Amtmann: das alte Schloß des nahen Felshügels, das die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen, sey seit einem halben Jahrhundert gänzlich verlassen. Es erschalle darin ungeheures Gepolter, entsetzliche Unruhe, sobald eine menschliche Seele es wage, sich demselben zu nähern. Trotz zahlloser Bemühungen sey es bisher keinem, noch so heiligen, Manne gelungen, der unruhigen Geister Herr zu werden, und sie ihrer Qual zu erledigen.

Der ältere der beiden Mönche erbot sich alsbald, mit seinem Gefährten die Nacht im Schlosse zuzubringen und, so es möglich wäre, den Burggeist zu bannen. Der Amtmann bewunderte den frommen Muth des Kapuziners. Er nahm sein Anerbieten mit großen Freuden an, und beantwortete seine Frage: ob eine Kapelle in der Burg sey, worin man, bevor er den Exorcismus beginne, das Meßopfer bringen könne? mit Ja. — Aber als auf Verlangen des Mönchs Alles, was er zur christlichen Andacht bedurfte, herbeigeschafft worden war, wollte keiner der Knechte sich entschließen, das Nothwendige nach dem verrufenen Schlosse zu bringen. Die Mönche mußten dasselbe in eigener Person hinaufschleppen. Es war schon zehn Uhr vorüber, als sie den

Weg nach der Bergveste antraten. Lange suchten sie in den weitläufigen Hallen herum, bis sie endlich den verwahrlosten Eingang in die Kapelle fanden. Hier traf der ältere Pater alle Anstalten zur Messe, zündete Lichter an, stellte die Gefäße zurecht; aber der jüngere schien keine große Lust zu dem frommen Werke zu haben; er gestand offen, daß er die Nacht viel lieber im Amthause zugebracht und den freundlichen Abendschmaus ruhig und behaglich verdauet hätte. — Eben hatte der ältere Mönch sein Strafwort über des jüngeren Lauheit vollendet, als der dumpfe Glockenschlag zwölf Uhr, die Mitternacht, die Stunde der Geister verkündigte.

Des Augenblicks begann der Pater die Messe. Der Bruder kniete ministrirend ihm zur Linken. Urplötzlich aber übermannte diesen eine solche Mattigkeit, daß der Ungeweihte knieend in einen bleiernen Todesschlaf versank.

Sein geweihter Ordensbruder begann, durch die Macht des Augenblicks erhoben, mit durchdringlicher Stimme: „Introibo ad altare Dei!“

Da antwortete eine dumpfe, unbekannte Stimme: „ad Deum, qui laetificat juventutem meam.“

Entsetzt über diesen wunderbaren Ministranten, wagte der Minorite gar nicht, sich umzuschauen. Dreimal wiederholte er den Introitus, — alle dreimal antwortete eine andere Stimme. Ermuthigt durch die Ueberlegung, Geister, welche Gottes Wort so gelehrig nachsprächen, könnten dem Knechte Gottes unmöglich ein Leid zufügen, fuhr er in der Messe fort; doch wie er sich bei dem „Dominus vobiscum“ umwandte, erblickte er um den Altar eine Reihe von Mannsgestalten, zwar mit blassen jugendlichen Gesichtern, doch waren Aller Locken schneeweiß, weite schwarze Mäntel flossen von ihren Schultern herab. Sie hatten die Hände andächtig gefaltet,

erhoben sie zu dem Altarbilde, und schienen inbrünstig zu beten. Sein Gefährte lag im tiefen Schlafe am Boden; doch wurde sein Amt pünktlich verrichtet, denn die Gesellschaft der Verhüllten antwortete dem Priester nicht nur genau nach dem römischen Rituale, sondern die beiden nächsten dienten ihm sorgfältig beim Meßopfer. Als nun der Minorite das heilige Brod brach, kehrte er sich abermals gegen seine nächtlichen Zuhörer, und beschwur sie im Namen des lebendigen Gottes, ihm zu sagen, was ihr Verlangen sey, und auf welche Art ihnen zur ewigen Ruhe verholfen werden könne? Da erhob sich der Letzte aus der Reihe, eine schier riesenhafte Gestalt, und sprach:

„Wir alle, die du hier um den Altar versammelt siehst, haben seit mehr als 50 Jahren diese Burg in Unruhe versetzt, und genießen nach dem Tode selbst keine Ruhe, weil wir im Leben unrechtmäßige Besitzer dieser Herrschaft waren. Wir werden nicht eher zur Seligkeit einziehen, bis diese Burg dem wahren Besitzer wieder übergeben wird. Dies ist der alte Taglöhner, dessen Hütte am Fuße des Berges nächst dem Amthause steht. Meine Mutter, welche seines Großvaters Amme war, hat aus sündlicher Mutterliebe die Kinder vertauscht, um ihr Blut zu Glück und Ehren zu bringen. Statt dessen aber bin ich und all meine zahlreiche Nachkommenschaft in frühen Jahren ergraut, und zeitig dahin gestorben, und so wird es dem ganzen Geschlechte gehen, bis das unrechtmäßige Besitzthum dem wahren Eigenthümer zurückerstattet wird.“

Mit diesen Worten schlug es ein Uhr. Es verschwanden all die schwarzbemäntelten Gestalten, der Schläfer erwachte, raffte sich augenblicklich auf und versah seinen Dienst bis zum Schlusse des Meßopfers.

Am folgenden Morgen theilte der ältere Minorite dem Amtmanne mit, was er in der Nacht gesehen und

gehört. Dieser schenkte jedoch seiner Erzählung wenig Antheil und Glauben. Er entließ die beiden Mönche ziemlich kalt und mit geringerer Gabe, als eine so wichtige Entdeckung wohl werth gewesen. —

Kurze Zeit nachher starb der letzte Besitzer der Burg ohne Erben, und an demselben Tage der arme Taglöhner. Darauf fiel die Burg an einen fernen Verwandten des aus Mähren entsprossenen, in Böhmen, ja selbst in Großpolen mächtigen Stammes von Pernstein. Entsproßen von dem riesigen Köhler Wienawa, der den mit den Händen an den Hörnern erfaßten Ur, an dem durch die Nase gezogenen Ring, in der marhanischen Mythenzeit, am Königssitze Welleharb, vor Swatopluks goldnen Stuhl hingeführt, und dafür Pernstein, die Heimath der Ure, der Wölfe und Bären erhalten, thaten es die Pernsteine vielen Fürsten bevor, und in ihrer Erbgruft in der Nonnenabtey Daubrawnik ruhen die irdischen Ueberreste vieler hervorragenden Männer. — Sie können die mährischen Mediceer heißen, wie die Rosenberge die böhmischen gewesen. — Das Prager Clementinum, die Olmützer Hochschule erbte ihre herrlichen Bücher- und Kunstschätze, im Bergbaue wurden sie bald, was die Thurzos, was die Fugger. — Die reichsten Abteien, die schönsten Flecken kamen pfandweise in der Pernsteine Hand. Unter den Vorkämpfern der Hussiten und des großen Königs Georg, unter den Türkenhelden in Ungarn und in den adriatischen Gewässern waren mehrere Pernsteine. — Die Pernsteinische Maschine (eine ungeheure Petarde) hat die Thore mancher ungarischen Festung gesprengt. — Bey der großen Bewegung wider den erstlich eingedrungenen und sonach eidbrüchigen Ferdinand II. waren nur mehr unmündige Pernsteine vorhanden. Sonst nahm dieses Haus an allen großen Fulgurationen des Nationalgeistes feurigen

Antheil. — Der Letzte desselben fand, als ein junger Rittmeister Montecuccullis, wenige Wochen vor Gustav Adolphs Leipziger Schlacht, in einem unbedeutenden Gefechte bey Wolmirstädt, durch eine schwedische Kugel sein Ende.

Räthsel,

für alle fünf Sinne.

Wenig sind der Dinge nur,
Die erfreuten alle Sinne,
Einem bin ich auf der Spur
Das ich drum besonders minne.

Sehen darf ich seinen Glanz
In den allerschönsten Farben,
Roth, Gold, Purpur ist es ganz; —
Lüstern Auge darf nicht darben.

Hören kann ich sein Gesumm,
Dieses Lied unreifer Jugend;
Wird es stärker und Gebrumm,
So verheißt es größre Tugend.

Riechen mag ich gern den Duft
Seiner feinen, zarten Blume,
Steigt es vor aus seiner Gruft,
Dient ihm sein Geruch zum Ruhme.

Schmecken; wer da schmecken kann,
Der erfreue seinen Gaumen,
Besser wird, so Weib als Mann,
Ruh'n, nach ihm, auf weichen Flaumen.

Fühlen wird der Frohe sein
Werk in allen Fingerspitzen.
Glücklich alle! die es rein
Lieblich, stark und schön besitzen.

Räthsel.

Kaum faßt es selbst ein großer Kopf,
Wenn es vor hundert Brüdern steht,
Doch zieht's ein Tropf oft aus dem Topf,
Worin im Kreis umher es geht.
Ein Mancher baut sein ganzes Glück
Darauf, und setzt sein letztes drann,
Und ist ihm günstig das Geschick,
Noch weiß er nicht, ob er gewann.
Vielleicht noch ärmer, als zuvor,
Ist dieser Arme hintendrein,
Wenn er nicht lernt, kein solcher Thor
Wie mancher andre Reiche seyn.

Charade.

Der fünfte von zwölf Brüdern, den ihr alle
In meiner ersten, als den schönsten kennt,
Entlockt der Erde holde Wesen,
Die Euch das Ganze nennt,
Die Euch mit ihren Silberglöckchen
In grünende Gebüsche rufen,
Wo ihr vor ihnen kniet, und euch vor ihnen bückt,
Wie noch vor andern ihrer Schwestern,
Die ihr mit meinen beyden letzten ruft.

Denk-Spruch.

Wenig Worte und feste, —
Kurz und scharf, — bleibt das Beste.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 11tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Der Mutter Grab.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Ein bärtiger Korporal öffnete langsam und träge das südliche Außen-Thor der Stadt Brüssel. Nachdem er den Einen schweren Flügel aufgestoßen, strich er sich mit der rauhen Hand noch einmal den Rest des Schlafes aus den trüben Augen, und ließ das schwere Schlüsselbund dabey zu Boden fallen. Schwerfällig bückte sich der alte Kriegsmann darnach, beim Aufrichten jedoch wurde sein Blick belebter und starrte neugierig auf die Heerstraße hinaus. Mußte es doch auch den Wachtmann verwundern, schon ein lebendiges Wesen zum Thore heran schreiten zu sehen, für welches er gerade zu rechter Zeit seine Schlüssel gerührt zu haben schien; lag doch die Stadt noch im sanften Morgenschlummer, rührte sich doch kein Fabrikmann oder Lastträger auf den Gassen, hörte man vor den Herbergen doch nicht einmal einen

fluchenden Fuhrmann, der sein Viergespann zur frühen Weiterreise anschirrte, denn eben hatte es erst Drey geschlagen auf dem Thurme und seit einem Halbenstündchen erst hatte der Morgenschimmer im Osten der kurzen Sommernacht ein Ende gemacht, und die Frühluft strich noch kühl über die Felder, und selbst die Schildwacht hinter dem Thor im bedeckten Gang, lehnte noch im Nachtmantel an ihrem Häuschen.

Der Heranwandelnde war ein junger, netter Mann, wohlgekleidet, ein Ränzelchen auf den Schultern, einen derben Dornenstock in der Rechten tragend. Unter dem Sammetbarret blickte ein lebensmuthiges Auge hervor, und ein frisches Gesicht, das die Morgenluft noch höher geschminkt hatte, und um welches das hellbraune Haar, durch den Thau schlichter geworden, weich bis zu Nacken und Brust herab hing; nur ein Hirschfänger mit silbernem Griff und silberbeschlagener Scheide, der am schwarzen Ledergurt hing, ließ vermuthen, daß der Reisende etwas besseres sey als ein vagabondirender Handwerksgesell, und ein kraushariger schwarzer Pudelhund, der ihm voraus lief, als kenne er den Weg und sey der Führer des Herrn, machte die Erscheinung des frühen Reisenden zu einem noch freundlichern Bilde.

Der Fremde war jetzt an das Thor gekommen, und indem er mit der Linken leicht seine Mütze berührte, wollte er mit einem vertraulich gesprochenen guten Morgen hindurch schreiten, als der Korporal, der indeß den zweiten Flügel bei Seite geschoben, mit einem barschen: „Halt da! Woher? Wohin? Und was für ein Landsmann?“ — seine Schritte anhielt. Die Stimme trug etwas so hartes und feindseliges in ihren Tönen, daß selbst der Pudel, der bereits eine gute Strecke in das Ravelin der Festung hinein gesprungen, stutzend seine Sprünge hemmte und schnell an die Seite seines Herrn

zurückkehrte, und sein Gebell als muthige Antwort ertönen ließ.

Der junge Mann lachte laut auf. „Papa Mauritius Schwitken!“ rief er dazwischen, „sind deine Augen in drei Jahren so blöde geworden, daß du einem ehrlichen brüsseler Kinde die Thür des Vaterhauses zuschlagen möchtest? Oder muß Jac Wael, der so manchen Tag mit deinen beiden groben Jungen Ball und Spanier gespielt, dir Paß und Kundschaft präsentiren wie ein fechtender Schreinergesell?“ —

Der Korporal zog die grauen, dicken Augbrauen hoch auf. „Wahrhaftig, unser lustiges Jungherrlein!“ schnarrte er mit seiner verdorbenen Baßstimme. „Aber wie ansehnlich aufgeschossen! Noch ein Jährchen in guter Fütterung, etwas mehr Fleisch angesetzt und das Knochenmark ein Weniges fester gefroren, und Ihr könnet auf der Mustercharte der Leibcompagnie paradiren. Loth und Kraut, wie werden die Brüsseler Dirnen gaffen, und die Mühmchen vor Allen, wie wird denen das Herz klopfen!“ —

„Wir haben Paris gesehen, Papa Schwitken! aber leider nur als ein armseliger Scholast;“ antwortete der junge Mensch mit einem Seufzer. „Wäre es nach unserm Sinn gegangen, hätten wir längst ein derbes flamändisch Roß zwischen den Knien und eine Blechhaube auf dem verschnittenen Haar. Aber der Herr Ohm und Vormund wollten es nicht anders, und wir mußten uns gratulieren, daß der gestrenge Herr uns wenigstens die Wahl ließ zwischen der dumpfigen Schreibstube und den freiern Studien. Nun, gelernt haben wir Etwas aus Langerweile, denn der Ohm zählte uns die Gulden sehr knickerig zu, und ließ uns kurz anbeißen. Jetzt geht's nach Leyden, und ist uns der rothe Hut vom Decan auf das Haupt geknetet worden, dann curiren wir dir dein

Zipperlein gratis, und geht's zum letzten Ausmarsch bringen wir dich methodice ins Quartier.“ —

„Immer noch das spaßige Herrlein,“ schmunzelte der Kriegsmann; „aber so lang der Genever schmeckt, hat's nicht Noth mit dem Schicken nach dem Medicus. Reget sich auch im Frühjahr so eine alte Campagne in der Ferse oder dem Schulterknochen, wir haben nicht so locker gewirthschaftet, wie der Herr Fagel und Compagnie, und halten drum so einen kleinen Puff ab, wie eine Citadelle die ersten Bombenschüsse. Aber woher so früh, mein Jungherrlein? Warum mit den Fledermäusen gereiset in solch unsicherer Gegend?“ —

„Der erwartete Wechsel blieb aus; Pferd oder Karosse, ja nicht einmal ein abgesetztes Maulthier konnte die Casse des Studiosi bezahlen. So reiseten wir mit eigener, gesunder Equipage, und würden gestern spät die lieben Blutsfreunde erfreut haben, hätte uns nicht drei Meilen von hier ein furchtbares Gewitter festgehalten. Unser Schlaf war kurz und unruhig; es war, als riefe man uns zu Haus; darum brachen wir in der Geisterstunde auf und sind da, schneller als wir gedacht. Doch, wie lebt die Familie? — Speiset der Ohm noch mit so trefflichem Appetit.? Schmeckt ihm der Sillery noch? Charmirt er noch gern an der grünen Tafel mit dem Herzen-Aß und der famösen Zwei? Kneipt er noch gern den hübschen Spitzenklöpplermädchen die rothen Wangen blau? Und was machen die lieben Mühmchen?“ —

„Alles beim Alten!“ antwortete der Korporal. „Der Herr Erasmus ritt gestern Abend seinen steifen Rappen ehrbar durchs Thor. Der Herr Barnabas quälte seine Panzerreiter auf jener Wiese dort wie gewöhnlich. Nur die schönen Jungfern kommen nicht viel auf die Gasse, denn sie gehen schwarz, weil die ehrsame Frau Juliana

vor vierzehn Tagen in dem Herrn entschlafen. Gott gebe der guten Dame eine fröhliche Auferstehung!" —

Der junge Wael erschrak recht sehr. „Schwitken redest du wahr?" stieß er hervor aus beklommener Brust. „Du nickest? O die brave Tante, und so rasch, und in den besten Jahren! O du alter Unglücksrabe hast mit der Trauerpost mir alle Kränze meines Einzugs in die Heimath zerrissen. Ich war eine Waise, dem Ohm fast eine Last; sie ersetzte mir Mutter und Vater, die im fernen Welttheil schlafen gingen. O ich möchte umkehren zur Fremde, da ihr freundlich Auge mir keinen Willkommen bringt. Um die armen Mühmchen! — Frau Juliana war das Gegengewicht, das sichere für den Ohm und seine Lebnsweise; das helle Licht in jenem Hause wird erloschen seyn, denn eine brave Hausmutter ist ja die Sonne des Familienlebens, sie ist die Priesterin am heiligen Herde und mit ihr erlischt das himmlische Feuer, welches den Segen ins Haus gebracht." —

Er starrte in die Nachtwolken, welche sich in Westen zusammengedrängt, und zwei große Thränenperlen quollen aus seinen Augen und rollten langsam über die rosigen Backen hinunter. Der Korporal drückte ihm derb die Hand. „Sie galt für ein Muster," sagte er weich, und ist der Trauer werth. Aber die Kinder sind erwachsen, die Beste wird an der Mutter Platz treten, und daß Ihr gerade jetzt heimkommt, muß den frommen, sittigen Jungfrauen ein gewünschter Trost werden, denn die beiden Brüder möchten ihnen nicht viel dieses Artikels überabreichen, was der Eine zu viel, hat der Andere zu wenig. Herr Erasmus geht stumm einher wie ein mährischer Bruder, und spricht nur durch den Gänsekiel, mit dem er drei Viertheile des Tages im Comptoir exerzirt, und der Herr Capitän hat Herz und Seele an seinen Hengst und seinen spanischen Sarras verkuppelt,

und selbst die junge Frau bekommt nur dann ein Theilchen davon zu kosten, wenn seine Jalousie einmal überladen ward. Mein Häuschen liegt dicht hinter dem Magazin des Herrn van Fagel, und so hört man denn über die Hofmauer her so dergleichen zuweilen."

Wael riß sich bey diesen Erinnerungen, die seine ganze Verwandtschaft so hell in seiner Phantasie lebendig machten, gewaltsam aus seiner starren Trauer heraus, drückte dem alten Soldaten die Hand, und wanderte, freilich langsamen Schrittes, in die Stadt hinein.

Je weiter er ging, je mehr wurde die Wirkung des bösen Schlages, den die Botschaft des Alten seinem Gemüthe versetzt, gemildert und verwischt. Drey Jahre sind in diesem Alter eine wichtige Periode. Fast noch Knabe war er fortgezogen; scheu bey aller jugendlichen Wildheit, schmiegsam fremdem Gebot bey allem angebornen Ungestüm, furchtsam in die Welt schauend war er gegangen. Durch das Leben in der Fremde, durch seine Beschränktheit auf sich selbst, hatte er Selbstständigkeit und Selbstvertrauen gewonnen; über den Jüngling wegschlüpfend war er Mann geworden. Welchen fremdartigen, nie zuvor empfundenen Eindruck machte deßhalb jeder Theil der bekannten Umgebungen auf ihn, dieser Umgebungen, welche er spielend verlassen, und die ihm jetzt zu einem männlichen, ernsten, gewichtreichen Wirkungskreise angewiesen waren. Er begrüßte die hohen Giebelhäuser, den Springbrunnen, die Wirthshausschilder gleich alten Freunden; als er am Schelde-Kanal hinging, steckte gerade ein Schiffer sein bleiches Fischgesicht mit schläfrigen Glasaugen aus dem Gezelt auf seinen Deck hervor, und Wael ärgerte sich, daß der Mann seinen Morgengruß so kühl erwiederte. Vor einer Schmiede stand er still, und es drängte ihn, hinein zu treten, und den schwarzen Burschen, welcher von ihm abgewandt das Feuer mühsam

anschürte, zu umarmen; und einem Bäckermädchen, welches beschäftigt war, das feine Weißbrod auf der Ladenklappe zu ordnen, klopfte er bey seinem Gruße so derb auf den entblößten, blanken Nacken, daß es erschreckt ein Halbdutzend Semmeln an den Boden warf, und dem naseweisen Straßenläufer nebst seinem Pudel, welcher ohne Erlaubniß eines der leckern Brötchen entführte, manche unzarte Ehrentitel nachsendete. —

So war er endlich in das Quartier gelangt, welches ihm das Ziel seines Marsches darbot. Dort vor ihm erhob sich das mächtige Giebelhaus, das die Fagelsche berühmte Spitzenfabrik einschloß; hinter jenen grünen, geschlossenen Läden schlummerten die lieben Menschen, denen er angehörte; aber als er sich die Verwandten dachte, wie sie der Schlaf umfing, jeden nach seiner Weise sich dachte, da erwachte in ihm wiederum die Erinnerung an die mütterliche Pflegerin seiner Jugend, und mit ihr trat das Bild der guten Renata vor seine Phantasie, deren Morgenschlaf sicherlich nicht in angenehmen Traumbildern schwelgte.

Was sollte er thun? Sollte er an der großen Pforte klopfen, und so wie ein Störenfried sich mürrische Gesichter bereiten? Sollte er versuchen, dort, wo die niedrigen Seitengebäude lagen, eine schlechtverwahrte Hinterthür zu sprengen, und wie ein Dieb oder Spion in die stille Festung zu gelangen? — Sein Auge fiel zur Seite, wo die große, gothische Kirche des Stadtviertheils majestätisch ihr Gewölbe erhob; ihr Haupt, Kuppel und Thurm des Gotteshauses glänzten verklärt von den Strahlen der steigenden Sonne, indeß die niedrigern Menschenwohnungen kaum im Halblichte lagen, und der Friedhof hinter dem colossalen Bau noch von demselben mit einer Schattendämmerung verschleiert wurde, welche den jungen Wael vorlockte, diesen seinen bekannten Spielplatz zuerst

zu besuchen, nach dem Grabe der Frau Juliana sich umzusehen, und jedenfalls an dem stillen Platze die Eröffnung des Fagelschen Hauses zu erwarten, die nicht gar lange mehr verzögert werden konnte.

Langsam wandelte er um die Kirche hin, und sein Pudel, der schon an der Hausthüre gescharrt und gebellt, folgte ihm verwundert und im Zwange des gewohnten Gehorsams, was sein öfteres Stillstehen, sein Hinterdreinschleichen und der hängende Schweif genugsam zu erkennen gab. Der Friedhof dehnte sich weit bis zum Rande der Stadt; eine niedere Mauer umschränkte ihn, und mehrmals stand unser Wandersmann still, und schaute hinüber auf die grünen Hügelreihen, zwischen denen hie und da sich ein Fliederbusch oder eine Hangweide erhob, durch die der Morgenwind strich, und dadurch ein Geräusch in den Zweigen weckte, welches dem aufgeregten Gemüth wie geistige Seufzer der Schlummernden erklang. Die kleinen schwarzen Kreuze mit dem Winkeldach darüber hatten sich bedeutend an Zahl gemehrt, seitdem er von der Stadt geschieden; hie und da lag noch ein welker Kranz mit halberloschenen Blumenfarben auf einem frischen Sandhaufen, und in der jenseitigen Mauer bemerkte er mehrere neue, hohe, weißschimmernde, eingemauerte Denksteine voll Ziffern und Zahlen, die Ruhestätten vornehmer Bürger bezeichnend.

„Dort vielleicht grub man die treue Mutter ein!“ flüsterte er leise, und trat durch das Spitzthor von buntglasirten Backsteinen, das Heiligenbild in der Nische desselben mit entblößtem Haupte und dem Gnadzeichen christlicher Religiosität begrüßend, und weiter und weiter ging er durch die verschloßnen Erdhütten der stillen Gemeinde auf schlängelndem Fußwege, mit seinen Blicken die neuern Denksteine musternd. Da schnob auf einmal der Pudel hinter ihm, und drängte sich an seiner Wade hin

und fuhr durch ein kleines Blumenbeet, das voll feuerfarbener Astern stand, und hinter einem Hollunderbusch der voll Beerendolden hing, verschwand das Thier, und Wael hörte staunend sein ängstliches Gewinsel. Rasch trat er dem Pudel nach, und stand erschreckt vor einem Anblick, der ihm hier am unerwartetsten kommen mußte.

Ein frischer Grabhügel, sichtlich erst seit kurzem mit Rasen bedeckt, lag dicht vor ihm. An seinem Kopf-Ende war ein flaches Spitzhäuschen aufgestellt, von schwarzen, frisch lackirten Brettern erbaut, und in denselben stand ein Kruzifix von weißem blankpolirtem Metall, und an die Tragsäule des Spitzhäuschens sah er ein Metalltäfelchen befestigt, von welchem seinen Augen deutlich der Name Fagel entgegensprang. Aber was unter dem Rasenhügel zu ruhen pflegt, schien hier auf der grünen Hülle sich auszuruhen. Eine weibliche Gestalt lag hingestreckt am Grabe, regunglos wie eine Trauerfigur an einem Sarkophage. Mit dem Gesicht zur Erde gewandt ruhete der Kopf, und unter ihm der linke Arm auf dem Hügel, und ein reicher Seidenschweif langen Blondhaares fiel von der Scheitel bis zu dem Boden herab, und war sichtlich genäßt durch den Thau der Sommernacht. Hingestreckt zur Seite des Grabes zeigte der übrige Körper jugendliche Formen in Fülle und Rundung, die nur ein weißes, dünnes Nachtkleid umhüllte; nackt streckte sich der rechte Arm und die feine Hand, schlaff den Sand berührend.

Eine beängstigende Ahnung durchflog Waels Seele, und weckte ihn aus seinem Erstaunen. War es eine liebe Todte, die sich zu der Begrabenen gesellt? Er trat schnell hinzu; er umfaßte die Liegende; kein Zeichen des Lebens kam ihm entgegen. Er wandte ihr Gesicht zu sich her; „Floriana!“ schrie er auf, und in die Knie sank

er, und hob des Mädchens Kopf, des Mädchens Brust zu seiner Schulter empor. Aber vergebens forschte er nach einem Athemzuge; kalt waren Antlitz und Glieder, doch ein leiser Herzschlag zuckte durch das Gewand gegen seine scheu erkundende ärztliche Hand, und es war ihm, als würde ihm das eigene Leben wieder erweckt in diesem leisen Herzschlage. Sanft legte er das Mädchen nieder, und von sich riß er Rock und Weste und Halstuch, und wickelte die kalte Huldin hinein, daß sie jetzt einer Mumie ähnlich ward. Wer den Jüngling so gesehen hätte, emsig, bebend — denn jede Minute Zögerung konnte ja Ohnmacht in Tod wandeln — scheu dabei nach allen Seiten umherblickend, ob nicht irgendwo ein menschliches Wesen sich zeigte ihm zur Hülfe, — wer ihn so gesehen hätte, würde ihn für einen Leichendieb, einen jener berüchtigten Auferstehungsmänner vor der letzten Posaune gehalten haben, den der Tag bey seinem grausen Werke überrascht. Horch! da tönte ein greller Gesang, ein munteres Volkslied, wie man es in Spinnstuben hört, von scharfen, feinen Stimmen in die Luft geschrien. Es gingen vier Klöppelweiber an der Kirchhofsmauer vorüber; ihr Lied verstummte in seinem schaurigen Hülfsruf, sie schienen eher zur Flucht als zur Näherung geneigt, und nur der Name der Jungfrau Fagel, nur sein Geldversprechen, Drohung und Befehl zuletzt bewogen die Erschrockenen einzutreten und die Kranke fortzutragen, indeß Wael voran sprang, und mit Thorglocke und Klopfer das Haus seines Ohms erweckte.

Die Ohnmächtige war auf ein Zimmer gebracht, lag in warmen Kissen, und der junge Aeskulap wandte nicht

vergebens seine frisch erlernte Kunst an, das schwache Leben anzufachen. „Floriana! was hast du gemacht? fragte er, als sie jetzt die dunkeln Augensterne sehen ließ, und verwundert die Umgebungen anstarrte, und dann den Blick, wie in ihrer Erinnerung nachsuchend, auf ihm haften ließ. „Sprich, erkennst du mich?“ — „Ja, ja!“ sagte die Erweckte hastig und in plötzlicher Aufwallung: „du bist der gute Jac; — die Mutter rief Dich herbey, damit ihre Tochter nicht ohne Schutz bliebe. — — O Jac,“ fuhr sie dann mit sinkender Stimme fort, und hob die Hände gefaltet über die Bettdecke, „welch einen schönen Traum hat Floriana gehabt! Die Mutter rief mich; sie sprach zärtlich: Glaube nicht, daß ich fort bin, daß ich nicht mehr weile bey Euch! Mutterliebe dauert über das Grab hinaus; und Mutterseligkeit ist es, zu wachen über dem guten Kinde, und ihm Rath zuzuflistern, wenn es Noth hat! Sie haben die Mutter in ein weißes Sterbekleid gewickelt und sie fortgetragen, mitleidlos tief, ach! wie tief hineingescharrt. Aber sie war doch wiederum da bey uns, und rief mich zu sich, und nahm mich in ihre lieben, lieben Arme, und sagte mir, ein Engel würde kommen und helfen, und mir war so wohl und ich hatte des Vaters Zorn und Herrn Peter Bauch und Alles vergessen, aber da wurde es so kalt, und mein Blut gefror in den kalten Mutterarmen, und ich schlief — schlief.“ —

Jetzt aber riß sie sich heftig empor und funkelnden Auges sprach sie von einem Reiter hoch auf dem Schimmel, und von des Bruders blankem Schwert, schrie auf, wie im Entsetzen, und Wael hatte Mühe, sie im Bett zu erhalten, bis das Delirium sich wieder in Schwäche auflösete, und ein Schwindelschlaf den Geist drückte und sie nur sanft die blassen Lippen bewegte, einzelne Worte kaum verständlich ausstoßend. —

Die Hausgenossen sammelten sich nun nach und nach. Schwester Renata, die ältere Tochter des Hauses, stürzte zuerst von Angst und Schreck entstellt zu dem schwesterlichen Krankenbeet. Wael umfaßte das Mühmchen und sie wandte sich erstaunt zu ihm, und reichte ihm herzlich die Hand, als er aber sich zu ihr bog, ihr den Wiedersehenskuß auf den runden, kleinen Mund zu drücken, da schob sie ihn mit schmerzlichen Gesichtszügen zurück und sagte halblaut: „O Vetter! das ist hin; denke nimmer daran. Aber frage nicht, jetzt nicht. Bald kommt vielleicht die Stunde, wo du viel erfahren wirst, wovon du nicht träumtest in der Stadt der Herrlichkeit." — Als er nun weiter forschte, erfuhr er nur, daß Floriane seit der Mutter Tode viel geweint, und täglich das Grab besucht, daß sie jedoch gestern weit beruhigter als sonst sich zum Schlafen gelegt, und Renata in der Nacht von ihrer Wanderung aus der gemeinsamen Kammer nichts bemerkt habe.

Der Bruder Erasmus zeigte sich jetzt auch, blieb jedoch fern in der Thür. Schon trug er die schwarzen Schreibärmel über dem Hauskleide und die Schreibfeder hinter dem Ohr, murrte, daß der Lärm ihn glauben gemacht, es sey Feuer im Magazin, oder es hätten Spitzbuben die Kasse im Comptoir beraubt, und ging mit einem flüchtigen Blick auf die Kranke wieder davon. Nach ihm jedoch erschien der Factor des Kaufhauses, Herr Wulf Menzelein, ein vierzigjähriges kurzes Männchen, mit einer Vogelphysiognomie und schwarzem struppigen Haupthaar, und brachte dem Ankömmling, indem er ihn von Kopf bis zu Füßen mit dem verächtlichen und tückischen Blicke, der ihm natürlich geworden, maß, den Befehl, sich sogleich in das Kabinett des Principals zu verfügen. Wael traf noch einige Anordnungen in Betreff der Kranken, und folgte dann dem Manne, in welchem

er die rechte Hand des Ohms, ja so eigentlich den ersten Rathsherrn oder noch mehr den heimlichen Gebieter desselben zu kennen und zu fürchten gewöhnt worden.

„Zu Fuß angekommen wie ein Barfüßermönch mit dem Bettelsacke oder wie ein fechtender Lump?“ sprach der Factor auf dem Hausgange. „Pfui! Pfui! Eure Mutter war so eine stattliche Person, und würde nochmals vor Gram ins Gras beißen über die Windflagge von Sohn, könnte man hier auf Erden aus der Null ein zweitesmal zum Zähler werden.“ —

„Eure Schuld, Herr Wulf!“ antwortete Wael mürrisch; „warum spedirtet Ihr mir den Wechsel nicht zu, den ich schon zum Auferstehungsfeste erwarten durfte? Ihr sitzt ja als Drach über des Ohms Geldkasten; hieltet ihr so viel auf meine Mutter, die Gott friedlich ruhen lasse, auf der fremden Weltküste, so hättet ihr auch den Sohn nicht darben lassen in der Stadt der Fröhlichkeit und des Wohllebens.“ —

Die blaurothen Apfelflecke auf den vorspringenden Backenknochen des Factors vergrößerten sich bis zum Kinn hinab, und ein zuckendes Irrlichtsfeuer fuhr aus seinen Augen auf den Tadler hin. „Habt ihr schon gehört, mein liebes Männlein!“ sagte er höhnisch, „daß man eine schimpfirende Warze, die der Teufel einem ins Gesicht warf, pflegt und salbet, damit sie wachse und der Spiegel sie täglich größer und ansehnlicher zurückwerfe zum Aergerniß des Trägers?“ —

„Ich verstehe euren Schreibstuben-Witz nicht!“ entgegnete der junge Mann ohne Aufmerksamkeit auf die dräuende Faust, die der Factor dabei machte und in die breite Tasche seines braunen Rockes schob, und, von ihm sich wendend, betrat er die breite, blankgebohnte Steige, die in den obern Stock führte, wo der Hausherr sein Quartier hatte, und wo man durch die eleganteſten Putzzimmer zu seinem Kabinette gelangte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die wilden Frauen in Untersberg.

(Moral in einer Volkssage.)

Die Grödicher Einwohner und Bauersleute zeigten an, daß zu diesen Zeiten (1753) vielmals die wilden Frauen aus dem Wunderberge zu den Knaben und Mägdlein, die, zunächst dem Loche innerhalb Glanegg das Waidvieh hüteten, heraus gekommen und ihnen Brod zu essen gegeben.

Mehrmals kamen die wilden Frauen zu der Aehrenschneidung. Sie kamen früh Morgens herab, und Abends, da die andern Leute Feyerabend genommen, gingen sie, ohne die Abendmahlzeit mitzuessen, wiederum in den Untersberg hinein.

Einstens geschah auch nächst diesem Berge, daß ein kleiner Knab auf einem Pferde saß, das sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. — Da kamen auch die wilden Frauen aus dem Berge hervor und wollten diesen Knaben mit Gewalt hinwegnehmen. Der Vater aber, dem die Geheimnisse und Begebenheiten dieses Berges schon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab, mit den Worten: „was erfrecht ihr euch, so oft heraus zu gehen und mir jetzt sogar meinen Buben wegzunehmen? Was wollt ihr mit ihm machen?“ — die wilden Frauen antworteten: „er wird bey uns bessere Pflege haben und es wird ihm besser bey uns, als zu Haus; der Knabe wäre uns sehr lieb, es wird ihm kein Leid wiederfahren.“ Allein der Vater ließ seinen Knaben nicht aus den Händen und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nächst der Kugelmühle oder Kugelstadt genannt, so bey diesem Berge schön auf der Anhöhe liegt, und nahmen einen Knaben mit sich fort, der das Waid-

vieh hütete. Diesen Knaben, den jedermann wohl kannte, sahen die Holzknechte erst über ein Jahr in einem grünen Kleid auf einem Stocke dieses Berges sitzen. Den folgenden Tag nahmen sie seine Eltern mit sich, Willens, ihn am Berg aufzusuchen, aber sie gingen alle umsonst, der Knabe kam nicht mehr zum Vorschein.

Mehrmals hat es sich begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberg gegen das Dorf Anif ging, welches eine gute halbe Stunde vom Berge entlegen ist. Alldort machte sie sich in die Erde Löcher und Lagerstätten. Sie hatte ein ungemein langes und schönes Haar, das ihr beynahe bis zu den Fußsohlen hinabreichte. Ein Bauersmann aus dem Dorfe sah diese Frau öfters ab- und zugehen, und verliebte sich in sie, hauptsächlich wegen der Schönheit ihrer Haare. Er konnte sich nicht erwehren, hin zu gehen, betrachtete sie mit Wohlgefallen und legte sich endlich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr in ihre Lagerstätte. Es sagte eins zum andern nichts, in der zweiten Nacht aber fragte die wilde Frau den Bauer, ob er nicht selbst eine Frau hätte? Der Bauer aber verläugnete seine Ehefrau und sprach nein. Diese aber machte sich viel Gedanken, wo ihr Mann Abends hingehe und Nachts schlafen möge.

Sie spähete ihm daher nach, und traf ihn auf dem Feld bey dieser wilden Frau. „O behüte Gott," sprach sie zur wilden Frau, „deine schönen Haare! was thut ihr da mit einander?" Mit diesen Worten wich das Bauersweib von ihnen und der Bauer erschrak sehr hierüber. Aber die wilde Frau hielt dem Bauer seine treulose Verläugnung vor, und sprach zu ihm: „hätte deine Frau bösen Haß und Aerger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest du jetzt unglücklich seyn, und nicht mehr von dieser Stelle kommen; aber weil deine Frau

nicht bös war, so liebe sie fortan und hause mit ihr getreu und untersteh dich nicht mehr, daher zu kommen, denn es stehet geschrieben: „ein jeder lebe getreu mit seinem getrauten Weibe!" — obgleich die Kraft dieses Gebots einst in große Abnahme kommen wird, und damit aller zeitlicher Wohlstand der Eheleute. Nimm diesen Schuh voll Geld von mir, geh hin und sieh dich nicht mehr um." —

Logogryph.

Vorn und in der Mitte weich oder hart.

Weich pflegt es mörderischen Pfeil
In manche starke Brust zu senden;
Hart, weit verbreiteten Giftes Theil,
Dem Tod zu weih'n viel zarte Spenden;
Doch, schon geschwächt, wird bald zum Heil
Der Menschen beyder Herrschaft enden.

Vorn und in der Mitte weich,
Säubernder Chirurgus;
Vorn und in der Mitte hart,
Geistlicher Lycurgus.

Vorn, mitten zweymal, und am Ende hart,
Ist's jedes ew'gen Friedens Instrument,
Vorn, mitten zweymal, und am Ende weich,
Ist's eine Stadt, berühmt im Orient.

Christliche Gesinnung.

Wenn ihr von Jemanden wißt,
Daß er mit rechtlicher Elle mißt,
Daß er Beleidigungen schnell vergißt,
Und daß in ihm der Schlange List
Mit Tauben-Unschuld vereinigt ist:
So sagt nur getrost, er sey ein Christ, —
Und wenn er auch zu keiner Frist
Von eines Schweines Fleische ißt.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 12tes Stück.

Der Mutter Grab.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Herr Servatius van Fagel, der weltberühmte Fabrikherr, saß in seinem bequemen Lehnsessel, gähnend und unzufrieden. Aber schon deckte die schwarze Lockenperücke aus Paris seine dünnbehaarte Scheitel; schon umgab der dunkelrothe Schlafrock von Damast seine hagere Gestalt, und vor einem Tischchen, der einen Spiegel trug, ordnete der junge Greis die Halskrause und färbte die abgebleichten Wangen des Gesichts, welches noch Reste von früherer Annehmlichkeit trug, mit falschem Morgenroth, als der Neffe zu ihm eintrat.

„Er ist da?“ fragte er mit einem finstern Seitenblicke. „Nun, man konnte es wissen, ehe Er sich präsentirte, denn Er war immer ein Ruhestörer, und hat sich nach seiner Gewohnheit mit Spectakel angemeldet“ —

„Ihr solltet Euch Glück wünschen, verehrter Ohm!“ versetzte Wael ohne Scheu, wenn auch in devoter Stellung, „denn ohne meine Ankunft wäre die arme Floriana —“

„Ist mir schon rapportirt;“ fiel ihm der Ohm ein; „war auch ganz gut, denn es wäre mir zur Zeit sehr un-

gelegen gekommen, hätte die alberne Jungfrau Tochter sich ein Unglück zugezogen, und der Verdruß würde seine möglichste Höhe erreicht haben, hätten fremde Zierburschen das tolle Mädchen in solch unanständiger Situation getroffen. Aber wo kommt Er her, wie kommt Er daher ohne Ordre und Ansage?" —

„Der Herr Ohm sollte mich beloben darum," versetzte Jac mit Humor, „denn der Herr Ohm ist als ein wackerer Haushälter berühmt. Ich habe Reisekosten und Abschiedsschmauß erspart, und das mir zugedachte Sümmchen steht gut im Buch für mich, und kann zu den Kosten des rothen Huts benutzt werden. Ich meine, das müßte als ein Zeichen meiner Besserung von meinem verehrten Wohlthäter belobt und nicht getadelt werden." —

„Schon gut;" sagte Herr Fagel ungeduldig. „Dagegen ärgert mich Seine Erscheinung, Sein Anzug! Passet ein solch Laufröckchen, das Pagenmützchen, der bequastete Schnürstiefel zu einem baldigen Doctor der ernstesten Wissenschaft? Sieht Er nicht aus wie ein Kellner aus einem Pariser-Gasthause oder wie der Kroupier eines Glücksritters." —

„Die lange, rauhe Straße forderte leichte Ladung. Uebrigens folgt im Kösserlein das schwarze Gezeug, und leider wird der flinke Scholar sich damit bekleiden müssen, um der treflichen Frau Juliana die letzte Ehre zu erzeigen, zu deren schnellen Hintritt ich den Herrn Ohm aufs betrübteste condolire." —

„Laß Er das! Der Himmel fügt Alles, wie es zum Besten taugt. Erhole Er sich von der Reise, füttere Er sich aus, und dann marsch nach seinem Bestimmungsorte! Wir haben unruhige Köpfe genug unter unserm Dache." —

„Seltsam,“ entgegnete Wael mit schlauem Blicke, „daß der Herr Ohm an einer Idiosyncrasie leidet, die bislang in keinem Compendio eines Professors beschrieben worden.“ —

„Was ist das für eine unbekannte Krankheit?“ fragte Herr Fagel unruhig aufhorchend.

„Keine Krankheit, nur ein seltsamer, angeborener und natürlicher Geschmack oder Widerwille;“ antwortete Wael näher tretend. „Man hat Menschen gefunden, welche Spinnen auf Weißbrot verspeiseten, als wären es süße Nußkerne. Ebenso gab es Leute, die ohnmächtig wurden, wenn sie die Schwelle eines Hauses betraten, in dessen höchstem Giebel ein Kätzchen sein Wochenbeet etablirt. Eine allgemein bekannte und natürliche Schwäche der meisten Erdenkinder ist es jedoch, daß Jeder, aus zu entschuldigender Eitelkeit, das Bild, welches ihm sein Spiegel zurückwirft, nicht häßlich findet. Selbst Bucklichte suchen nicht leicht ihre Aehnlichkeit mit dem Polichinello, und ein Pavians-Antlitz, das sich im Glase begafft, studirt aus seiner Larve verborgene Reitze hervor.“ —

„Was will der windige Hasenfuß daraus folgern?“

„Daß der Herr Servatius unter Allen, die vom Weibe geboren, die Idiosyncrasie in sich trägt, keinen Gran Eitelkeit zu beherbergen, sein Spiegelbild zu hassen und von sich zu stoßen. Bin ich Jac Wael denn nicht der Herr Ohm, wie er war, wie er ist? Der alte Korporal Schwitken, der den Herrn Ohm als Knaben gekannt, hat mir's oft versichert. Herr Ohm ist noch ein stattlicher Mann und Jac Wael hieß in Paris nur der schöne Flamländer, und wäre der verehrte Ohm etwas splendider gegen den Neffen gewesen, würde der Neffe einen Ruhm darin gesucht haben, alle Junker von Versailles auszustechen. Herr Servatius liebt die Freuden des Lebens,

wie jeder gescheidte Mann, pflückt die Blümchen am Wege des Lebens, weil Blümchen schnell welken und kurze Zeit duften. Alles das thut der Neffe seinem lieben Vorbilde nach. Der Herr van Fagel ist noch im kräftigen Mannesalter überall gern gesehen, warum sollte Jac Wael so thöricht seyn, vor der Zeit sich grämlich zu zeigen, und bey Frau und Mädchen den Stoiker zu spielen?" —

„Kluger Spitzbube!" lächelte der Fabrikherr und reichte dem schelmischen Lobredner die Hand zum Kusse. „Du hast mir als Knabe nichts als Verdruß gemacht, doch will ich's versuchen, ob der Jüngling sich nach der Hand formen wird, und es soll Dein Schaden nicht seyn, wirst Du den Einfluß, den Du auf die Mädchen im Hause hattest, jetzt einmal, meinem Wunsche gemäß, verwenden. Setze Dich daher und höre; denn ich will es einmal versuchen mit Dir, trotz der Warnungen des getreuen Factors."

„Stellte der beißige Wulf die Wolfsfallen?" fragte Wael stutzig.

„Schweig und höre!" befahl ernst Herr van Fagel. — „Wir heißen ein reiches Haus;" fuhr er nach einer Pause fort, „und unsere Firma steht auf ziemlich sicheren Füßen, jedoch hat auch der tiefste Quell seinen Grund. Der Capitain, dem wir den schönen Platz gekauft, hat viel gekostet und kostet noch. Im Erasmus ist keine Speculation, trotz alles löblichen Sitzfleisches. Die Mädchen sind erwachsen, und die Freyer unserer Zeit nehmen kein Wachslärvchen ohne Vergoldung. Unsere Jugend ist vorüber; die Genüsse des Alters werden kostspieliger mit jedem Jahre; man wird launiger, eigener; und je stiller und einfacher es im Hause zugeht, je mehr bedarf man die Freuden draußen. Nun hatten wir den schönen Plan entworfen, die beiden Mädchen auf Einen Schlag zu versorgen, und so die gebrechlichsten Fregattchen im Hafen zu wissen. Ein befreundeter Handelscumpan,

Herr Peter Bauch zu Amsterdam, goldene Firma, Gewicht von einer Tonne Goldes, wollte die lange Bekanntschaft durch ein heiliges Siegel bekräftigen, und warb um unsere Floriana. Abgemacht war der ganze Handel, aber — unselige Weibernarrheit! — das Mädchen sperrte sich, und fand Schutz bei der Mutter. Nun, Frau Juliana ging schlafen, aber mich verdrießt jedes Bittwort an die eigensinnige Schwärmerin; mein Befehl reichte schon hin, — doch will ich der Welt keine Thränen und kein Gejammer zur Schau stellen, und Du scheinst mir der Mensch darnach, das Zierdirnchen zur Vernunft zu bringen.“ —

„Wie verdreht!“ murrte Jac. „Eine Tonne Goldes zu verschmähen, als wäre sie der leere Oehlkrug der thörichten Jungfrauen; eine Amsterdammer Frauenhaube auszuschlagen, als wüchsen dergleichen Raritäten jedes Frühjahr auf den Kirschbäumen, und gar der Name des Bräutigams, Peter Bauch, ein so respectables Nomen Proprium, das jedem Weibe Appetit machen müßte! — Aber Euer Plan, verehrter Ohm! sollte auch das gute Renatchen treffen. Laßt hören, ob Ihr auch für sie gleich väterlich bedacht gewesen.“ —

„Die Sache ist nicht so angenehm;“ erwiederte Herr Servatius, den düstern Blick auf den bunten Fußteppich senkend. „Wir sind unserm Factor viel Dienstleistung schuldig; er hat sich jetzt den Sparen im Gehirn wachsen lassen, zu Antwerpen selbst ein Etablissement zu wagen.“ —

„Und doch nicht die arme Renata zu Associé zu gewinnen?“ fragte Wael mit Erschrecken. „Nicket nicht so zuversichtlich, Herr van Fagel! ich beschwöre Euch. Eine Handelsspeculation mit Amsterdam ist dem Ehrgeiz des Kaufmanns verzeihlich, aber ein Molochsopfer würde dem hochherzigen Brüsseler Kaufherrn ein Schimpf-

mahl brennen für ewig. Paaret man eine schlanke Forelle mit dem Seerochen oder Lamm und Büffel? Nichts von des Herrn Wulfs Ungestalt! Ihr wißt, die Fischerkinder flüchten in die Fischkästen, läßt er sich am Kanal blicken, und der Rath unserer Stadt sollte ihn mit Strafe an Leib und Säckel bedräuen, sobald er versäumte, jeder Bürgerin, die Gottes Segen an sich verspührt, auf zehn Schritte aus dem Wege zu beugen; oder kennt Ihr irgend eine Eigenschaft an ihm, die einer Hausfrau die Gräuel seines Anblicks ersetzen möchte? Habt ihr eine Seele oder ein Herz an ihm ausgekundschaftet? Liebt er etwas auf diesem Erdenrunde? — Wäre es möglich, daß ein Mensch zu leben vermöchte ohne Herz und Lunge, so möchte ich wetten, aller Raum zwischen seinem Brustkasten und zwischen seinen Bauchwänden sey von einer colossalen Leber ausgefüllt, und ein Dutzend Gallenblasen hingen daran, jede Minute bereit, ihr ätzend Gift über jeden Nächsten hinzuspritzen. Nein, Herr Ohm! Ihr scherzet, könnet nicht, was Euch angehört, an solchen Pranger ketten, und der edle Patrizier würde schamroth werden über den Schwiegersohn, der in einer schmutzigen Strohhütte am Sienneufer seine Wiege zu suchen hat.“ —

Herr Servatius war wirklich hochroth im Gesicht geworden, ob aus Scham, blieb unerörtert; aber einen scharfen Blick warf er auf den kühnen Sprecher und fragte lauernd: „Wie kömt's, daß Mosje Jac den Mann so widerwärtig findet, dem er zum großen Dank verpflichtet seyn sollte? Hat er vergessen, daß der Factor es war, der ihn über das Meer zu uns brachte, als seine Eltern in Battavia am pestilenzialischen Fieber verstorben?“ —

„Mag er;“ antwortete Wael ruhiger, denn der Blick des Ohms war ihm nicht entgangen; „ich fühle keinen Funken der Dankbarkeit in mir, denn nicht aus Mensch-

lichkeit schützte der herzlose Mensch den Knaben. Eigennutz trieb ihn mit der willkommenen Beute zu Euch, es war ein sicherer Wechsel, den Ihr nicht protestiren konntet, und daß der Fuchs sich nicht verrechnete, wird durch die ungeheure Valuta bezeugt, die Ihr ihm zuzuwenden gesonnen seyd." —

„Du könntest Recht haben," sprach der Kaufherr tiefsinnig und mit hangendem Kopfe. „Aber es gibt Schickungen, die den Stärksten festhalten wie das Spinnennetz die Fliege; es gibt Untiefen im Lebensmeere, denen der beste Schiffspatron nicht entkommt. Gehe jetzt, bedenke ernst, was wir verhandelt, schweige gegen Renata von des Faktors Speculationen, und thue, was Dir unsere Liebe zu erwerben vermag." —

Er winkte mit der Hand, und Jac, obgleich verwundert über die plötzliche Verstimmung des lebhaften Mannes, verließ gern das Kabinett, denn seine Brust hatte freie Luft nöthig, sein gepreßtes Gemüth freyen Erguß des Gefühls und der lösenden Worte. —

Der junge, erhitzte Mann trat aus dem Hause in die weit sich dehnenden Hofräume, spatzierte lange Zeit in der Morgenluft umher, streifte durch die offenen Wagenremiesen, ehe er den Blutstrom ruhiger wallen fühlte in den gespannten Adern, und ehe er mit sich selbst ins Reine gekommen über die Rolle, welche er in diesem Familienschauspiele, dessen Gardine eben vor ihm aufgerollt, zu übernehmen am vortheilhaftesten und gerechtesten hielt. Als er zum Hause langsam zurück wandelte, und den sinnend gesenkten Blick zufällig erhob, sah er in einer Seitenthüre eine der jungen ihm bekannten Mägde im Gespräch mit einem stattlichen jungen Cavalier, welcher die Uniform der Grenadiere trug. Das Gesicht

des Offiziers hatte einen spanischen Schnitt, der schwarze Zwickelbart bestätigte die Abkunft; doch die emsig und lebhaft Kosenden hatten auch ihn bemerkt, und verschwanden sofort mit Blitzesflug nach Außen hin. In Frankreichs Hauptstadt solcher Aventüren gewohnt worden, dachte er nichts weiter dabey, und begab sich zu dem Krankenzimmer, wohin ihn jetzt zweyfache Sorge zog. Die Kranke lag im sanftem Schlummer, ihr Gesicht hatte Röthe und dem Arzte willkommener Schweiß perlte um das zierliche Kinn und auf der schwanenweißen Stirn. Schwester Renata saß allein als Wächterin ihres Schlummers am Bett, und streckte ihm mit wehmüthigen Geberden die kleine Hand entgegen.

„Grollest Du, lieber Freund! über den kalten Empfang Deiner Schwester Renata?" flisterte das Mädchen milde. — „Wie konntest Du ungeduldiger, heftiger Mensch die fremden Augen und Ohren vergessen, die diese Stube füllten? O es ist vieles hier anders geworden, seit die liebe Mutter schied, und was man vor Jahren als Kinderspiel und Scherz betrachtet hätte, könnte jetzt den Unfrieden und die Zerstörung mehren, wenn es entstellt und vergrößert hinterbracht würde." —

Wael trat zu ihr, setzte einen Fußschemel vor sie hin und streckte sich darauf nieder. Dann nahm er des Mädchens Hand zwischen seine beiden Hände, und sah lange in ihr jugendlich blühendes, freilich von den Blattern, die ihre Spuren überall nachgelassen und die schöne Seidenglätte vertilgt hatten, entstelltes Gesicht. Sein Auge haftete aber nicht auf diesem Makel, sondern suchte die großen, lichtblauen Seelenspiegel, deren milder Glanz einen Reitz über das ganze Gesicht verstrahlte, der selbst neben der reinsten Schönheit sie anziehend gemacht haben würde. Verwundert gab sie seinen Blick zurück, als sie aber jetzt bemerkte, wie seine Züge nach

und nach einen seltsam schmerzlichen Ausdruck annahmen, da bog sie plötzlich ihren Kopf nieder zu dem seinigen, und ihr frischer, rosiger Mund fiel auf seine Lippen, und ruhete lange da im Willkommens-Kusse.

„Bist Du nun zufrieden, Wildfang?" fragte sie dann, sich zurücksetzend und mit der Linken ihm das Haar aus dem Gesicht streichend und gescheitelt zu beiden Seiten hinter die Ohren legend. „Zufrieden?" fragte er zurück. „Das Wort ist der kleine Mittelpunkt eines weiten Kreises und selbst im Munde des Glücklichsten klingt es wie eine Lüge, denn nur die Todten wünschen nicht mehr. Ja, stünden wir beide in nächster Minute am Rande des Oceans, vor uns das schmale Brett, das zu dem schnellsten Segler der niederländischen Marine führte, und spannte der Segler in der zweyten Minute seine weißen Flügel aus, uns in das ferne Land zu tragen, wo die Grabhügel meiner Eltern unter uralten Palmen sich erheben, dann möchtest Du besser fragen, ob Jac Wael zufrieden sey." —

„Seltsamer Mensch, was ist aus Dir geworden?" entgegnete die Jungfrau verwundert. „Renata fürchtete, daß der unstete Brausekopf in dem wüsten Leben der fremdländischen Weltstadt bis zum unerträglichen Flatterer verdorben werden möchte; Renata zagte für das gute Herz, das ihr lieb geworden; und jetzt sitzt ein trister Philosoph ihr zu Füßen, der sich freilich am besten zu unserm Hausleben passen möchte. Aber sprich! warum willst Du die Heimath fliehen, auf die Du sonst so viel gabst, warum den Ort, wo kindliche Scherze uns verknüpften, und die kleine Renata sich schon mit prophetischer Ahnung Deine Braut genannt?" —

„Die alten Propheten sind todt, die neuen gelten nicht viel!" antwortete der junge Mann. „Arme Renata, es ist eine gar zu häßliche Welt, in der wir ge-

boren wurden! Alles ist wie ein großer Jahrmarkt, wo der am meisten gewinnt, der am besten den Juden spielt, und zu fünfzig Prozent in alttestamentarischer Frechheit sein Kapital ausbietet. Herz und Geist sind nürnberger Spielwaaren, die Matadore auf der Börse gehen verächtlich an der Spielbude vorüber." —

„Du meinest die arme Floriana? Also weißt Du schon, was ihr bevorsteht." —

„Der Herr Ohm ist ein herrlicher Schacherer; er selbst machte mich zu seinem geheimen Rath, ja zu seinem geheimen Polizeimeister im Hause, eine Ehre, für die ich ihm keinen Dank schulde. Aber er vergriff sich, der große Schacherer; er hätte mich nicht nach Paris schicken müssen, wollte er mich zu seinem Makler oder Spion gebrauchen. Ich werde Florianens Sekundant seyn, und sollte ich auf des Herrn von Fagels Goldsack für immer verzichten müssen. Eure herrliche Mutter machte mich zu Eurem Bruder, und ich will diese große Gabe ehren, auch nach ihrem Tode. Sprich! was ist mit dem armen Kinde? Warum wirkte die Furcht vor einer Heirath so gewaltsam auf sie? Etwas Ungewöhnliches muß hier walten, denn die Niederländerinnen sind sonst gewöhnt, den Bräutigam nach seinem Kaufladen, seinen Magazinen, seinen Plantagen und seinen goldnen Harnischmännern zu taxiren, und, statt nach des Herzens Innern zu fragen, messen sie, wie groß die Buchstaben sind, mit denen das Wörtlein: Credit! auf der Brust des Verlobten schimmert." —

Renata hatte die Hände andächtig und traurig während seiner Rede über ihrer Brust verfaltet. „Du bist bitter, Jac!" sagte sie jetzt; „aber ganz Unrecht magst Du wohl nicht haben. Die arme Floriane paßt jedoch nicht in Dein Zerrbild von uns Töchtern Brabants. Floriana war von je das Lieblingskind der Mutter und

ich neidete sie nicht, denn auch mir blieb noch genug der Liebe im Herzen der lieben, guten Frau, und ich strebte immer eifrig darnach, der Mutter werth zu seyn, und was sie mir von ihrer Liebe gab, zu verdienen. Das verzogene, verwöhnte Lieblingskind, das darum aber doch gut und unverdorben blieb, das mir nur größere Anhänglichkeit zuwandte, seit es verständig geworden, und eingesehen, wie ich im Herzen der Mutter nur den zweyten Platz bekommen, mußte dreister in die Welt schauen, kecker in die Zukunft blicken, als wir übrigen Geschwister. Florianens Wünsche waren selten unerfüllt geblieben, und so gewöhnte sie sich daran, keinen Wunsch unerfüllbar zu halten. An einen jungen Spanier, an einen sittigen Ehrenmann, den sie auf einem Feste des Commandanten sah, wohin wir oft geladen wurden, verlor sie ihr Herz, und die Mutter konnte dem Schooßkinde wenigstens die Hoffnung nicht versagen, da der Capitano de Gastanaga, der Neffe des gewaltigen Commandanten, es redlich meinte und sein Ruf ohne Tadel war."

„Aha!" unterbrach sie Wael. „Eine Novelle von Florian, der Ritter und die Schäferin! Und das arme Ding wußte nicht, daß Herr von Fagel, so tief er sich bückt vor dem Marquis, doch unlöschlichen Haß im Herzen trägt gegen alles, was nach Madrid schmeckt, weil man ihm mehrmals bey seinen verwegenen Spekulationen auf die Finger geklopft, und die spanischen Zöllner seine nächtlichen Scheldefahrten zu theuren Promenaden gemacht haben. Herr Menzelein hat mir vordem oft von diesen fliegenden Fischen des Ohms, wie er solche Mitternachts-Geschäfte nannte, spöttisch und ärgerlich erzählt." —

„Der Factor ist ein elender Patron, wenn er von dem Manne schlecht spricht, der ihm erlaubte, die Füße unter seinen Tisch zu stecken, und sich unter seinem Dache schlafen zu legen;" entgegnete das Mädchen, nicht ohne Erhitzung. „Aber der widerliche Mensch steckt sei-

ne Nase in Alles, und läßt seine Zunge los über Alles, läg's noch so fern von seinem unsaubern Dintenfaß. Nein, Jac! die unglückliche Geschichte fand einen ganz andern Widerhacken. Die gute Mutter hatte das Plänchen entworfen, den Capitän nach und nach vor des Vaters Augen zu stellen, und ihn langsam, durch die Bescheidenheit und feine Weise des jungen Mannes, an die Gesellschaft desselben zu gewöhnen, und seiner großen Bitte dadurch das Thor zu öffnen. Aber Bruder Barnabas verdarb den wohlbedachten Plan. Er hält seine junge Frau für das Urbild aller weiblichen Schönheit; wer sie sieht, muß sie lieben, anbeten, wahnwitzig, wie er es thut. Der Don Carlos, da ihm des Vaters Abneigung gegen seine Landsleute bekannt geworden durch uns, zu schüchtern, zu vorsichtig in den Gesellschaften der Geliebten seine Huldigung darzubringen, richtete seine Apostrophen an die vermeinten Fürsprecherinnen, an mich und die Schwiegerin seiner Holden, und warf so Feuer in ein Pulverfaß. Bruder Barnabas rasete in wüthiger Eifersucht, die arme Vita sah zum neunzigsten Mal die Hölle um sich flackern, mit dem spanischen Ritter kam es fast bis zum Duell, und als der alte Commandant, als ein Blutsfreund Gastana's, davon Kunde bekommen, und strenge Befehlsworte den Barnabas zu Ruhe gebracht, ward alles Hoffnungslicht des armen Kindes zu finsterer Nacht, denn Barnabas hetzte den Vater; jedes Wort, jeder Blick für den edeln Grenadier ward uns verboten bey strenger Ahnung, wir mußten den schmucken Tänzer, den galanten Sprecher meiden überall, und als nun gar die Mutter kränkelte, als das unerbittliche Schicksal sie uns entriß, ergriff wahrhafte Verzweiflung Florianens Sinne, sie schrie Tag und Nacht nach der mütterlichen Helferin, und als ihr Schmerz ruhiger geworden in Erschöpfung, vertraute sie mir zu mehreren Malen, die Mutter sey nicht fort, sie kose gar oft mit

ihr, wenn wir Alle schliefen oder sie sonst zufällig allein sey, und hätte ihr Hülfe versprochen, und ich freuete mich der Schwärmerei, da sie der lieben Schwester Trost gab. Da erschien gestern jedoch ein Brief des alten Bräutigams aus Amsterdam, der hämische Factor verrieth uns den Inhalt, die baldige Ankunft des Kapers, und Floriana saß stumm und bleich den ganzen Abend, legte sich früh auf ihr Bettchen, und mag sich später in fieberhafter Wallung zum Friedhofe fortgestohlen haben, dort bey der Mutter Hülfe zu suchen."

Wael hielt das brennende Auge starr auf den Boden gerichtet. „Sie that nicht unrecht;" sagte er halblaut und mit an ihm ungewohntem Ernste. „Konnte die Mutter nicht helfen, so war der Platz doch ein sicher Asyl für solche Noth. Und warum sollte es nicht seyn können?" setzte er lebhafter hinzu. „Hängt die Seele einer Mutter hier unten fest und unauflöslich an denen, die ein Theil von ihr gewesen, die nur losgerissene Zweiglein sind von ihr selbst, die sie, wie der Pelikan, tränkte mit dem eigenen Blutsafte; o warum sollte sie, wenn sie abgerufen von der Erde, ganz getrennt seyn von den Lieblingen? Dann wäre sie ja statt in einen Himmel, in eine Hölle versetzt. O Renata! könnte ich nur auch einer Mutter Grab suchen; auch mir ist vielleicht bald ein solches Asyl noth und eine Heiligenstimme, die mir Rath spricht! Aber das liegt weit, und meiner Mutter Geist ist gebannt durch des Meeres Brandung und die Wüste des Wassers." —

Renata drückte sich fest an ihn, und preßte ihre Hände auf seine Schultern. „Geisterbeschwörer!" lallte sie, „halte ein, mir wird Angst bei Dir." —

„Mädchen!" fuhr er, wie von einem innern, tiefen Schauder ergriffen, fort, „wenn auch Dich einmal der wackere Kaufherr van Fagel et Compagnie wie eine Waa=

re losschlüge, würdest Du auch lieber das Grab suchen, wie die da im Bett, als Dein Herz ohne Liebe veräußern, und statt der grünen Myrte den goldnen kalten Zweig des Plutus in Dein schönes Seidenhaar flechten lassen?" —

Renata stutzte, indeß antwortete sie ruhig: „Floriana ist eine schöne Blume, nach der Alt und Jung gern die Hand ausstreckt. Nach mir schauet Niemand, denn der Regen hat die Blume früh gepflückt, und ihre Blätter welk gemacht, und der Wildfang von Vetter war der einzige bisjetzt, der sich um Renaten bekümmert, und ihr aus Muthwill und Langweile ein Bischen den Hof gemacht." —

Wael sprang auf, und faßte mit scharfem Blick ihre Augen. „Mädchen!" sagte er schnell und erhitzt, „Scherz und Schelmerei sind die Würzen des magern Lebens, aber es gibt Augenblicke, wo sie zu Gift werden. Nein! Du willst dem Jac keinen Schierling mischen in seinen besten Wein, in den einzigen Labetrunk, den ihm vielleicht sein Genius für das arme Daseyn gehegt. Glaube mir, der leichtfertige Jac hätte nicht so ernst auf den Schulbänken gesessen und mit Bienenfleiß gesammelt, was oft als bitterer Honig von den trockenen Lippen der alten Weisen floß, er hätte nicht in der großen Freudenstadt den Timon und den Harpax gespielt, um des Ohms Gunst sich zu sichern, wenn nicht ein lieber Geist in der der Ferne bey ihm geweilt hätte immerdar, wenn er nicht mit diesem Geiste gemeinschaftlich an einem Bilde seiner Zukunft gemalt hätte, einem Bilde, welches ihm das ganze buntfarbige Paris zuwider machte." —

„Jac! was treibst Du? Hat auch Dich die Nachtluft krank gemacht gleich Florianen?" fragte sie erstaunt, als der junge Mann ihre Hände faßte, und wie im Krampf preßte und an seine Brust legte.

„Renata!“ sprach er heftiger, „das liebe Spiel muß Ernst werden; ich muß eine Sicherheit haben, die mir Kraft gibt, die Kämpfe zu bestehen, die hier im Hause auf mich warten; ich muß eine Bündnerin haben, die ich fest weiß, die ich mein weiß, soll ich Euer Schirmvogt werden an der Stelle der treflichen Frau Juliana. Willst Du die Hand drücken in meine Hand zu Bund und Schwur auf immer? Willst Du — —?“

Ein Geräusch an der Thür machte sein Wort verstummen, denn herein trat die schöne Frau des Hauptmanns Barnabas, ängstlich forschend nach der armen Schwägerin. Es wurde Renaten und Jac nicht leicht, der Störerin ihre Aufwallung zu verbergen, doch Waels Gewandtheit, der in der reitzenden Vita eine Jugendbekannte begrüßte, und Vita's Verwunderung über des hübschen Freundes unerwartete Wiederkehr verwischten, was Verräther einer Scene werden konnte, die nach der Lage der Verhältnisse keine Vertrauten erlaubte.

Wir überspringen fast eine Woche, wo die Lage der Familie, in welche wir mit des Teufelchens Asmodi Hülfe einen Blick durch das Dach gethan, sich wenig veränderte. Der junge Wael hatte die Fremde wiederum abgestreift, hatte seinen einstigen Platz mit Dreistigkeit wieder eingenommen, und schien ihn mit kräftigerer Sicherheit, als vorhin, behaupten zu wollen, obgleich Herr Erasmus, der Zahlenmensch, ihn gleich einer unwillkommenen Null ohne Zähler verächtlich zu betrachten schien, und der Hauptmann Barnabas gar oft Blicke auf ihn warf, die wie Zünder einer Mine funkelten, wenn der ungenirte Studios zu lebhaft seine poetischen Tiraden, gleich Maiblümchen, mit denen sich die Jugend scherzend wirft, an die schöne Vita addressirte. Doch mühsam nur

versteckte unser Held die Bewegung seines Gemüths, die Unruhe seines Herzens und der Seele Bangen unter jene Leichtfertigkeit, die man an ihm gewohnt war, denn vergebens hatte er eine zweyte Stunde gesucht, wo er mit der Jugendfreundin allein zu seyn hoffte, und er fühlte, seit er die nie gefürchtete, nie bedachte Möglichkeit, Renata könnte eines andern Mannes Eigenthum werden, wie ein Gespenst vor sich gesehen, daß er dem guten, anspruchslosen Mädchen mehr zugethan als mit der Neigung des Bruders. Aber Renata mied ihn absichtlich, und Floriana hatte sich erholt, war bereits außer Bett, wenn auch noch an das Zimmer und den Lehnsessel gebannt, und ein unerklärliches Gefühl hielt ihn ab, die Kranke zur Vertrauten zu machen.

Er wagte es nicht, ohne vorherige Erlaubniß Renatens, er wagte es nicht, weil es ihm als eine Entheiligung seiner besten Empfindung vorkam. Trägt doch die erste Liebe des jungen Herzens immer den Charakter der Scheu und Verschämtheit; sie ist dem Liebenden wie ein Heiligthum aus fremder Welt, durch unsichtbare Hände ihm gespendet, ihm anvertraut; das Licht, das sie beleichten könnte, ist ihm zu materiell für die Himmelsgabe, das Wort zu irdisch, zu unzart, um von dieser Aetherblume zu erzählen.

— „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,
Reißt der schöne Wahn entzwei.“ —

Ein unerwartetes Ereigniß störte jedoch die Windstille, in welcher bislang das Fagel'sche Familienschiff lavirt hatte, plötzlich zu einem tüchtigen Seewinde auf, der die Mehrzahl der Leute in demselben aus ihrer Unthätigkeit empor riß.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 13tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Ein Herr van Kuik betrat das Fagelsche Comptoir, und meldete die Ankunft seines Prinzipals, des achtbaren, hochansehnlichen Herrn Peter Bauch, der Nachts zu Brüssel eingetroffen, und im Gasthofe zum Herzog Alba abgestiegen, da ihm auf der Reise das Ableben der Frau Juliana kund geworden, und er darum das Trauerhaus, das ihm vom künftigen Schwiegerpapa zum Quartier geöffnet worden, nicht ohne Anmeldung mit seiner plötzlichen Ankunft hatte belästigen wollen. Herr Servatius war entzückt über den ungewöhnlichen Zartsinn des Holländers, brach in hohe Lobreden aus, und quetschte dabey dem steifen, ehrbaren amsterdammer Commis die Hände, sandte auch sogleich als Ambassador seinen Erasmus ab, den alten Handelsfreund wie im Triumph einzuholen, und befahl dem Factor Wulf Menzelein aus

dem Werkelag einen Sonntag zu machen für sich und alle Arbeiter, dagegen Diener und Mägde in doppelte Thätigkeit zu pressen, um Haus und Tafel zu einem Feste in den Stand zu setzen, wie es nur irgend die Trauerzeit erlauben möchte. Mit Schrecken dachte er dabey an die kränkelnde Braut, die unmöglich dem soliden Geschmacke des Holländers in ihrem jetzigen Zustande gerecht seyn durfte, verwünschte noch mehr den windigen Neffen Jac, nach welchem er schickte, um durch ihn die Mädchen instruiren zu lassen, der aber die tristen Hausräume früh Morgens verlassen, um seine Jugendbekanntschaften aufzufrischen, und mit einigen seiner frühern Genossen die Umgegend der Stadt, die er als seine Stiefmutter zu betrachten hatte, zu durchwandern, und in seinen Jugend-Erinnerungen zu schwelgen, und zu vergessen, was ihn seit seiner Wiederkehr bedrückte. —

Durch den Factor wurde den erschreckten Schwestern die Ankunft des Holländers kurz und trocken gemeldet, und wenige Stunden hernach führte der Vater mit strengem Gesicht, in dessen Augen die eingeschüchterten Töchter so deutlich lasen, als wäre ein Commandobuch vor ihnen aufgeschlagen, den fürchterlichen Fremden ein.

Herr Peter Bauch war ein kleines Männlein, in der Form einem Kugelfisch nicht unähnlich. In seinem Lebensbuche mochte die Zahl 365 schon sechzig Mahle und darüber addirt worden seyn, doch hatte sein apfelrundes Gesicht, wenn auch mit der Theeblässe seiner Landsleute gemalt, wenige Falten, und eine wohlthuende Gutmüthigkeit lag auf den stumpfen, wenig von dem Innern sagenden Gesichtszügen verbreitet, und kam noch mehr in den kleinen Augen zu Tage, deren Farbe in einem matten Blaugrün spielte. Sein Anzug mußte dagegen jedes weibliche Wesen für den Träger gewinnen, denn wenn auch Form und Schnitt bequem und dem Alter

anpassend erschien, so leuchtete doch aus jedem Theile desselben die höchste Sauberkeit ins Auge und das feine Tuch, Knöpfe und Schnallen vom edelsten Metall, die zart gebauete Stutzperücke, der lange Rohrstock mit schwerem Goldknopfe, Alles deutete den reichen, wie den ordnungsliebenden, und auf sich selbst viel haltenden Millionär an, der gewürdigt worden, unter den hochmögenden Staatenherren seinen Ehrenplatz nehmen zu dürfen.

Nach der ersten förmlichen Begrüßung legte der Holländer ohne weitere Komplimente sein dreyeckichtes Tressenhütlein auf den Spiegeltisch, stellte den Rohrstock vorsichtig daneben, und nahm wie etwas Gebührendes den Sessel in Besitz, den ihm der Hausherr unterschob. Seine kleinen blinzelnden Aeuglein liefen alsdann über die beiden Mädchen auf und nieder, und an den über dem runden Korpus gefalteten weißen speckichten Händen sah man die beyden Daumen gleich zwey kleinen Mühlenwellen sich beständig um einander wälzen, wodurch zugleich zwey kostbare Brillantringe an den Zeigfingern des alten Brautwerbers sichtbarer wurden, und die Augen des Herrn Servatius van Fagel magnetisch fesselten.

Renata hielt ihre Blicke dagegen fest auf die Schwester gerichtet, und Mitleid wie Besorgniß sprachen sich in ihren schönen Augen aus, und nicht ohne Grund. Floriana hatte sich ehrfurchtsvoll verneigt, und einen Augenblick nur den gefürchteten Werber angeschaut; langsam glitt sie dann auf den Stuhl zurück, von dem sie sich erhoben; das blasse Antlitz färbte sich mit hohen Rosen, dagegen neigte sich das Köpfchen, die Blicke wurzelten fest am Boden, doch aus dem starren Blick schoß zuweilen ein heimlicher Strahl, der jetzt aussah wie der zuckende Blick der Verzweiflung, und im nächsten Augenblicke dem aufschießenden Irrlicht des Wahnwitzes glich. Aengstlich trat Renata dem alten Herrn einen Schritt

näher, und mit bebenden Lippen beantwortete sie hastig und fast vorlaut die Reden, die von dem Munde des Herrn Peter Bauch schnell und fest, aber stets von kleinen Pausen unterbrochen, an die Mädchen gerichtet wurden. —

„Ein Paar liebe Fräulein!“ sagte der alte Herr mit fast zärtlichen Tönen. „Wohlgestaltet, echte Farbe, sittige Tracht, nichts Welsches oder Frankreichsches daran! Gratuliere, mein Herr und wackerer Freund in Mercurio!“ —

„Amsterdam ist eine Pracht-Residenz, das Eldorado der Kaufleute;“ fing er dann wiederum an; „alle wie Könige darin; ein Rathhaus auf lauter Mastbäumen, im Haus und Stall blanker Estrich, man getraut sich kaum, in Pantoffeln aufzutreten, das Serviettchen hier ist kaum so weiß wie der Boden, auf dem eine edle Frau von Amsterdam spatzirt.“ „Sie können doch Thee brauen, selbst mit den eigenen Händchen?“ fragte er wiederum nach einer Pause. „Mehr zu thun hat unsere Künftige nicht, und mag übrigens sie am Kamin sitzen, und commandiren wie eine Prinzeß in Ostindien.“ —

Er erzählte dann, gleichfalls in Absätzen, von seinem Hause an der Amstel, von seinen Gärten, seinen Tulipanen-Beeten, von seinen Zuckerbäckereien, seinen Segeltuchfabriken, seinen Gewürzmagazinen, seinen Leinwandbleichen mit der Wohlbehaglichkeit eines gemachten Mannes. — „Viel Aufsicht nöthig, viel Plackerei, viele Aegerniß!“ setzte er hinzu; „aber nichts fällt auf die junge Frau, wenn sie nicht will ihren Spaß haben am Zuschauen und regieren unserer kleinen Welt, und sich einem Halbtausend Dienstbaren präsentiren als die vermögende Frau, die zu commandiren hat den Herrn selber. Mag den Garten lassen verschneiden in chinesische Figuren oder zu allen Bestien, die in der Arche Noäh

verpackt lagen, mag für einige tausend Gulden Zwiebeln verschreiben aus Harlem, mag beim Goldschmid sorgen für neue Spangen und kostbar Gestein, mag entgegen fahren den Häringsbuisen oder der Zimmt- und Ingwer-Flottille auf unserer vergoldeten Jacht durch das Ypsilon; Niemand wird ihr legen eine Sandbank vor den Willen, denn wir Amsterdammer Herren sind Löwen und Bären auf dem Börsesaal, aber im Hause Lämmer, Lämmer, weich wie Lyoner Sammet und zart, wie Spitzenkram aus dieser Stadt.“ —

So plapperte Herr Peter Bauch gutmüthig ein Halbstündchen, dann stand plötzlich das Mühlenrädchen seiner beiden Daumen still, er erhob sich schwerfällig, und als ihm mit schneller Höflichkeit der Hausherr Hütlein und Stock gereicht, warf er noch einen langen, freundlichen Blick auf beide Schwestern, nickte mehrere Mahle mit dem ehrwürdigen Haupte, und schritt durch die von Herrn Servatius aufgestoßene Thür langsam und gravitätisch hinaus. „Gratulire nochmals zur guten Waare;“ sprach er draußen. „Echter Mocka ohne Seewasser! Wahrhafte Gewürzneglein mit krausen, frischen, duftigen Kelchen! Nehme keine Aussteuer, braucht sich nicht zu geniren der Herr Patron! Nur ein Testament auf Leben und Sterben, ein bündig Papierchen, daß das Kind weiß, was sie hat vom Vater, daß ihr die Advokaten keine Molestie machen. Herr Peter Bauch thut desgleichen auf Leben und Sterben, oder hat's vielmehr schon gethan; unser van Kuik führt's in der Reisetasche, bündig gemacht vor dem Rathhause zu Amsterdam, Frauenpfennig, Nadelgeld, Witthumsschatz; sollet zufrieden seyn, Herr Patron! der hochmögende Herr Witten van Hamstede, der Baas von Holland, hat nicht mehr verschrieben.“ —

Herr Servatius wurde die Fröhlichkeit selbst, mühsam rettete der Holländer seine weichen Flaumenhände

vor dem quetschenden Handdrücken des künftigen Schwiegervaters, verbat sich dringend die stürmischen Umhalsungen wegen seines Asthma's, das feindselig durch jeden Druck des Bäuchleins erregt werde, und trieb den Fabrikherrn, ihm seine Manufacturen zu zeigen, deren Ruf bis an den Rand des Ypsilons gedrungen. —

Indeß dieses auf dem Vorplatze des Fagelschen Hauses vorging, lagen innen im Weiberzimmer die beyden Schwestern, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, sich in den Armen. — „Eh in die Sienne als in dieses Menschen Haus!" rief Floriana. „Eh die Speise der Fische als das Opfer dieses Moloches." — „Muth! Muth, meine Floriana! Die Hochzeit ist ja nicht morgen. Die gute Mutter schützt Dich auch jetzt noch, wie sie es im Leben that, durch das Trauerkleid, das Du trägst um sie." —

„Auch nicht einen Tag seine Verlobte!" rief Floriana heftiger. „Lieber zerschlüge ich diese Stirn am Steinkreuz auf der Mutter Grabe, und rettete mich zu ihr."

„Freilich wär's da freundlicher als im Arme dieses Pagoden;" seufzte Renata mit; „seine Finger schienen auch hier wie im süßen Traume Dukaten zu zählen, sein Leib kam mir vor, wie ein überfüllter Geldsack, sein breites Unterkinn wie die stramme Geldkatze eines Frachtfahrers, und die Freundlichkeit seiner kleinen Augen schien uns nur wie schöne Tulipanen zu begrüßen, die er für die Zier seiner Gärten zu kaufen gesonnen." —

„O, hilf mir zur Rettung von dem schrecklichen Menschen!" bat Floriana, ihr fast zu Füßen fallend: „rufe den Vetter Jac auf, mir zu helfen! Sende nach Carlos! O bey dem Geiste unserer Mutter beschwöre ich Dich." —

„Verzweifle nicht, Mädchen!" tröstete Renata, „birg deinen Abscheu vor dem Vater, er würde dadurch nur zu dem Aeußersten getrieben werden, Dir selbst zum

Schaden. Erzwinge Ruhe und Gleichmuth. Zwischen jetzt und dem Kirchgange liegen lange Monate, und selbst die Verlobniß wird durch deine kaum bezwungene Krankheit Aufschub finden."

Milder schluchzte die Braut, als aber der Factor Menzelein jetzt listig schmunzelnd hereintrat, und die Jungfer Renata zur Küche beorderte, wo das Recept zum Dauphins-Kuchen der Köchin ermangele, als er dabei die Gratulation, von wegen des großen Glücks, das dem Hause widerfahren solle, abstattete, und hämisch vertrauete, wie er die beiden weltberühmten Handelsleute behorcht, wie der gewichtige Herr Peter Bauch erklärt, daß er nur wenige Tage in Brüssel zu bleiben vermöchte, daß seine Affairen keinen Aufschub vergönnten, daß man die Trauerzeit zu ignoriren beschlossen, daß der Bräutigam die schöne Braut mit nach Amsterdam in Begleitung des Vaters oder des Bruders oder des jungen Waels nehmen würde, um dort das beglückende Bündniß ohne Hinderung und Verzug zu vollziehen, — da stürzte Floriana an der Schwester Seite wie sinnlos in die Knie und preßte das Gesicht, wimmernd wie eine Sterbende, in die Polsterkissen des Sessels.

Der Donner rollte in kurzen Zwischenräumen wie des Weltgeistes zürnendes Murren; in Süden leuchteten kurze Blitze, wie wenn ein Warnungsengel auf Augenblicke den Vorhang höbe vom Reiche der Ewigkeit, doch ihn schnell wieder fallen ließe, um das Menschenauge nicht erblinden zu machen; die Nacht war früher hereingebrochen durch das schwarze Wolkentuch, das den ganzen Himmel überzogen, und dann und wann fuhr ein scharfer Sturmstoß durch die Luft, schüttelte die Baumwipfel, sausete in den Winkeln der Kirche wie ein ge-

fangener Geist, und alle Wetterfahnen in Brüssel kreischten wie Höllenspuck, der seiner Bande frei geworden bis zum Morgenroth.

Auf dem Grabe der Frau Juliana kniete eine weibliche Gestalt, schwarz ihr Gewand, wie die sie umgebende Nacht, nur bemerkbar durch das weiße Tuch, welches nach Nonnenweise Haar und Stirn umschloß. Es war Renata. Sie schien die Finsterniß vergessen zu haben, welche dräuend waltete, sie schien das Wetter nicht zu bemerken, welches hinter ihr aufzog. Sie betete mit Inbrunst, das that sich kund an den fest verfalteten zusammen gepreßten Fingern, an der hochfliegenden Brust, an den zuckenden Lippen, doch waren ihre Augen nicht nach oben, wo der Glaube dem Erhörenden seinen Thron stellt, sondern nach unten gerichtet, und zuweilen bildeten sich laute Worte auf dem Munde der Beterin, wenn das Herz in Beklommenheit und Qual das Geheimniß des Gebets vergaß. —

„Mutter!" betete sie, „steige auf zu mir, und leihe mir deine Kraft und deine Entschlossenheit! Ich bin ja auch dein Kind, und will ja thun in deinem Sinn. O du hast meine Liebe nicht ganz erkannt, wie du gingest auf Erden, aber nun siehst du heller, und mußt wissen, daß Renata dich angebetet wie Gottesbild, daß ihre Liebe zu dir unbefleckt war durch Neid und Mißgunst, daß sie Alles, was du liebtest, mehr liebte um deinetwillen, daß sie dich ehrt in deinem Lieblingskinde, und gehorsam thut, was deine Stimme ihr zuflisterte, als heute in der Dämmerung ihr däuchte, du ständest ihr nahe. Gieb ihr denn Kraft, daß ihr Herz nicht bricht, ihre Zunge nicht erlahmt vor dem Opfer, gieb ihre kalte Entschlossenheit, zu ertragen, was sie muß, ein ganzes Leben hindurch." —

Der letzte Gedanke ergriff das Wesen der Beterin bis in seine tiefsten Tiefen, und die Erschütterung beugte sie, und drückte sie also, daß ihre Stirn fast die Grasspitzen der Rasendecke des mütterlichen Grabes berührte. Ein besonderes Geräusch störte sie aus ihrer Andacht. Heischere, dumpfe Töne trafen über den Friedhof her ihr Ohr. Bey einem leuchtenden Blitz sah sie eine schwarze, fast riesige Gestalt zwischen den Grabsteinen, sie schien von einem Hügel zum andern zu springen, oder zu taumeln zwischen den Gedächtnißsteinen, deutlicher und näher klangen die Töne, die ihr zuweilen wie bekannt, dann wiederum grauenvoll fremd waren. „Laßt los," stöhnte die rauhe Stimme, die tief aus dem Grabe einer zerrissenen Brust herauf quoll, „los sage ich, Ihr Memmen! Kennt Ihr mich nicht? Mörder! ruft Ihr hinterdrein? Wer sagt's Euch? Still! wollt Ihr anders ein ganz Gehirn mit zu Bett nehmen, — still! sage ich. Ha, ha! Nun mag er sie nehmen, der gelbe Quittenapfel. Wohl bekomm's, Herr Kamerad!" —

Der nächtliche Stürmer war jetzt bis nahe an das Grab gekommen, und ein neuer Blitzstrahl beleuchtete ihn, wie er in dem schmalen Zwischenraume der Hügel gerade auf die Betende daher schoß, und der Blitz zeigte blanke Waffen in seinen fechtenden Händen. Mit einem Angstkreisch fuhr Renata in die Höhe, und floh zur Seite fort, aber auch der Feind that einen dumpfen Schrei, stand festgewurzelt, und schwankte wie die nächste Linde im Sturmstoß, und als das flüchtende Mädchen nochmals zurücksah, lag die dunkele Riesengestalt niedergestreckt auf dem Hügel der Mutter und ein Röcheln schlug an ihr Ohr, wie das eines Sterbenden. — —

Das väterliche Haus war glücklich erreicht, und die Flüchtende schöpfte den ersten freien Athemzug wieder, doch bebte sie noch im innern Frost, wenn sie sich den

grauenvollen Störer ihrer Andacht vormalte in der erhitzten Phantasie, der ein trunkener Soldat oder ein blessirter Raufbold gewesen seyn mußte. Doch eine neue Aengstlichkeit befiel das bange Herz, da trotz der späten Stunde, wo der Sitte nach Alles sich schon zur Nachtruhe anzuschicken pflegte, laute, lärmende Stimmen von innen erklangen, und die obern Fenster alle hell waren, und schwankende Lichter und flüchtige Menschenschatten sich hinter den Scheiben bewegten. Sie eilte in die Seitenthür, durch die sie vorhin das Haus verlassen, wand das Tuch von ihrem Haupte, und schlüpfte mit schnellen Schritten, welche ängstende Neugier beflügelte, zu dem untern, weiten Vorplatz des Hauses, von welchem man durch die gewundene Haupttreppe hindurch bis in den höchsten Stock hinauf zu schauen vermochte. Alle Hausgenossen waren auf den Beinen. Die erste Person, die ihr hellbeleuchtet ins Auge sprang, war der holländische Bräutigam, der durch des Vaters Gastlichkeit ins Haus quartiert, jetzt auf der Vortreppe des ersten Stocks dastand, einer chinesischen Specksteinfigur gar ähnlich, im schneeweißen Schlafrock mit rosenfarbenem Gurt, mit der weißen Zuckerhut-förmigen Nachthaube über dem blassen Apfelgesicht und mit blutfarbenen Pantoffeln angethan. Vergebens fragte Herr Peter Bauch mit kalten, phlegmatischen Tönen, ob Feuer in der Fabrik, oder ob die Franzosen die brüsseler Wälle bestürmten, daß man müde Leute also aus den Betten getrommelt; aber Niemand antwortete ihm von all den Diensleuten, welche die Treppen auf und ab an ihm vorüber flogen, und Renata drückte die Augen zu vor dem Götzenbilde, das ihr wie ein Kinderspeisender Moloch erscheinen mußte; doch die tobende Stimme ihres Vaters im obern Stock, Waels hellklingende Antworten, und Bruders Erasmus Fisteltöne, die unten laut wurden, und in langsamer Perora-

tion die Diener steuerten, daß sie die Stadt nicht herbeyschreien möchten um eine so miserable Kleinigkeit, machte sie wiederum wach, und zog ihren angehaltenen Fuß vorwärts. Herr van Kuik, der Begleiter des Amsterdammers, trat jetzt zu ihr, und indem er respectvoll den Hut von dem schlichten, blonden Haare nahm, sprach er in fast scheuen Worten seine Theilnahme aus über ein Unheil, das die respektable Familie betroffen; suchte sie jedoch zugleich milde zu beruhigen, da von Gefahr nicht die Rede seyn könne. —

Jac Wael war erst beim Einbruch der Nacht von seiner Lustparthie heimgekommen. Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er in einem Winkel verschiedene Gestalten, hörte ein Stimmchen: „Das ist er selbst!“ flistern, und bemerkte einen Mann, der gleich darauf mit raschem Schritt ihm entgegen kam. Er setzte sich in eine wehrende Fechterstellung, da er über dem Mantel des Angreifers einen Federhut erkannte, doch das Wort desselben klang nicht wie Feindseligkeit, sondern wie Bitte, und ein scharfes Auge fand, als der Mantel sich öffnete, schnell die Gestalt und das Gesicht des jungen Spaniers heraus, den er schon einmal im Fagelschen Gehöft gesehen. —

„Verzeiht, Herr!“ redete der Offizier ihn mit einer Stimme an, der man die heftigste Gemüthsbewegung abhorchte; „eine Donna, der mein Herz, mein Leben gehört, hat mich an Euch verwiesen.“ —

„Floriana?“ fragte Wael lächelnd.

„Sie selbst,“ antwortete Gastanaga. „Aber der Ton, mit dem Ihr fragt, macht mich zweifeln an Euch, macht mich glauben, die lieblichste, herrlichste Blume Brabants habe sich geirrt, da sie Euch ihre Stütze genannt.“ —

„Bedarf die Blume der Stütze so sehr?“ fragte Jac aufmerksamer. „Als ich sie verließ, war Windstille über ihr und neben ihr.“ —

„Ein Orkan ist aufgezogen,“ fiel heftig der Spanier ein, „und sie bricht, wird ihr nicht schneller Schutz, und er muß ihr werden durch mich, mit Euch, ohne Euch, — und sollte Brüssel darum in Asche versinken.“ —

Mit Hast erzählte er nun dem wiederum Lächelnden, daß er einen Brief von Florianen empfangen, den die höchste Verzweifluhg dictirt haben müsse, der den Liebhaber zittern machte, um das Leben der Liebling. Der alte Bräutigam sey eingetroffen, und auf den nächsten Morgen sey Alles zu dem verhaßten Verlobungsacte vorbereitet worden. Floriana schwur in dem Briefe, ehe sich das Leben selbst zu kürzen, als den Ring des Holländers an ihren Finger zu stecken. Sie beschwor den Geliebten, sie zu retten noch in dieser Nacht, sey es, auf welche Weise er es thunlich fände. Sie klagte, wie die Schwester sie verlassen in höchster Noth, wie der Freund nicht daheim; sie trug ihm auf, diesen aufzusuchen ohne Aufschub, ihm zu vertrauen, mit ihm zu verabreden.

„Und welche Pläne haben sich in Euch gestaltet?“ fragte Jac neugierieg, als Gastanaga geendet.

„Zwei Wege liegen offen;“ antwortete der Spanier entschlossen. „Auf dem Einen fährt mein Degen durch die Brust des Nebenbuhlers, ehe seine Hand mein Heiligthum entweiht; auf dem zweiten trage ich meine Angebetete noch in dieser Nacht aus dem väterlichen Hause, und rette sie mir, weit fort, in mein herrliches Vaterland. Meine Pferde sind gesattelt, ein Urlaubschein des Ohms ruhet in meiner Brusttasche, am westlichen Thore hat meine Compagnie die Wacht, — nur Florianens Einwilligung, Euer Beistand, die Flucht zu bewerkstelligen, und zwei Glückliche sind gemacht, dem armen sinn-

verwirrten Mädchen ist die grause Sünde des Selbstmordes, mir ein Mord erspart. Werdet Ihr zögern, der Gott unserer Liebe zu seyn?" —

„Und wie wird es werden nach der Entführung?" fragte Wael, erregt und gewonnen durch die stürmische Entschlossenheit des Edelmanns. „Wird Don Carlos de Gastanaga die sittsame Jungfrau, deren unbefleckten Ruf seine kecke That arg beleidigen möchte, auch am nächsten Morgen in dem ersten Gotteshause, das ihm das Morgenlicht zeigt, in die ihr gebührenden Rechte setzen, um ihre Opfer zu lohnen? denn, — lieber sähe ich die schöne Base im Leichtuch, als wie eine fahrende Frau hinter dem Sattel ein Abenteurers."

Der Spanier fuhr einen Schritt zurück, und seine schwarzen Augensterne funkelten durch das Dunkel. „Herr! rief er, die Hand am Degen. „Doch Eure Sorge zeugt von der Liebe, die Ihr der Verwandten schenkt;" setzte er sogleich sanft hinzu. „Floriana meine Gattin zu nennen ist das höchste Ziel aller meiner Wünsche. Bey meinem Wappen, bey meinem Degen, bey dem Gotte, der dort leuchtet! die erste Stunde der Sicherheit macht Fräulein van Fagel zu Marquise Gastanaga. Aber nun eilet auch, ehe das Haus sich uns verschließt, schafft mir ein kurz Gespräch mit Florianen; — zu mir in die Nacht heraus zu kommen, versagte sie durch die Botin, nur von Euch erwartet sie so Rath als That." —

Wael überlegte nur eine kurze Weile, dann führte er den jungen Fremdling durch die ihm bekannten Verstecke der Magazingebäude glücklich in das Haus, schlüpfte vorsichtig mit ihm die Stiegen hinauf, hoch ins Erkergeschoß, wo Jac sein altes Quartier wieder bezogen hatte. Das Mädchen zu sich hinauf zu locken, dem widersprach sein Zartgefühl; da trafen seine suchenden Gedanken auf die freundliche Vita, er wußte ja, daß Haupt-

mann Barnabas für heute zu dem Geburtstagsfeste eines Kameraden geladen worden, kannte des Vetters Liebe für Becher nnd Würfelspiel, und war sicher, daß derselbe nicht vor Tage zu der einsamen Frau kehren werde. Rasch stieg er hinab in den Stock, welchen Dame Vita bewohnte, und wider Erwarten fand er die günstigste Aufnahme für sein Gesuch. Vita kannte ja selbst die scharfen Dornen, mit denen der rohe Mann so oft die Bahn des Weibes bewirft, da er sie doch zu ebnen beschworen. Sie kannte die tägliche Folter eines Lebens, welches zwey disharmonische Wesen zu theilen verdammt wurden, eine Galeerenkette, die ein Paar feindselige Naturen zusammenschmiedet ohne Hoffnung auf Erlösung. Auch sie hatte den Bräutigam mit weiblichen Augen gesehen, und Angstfieber für die arme, verurtheilte Floriana bekommen. Wael wurde mit ihr einig, durch Vita's Jungfer die schöne Base herauf citiren zu lassen, und preßte entzückt über die mitleidige Frau ihre kleine, weiße Hand an seine Lippen. —

Der Verrath hatte nicht geschlummert. Hauptmann Barnabas stammte ja von einem vorsichtigen und speculirenden Brabanter Geschlechte, und Frau Vita ward durch eine geheime Polizey bewacht, von der ihr kindliches, unbefangenes Gemüth keine Ahnung haben konnte. Kaum waren die beiden jungen Waghälse die Stufen, welche einem von ihnen zur Himmelsleiter werden sollten, hinauf gesprungen, so machte sich schon der Reitknecht des Herrn Barnabas auf die Beine, suchte den Herrn, überbrachte ihm den Rapport, und überreichte als Zeuge seines Berichts eine schwanke Feder, welche der Spanier, da er die Kapuze des Mantels über seinen Hut geschlagen, losgerissen und verloren hatte. Der Hauptmann befand sich in der bösesten Stimmung für solche Hiobspost; Frau Fortuna hatte ihm das sauerste

Gesicht gemacht, er hatte im hohen Spiel arg verloren, hatte mit glühendem Burgunder die Grillen hinunter gespület, und Feuer in seine Adern gegossen, das der Diener zu einer Flammenbrunst aufblies. Des Kameraden Quartier lag in der nächsten Straße, so war der Eifersüchtige in wenigen Sprüngen zu Hause, stand an der Gattin Zimmerthür, horchte mit fliegendem Athem, hörte trauliches Geflister, galante Schmeichelworte, jetzt den unverkennbaren Laut eines Kusses. Ein Sprung führte ihn in sein nahes Zimmer; mit zuckender Hand riß er die geladenen Pistolen von der Wand; zurück taumeln, mit einem Fußtritt die Thür von Vita's Zimmer eintreten, mit feuersprühenden Tigeraugen die Gruppe der beyden Vertrauten anstarrend, und dann mit dem Hyänen-Geheul: „Buhlerin! Ehebrecherin! Habe Deinen Lohn!" beide Schießgewehre abfeuern, — war der Inhalt weniger Minuten. —

Wael war aufgesprungen, und dem Tollen, leider zu spät, in den Arm gefallen. Die Schüsse donnerten, die getroffene Kristalllampe klirrte zerschmettert, Vita's gellendes Geschrei tönte herzzerreißend, und durch den Pulverdampf sah man ihre Hände nach dem Antlitz greifen, sah helles Blut an ihren Fingern, sah sie niedersinken, indem die Lampe verlosch.

Eine Minutte noch hatte der Hauptmann, wie in Stein verwandelt, gestandeu, dann schleuderte er den Hülfe rufenden Wael von sich, und stürmte die Treppe hinab. Als Wael ihm folgte, und nach Licht und Leuten rief, flog Gastanaga vom Erker herab, und fragte ängstlich nach Florianen.

„Sie ist gesund, nicht hier, sicher in ihrem Kämmerlein;" stieß Jac hervor. „Aber fort, Herr Ritter! fort ohne Zögern. Unsere Verwegenheit ist gestraft an einer Unschuldigen vor der That. An Euch ist jetzt nicht zu

denken. Fort, wollet Ihr das Unglück nicht zum Ungeheuern steigern." —

Er warf den betroffenen Mann fast die Treppe hinab hinter dem Hauptmann darein, und gerade kam der Fremde noch unaufgehalten durch die offene Hausthür davon, denn die Schüsse, das Geschrei hatten bereits alle Hausgenossen aufgeschreckt, und aus allen Gängen, aus jeder Thür stürmten die verschiedenartigsten Gestalten zu dem Vorplatze im Nachthabit, halbbekleidet, jede ein Licht oder Lämpchen in der bebenden Hand, und alle bildeten das vorworrenste Getümmel.

(Fortsetzung folgt.)

Wie viel ein Mensch schreiben kann.

Falls eine auf gewöhnlich Quartpapier geschriebene Zeile 50 Buchstaben enthält, so ist sie schon enge. Eine Seite von 20 Zeilen ist schon eine vollständige. Also gehen 1000 Buchstaben auf eine solche Seite. Nun kann aber nur ein sehr fleißiger Schreiber des Tags 50 solcher Seiten, oder 25 Blätter, oder 12½ Bogen schreiben. Diese betragen 50,000 Buchstaben. Nun rechne man nur 300 Tage im Jahre, in denen er täglich diese Portion schreiben, die übrigen auf Sonn- und Festtage, an denen er sich von seiner Arbeit erholen soll, so wird ein solcher fertiger Schreiber also in einem Jahre doch nur 15'000,000 — in 10 Jahren 150'000,000 — in 20 Jahren 300'000,000 — in 40 Jahren 600'000,000 und in 80 Jahren 1,200'000,000 Buchstaben schreiben können. So lange möchte aber freilich ein solcher Schreiber schwerlich leben, zumal, da noch seine Bildungszeit dazu gerechnet werden muß.

Scherzfrage.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Seifensieder und einem Lehrer?

Antwort. Der Eine zieht Lichter, der Andere Menschen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 14tes Stück.

Der Mutter Grab.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Vita war nicht gefährlich verwundet, keine der Kugeln hatte sie getroffen, nur ein Splitter des Krystalls der Lampe sprang gegen ihre Wangen und zerriß die zarte Haut. Aber Entsetzen und Schmerz hatte sie niedergeworfen, und Waels junge Kunst würde bedeutend in Anspruch genommen mit zweyfacher Anstrengung, denn der Arzt mußte sich selbst als die Ursache der Krankheit nennen. Der Spanier blieb aus dem Spiele, die furchtbare Folge seines Verraths lähmte die Zunge des Reitknechts, aber Herr van Fagels Zorn ergoß sich nicht weniger strömend über den tollhäuslerischen Sohn wie über den leichtfertigen Neffen, dessen später Besuch bey der Hauptmännin ihm die Veranlassung des ausserordentlichen, seine Familie beschimpfenden Vorfalls däuchte. Die bebende, bis in die tiefste Seele bewegte Renata stattete, vom Herrn van Kuik geleitet, der Schwägerin einen Besuch ab, als ihr jedoch Wael im kurzen Worten den eigentlichen Zusammenhang zugeflistert, eilte sie sogleich zu Florianen, welche sie zwischen den Hausgenossen, die Vita's Zimmer füllten, vermißte. Eher dem

Gespenst einer Todten als einer Lebenden ähnlich stand das Mädchen mitten im Zimmer wie vom Starrkrampf gefesselt, die Kerze in der Hand, den Fuß zum Fortschreiten ausgestreckt, doch unbeweglich festgehalten von der Angst des Augenblicks, wo sie den Schuß gehört.

„Ist er todt? Carlos ermordet?“ fragte sie kaum hörbar. Renata nahm ihr den Leuchter, und umfaßte sie mit Heftigkeit. „Ruhig Kind!“ sagte sie tröstend. „Er ist fort, Niemand sah ihn, Barnabas war auf seiner Spur, und wüthete im Mißverstande gegen die arme Vita.“ —

„Fort?“ stöhnte Floriana, und sank wie aufgelöset in den Sessel. „Und keine Hülfe denn in dieser letzten, letzten Nacht. O Mutter, Mutter! so ist es aus; so vermochtest du nicht der Schutzgeist deines Kindes zu werden, so sind die Todten todt, und kümmern sich nicht mehr um die, welche sie geliebt, und Eines nur ist übrig, todt zu seyn wie du, bey dir zu seyn, kalt und starr, ehe der schreckliche Morgen heraufkommt.“ —

Erschüttert beugte sich Renata über die jammernde Schwester, und preßte ihren heißen Mund auf Florianens kalte Stirn. „Diesen Kuß sendet dir die Mutter,“ sagte sie feierlich und ernst, „er soll dir Vertrauen geben und Zuversicht. Dir soll der Morgen keine Schrecken bringen, das hat die Mutter mir verheißen für dich, und sie hat uns niemals belogen.“ —

Floriana's Auge starrte auf zu der seltsamen Trösterin, ungläubig, aber betroffen zugleich bis in ihr Innerstes.

Trotz der nächtlichen Unruhe hatte Herr Servatius van Fagel den auf nächsten Morgen festgesetzten Familienact nicht abbestellt. Freilich ward der älteste Sohn,

Hauptmann Barnabas, vermißt, und war nicht aufzufinden in der Stadt, freilich lag die Schwiegertochter erkrankt durch Schreck und Sorge um den Gatten; aber das kümmerte den leichten Sinn des Hausvaters wenig, der große, wichtige Plan auf die engste Verbindung mit dem Amsterdammer Millionär füllte des Herrn Servatius ganzen Kopf; was das Herz des Genannten betraf, so war Jac Wael, der Studiosus der Anatomie, schon einige Male in Versuchung gerathen, bey dem Ohm eine Monstrositas per defectum zu vermuthen. Heute jedoch schienen dem Herrn Servatius außerdem Herzen noch andere Organe in Unordnung gerathen, und wer mit ihm zu thun, schied mit Kopfschütteln. Erasmus präsentirte die Monatsrechnung, ohne Durchsicht empfing er sie benebst dem Kassaschlüssel zurück; der Factor wollte über die Ankunft eines Antwerpener Schiffs berichten, ward nicht angehört, und eine Deputation der Fabrikleute, die ihre Noth klagten, und um Erhöhung des Arbeitslohnes jammernd und fast fußfällig baten, da die Theurung sie zu solchen Schritten gedrängt, jagte der sonst ganz gute und nicht mitleidslose Fabrikherr im heftigsten, brausendsten Zorn über die Schwelle. —

Ein duftendes Frühstück stand in Krystall und Silber auf der Tafel im Gesellschaftssaale. Herr Peter Bauch ließ sich's schmecken im Polstersessel, und sein Factotum, van Kuik, hatte den kleinern Tisch voll Scripturen bis an seine rechte Seite heran schieben müssen, damit der alte Goldmann es bequem habe, und zweierlei angenehme Geschäfte zugleich abzuthun vermöchte. Einige Gerichtsherrn, einige Verwandte der Familie waren zugegen. Mehrere Documente, zu beiderseitiger Zufriedenheit gefaßt, hatte man bereits vollzogen, jedoch dabei die gehörigen Zwischenacte beachtet, und mit Krystallbechern und Gabeln musizirt, wobei der Factor Wulf

Menzelein mit Verdruß bemerkte, wie der holländische Matador seinen Commis van Kuick, indessen er selbst seinen Appetit nicht unterbrach, die Scripturen durchstudiren hieß, und wenn dieser sein: Alles contant! gesprochen, ihn zuerst die Unterschrift hinzusetzen ließ und dann selbst sein „Peter Bauch manu propria“ hinkritzelte. Das Vertrauen welches solch ein Nabob dem jungen, schmächtigen, schlichthaarigen Diener schenkte, ärgerte ihn bis zum Ingrimm, und er konnte sich nicht bezwingen, und machte mit hämischen Glossen seinen Prinzipal darauf aufmerksam, der ihm jedoch keine Antwort gab, da er die Braut schon zu zweyen Malen beschickt hatte, und mit Ungeduld zur Thür schauete, durch die sie eintreten sollte. In gleicher Unruhe stand Jac Wael in einer Fensternische, vom langen grünen Vorhange fast verhüllt. Sein Entschluß stand fest, da die Kriegslist von des Factums Tücke zu nichte gemacht, für seinen neuen Freund und Florianen den offenen, redlichern Kampf zu wagen, und sollte er darüber mit der ganzen Familie zerfallen; er hoffte, die Braut würde ein standhaftes Nein sprechen, und dann wollte er Sturm laufen auf das Gemüth des alten Holländes, wollte ihm die ganze Herzenshistoria seiner Verlobten enthüllen, ihm selbst ohne Rückhalt die Thorheit seiner Werbung, die schwarze Zukunft, die er auf zwey junge Wesen und auf sein altes Wesen herablockte, vorführe, und so aus dem Feinde, der so gutmüthige Augen besaß, seinen Klienten einen Bundesgenossen werben gegen den herzlosen Vater und die Maschine von Bruder. — Er hätte sich die Qual der studirten Rede, der ängstlichen Spannung, der Furcht vor dem Ausgange sparen können, denn, — wie die Thür sich endlich bewegte, fiel sein Gebäude sofort in Staub zusammen. — Statt der zwei Jungfrauen, die erwartet wurden, trat nur Eine durch die von dem Diener weit-

geöffnete Pforte, und diese Eine war — Renata. Sie hatte die Trauer abgelegt; weißer Atlas rauschte um die schönen Formen, Perlenschnüre umwanden den blendend weißen Hals, und die vollen, fein und zierlich in die zarte Hand verlaufenden Arme, ein Demantkreuz wiegte sich auf der sichtlich durch ein stürmisches Gefühl bewegten Brust, und durch das reiche Haar schlang sich ein feines Orangenreiß mit duftenden Silberblüthen. Alle staunten die Jungfrau an, die mit hochgebogenem Haupte, leuchtenden Augen, glühenden Wangen und festem Tritt in die gespannte Versammlung trat, wie eine Begeisterte, selbst den Verwandten fremd durch etwas Ueberirdisches, nie zuvor an ihr gesehenes, das ihre ganze Erscheinung wie mit einem heiligen, Achtung gebietenden Nimbus umwallte, und das selbst auf den alten bequemlichen Holländers dermaßen einwirkte, daß er sich mit ungewohnter Eile von seinem Sessel erhob, dem Mädchen sogar drey Schritt entgegen trat, sich freundlich verneigte und die runde Hand ihr galant entgegenstreckte. —

„Floriana?“ fragte Herr van Fagel im wortlosen Staunen, das starre Auge auf die Tochter richtend.

„Ist sehr unwohl,“ fiel Renata sogleich ihm in die Rede, „und wird leider nicht erscheinen können, um die wichtigste Stunde im Leben ihrer Schwester mit zu feiern.“ —

„Was soll das sinnlose Wort? Was dieser Anzug?“ entgegnete Herr Servatius heftig. „Floriana soll — ?“ —

„Wollet Ihr vor den Fremden die Tochter beschimpfen und die Fremden zugleich? Glaubet mir, sie stürzet sich aus dem Fenster auf's Pflaster, wenn Ihr die Hand ausstreckt, sie hierher zu schleifen. Nehmet mein Opfer, Vater! Der Geist der Mutter hat mir befohlen. O

wenn sie doch auch zu Euch treten möchte in der nächsten Nacht, Ihr würdet gut durch sie berathen seyn." — Flisternd hatte sie zur Seite gewandt gesprochen, laut setzte sie hinzu: „Störet die Schwester nicht, mein Vater! Ihr wird besser werden bis zur Hochzeitsfeyer. Hier steht die Braut; reicht mir die Feder zur Unterschrift. Oder war es Euer Wille nicht, daß, nach alter Sitte, die ältere Tochter zuerst das väterliche Haus in der Frauenhaube verlasse?" —

Herr van Fagel stand verstummt, ein Theil der Worte Renatens hatte sein Gemüth mit Schauder erfüllt, und der Factor, der ihn von hinten heftig am Rockschooße zupfte, wurde unsanft zurück gestoßen. Doch Jac Wael hatte sich jetzt von der andern Seite genähert, sein Antlitz trug die Blässe einer Leiche, aber seine Augen blitzten. „Renata!" stieß er hervor in haublanten Tönen, „was willst du thun? Bedenke, daß dein Leichtsinn nicht allein dein eigen Glück auf immer zerstört, nein! daß du ein anderes Herz, das treu und innig an dir gehangen von früh an, das alle seine Hoffnungen, seine ganze Zukunft auf Dich gesetzt, und einem ewigen Grame preisgibst durch diese unbedachte Opferung." —

Renata zuckte unwillkührlich zusammen, und ein Beben lief durch ihre Glieder. Ihre Wangenröthe erlosch, doch antwortete sie fest, obgleich ein tiefer Schmerz versichtbart wurde durch den langen Blick, der sich in des Jünglings Augen senkte: „Du hast einsam gestanden, Jac! und keine Schwester geliebt. Du hast keine Mutter gekannt, der Befehl von mütterlichen Lippen ist nie Dir erklungen. Du hast nie die Wollust empfunden des kindlichen Gehorsams gegen eine Mutter. Wie kann ich fordern, daß Du mich verständest?" —

„Thörichte Schwärmerin!" entgegnete Wael erbittert, „Du wirst Dich und mich verderben. Eine falsche

Großmuth reißt Dich hin, und Du gefällst Dir in dem eiteln Triumphe. Aber die Reue wird kommen, und mich rächen, und Dich vernichten." —

Renata hob das schöne Auge zum Himmel, und legte die rechte Hand auf ihre Brust. „Daß nichts Irdisches mich bewegt, daß all mein Wünschen und Hoffen nicht mehr hier unten ist, schwöre ich dem Ungläubigen. Aber der Himmel gab mir Muth und Kraft, zu tragen, was die Schwächere nicht zu tragen, nicht einmal auszudenken vermochte. Gott richte mich!" —

Auch Wael verstummte erschüttert vor ihrem Anblicke; der runde, kleine Holländer aber trat jetzt heran, nahm traulich des Mädchens Hand, und betrachtete zugleich mit seinen kleinen listigen Augen die ganze Gesellschaft nach einander.

„Curiose Menschenkinder!" sagte er dazu mit launigem Tone. „Wollet Ihr einander Räthsel aufgeben, oder spielet Ihr Komedia, wie sie die Bande aus Italien vor seiner Hoheit dem Erbstatthalter auf dem Rathhause zu Amsterdam in den letzten Fasten exerzirt. Wir verstanden nicht ein Wort von dem pathetischen Schnack. — Diese tugendsame Jungfrau ist die Braut, nicht wahr, verehrter Handelsfreund? Oder soll sie es nicht seyn? Doch nicht etwa die andere, die bleichsüchtig wie der Mond, und traurig anzuschauen, wie eine Trauerweide gestern vor uns saß? Nein, nein! wir bedürfen kräftige Waare, rührigen Sinn, lautes, klingendes Wort, und anwesendes ehrsames Fräulein wurde uns als die Braut präsentirt, und im guten Vertrauen acceptirt." — Als Niemand antwortete, Herr van Fagel das Auge an den Boden geheftet hielt, zog er Renatens Arm unter den seinigen, und sie recht sanft zu dem Tische führend, plauderte er freundlich weiter: „Was sollte der Schnack von

Opfer und Reue? Weiß wohl, wie jeder sittigen Braut wehmüthig ums Herz ist, hat sie doch einen gar wichtigen Schritt zu thun, das Kind wird mündig; was gehorchte, soll nun befehlen, das schwanke Pflänzchen bekommt Stütze und Stab, daß es sich daran emporranke und hochwachse zur Vollkommenheit, und Blüthe trage in schönster Pracht.

Aber freilich ist der Stab nicht immer ein tüchtiger ohne Bruch und morschen Faulfleck, und darum ist dem Bräutchen beklommen, wie es der Großmama und Urgroßmama auch gewesen seyn mag. Aber unser Engelchen hat nichts zu besorgen, sie geht, so zu sagen, nur aus einer Vaterhand in die andere, aus einem Vaterhause in das andere. Ist sie nur erst hinüber mit uns in das Land Gosen, wo Milch und Honig fleußt, sollen alle Leute am Zuyder See ihr bezeugen, daß Herr Peter Bauch sich mit dem besten Manne messen darf in Nordholland und oben und unten drüber hinaus. Und Ehren soll die junge Frau auf sich regnen sehen, als wäre sie eine Fürstentochter; reiset auch Hoheit der Erbstatthalter baldigst nach dem Inselreiche Britania, von wo man ihm die Königskrone hergebracht, so soll die kleine Frau doch zuvor erfahren, wie ihr Gemahl geschätzt worden von dem ersten Manne in der Republik, und wäre Hoheit schon an Bord gegangen zu Hellvoetsluys, so wird eine Jacht sie tragen durch alle die Brander, Gallioten, Lootsböte, Pinken und Orlogschiffe bis zu Seiner Hoheit, und küßt sie der Statthalter nicht auf die weiße Stirn und hänget Hoheit ihr nicht ein Kleinod an den schönen Hals, so will Peter Bauch seinen besten Finger, diesen da, der die Schreibfeder führt, verlieren." —

Unter diesem Geschwätz hatte er sie zu den Scripturen geführt, ihr die Pose zwischen die Finger gesteckt und — Renata hatte unterzeichnet, aber der langhallen-

de Seufzer, welcher dabey unwillkührlich aus ihrer Brust emporstieg, traf verwundend alle Herzen, die dem wackern Mädchen zugethan. Selbst der kaltscheinende Mar myn Heer aus Amsterdam schien auffallend bewegt, schien ein Salztröpflein des Gefühls zwischen den engen Augenliedern zu zerquetschen, und vergaß sich so weit, daß er sich zu der Sitzenden niederbeugte, seinen Mund auf ihre Stirn drückte, und indem er kindisch fast ihre Wangen zu wiederholten Malen tätschelte flisternd sprach: „Soll's nicht bereuen, so wahr Peter Bauch ein ehrlicher Mensch ist! Gehorsam und Zucht wird wohl angesehen von Gott und Menschen.“ —

Doch die Scene sollte nicht ganz so still und milde zu Ende kommen. Der Factor Menzelein, von innerer Wuth gefoltert, da ihm sein Prinzipal kein Gehör gab, hatte sich eiligst fortgestohlen, und Florianens Zimmer gesucht. Mit beflügelter Rede, denn sein Eigennutz zitterte vor der Verspätung, rief er das in Resignation niedergedrückte Mädchen auf, augenblicks gegen die Schwester zu treten, deren Selbstsucht sie um das größte Lotterieloos des Lebens, um die eheliche Herrschaft über einen Millionär, der noch dazu die Tugenden des Alters und der Gebrechlichkeit besäße, zu betrügen beabsichtige. Er erzählte gedrängt, was bereits im Familiensaale vorgegangen, und hämische Freude leuchtete aus seinem Habichtsgesicht, als Floriana mit einem Angstlaut auffuhr, und schnell ihr Kämmerlein verließ. Aber auch hier betrog sich der bösartige Schwarzkopf. Im Saale angekommen flog Floriana auf die Schwester zu, sank vor ihr in die Knie, und umfaßte sie mit beiden Armen.

„Schwester!“ rief sie zugleich mit tiefster Angst, „Schwester, was willst Du thun? Oder hast Du schon gethan? Du hast's, ich seh's an Deinen schmerzlichen Blicken. Aber nein! ich nehme Dein Opfer nicht an. Ich

errieth ja Dein geheimes Leben, ich kenne Deine Wünsche, Dein Sehnen. O, Du wirst nicht leben können, wenn Du den Kranz Deiner Liebe selbst zerrissen. Nimm Dein Opfer zurück, ich muß es verschmähen; aber sterben laß uns zugleich und zusammen, laß uns schlafen gehen an der Mutter Brust wie sonst, sie wird uns nicht grausam verstoßen wie all die Andern.“ —

Renata wollte mit einem Kusse den klagenden, zu viel verrathenden Mund der Schwester verschließen, aber sie sank erschöpft und ohnmächtig zu der Schwester nieder, und alle sprangen erschrocken heran, sie zu unterstützen, und ihr Hülfe zu geben. —

Der Brauttag der Tochter, auf welchen Herr van Fagel sich Monate voraus gefreuet, hatte ihm nicht die üppigen Blüthenkränze gebracht, die er von diesem Non plus ultra seiner Speculationen, diesem höchsten Triumphe seiner kaufmännischen Siege geträumt. Alle Hausgenossen wichen ihm schüchtern aus, und sahen ihn mit tadelnden Blicken an, oder traten gar mit unangenehmen Aeußerungen zu ihm ein. Der alte Holländer vernachläßigte ihn, blieb wortkarg an der kleinen Tafel, die nur Erasmus und van Kuik mit ihnen theilten, dann kramte er auf seinem Zimmer die Koffer aus, und sendete von da einen wahren Königsschatz von Stoffen, Frauenputz, reichen Schmuck, Juwelen und Kleinodien aller Art zu Renaten hinüber, und jeder Sendung war ein sinniges Verslein oder ein wohlerdachtes Witzwort auf Seidenpapier gemalt beygelegt; doch hatte der alte Herr so viel Zartsinn, daß er es verschmähete, den Dank selbst einzukassiren, da er das Thränenauge der dankenden Braut zu fürchten schien; sein van Kuik mußte jede Sendung hinüber tragen, ja sogar der Verlobungsring, dessen

Ueberreichung bey dem stürmischen Ende des Feieractes vergessen worden, wurde von des jungen Ambassadeurs Hand an Renata's Finger gesteckt, die wie ein duldsames Opferlamm sich dem Unvermeidlichen hingab. — Jac Wael trat ernst und kalt in des Ohms Kabinet, und sprach seinen Entschluß aus, morgen schon Brüssel zu verlassen, und forschte nach den Mitteln, die ihm der Stellvertreter seiner Eltern für seine künftige Subsistenz bestimmt.

„Zu viel geschah schon für den Undankbaren," antwortete der erbitterte Kaufherr, „mit dem Tumult und Wirrwar neuerdings ins Haus gekehrt, der sich feindlich gegen seinen Wohlthäter auflehnt, von dessen thörichten Witz sicher so die Mordscene auf Vita's Zimmer wie diese überraschende Verwechselung der Bräute und dieses peinigende Rührspiel eingeleitet worden. Von Tisch und Bett den jungen Herrn zu weisen, wie er verdienet, wird des Aufsehens wegen nicht angehen, aber will der junge Herr marschiren, so reise er mit Gott, suche jedoch selbst die alberne Hand anderswo, die den Säckel des Störenfrieds zu füllen dumm genug." —

Wael ging ohne Gegenrede, aber ein böserer Mahner erschien nach ihm in der Person des Factors Wulf. Allen Respekt gegen den Prinzipal vergessend, das Gesicht blauroth vor Ingrimm, die Rabenhaare gesträubt wie der Mähnenkamm einer hungrigen Hyäne trat Menzelein zu dem Herrn, und überschüttete den Ueberraschten mit einer Sturmfluth niedriger Vorwürfe. Wortbrüchig und undankbar mußte sich der stolze Brabanter von seinem Diener gescholten hören, wilde Drohungen klangen an sein Ohr, und als er verwirrt ihm Florianen anstatt Renaten bot, lachte der Factor höhnisch, und spottete über die falsche Münze, mit der man gute Dienste zahlen wolle, meinte, Buhlschaften mit hispanischen Kaval-

lieren taugten nicht zur Aussteuer seiner jungen Wirhschaft zu Antwerpen, und als darauf der hochbeleidigte Hausherr ihn aus Zimmer und Hause mit wildem Fluche verwies, knirschte der kleine Factor mit den Zähnen, und hob in der Thür ohne Worte die Faust drohend gegen Herrn Servatius mit einer Geberde, die, von diesem wohlverstanden, ihn bis ins Mark erzittern machte. —

Von allen Gliedern seiner Familie blieb der Hauptmann Barnabas der einzige, von dem der gefolterte Vater Schutz und Rath zugleich erwarten durfte; aber dieser war verschwunden, und nochmahliges Aussenden nach allen Bekannten des Hauptmanns, nach allen Orten in und um Brüssel, die er zu besuchen pflegte, blieb ohne Erfolg. Wie in der Irre ging Herr Servatius; sein Dünkel auf Verstand und Mittel, seine Besonnenheit wurde von einer Verzagtheit vernichtet, die ihn zuletzt sogar dahin trieb, den Factor aufzusuchen, um eine Versöhnung mit diesem, koste sie auch das Ungeheuerste, zu Stande zu bringen; doch auf Menzeleins Stübchen fanden sich Koffer und Kistchen bereits fortgeschafft, und man wollte den Factor zuletzt in den Fabrikgebäuden gesehen haben, die zum Staunen des Herrn sich ebenfalls menschenleer befanden, obgleich die Vesperstunde kaum geschlagen, und die Glocke, welche die Arbeiter zu entlassen pflegte, noch nicht geläutet worden. So kam die Dämmerung, so das Dunkel heran, und mit ihm verbreitete sich ein Schreckniß durch die reiche Stadt, welches für jeden, der einmal in dieses Gorgonenhaupt geschauet, zu den schaurigsten gezählt werden muß. —

Ein Rennen und ungewöhnliches Gelärm auf den Gassen machte zuerst die ruhigen Hausbesitzer, welche der Abend am Familientische gesammelt hatte, aufmerksam. Prahlende Stimmen, hart ausgeschriene Drohworte einzelner die Straßen durchstreifender Nachtmänner

schreckten die Bürger, und zogen sie an Fenster und Thüren. Da flackerte ein ferner Feuerschein auf über der Stadt, erst einer gelben Kriegsfahne ähnlich, die in den dunkeln Himmel hinaufgesteckt worden, und sich immer breiter entfaltete, dann plötzlich sich in einen Vulkan verwandelnd, aus welchem ein Regen von Feuerfunken, von Flammenblitzen und schwarzgeballten Rauchmassen himmelan prasselte. Jetzt ward die grauenvolle Stimme der Sturmglocke wach; Geschrei, Gekreisch tönte von den Plätzen, aus den Fenstern der Häuser herüber, und schwarze Menschenmassen kugelten sich heran, wie ein Lawinenball, wachsend mit dräuender Schnelle im langsamen Weiterrollen.

Der steife Herr Erasmus, welcher fortgegangen, um nach dem Unglücke sich umzusehen, stolperte ins Fagelsche Haus, leichenbleich, mit schlotternden Gebeinen und starren Fischaugen. In unaufhaltbarer Beweglichkeit, als hätten seine Glieder plötzlich Polipen-Gelenke bekommen, lief er auf und ab vor der Kolonne der um ihn versammelten, neugierigen Hausgenossen, bis ihn der alte Holländer gewaltsam packte und durch sein Leibesgewicht den Windballon festankerte.

„Rette sich wer kann; van der Leedens Fabrik ist Asche und Rauch; die Wagegasse und der Anderlechische Steinweg bis Sanct Gerix sind ein langer Feuerofen;“ stotterte da der mit hundert Fragen Bestürmte; „die ganze Hölle ist auf den Beinen, ganz Brüssel ist verloren, Habe und Gut ist hin, man wird uns zerreißen, zerschlagen, köpfen, hängen, viertheilen, denn solche Bestian geben keinem honetten Manne Pardon. Laßt los, Herr Peter Bauch! oder ich gebrauche die Faust, und seyd ihr klug, so setzt Euch mit uns in Galopp zum Kanal, wo glücklich noch des Factors Antwerpener Bock an der Kette liegt; Alle hinein und davon, das Leben ist

doch das erste Gut; auf dem Kanal verbrennt man nicht mit, und es hat wahrhaftig Eile, denn in dem nächsten Mordbrennertrupp rief es schon: Van Fagel! Nach van Fagels Hause, der Großthuer darf nicht der Letzte seyn!" —

Herr Servatius trat jetzt hastig hinzu, und faßte den Sohn bei der Brust, schüttelte ihn zur Besinnung, und erzwang von ihm einen vernünftigern Bericht. —

Die Furcht vor dem nahen Ausbruche eines Krieges mit Frankreich, welches seine Rüstungen nicht versteckt hielt, auf der andern Seite die Verhältnisse mit England, wo die Nation sich gegen Jacob den Zweiten empört, ihn abgesetzt, und den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Throne Großbritaniens berufen hatte, die unruhige Spannung über den Ausgang dieses merkwürdigen Ereignisses, das alle Höfe Europa's zur Theilnahme für oder gegen Eine der betheiligten Parteien aufregen mußte, hatte dem Handel der Niederländer bedeutende Wunden versetzt, und besonders die Brüsseler Fabrikherrn ängstlich gemacht, und sie bewogen, ihre wirklich damals bis an das Unglaubliche ausgedehnten Werkstätten zu beschränken, eine Menge der zahllosen Arbeiter zu entlassen, und mit möglichster Sparsamkeit ihre Fabrikgeschäfte betreiben zu lassen. Tausende verloren dadurch ihr Brod, ganze Familien geriethen in Armuth und tiefste Noth, und nachdem sie vergebens in den Nachbarländern Erwerb gesucht, kehrten sie, der Verzweiflung nahe, in ihre Heimath zurück, Haß im Herzen gegen die, welche vordem ihre Wohlthäter und Brodherrn gewesen waren, Aufwiegler ihrer zurückgebliebenen Kameraden, welche in dem Schicksale der Genossen ihre eigene Zukunft mit Angst zu sehen glaubten. Vertrauend auf ihre Anzahl meinten sie mit Gewalt erzwingen zu können, was die Vorsicht der reichern Mitbürger ihnen entzogen, und was sie Ungerechtigkeit tauften; da sie nichts zu

verlieren hatten, als das drückende Leben, so hofften sie jedenfalls zu gewinnen, und die Bösartigern unter dieser, in Religion und Sitte verwahrloseten Volksklasse wurden außerdem von Raubsucht und Rachgier gespornt, und spornten wiederum durch Bilder des Gewinnes und der Verbesserung, die mildern und zaghaftern unter ihren Kameraden. Heute gegen Abend war's losgebrochen, ungeahnet, unvorhergesehen und darum desto schrecklicher, verwüstender. Schon standen mehrere Häuser und Fabriken der ersten Kaufleute in Flammen, Schiffer und Lastträger hatten sich den Mordbrennern zugesellt, denn was ist verlockender für den Pöbel im Volke, der überall sich tyrannisch gepreßt und stiefväterlich gegen andere Stände behandelt glaubt, was ist verlockender für diese Volkshefe, als die Aussicht auf tumultuarische Festnächte, wo das Gesetz aufhört, und die Ordnung untergeht in roher Gewalt, und wo der, von dem Schicksale nun einmal zum Fröhner und Söldner Bestimmte furchtbarer Weise den zertretenden Herrn, den Mann der zügellosesten Willkühr zu spielen vermag. —

Bleiche Gesichter umkreiseten Herrn Erasmus, als seine unzusammenhängende Aussage den Grund des Tumults in der Stadt klar gemacht, und nur zu deutlich enträthselt, was eigentlich zu fürchten. Der alte Holländer allein hatte kalt und ruhig zugehört, und sein gewohntes Daumenspiel fortgesetzt.

„Schläft denn Eure Soldateska, oder stecken lauter Weiberköpfe unter Euren Blechkappen?“ fragte er jetzt, die Hände auf seine breiten Hüften stützend. „Beim heiligen Mercurius! Ihr Brabanter scheltet uns phlegmatische Seehunde, aber Ihr Alle, wie Ihr da steht, sehet gestrandeten Pottfischen ähnlicher wie feurigen Löwen. Da haben wir's anders gemacht, van Kuik! nicht wahr? als zu Rotterdam die Matrosen, da der Spanier

alle Häfen blockirte, Rebellen spielen wollten, und das waren echte Eisbären gegen Eure bleichsüchtigen und dürren Spinnenmenschen. Auf, mein Jung! Du verstehst ja noch von dorther, was Noth in solcher Stunde! Sei der Schout by Nacht dieses steuerlosen Orlogschiffes, und commandire diese Verzagten; ich wette, wir werden nicht übel fahren unter Deinem Admirals-Wimpel." —

Der junge van Kuik ließ sich den Auftrag nicht zweymal geben, und das von fern heranschallende Getobe, das sich zu mehren schien in jeder Minute, brachte in die ganze Hausmannschaft Leben und Gehorsam gegen die rasch gesprochenen Befehle des Fremdlings. Zuerst wurden Thüren und Läden fest geschlossen und die Haupteingänge durch Kisten und Fässer verbollwerkt. Dem jungen Jac Wael ward der Auftrag, alles, was an Schießgewehr und Munition sich vorfände, in die Zimmer des obern Stocks zusammen tragen zu lassen und mit den bravsten Dienern die Fenster nach der Straße hin zu besetzen. Die ältern Dienstleute und die Mägde mußten, von Herrn Servatius befehligt, auf die innern Höfe hinaus, alle Zuber und Tonnen aus dem Brunnen füllen, Handspritzen und Wolldecken parat legen. „Ihr, mein verehrter Prinzipal!" schloß der Commandeur seine Kriegdispositionen, „schlagt mit den Damen Euer Hauptquartier im Kellergewölbe auf, wohin Herr Erasmus Kassa und Hauptbücher transportiren soll. Dauert jedoch das Bombardement der Citadelle zu lange, so hoffen wir auf den Wällen von Euch die gehörige Erquickung aus dem Mutterfaß und dem Vorrathsschranke." —

„Bravo!" rief Herr Peter Bauch, und klatschte in die runden Hände, „der Jung will sich das Orangenband in Brüssel verdienen!" — und Jedermann flog, ermuthigt und willig der rettenden Besonnenheit unterwürfig, an den ihm angewiesenen Posten. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 15tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

So muthig van Kuik von Außen erschien, so beklommen war ihm ums Herz. Der Sinn der Brabanter, dem französischen verwandt, leicht aufgeregt, aber auch leicht eingeschüchtert, konnte dem ehrenfesten Sohne der Zeeländer kein Vertrauen einflößen. Draußen tobte das Volk immer lauter, schon klirrten die eingeworfenen Fensterscheiben, schon hatte Wael vom obern Stock einige Male blind zwischen die gährende Masse geschossen, aber die Aufregung, nur durch die Schreckschüsse vermehrt, und die schimpflichen Namen, die blutdürstigen, mordsüchtigen Ausrufungen, welche die Bandenführer auf der Gasse hören ließen, vermehrten die Bangigkeit der jetzt völlig Eingeschlossenen und förmlich Belagerten bis zur Sterbeangst. Van Kuik stand in der Seitenthür, welche in den Hof hinaus führte; einen blanken Säbel

im Arm lehnte er dort, nachsinnend, horchend, aber ohne Entschluß. — „O goldene, beglückende Ordnung, bist du denn nur bey uns daheim zu Hause?" sprach er mit sich selbst. „Man schilt uns kalt, herzlos, unbeweglich, aber wer möchte tauschen mit solcher Beweglichkeit, solcher Flackergluth? Horch! — wie die Brandung an das hohlgespülte Ufer des Weltmeers, so tönet der schaurige Lärm herüber. Mir wäre besser, stände ich vor der Sturmfluth drüben in der Heimath, denn ich könnte den vaterländischen Deichen vertrauen." —

Eine weiche Hand legte sich auf die seinige, und als er den Kopf wandte, sah er die bleiche Renata neben sich.

„Ist es so schlimm, so rettungslos?" fragte das bebende Mädchen.

„Ihr hier, Fräulein? Warum nicht im sichern Gewölb, wo Riegel und Eisenstange den Trunkenbolden und Mördern den Eingang versperren kann, bis der träge Kommandant oder die zusammengetretene Bürgerschaft Hülfe sendet? Hier ist keine Sicherheit für ehrbare Jungfrauen, und Entsetzten faßt mich, denke ich, was Euch begegnen könnte, bräche eine der vielen unbewachten Pforten." —

„Bey Euch ist mir wohler, als dort unten;" antwortete Renata, „die Schwester wimmert, der alte Herr erzählt spaßige Historien, die mir klingen wie das Lachen der Zechbrüder beym Leichenmahle. Laßt mich bey Euch! komme, was wolle, Gott ist ja auch dabey. Und ist denn unsere Lage so verzweifelnd?" —

„Höret Ihr das Geknatter außen an den Mauern? Man legt Leitern an, oder bauet Gerüste zum Uebersteigen. Sehet hin! Dort fliegt schon ein Pechkranz auf das Schindeldach des Magazins. Und war das nicht ein schwarzhaariger Menschenkopf, der eben über der Wand sich erhob?" — Er ergriff einen Eimer und schleuderte ihn nach der Gegend. —

„Glücklich getroffen!“ rief er mit wildem Triumph, der gar nicht zu seinem gewöhnlichen Wesen paßte. „Der Bursch wird nach Hause gehen, sein Kopfweh auszuschlafen. Nun denn! fürchtet Ihr die Kellerluft, so haltet Euch nur immer dicht an mich; denn das schwört Euch Pilgrim van Kuik, ehe ihm nicht dieser Arm sammt dem Säbel in der Faust vom Leibe gehauen, soll Euch keine freche Hand antasten dürfen.“ —

Renata drückte sich schaudernd an ihn, da kam Herr van Fagel über den Hof gesprungen. „Wir sind verloren;“ rief der verstörte Mann; das hier im Hause bekannte Volk hat die obern Läden zerschlagen; zwey Male gelang es uns, das Feuermaterial, das von dem Gesindel eingeschleudert worden, zu dämpfen. Jetzt aber drängt der ganze Troß auf diesen Punkt: jeden Augenblick müssen wir gewärtig seyn, die Räuber hereinbrechen oder die Flammenbrunst aufschlagen zu sehen. O, schändlich! daß ein Bürger Brüssels so preisgegeben ist.“ —

Ein Entschluß flog auf in van Kuiks Phantasie: „Dort hinter dem Brunnen weiß ich ein enges Pförtchen,“ sprach er hastig, „und dort scheint wenig Volk zu lärmen. Ruft die ganze Hausgenossenschaft hierher, es bewaffne sich jeder, wie er kann. Die verlorne Garnison muß durch einen tapfern Ausfall wenigstens das Leben retten.“ —

„Mein Eigenthum verlassen, solchen Händen die Beute geben!“ jammerte Herr Servatius: „Heute der erste Mann in Brabant, morgen ein Bettler! Gebt mir Euer Eisen, Herr! denn so etwas läßt sich nicht überleben.“ —

Er griff zugleich nach van Kuiks Degen, hatte aber noch nicht ausgesprochen, da donnerte draußen plötzlich eine volle Gewehrsalve, Geheul und Angstgeschrei folgte, noch ein Mal krachte die zweyte Salve, und einzelnes

ward das nahe Geschrei, und fernhin schien der Tumult wie auf Windesfittigen zu verstieben, und lebhaft wirbelte jetzt dicht an Mauer und Hause der dumpfe TromDie Grenadiere sind da, das Gesindel flüchtet nach allen Seiten, und von fern sah ich schon die blanken Klingen der Dragoner einblitzen zwischen die Nachtwölfe. Laßt uns öffnen, denn irrt mein Auge nicht, so führte ein gar guter Freund das Lootsenboot, das dicht vor dem Schiffbruch sich uns ans Bord gelegt.“ —

Als die Hauspforte geöffnet, sah man von Fackellicht eine Doppelreihe baumlanger Grenadiere das Haus umzingelt halten, und ein schlanker Offizier unter der hohen Blechmütze trat ein in das Haus, bedauerte den Unfall, bat um Entschuldigung seines verspäteten Anmarsches, da man auf einer andern Stadtseite den Haupttumult vermuthet, und versichert Alle seines ernsten Schutzes. Aber mitten aus dem Haufen der Geretteten stürzte sich ein Mädchen hervor, und flog an des schönen Wehrmannes Brust und umschlang ihn mit beyden Armen dreist und furchtlos. „Carlos!“ rief Floriane, denn sie war es: „O wie habe ich gebetet nach Dir! Wie konntest Du in solcher Noth das Herz fast brechen lassen, was Dir gehört?“ —

Der junge Spanier stand verlegen, er wußte nicht, sollte er abweisen, sollte er fest fassen, was ihm sich bot. Jac Wael aber trat zu dem betroffenen Hausherrn, dem die neue Entdeckung die Zunge lähmte, und sagte mit einem Tone, der beinahe boshaft klang: „Nun, Herr

Ohm! segnet immer zu; Ihr seid ja von heut Morgen noch im Zuge. Und wahrlich! ist dieser zweite Tochtermann auch nicht solch ein speckichter Narvall und ein solch zentnerschweres Goldfaß, so hat er doch dem Brautvater ein achtbar Geschenk mitgebracht, bestehend Numero Eins in allem Habe und Gut der Firma Fagel et Compagnie, Numero Zwei in Euren ganzen Gliedmaßen und unverletztem Leichnam, und Numero Drei in dem willkommenen Strafact Eurer feindseligen Kannibalen, denn sehe ich recht, so krümmt sich ein Dutzend derselben dort auf dem Platze, und wird keinen rothen Hahn wieder krähen hören.“ —

Herr Servatius lösete zwar das unverschämte Töchterchen vom Halse des Grenadiers, doch vermied er die Härte, und sprach dann recht warm seine Dankworte gegen den schlanken Kriegsmann aus, und ließ sogleich aus seinem Keller zur Stärkung der Mannschaft herantragen, so viel der vorsichtige Anführer zu erlauben für gut befand. —

Die Nacht, doch immer noch von ängstlicher Sorgsamkeit begleitet, war ohne fernere Unruhe vorüber gegangen, aber das Schicksal, welches einmal seine Schlangengeißel über dem Haupte des Herrn van Fagel geschwungen, und ihn mit seinen schaurigen Polypenarmen eingenetzt, schien ihn noch nicht gänzlich loslassen zu wollen. —

Früh trat schüchtern der alte Korporal Schwitken in das Kabinett des Fabrikherrn, und alle Falten des bärtigen, vergelbten Gesichts erschienen durch die Säure einer tiefen Bangigkeit in zwey große Furchen zusammengezogen, und die grauen Augen blickten besorgt im Zimmerchen umher, obgleich der greise Soldat die Thür vorsichtig hinter sich angezogen.

„Was gibts?“ fuhr der Hausherr auf, und drehete sich mit seinem Schreibstuhl herum. Der Korporal stellte sich möglichst steif, und legte die rechte Hand an die Stirn. „Haltet zu Gnaden!“ sagte er, doch mit möglichst gedämpfter Stimme. „Kennt der hochedle Herr vielleicht nicht mehr den alten Mauritius, der vordem im kleinen Kustoshause wohnte neben der Kirche und oft Holz gespalten im Hofe bey an? Ja, ja, die Zeit reitet immer Galopp, weil sie immer Schlechteres zu sehen bekommt, je weiter sie trabt.“ —

„Ohne Sermon!“ polterte Herr Servatius. „Was bittet Ihr? Wir haben keine Zeit für Lumpereien.“ —

„Glaub's wohl!“ seufzte der Korporal. „Gram und Sorgen schlagen die Reichen am schwersten, weil sie ungewohnt kommen. Und jeden christlichen Hausvater muß im Mitleide das Herz sich rühren, wenn in solche Familie das entsetzlichste Unglück herein brach.“ —

„Welch Unglück? Krächze aus, Du graue Nebelkrähe!“ rief Fagel ungeduldig und erschrocken zugleich, indem er des Sohns gedachte.

„Nur ohne Furcht, verehrter Herr! Der alte Mauritius ist eine getreue Seele, und mit dem Kahlkopf ist die Zunge nicht weibisch geworden. Auch hat der Hauptmann mir Alles vertrauet, denn er kennt die Ehrlichkeit seines alten Exerciermeisters. Ja, ihr möget die Leiche der armen Frau wohl sorglich versteckt gehalten haben, und ich will gern dazu helfen, es unter die Leute zu bringen, daß sie auf eine natürliche Weise zu Tode gekommen.“ —

„Wo ist der Hauptmann? Warum ist der Hasenfuß nicht hier? Schon war der Adjutant da, weil er die Nacht, als man Allarm schlug, gefehlt.“

„Ach! Herr!“ antwortete der Korporal. „Sähet Ihr den langen gewaltigen Mann, Ihr würdet nicht so

hart gegen ihn seyn. Er hat um fünf Zoll vom Maaß verloren, und ist eingefallen, wie eine trockene Birne. Diese Nacht klopfte es an meinem Häuschen, und wie vor einem Gespenst erschrack ich, als der Herr Barnabas eintrat. Ja, so ein Kainsfluch zehret ärger wie das zeeländische Fieber. Die Furcht vor dem General-Auditeur, dem gestrengen Herrn Alphonso Carrero hat ihn hinaus getrieben, und er ist wie der erste Todtschläger herum gelaufen in Feld und Holz, aber das Gewissen hat ihn immer zurück gegen die Stadt gezogen, und als er den Brand von dieser Nacht gesehen, hat er gemeinet, das Volk habe erfahren, daß er seine Frau erschossen, und habe aus Grimm darüber in Euer Haus das Mordfeuer geworfen. Ach! es ist jämmerlich anzusehen, wie er irre redet, und von Geistern spricht und von der Hölle, und sich die Lippen blutig beißt, und sich am Boden wälzt wie ein lahmgeschlossener Schlachtgaul. Wir haben unsere arge Noth mit ihm gehabt, ich und meine alte Veronica. Nun will er noch einmal sein todtes Gemahl herzen, und sich dann dem Gericht überliefern; und darum bin ich voranmarschirt, so schnell die alten Knochen es gelitten, um Euch vorzubereiten, daß Ihr Anstalten trefft, ihn hier im Hause festzuhalten, und auf dem nächsten Schiff nach den Inseln zu transportiren, damit er solchen Schimpf nicht auf die gute Familie bringe." —

Herr van Fagel sprang jetzt erzürnt von seinem Sessel. „Er ist ein Faselhans, und Du bist ein alter Heulnarr!" sprach er, jedoch dabei ein blankes Silberstück aus dem nächsten Holznapf greifend und es dem Korporal in die Hand drückend. „Frau Vita ist weder todt, noch gefährlich verwundet. Aber der tolle Herr Sohn wird sich um seine theuer erkaufte Stelle bringen, wenn

er nicht eiligst ins Haus kehrt, und dann liegt uns, geplagtem Vater, eine neue Last auf dem Nacken." —

Der Korporal that einen Kreiselsprung auf seinen gesunden Beinen; „da darf ich mit dem weißen Tuche wehen, und Pardon schreien!" rief er. „Beim Sanct Paulus! der auch ein böser Saul war, bis ihn ein Schreck- und Segens-Blitz zugleich traf, die Botschaft, die ich zurück bringen darf, ist meinem alten Gemüth mehr werth als Euer blanker Botenlohn." —

Und hinaus trabte der Alte, und keuchte über die Gasse hin.

Nicht lange durfte Herr van Fagel harren, so hörte er des Hauptmanns bekannten Tritt, und trat ihm entgegen. Aber das Zornwort erstarb ihm auf der Lippe, als er das blasse Gesicht, die verfallene, gebeugte Gestalt des Sohnes erblickte, und nur gebrochen kam die Vorwurfsrede über des erschütterten Vaters Lippen.

„Vater!" sagte der starke Mann halblaut und mit bebenden Tönen, „sparet Eure Worte; sie gleiten ab von meinem Herzen, denn sie sind Schaum gegen das, was mir die selige Mutter in die Seele gebrannt." —

„Die Mutter?" stammelte Herr Servatius.

„Ja, die Mutter;" antwortete der Hauptmann mit Schauder in den Gliedern. „Ich sah sie, und sie soll nie mehr Ursache haben, mich wiederum so entsetzlich zu mahnen, und zu züchtigen. O, hätte sie Grund gehabt, Euch so zu lieben, wie sie ihre Kinder geliebt, sie würde Euch auch längst besucht haben, um Euch vom bösen Wege abzutreiben. Verflucht sey meine Hand, wenn ich wieder den Becher fasse oder die Würfel, oder mit Eifersucht quäle, was mir zugethan in Liebe, oder den Schwestern nicht ein guter Bruder bin! Glaubt mir, die Todten sind nicht Alle todt, sie scheiden nicht von der Erde, wenn man sie auch tief einscharrt, und sie sorgen noch

um das, was sie lieb gehabt. Vater! thut, wie ich, denn Ihr möchtet nicht die Kraft haben, anzuschauen, was ich mit Entsetzen angesehen."

Er ließ den Verstummten stehen, und stieg wankend im Hause hinauf. Am Bett der Gattin sank er in die Knie, weinend, bereuend, gelobend, bittend. Aber aus dem Bett streckten sich Liebesarme nach ihm aus, und zogen ihn in das Reich der Barmherzigkeit und Versöhnung, und er feierte mit zerrissenem Herzen seinen neuen Brauttag, zerknirscht durch weibliche Milde, die, obgleich ein schwaches Kind, immer den männlichen Löwen gebändigt, welchen weiblicher Trotz nur zu oft in thörichter Härte zum Raubthier aufhetzt. —

Unten war indeß der Herr Servatius auf keine gewünschte Weise aus seiner Erstarrung geweckt worden, denn der Commandant von Brüssel Don Domenico de Gastanago, der dürre, lange spanische Marquis, mit dem scharfen Adlergesicht und den brennenden, strengen Falkenaugen, trat ein zu ihm im Geleit mehrerer Offiziere, besichtigte den vom Pöbel angerichteten Schaden, forschte mit Schärfe nach der Lage der Fabrikleute, forschte mit böserer Finsterniß in den Mienen nach dem Capitano van Fagel, und verlangte dann ein geheimes Gespräch mit dem Vater, zu welchem respectvoll, doch mit sehr beklemmter Brust der Kaufherr den gefürchteten Spanier in sein Kabinett komplimentirte.

Jac Wael befand sich in seinem Erkerstübchen, packte seinen kleinen Tragsack zusammen, und suchte seine Pilgerkleider hervor, indeß sein getreuer Pudel ihn umsprang, und mit freudigem Gebell und Kratzen an der Thür den Scharfsinn zu erkennen gab, der des Herrn ihm willkom-

mene Absicht voraus errieth. Jac fühlte, daß seines Bleibens hier nicht länger seyn könne. Die Unruhe der Nacht hatte ihn abgespannt, erschöpft, dadurch war sein hitziges Blut kühler geworden, sein Geist dachte ruhiger, überdem hatte er mit Gram bemerkt, wie die geliebte Renata in der Gefahrstunde sich mit größerm Vertrauen an den jungen Holländer als an ihn angeschlossen; Alles das entwickelte eine vollkommene Resignation in seiner Seele, und sein Entschluß wurde fest, sich ohne Aufschub allen diesen marternden Verhältnissen zu entreißen, die ihn mit einem Seelentode bedräueten.

Da blickte der Kopf einer jungen Spitzenklöpplerin um seine Thür, und als sie bemerkte, daß er allein, reichte sie furchtsam ein Brieflein durch die Thürspalte und machte sich wieder davon. Der Brief war von dem Factor Wulf Menzelein. Er forderte den jungen Mann zu einen Zwiesprach in dem nahen Kirchhofsthore, zu einem Zwiesprach, in welchem ihm der Einladende die Entdeckung der wichtigsten Geheimnisse und eine Erbschaft seiner Eltern versprach. Mit finsterer Stirn und verächtlicher Miene warf der Jüngling den Brief zu Boden. „Was habe ich zu theilen mit dem giftigen Molch?“ fragte er. Warum will der Störenfried mir des stillen Abschieds Todtenfeuer verderben durch sein menschenfeindlich Streitlied? Er war die Schlange zwischen mir und dem Ohm, Gutes kann von ihm nicht kommen für mich, und des Belastenden trag ich genug für jetzt.“ — Als jedoch die bestimmte Stunde schlug, drängte sich der Gedanke an die nie genannten Eltern so lebhaft in des Jünglings Phantasie, daß er nicht zu widerstehen vermochte, und bald unter dem hochauf gemauerten Schwibbogen des Portals stand, wo ihn der schwarzhaarige, kleine Mensch erwartete, und mit ungewöhnlicher widerlicher Freundlichkeit ihm die Hand entgegen hielt, die Jac je-

doch nicht annahm, sondern in kurzgestoßenem Wort Auskunft forderte über den Grund der seltsamen Einladung. —

„So erhitzt und finster wie ein besiegter Duellant?“ fragte hämisch der Factor, indem er mit scharfem Spionenblick die ganze Physiognomie des jungen Mannes durchspähete, und, als wenn er Schatten suchte unter den alten Linden, aus dem Portale in den Fußpfad einbog, der innerhalb der Mauer um den Friedhof führte. „Nun! so seyd ihr mir gerade recht, und ich werde Eurer Erhitzung das rechte Ziel vorstecken, und Eure Verfinsterung durch ein Rachefest an Euren ärgsten und geheimsten Feinden in ein flackerndes Johannisfeuer verwandeln. —

„Nur keine Klatscherei, kein lügnerisch Gedicht!“ antwortete mit eisiger Kälte der Jüngling. „Ihr seyd ein bekannter Meister in dieser Gesangsweise.“ Und doch zog ihn eine unbesiegbare Neugierde neben dem Verhaßten weit in die Lindengänge.

Der Factor nahm ein wohl zusammengebundenes Päckchen Papiere aus dem Brusttheil seines Kleides, und hielt es Wael entgegen. „Sehet den Schatz hier!“ lächelte er widrig; „Alles gute Unterschrift und besiegelt mit Euch wohl bekanntem Wappen. Was wettet der junge Herr? wenn ich diese Blätter ihm ausgebreitet, so wird er mir dankbar Hand und Mund küssen, und respectvoll sich neigen vor mir. Doch zuerst von andern Dingen.“ —

Wael antwortete durch nichts als einen Blick, der unverhohlen tiefe Verachtung ausdrückte; der Factor barg seine Papiere, und fuhr geschwätzig fort: „Ihr kommt gerade vom Hause des saubern Herrn Servatius; aber, wie ich vernahm, saßet Ihr oben in Eurer Klause, und habt vielleicht gar nichts zu hören bekommen von den neuesten Herrlichkeiten, mit denen das Schicksal den schlauen Speculanten unverdient begnadigt?“ —

„Welche Herrlichkeiten?“ fragte Jac stutzig, doch setzte er sogleich streng hinzu: „Ich kam, weil Ihr mich durch den Namen meiner Eltern locktet, doch bitte ich, daß Ihr von meinem Ohm mit Achtung sprechet, oder Ihr werdet den geduldigen Zuhörer augenblicks verlieren.“ —

„Ja, mancher Corsar steckt die Flagge eines großen Königreichs auf seinen Mast,“ fuhr der Factor fort, und fährt damit stolz und ungehindert durch alle Meere, und bestiehlt dennoch nächtlich die friedlichen Küsten, und holet sich die ankernden Kauffahrer aus stiller Bucht. Aber wer mit ihm wohnte in der Kajüte, kennt sein rechtes Gesicht und seinen blutfarbenen Wimpel, und weiß von dem Raubgut, das im Raume versteckt liegt. — Zuerst ist heute früh der spanische Herr, der Kommandant mit dem schwarzen Zwickel am Kinne, im Hause gewesen, und hat den armen Sünder ins Gebet genommen. Da ist inquirirt worden über die Ursache des gestrigen Volkstumultes, über die Schinderei der armen hungrigen Arbeiter, gegen welche die Neger in den Zuckerplantagen wahre Könige bleiben. Dann hat der spanische Don mit Strenge nach dem Hauptmann gefragt, und über seine halbe Desertion und seinen Dienstfehler und das Mordattentat gegen die arme Frau, und die Worte Kriegsrecht und Cassation sind dem Herrn Papa um die Ohren gesauset wie die Aequinoctial-Winde um eine mastlose Brig. Zuletzt wurden von dem alten Kriegshelden gar Daumschrauben und spanische Stiefel präsentirt, denn es kam die Rede auf die heimliche Rüstung der Franzosen, und wie hier in Brüssel mehrere Feinde der Regierung mit dem kriegslustigen Nachbar Unterhandlung trieben, Ankäufe besorgten, sich zu Lieferungen erboten hätten, und solch hochverrätherische Pratiken nicht vorsichtig und klug genug zu verbergen gewußt.“ —

„Und der arme Ohm ist doch nicht dabey, hat sich doch nicht zu solch halsbrechendem Geschäft durch böse Rathgeber verführen lassen?“ rief Jac aus. „That er's, so ist er verloren, denn diesem Spanier gelten hundert Brabanter Hälse nicht mehr als ein Mohnkopf vor seinem Stecken.“ —

„Hat keine Gefahr;“ versetzte der Factor ingrimmig; „dem Unkraut thut Blitz und Platzregen keinen Schaden. Der grimmige Don hat seine schwache Seite; der Neffe, der junge Jungfrauenjäger ist sein Augapfel; der Bär wird zum Lamm, wenn das magere Zitronenapfelgesicht weinet und wimmert, und so ist Fräulein Floriana der Lösungspreis geworden, Alles ist vergeben und vergessen, eine vornehme Schwägerschaft gestiftet, und der Alte hat gesegnet, andächtig und mit Salbung wie ein Patriarch.“ —

„O! so ist doch Eine der Schwestern glücklich, und mein Wunsch erfüllt worden,“ stieß Wael freudig heraus. „Aber, arme Renata, wie viel schwerer wirst Du jetzt Dein Loos empfinden! Und warum warest Du so vorschnell mit Deinem Opfer? Heute hätte es ja dessen dann doch nicht mehr bedurft.“ —

„Fräulein Renata wird auch schon zufrieden seyn,“ antwortete Wulf giftig, „und unser Mitleid nicht mehr bedürfen. Höret nur zu, damit wir zur Hauptsache kommen. Als nun Fräulein Floriana her citirt, und auch der lange gelbe Grenadier heran commandirt worden, da hat es lauter Jubel gegeben und Luftsprünge und ein Fricassee von Händequetschen, von Freudenthränen und Gratulationsküssen, aber Jungfrau Renata hat das Pförtchen ihres Herzens nicht mehr verschlossen halten können, und ist mit argem Gejammer in der Schwester Arm gefallen; das hat denn Alle gar sehr gerührt, und sieh da! auch der alte Goldfisch, der plumpe Holländer hat Was-

ser gepumpt, und die Daumen so schnell um einander gedreht, wie das Tau läuft über die Spille eines Wal-fischbootes. Zu dem Mädchen ist er getreten, und hat ein Papier entfaltet, und laut den Ehecontract abgelesen, und der Name hat gelautet Pilgrim van Kuik, und Herrn Peter Bauchs Firma hat nur da figurirt, wo die Zeugen zu stehen pflegen.

Alle haben wie Salzsäulen gestanden, und besonders der noble Herr van Fagel, dem der Irrthum einen Strich durch alle guten Pläne auf des Hochmögenden Geldkiste, gezogen. Aber wie ein Börsen-Ausrufer hat sich der alte Amsterdamer mit weitgespreitzten Beinen mitten in den Saal gestellt und mit seiner quäkenden Froschstimme scheltend perorirt: Wie man ihn habe halten können für solch einen Fastnachtsnarren, der Kirschen pfropfen wolle auf einen alten Weidenbaum, und sich den alten Magen verderben mit jungem, ungegohrnem Most, und hat erklärt, daß er seinen Vetter, nemlich den jungen van Kuik längst zu seinem Universalerben gesetzt, daß er ihn hiemit als seinen Compagnon und als Bräutigam des sittigen und tugendbelobten Fräuleins van Fagel proclamire, die er hiemit als seine wackere und willkommene Tochter erkennen und gehalten wissen wolle für immerdar. Was dann gefolgt, ist leicht zu errathen, auch wenn man kein Prophet, noch weiser Salomo war. Herr Servatius herzte den großmüthigen Pottfisch, der Jubel ging von vorn an, in eine Doppelposaune wurde gestoßen, daß Fenster und Spiegel klirrten, und die züchtige Jungfrau Renata machte auch kein scheel Gesicht zu dem Tausche, und ließ sich von dem flachshaarigen Quäker gar gern die Hände lecken.“ —

„Du lügst!“ fuhr Jac hitzig empor. „Wenn auch der aufgedrungene Sponse ein weniger widerwärtiger war, o! ihre Seele dachte doch im Schmerz an ein ande-

res zerissenes Herz! Und woher weißt Du das Alles, Du Spinnstubenerzähler? Wurdest Du doch schon gestern aus dem Comptoir gejagt."

„Ihr dutzet mich; das ist recht schön von Euch, denn es könnte zur Ordnung unserer Zukunftszeit gehören;" sagte der Factor mit höhnischem Grinzen. „Aber vom Jagen müßt Ihr nicht sprechen. Wulf Menzelein ist nicht so leicht aus einem Quartier movirt, wo es ihm gefällt; und wollte ich, würde der Hausherr lockerer in dem Hause drüben sitzen, als ich. Aber was ich erzählt, ist kein Trug. Herr Erasmus, der das wahre Verdienst besser zu schätzen weiß, als sein lockerer Papa, hat mir so eben auf dem Markte Alles vertrauet. Er ist vergnügt, daß die Zierpuppen so rechtlich unter die Haube und von seiner Tasche kommen, aber dicke Thränen hat die ehrliche Haut geweint über meinen Ausmarsch, und mir, nach des Vaters Absterben, Kompagnie angeboten auf Tod und Leben mit Leib und Gut." —

„Saubrer Sohn!" entgegnete Wael, sich abwendend, da fiel sein Blick auf das Grabeskreuz der Frau Juliana, in dessen Nähe sie gekommen. Er faltete die Hände und blickte recht wehmüthig darauf hin.

„O wüßtest du, wackere Frau!" flisterte er, „wie dein Pflegesohn, den du so mütterlich behandeltest, jetzt so verlassen steht in dem Hause, wo du ihn den eignen Söhnen vorzogest! Deine Mädchen sind versorgt, aus der Verwirrung gerissen, welche Leichtsinn und Unfriede unter das Dach gelockt, wo du, edles Wesen! in Ordnung und Liebe regiertest. Wenn Selige sich kümmern um die irdischen Zufallsspiele, so wirst du Lohn darin finden für deine Muttertreue, so wirst du den Dank vernehmen, den der Pflegesohn dir zollt an deinem Hügel." —

„Wer weiß, warum die Frau Juliana den Pflegesohn also verhätschelt?" fiel Menzelein mit scharfem To-

ne ein, und machte ein gar listiges Gesicht dazu. „Die arme Frau starb an der Zährung, und solche Kranke sollen einen Prophetengeist haben, der stark wird, je mehr der Leib verfällt. Auch war sie eine kluge Frau, und hat vielleicht hell gesehen durch die Schelmerei des edeln Eheherrn, und hat vorsätzlich gut gemacht, und sein Debet mit ihrem Credit verlöschen wollen.“ —

„Wie meinet ihr das, Herr Wulf?“ fragte Wael aufhorchend.

„Kommt nur weiter!“ antwortete kalt der Factor „Es ist zwischen diesen Mauern ein Plätzchen, das sich besonders paßt für das, was wir noch mit einander zu verhandeln haben, ehe denn wir scheiden.“

Wael folgte dem weiter Schreitenden; aber verwundert sah er sich in den fernsten Winkel des Kirchhofs geführt, wo ein von schlechten Brettern zusammen gebautes Beinhaus stand, und die Gräberreihen ein Ende nahmen. Durch Nesseln und Bilsenkraut, das hier üppig wucherte, trabte das Männlein ohne Scheu hindurch, und mit Staunen sah der Jüngling den Factor Halt machen bey einem halbversunkenen, flachen Hügel, der hier dicht an der Mauer sich hob, überzogen mit gelben Ginsterblumen, und dadurch den Blicken fast versteckt geworden. Der Factor schoß einen wilden, seltsamen Blick über den schmalen Rücken des Grabes hin, dann setzte er sich auf einen rauhen Stein, der aus der alten Mauer herabgefallen, hob das tiefliegende Auge nochmals, den Begleiter damit starr einige Secunden fassend, und erzählte dann mit der eintönigen Weise eines Markterzählers, indem er mit einem Rohrstocke vor sich in der Erde des Grabes stocherte, und Namen und Figuren zu malen schien.

(Schluß folgt.)

Münchener - Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ner Band, 16tes Stück.

Der Mutter Grab.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Schluß.)

„Es hat einmal ein Schiffer gewohnt am Ufer der Sienne, die bey der reichen Stadt Brüssel fließt," so begann er, „und der Schiffer starb im besten Alter seines ehrlichen, schweren Lebens, und ließ ein Töchterchen nach, die in ganz Brabant Schöntrudel genannt ward, weil sie anzusehen wie Mondlicht auf stiller Meeresfluth, und wenn sie in den gelben Hängelocken mit den weißen runden Armen des Vaters Boot in die Bucht ruderte, einer zauberischen Seejungfer glich, die zuweilen sich sehen lassen, um den Fischern die Schätze zu zeigen, welche unter dem Wasser verborgen liegen seit Jahrtausenden. Schöntrudel war arm, der Vater hatte ihr nichts nachgelassen, als rosige Wangen, Augen so dunkelblau, wie der Nachthimmel, und gesunde Gliedmaßen; der Bruder diente fern auf einem Schiff, und zu einer alten Base mußte sie ziehen, und dienen bey der nichtsnutzigen Blutsfreundin. Ein junger Schiffersbursch hatte Gnade gefunden vor Schöntrudels Augen, und all ihr Hoffen ging auf den schmucken Jungen, der sich schon ein Sümmchen zurückgelegt, und rüstig darauf losarbeitete, seit er wußte, die

Arbeit geschah um das schönste Kind, das je Brabanter Waitzenbrod gegessen, und seine Sparpfennige würden dereinst zu einem Brautkrönchen werden, um das ihn alle seine Kameraden beneiden müßten. Da sah ein vornehmer, reicher Mann Schöntrudel, und seine Sinne berauschten sich an des Mädches Wohlgestalt, und es brannte ihn auf seinen Seidenpolstern, und der Wein im Silberbecher mundete ihm nicht mehr, und in seine schlaflosen Nächte drängte sich die marternde Begier nach Schöntrudels Besitz. Schöntrudel war ehrlich, und wies den frechen Sünder ab, nach Gebühr, eine lange Zeit hindurch, aber die Base trat auf die Seite des Versuchers, und hatte gar großen Gefallen an seinem feinen Wort, seinen blanken Goldstücken, der guten Kost und den theuren Kleidern, die er in das armselige Häuschen spedirte, wo dergleichen Waare nie gelagert gewesen. — Ihr starret mich so neugierig an, Junker Jac?" unterbrach der Erzähler sich selbst, nach einem flüchtigen Aufblick. „Es ist nur eine gewöhnliche, gar alltägliche Geschichte, wie sie Euch jungen Bürschlein daheim und auf Euren Reisen zu hundert Malen vorgekommen seyn mag, aber doch darf ich sie Euch nicht unterschlagen, und Ihr müßt schon Geduld haben, bey der langweiligen Historie." — Mit dem vorigen Tone fuhr er fort: „Der reiche Mann, völlig so Einer wie der im Evangelio, der nur an sich denkt, nicht an Gott und den Nächsten, hätte Hab und Gut, Weib und Kind daran gesetzt, wenn dafür Schöntrudels Liebe zu erkaufen gewesen. Das lag nun zwar außer seiner Macht, aber Schöntrudels Besitz bedurfte so großes Kaufschillings nicht, denn das Gold, das auf des Satans unterirdischem Garten wächst, ist ja ein Hauptschüssel und einschläfernder Zauberstab, und was darf nicht ein Reicher wagen, und wozu nicht sich erdreisten, wenn sein Opfer zu dem sklavischen Vieh gehört, das in die Welt

gesetzt, um zu schwitzen für ihn und dienstbar zu seyn, bis es wieder zu Erde wird, auf der es zu kriechen verdammt worden. — Der schmucke Bursch, der Bräutigam nehmlich, verschwand auf Einmal; Schöntrudel glaubte, er sey treulos, wie das Männervolk gewöhnlich, in die Welt gegangen, um einen bessern Platz und eine reichere Braut zu suchen, aber das Gerücht ging, man habe ihn aufgegriffen und den Seelenverkäufern zugespielt, die ihren Raub in den Goldminen der neuen Welt unsichtbar zu machen wissen. Schöntrudel grämte sich, doch durch welche Mittel die listige Base ihr den Verlust vergessen gemacht, und wie sie ihren reichen Günstling dem Mädchen näher gebracht, weiß nur der Sünder, und sie hat's mit in ihre sechs Bretter genommen. Genug, als der Bruder heimkehrte von einer langen Seereise in die Kolonien, fand er ein neugebornes Knäblein in dem Hause der Base; seine unerwartete Ankunft deckte ihm alle Schande auf, und da er als ein hitziger Bursch im kräftigen Alter nicht eben säuberlich verfuhr im Zorn, und ein Bischen wild in die Wirthschaft hinein tobte, so war dem kranken Trudelchen dabey gar schlimm geworden, das Gewissen hatte an der Brunst nachgescheuert, die ihr im Hirn aufgefackelt, und am andern Morgen zog man den Leichnam der armen Sünderin aus dem Wasser. —

Er stand auf, und die kleinen Augen wiederum fest haltend auf des Jünglings Gesicht, stieß er den Rohrstock in den Grabhügel und sagte frostig, daß es durch Waels Seele hinrieselte, wie Eiswasser: „Hier schläft sie bis zum letzten Gericht, eingescharrt an der Mauer, wie man Mörder und Diebe versteckt, damit sie die Ruhe der Gerechten nicht stören durch schimpfliche Nachbarschaft.“ —

„Mensch!“ fuhr Jac auf, und faßte des Factors Schulter, „verstumme jetzt nicht, erzähle aus; was ge-

schah mit dem Bruder?“ — Der Factor lächelte recht widerlich. — „Der Bruder? Nun der war auch so ein Sausewind wie alles junge Volk. Erst fuhr er mit vollem Winde und alle Kanonen geladen und gerichtet gegen den Korsaren. Das Matrosenmesser in der Faust wollte er Rechenschaft nehmen; aber der Teufel blendete auch ihn; hin war hin, die Schande lag unter dem Wasser; er war arm und brodlos, der kleine Schreihals, den er hätte erwürgen mögen, erschien ihm bald als ein gut anzulegendes Erbtheil; er ließ sich mürbe quetschen durch Versprechung und Schmeichelwort, und schmuggelte selbst das lebendige Gedächtnißzeichen seiner Familienschande in das Haus des reichen Sünders, und wenn er auch den Buben hassen mußte, und mit Widerwillen betrachten, da ihm bey seinem Anblick jedesmal der beschimpfte Leichnam der Schwester vor das Auge trat, so freuete er sich doch zugleich an der gelungenen, langen Rache, an der Gewissensangst des stolzen Menschen, dessen Ehre und Familienglück er in seiner Hand hatte, den er gängeln durfte an feinen, aber festen Fäden, von dem er Geständnisse und schriftliche Versprechungen in seiner Tasche trug, denn — seine Stimme erhob sich, und wurde hohl und schauerlich; — Schöntrudels Söhnlein lebte als ein Schwestersohn im Hause des Reichen. Nachdem das Büblein verborgen gesäugt und aufgepflegt, hatte ihn der Bruder Schöntrudels selber eingeschwärzt, als habe er ihn mitgebracht über die See von den Inseln, wo die Eltern an der gelben Pest gestorben.“ —

„Jesus!“ rief der Jüngling, und taumelte gegen die Bretterwand des Beinhauses, und hielt sich mühsam aufrecht am Gebälk, den eisigen Erzähler mit verloschenen Blicken anschauend, wie man ein weißzähniges Raubthier anschauet, das plötzlich aus dem mitternächtlichen Wege herauffährt, und den Weg des stillen Wanderers unerrettbar versperrt.

Der Factor trat ihm näher, und sein Gesicht überzog jetzt allmählig eine bläuliche Purpurfarbe, indem er das Päckchen Schriften aus dem Kleide hervorzog, und dem jungen Manne entgegen hielt.

„Ja, ja, Du bist Wulfs Schwestersohn, mein bleiches Jüngelchen!“ sagte er dabey hämisch und ingrimmig zugleich, indem die Zähne knirschten, und die Augen lachten, „magst Du, hochmüthiges Doctorchen! Dich auch dagegen sträuben mit allen zehn Fingern; aber ich gebe Dir dafür einen stattlichen Vater, den Du wie eine beißige Schiffsratte in der Falle hast durch dieses hier, und Du wirst dankbar seyn und gehorsam. Mancherlei Documente machen unter diesem Faden lustige Gesellschaft; da ist ein Papier, was Dich für Herrn Servatius van Fagels Söhnlein erklärt; ein Zweites, das Dir in bester Form vom Vermögen des ansehnlichen Kaufherrn Kindestheil verspricht; ein Drittes, welches auf viertausend holländische Gulden, als in die Fagelsche Cassa gelegtes Vermögen Deiner Mutter lautet, und mit vier vom Hundert für Dich zahlbar steht, sobald Du majorenn geworden; da liegen neben Deinem Taufscheine kostbare Briefleins an die kupplerische Base, noch kostbarere Scripturen, Sendschreiben von Paris und Antworten darauf von eigener Hand in Kladde, genug es sind der Raketen so viele, daß Du das ganze Fagelsche verhaßte Haus damit in die Luft zu sprengen vermagst. Und das sollst Du! meinem Willen gemäß. Du bist ein wackeres Kerlchen geworden, dem im Kopfe licht ist, der Faust und Degen zu gebrauchen versteht; darum an die Arbeit ohne Rast und Aufschub. Räche Deine Ehre, die Ehre Deiner unglücklichen Mutter, Deines Ohms Ehre an dem Jämmerlichen, der leider Dein Vater geworden. Willst Du, so schwöre, und ich scheide in Freude von Dir.“ —

Waels Knie weren gebrochen unter ihm, und am Rande des Hügels lag er, die Linke in die Wucherblumen gedrückt. Mit der Rechten nahm er jetzt hastig die unglückseligen Papiere aus des Factors Hand, und preßte sie gegen seine Brust. Dann hob er sie gegen den Himmel, und rief mit stammelnder, halb in der engen Brust verhaltener Stimme: „Ja, ich will! Ich will eine Rache nehmen, die den Verderber einer Unglücklichen, die hier einsam schläft, erschüttern soll bis ins tiefste Mark, eine Rache, wie sie die Unglückliche, die ihm Tugend, Ehre und Leben opferte, selbst genommen haben würde, wenn sie noch wanderte unter den Lebenden.“ —

„So recht, mein Junge!“ nickte der Factor, und rieb die knochichten Hände, und sollte die Haut herunter! „Hätte der Satansschüler nicht mich zuletzt noch betrügen wollen, in seinem Uebermuth mich nicht abgefertigt wie einen Schulbuben, ich wäre vielleicht in seinen Schlingen verstrickt geblieben, und hätte Dich laufen lassen, und seiner kargen Großmuth preisgegeben. Aber das Schicksal hat es besser gewollt. Ich reise zur Stunde nach Antwerpen, weil ich nicht mit dem spanischen Zwickelbärten zu thun haben möchte; bedarfst Du Hülfe, so sende den geheimen Boten. Aber säume nicht, Jüngelchen! Frische Fische, gute Fische! Schmiede mit wildfliegendem Hammer, ehe das Eisen kalt wird. Und dem Ohm, der Dich glücklich macht und reich, gieb jetzt den Willkommens- und Abschieds- Kuß zugleich.“ —

Mit sichtlichem Widerwillen gab ihm Wael die Hand, und winkte ihm dann mit abgewendetem Antlitz fort, und der Factor drückte die Hand massiv, dräuete dann wüthig nach der Gegend hin, wo das Fagelsche Haus lag, und trippelte hinweg durch die Gräberreihen, drehete jedoch im Kirchhofsthor sich nochmals um, warf dem zurückgebliebenen Jünglinge nochmals einen Kuß zurück,

zeigte ihm mit fröhlichem Antlitz beide geballte Fäuste als eine Aufforderung zum Kampf der Rache, und verschwand hinter der Mauer. —

Lange lag Wael noch in den Knien, beide Hände auf dem Grabhügel gestützt, und die Augen starr auf die Erde gerichtet, als hielte er stummen Zwiesprach mit der, die darunter lag; alsdann stand er langsam auf.

„Was that ich denn, ehe ich geboren, daß ich dastehen muß, beschimpft und ausgestoßen, Niemanden gehörig, von keiner Liebe gestützt und getröstet, ein Einzelwesen im Reiche der Natur, ein dürrer Strauch mit tauben, zerstörten Blüthen? Wirst du mir dereinst das grauenvolle Räthsel lösen, du ewige Macht! deren Finger Sternebahnen zeichnet wie Menschenschicksale? — O schlafe nur ruhig fort, du unglückseliges Wesen! dem ich das Leben verdanke, ohne dafür danken zu können wie ein guter Sohn. Nicht aufreitzen werde ich dich aus deinem Frieden, nicht deine Schuld schwerer machen durch eine unedle Rache. Schlafe nur ruhig, du armes Weib; züchtigen wird dein Kind den Verderber der Unschuld, aber züchtigen mit Sohnes Hand. Mutter, arme Mutter! unser erstes Erkennen ist ein Abschied für immer, aber wenn wir uns wieder finden, wenn wir uns sehen zum ersten Male, sollst du das Kind nicht verklagen, daß es deine Qualen und deine Strafen vermehrt.“ — So sprach er dumpf in sich hinein. Er brach von einem Distelstrauch die dunkelrothe Knopfblume, und schob sie unter das Brustwams zum Herzen, die Stacheln nicht empfindend, denn schärfer stach es, und brannte in seinem Innersten; dann ging er langsam hinaus aus dem Winkel voll Schlingkraut und Nesseln, langsam den Weg zurück, den ihn der giftige Oheim geführt. Nur am Kreuze über dem Fagelschen Erbbegräbnisse weilte er einige Augenblicke.

„Auch von dir scheidet der Sohn, edle Wohlthäterin!“ flisterte er weicher und mit Wehmuth. „Ist mir doch, als sähe ich dich sitzen neben dem Bilde des Versöhners, des göttlichen, und mit den milden Seelenaugen mir zuwinken, tröstend und vertrauend und zufrieden mit mir. Du gossest mütterlich von der Duldsamkeit in meine Seele, pflanztest zarte Keime deines Lebensmuthes, deiner Menschenliebe in mein Herz. Du sollst dich nicht zu schämen haben deines Zöglings. Schon um deinetwillen würde er schonen, was dir zugehörte, und hätte man ihn tausendmal mehr mit Schlangen und Scorpionen gegeißelt. Ja, ja! würdig sollst du den Sohn finden, Mutter Juliana! aber sey auch neben ihm, daß er stark bleibe, bis Alles gut zu Ende gegangen.“ —

Renata saß allein im Zimmer, den Kopf in die weiße Hand gestützt, trüben Auges in die Abendsonne schauend, die jenseits des Platzes die Dächer vergoldete, und auf den bemalten gothischen Fenstern der Kirche zahllose Regenbögen erschuf. Die Thür regte sich, und Waels Pudel schlüpfte herein, und umkreisete der Jungfrau Knie, und wedelte, wie in besonderer Bedeutung, mit der Fahne seines Schweifes. Als Renata die langen Augenwimpern aufhob, sah sie den Herrn des getreuen Hundes stehen in der Thür, angethan mit seinen Reisekleidern, den Stab in der Hand, die Reisetasche an den Schultern. Das Mädchen hatte geschmollt über den Vetter, der seit dem Tage der bösen Verlobung sich so gar nicht um sie bekümmert, wie es ihr liebe Gewohnheit gewesen, ja selbst absichtlich, wie sie meinte, sie vermieden hatte. Sie wollte jetzt zur Strafe das Auge wiederum zum Fenster wenden, aber der Eine Blick hatte sie eine solche Veränderung in des Freundes Aeußerm entdecken lassen,

daß ihr das Auge ungehorsam wurde, und auf ihm, der ihr vordem so theuer gewesen, haften blieb. Und Waels Antlitz erschien wirklich entstellt; eine kranke Blässe hatte die Jugend-Rosen seiner Wangen verdrängt, der fröhliche Mund zog sich recht schmerzlich herab, die hochgezogenenen schmalen Augbrauen bildeten tiefgesenkte, faltige Bögen, unter denen die sonst so lebhaft blitzenden Augsterne nur matt und trübe leuchteten, wie ein vergessenes Lämpchen am Sterbebett. Sie stand auf, ihm entgegen zu eilen, setzte sich jedoch wieder in jungfräulicher Unentschlossenheit. Langsam trat er näher zu der Einsamen:

„Eine Gunst des Schicksals also doch;" begann er mit fast tonloser Stimme; „ich finde Dich allein, wie ich Dich wünschte, und der Abschied hat also noch eine Blume für mich, — die Letzte." —

„Was ist Dir?" fragte sie erregt. „Was murmelst Du von Abschied? —

„Sollte der Fremdling bleiben in einem Hause, wo kein Auge ihn gastlich ansieht, keine Hand mit ihm den Freundschaftsknoten webt, keine Seele zu ihm spricht?" fragte er mit einem Seufzer zurück. „Dich nehme ich aus, Renata!" setzte er jedoch schnell hinzu, „aber Du reisest bald, und wirst glücklich seyn, und das ist mein Trost, der mich begleiten wird über das Meer hinaus, vielleicht weiter, viel weiter in ferne Welttheile."

Sie streckte ihm bewegt die Hand entgegen, und er nahm sie, und drückte sie herzlich. Du verkennest mich, Jae!" sagte sie scheu und mit ungewisser Stimme, denn ich verstehe Dich wohl. Du meinst, weil sich der alte Bräutigam in einen jüngern verwandelt, so sey ich zufrieden, und freue mich nach eitler leichtfertiger Mädchen Weise. Und doch darf ich sagen, der Freund hat

die Freudin nicht erkannt, wenn das seine Meinung war von ihr."

Wael holte tief Athem, dann sprach er recht milde: „Renata! nein, wahrlich, Jac hat nicht so gemeint. Dein seltsames, übereiltes Opfer hat zum Besten geführt, nicht einem Moloch wurde das vorschnelle unbesonnene Kind geopfert; van Kuik ist ein Mann, der eine wackere Jungfrau verdient, der sie schützen, achten wird, wie sie es werth ist. Ich gehe ruhig, seit ich Dich als die Seinige weiß, und meine Seele wird sich auch in dee Ferne freuen an Deinem Glück, und nicht einmal den beneiden, dem es erlaubt ist, Dir das Leben zum Paradiese zu machen. — Als Renata ihn verwundert, überrascht und verstummt deshalb ansah, fuhr er lebhaft fort: Es haben sich seltsame Dinge mit Deinem Freunde ereignet, Schwester! seit wir uns nicht gesprochen. Die Geister abgeschiedner Freunde sind getreten zwischen mich und dieses Haus, und treiben mich eiligst hinweg. Nur zwey Geschäfte habe ich noch abzuthun, Dir die Hand zum Abschiede zu drücken, die Hand, von der ich den Himmel erwartete in einer wilden, Träumerei, und mein Vermächtniß in diese Hand zu legen, die mir die treueste war unter diesen eisigen Blutsfreunden. Dich allein begrüße ich auf der Schwelle noch zuletzt, Niemand soll außer Dir wissen, daß Jac Wael geht auf Nimmer-Wiederkommen, Niemand es wissen, ehe der Wanderer nicht meilenweit von hier schreitet auf einsamer Pilgerfahrt. Das gelobe mir! und zugleich versprich dem Freunde, zu vollziehen seinen letzten gewichtvollen Auftrag." — Er zog ein Paket und einen Brief hervor, und legte Beydes auf den kleinen Nähetisch vor dem Mädchen. — „Dieses gehört Deinem Vater, dem Herrn Servatius, und geheim und treulich mußt Du es überliefern. Es ist ein gewichtiges Geschenk, das der arme

Jac dem Wohlthäter schuldet für genossene Spenden. Er wird es erkennen nach seinem Werth, und mit Gott! wird es ihm eine fromme, ihm wohlthätige Stunde heraufrufen. Sage ihm dabey, er möchte einen vergessenen beschimpften Hügel reinigen lassen vom Unkraut, daß er es jetzt könnte ohne Gefahr, möchte gerecht seyn gegen die, welche sich unter dem Wasser gebettet."

Seine Stimme brach im stillen Weinen, und Renata erhob sich schnell, und umfaßte seine Schulter. „Du entkommst mir nicht!" rief sie hastig, „ich lasse Dich nicht, ehe Du der Freundin, der Schwester gebeichtet, was mit Dir vorgegangen, was diese Räthselworte bedeuten, ehe Du ihr nicht vertrauet, was Du vor hast, und wo Deiner Reise Ziel seyn wird." —

„Habe ich schon zuviel gesagt?" fragte er sich erkräftigend. „Sei sorglos um mich, Du theures Kind! meine Kunst nährt ihren Schüler; ich gehe zum König Wilhelm, die Kriegsflotte zu Helvoetsluys bedarf meinesgleichen. Aber was mich fortrieb, so rasch und ohne Bereitung? — Hast Du nie Deiner Mutter gedacht, die man begrub, ist Dir nimmer ihre Gestalt im Leichentuche vor die Seele getreten?" —

„Jac!" flisterte erbebend die Jungfrau, „die Mutter war es ja, die mich erstärkte zu der Opferung an der Schwester statt, am Grabe der Mutter ward es ja klar in meinem Geiste, und dort fiel der Entschluß in meine Seele, wie ein Licht, das Abends sich von dem Sterne losreißt, und zur Erde herabschießt." —

„Siehst Du," sagte Wael schnell und mit leuchtenden Blicken, „so ist's auch mir geschehen. Frau Juliana schläft nicht allein in der friedlichen Kammer. Sie sprach zu rechter Zeit aus ihrem stillen Hause, denn was hätte

nicht böses geschehen können, ohne ihren Zutritt. O! Mutterliebe ist der reinste Strahl des im Erdennebel gebrochenen Himmelslichtes, ist das Spiegelbild der Gottesliebe im See des Erdenlebens, und sie erlöscht nicht, wenn auch die Mutteraugen sich zuschließen für diesen traurigen, trüben Erdentag! O Renata! wenn Du das Grab der Frau Juliana besuchst, so hänge immer der Kränze zwey an das kleine Kreuz. Es wird sich schon Jemand finden zu dem zweyten. Und nun ein kurzes Lebewohl, das letzte Abendroth an meinem Himmel; — doch wird die lange Nacht, welche kommt, nicht ohne Stern seyn; Dein Gedächtniß ist unverlöschlich in des einsamen Jacs Seele, und die Erinnerung bleibt sein Reisegefährte.“ —

Ehe sie sich gefaßt, ehe sie ergriffen von seinem Schauerwort, das die Mädchenbrust wie der Spruch eines Geisterbeschwörers umenget, eine Antwort gefunden, hatte er sie heftig und heiß auf die weiße Stirn geküßt, sich losgemacht, — und sie starrte wie eine Träumende die Thür an, hinter welcher er verschwunden. —

Als am Abende Herr Servatius van Fagel die Briefschaften erbrochen und durchgesehen, und betäubt dastand, wie ein vom Blitz Getroffener, war Jac schon fern von der Stadt Brüssel, und schritt unter der Nacht hin, und trieb einen stillen, gehaltschweren Verkehr mit den Lufterscheinungen und tanzenden Lichtbildern am Kanal und auf dem Moor, das an seiner öden Straße sich hinzog, aber immer freier ward seine Brust unter den glänzenden Sternbildern und immer muthiger schritt er seiner Zukunft entgegen. —

Urtheile Napoleons:
Charakteristik der civilisirten Nationen Europa's.

Frankreich, sprach Napoleon, ist noch von allen Ländern dasjenige, wo der Souverain am ersten im Stande ist, sich von den socialen Verhältnissen und dem Geiste seiner Unterthanen in Kenntniß zu setzen; — der Franzose kann, weil er mehr Offenheit und Reizbarkeit des Gemüths, als die übrigen Völker hat, am wenigsten verhehlen, was er ist, und was er denkt. Der, welcher nöthig hat, ihn kennen zu lernen, kann ohne große Mühe im Innern seines Herzens, wie in einem aufgeschlagenem Buche, lesen. Seine Liebe, sein Haß, seine Besorgnisse, seine Hoffnungen drücken sich in den unbedeutendsten Reden aus; auch wird er sich nie darauf verstehen, eine große Verschwörung zu leiten. Der Franzose hat eine angeborne Liebe zu seinem Fürsten, weil es ihm schmerzlicher als irgend einem andern Volke seyn würde, ihn hassen zu müssen. Wenn man diese, ihn beruhigende Liebe ihm unmöglich gemacht hat, so leidet er darunter. Es geht ihm wie einem guten Hausvater, der gern Ruhe und Eintracht in seinem Hause hat. — Wenn seinem Souverain gegenüber das Herz des Franzosen nicht freudig klopft, so ist dieß ein Beweis, daß er erzürnt, oder unglücklich ist. Diese Lage ist der unfehlbare Thermometer seines Glückes und seiner Leiden. Seine Treue, seine Ehrfurcht, sein Lob und sein Tadel, alles richtet sich nach dem Grade seines Glückes und seines Ungemachs. So war der Franzose vor der Revolution, und so ist er noch. —

Der Engländer erblickt in seinem Monarchen nur den Regierungschef. Er fühlt nicht das Bedürfniß, ihn zu lieben; Es ist gar selten, daß er ihn liebt. Der Fürst vergilt ihm auch dieß in vollem Maße. Der

Engländer würde in Zorn gerathen, wenn er Gesetzen, die von der Autorität des Souverains direckt ausgegangen, gehorchen sollte. Er kennt nur die, welche auf der Constitution des Landes beruhen. Ob sie heilsam, oder unheilbringend für ihn sind, bekümmert ihn wenig: genug! sie sind nicht aus der königl. Fabrick. Er ist dem Sklaven gleich, welcher freudig seine Ketten trägt, weil er diejenigen selbst gewählt hat, die sie ihm schmieden. Der Franzose würde dagegen solche Ketten, es möchte sie geschmiedet haben, wer da wollte, in der Hand wiegen, und murren. —

Der Spanier läßt eine zu große Kluft zwischen seinem Fürsten und sich. Seine Treue, obgleich groß, ist düster, seine Ehrfurcht, obgleich ernst, beruht auf Gewohnheit. In dem Grade und dem Maße, wie er weniger träge seyn wird, wird er auch weniger Unterwürfigkeit zeigen. Ruhmbegierig unter Karl V., war er damals kriegerisch; jetzt ist er ein Kuttenbruder; er will Könige, die seiner Indolenz und seinem Fanatismus sich genau anschmiegen. Der Fanzose dagegen will die seinigen auf seinen Ruhm und seine Bedürfnisse angepaßt wissen.

Der Deutsche erblickt in seinem Fürsten seine Oberhäupter; er gehorcht ihnen ohne Enthusiasmus, er bezeugt ihnen Ehrfurcht, ohne eine freudige Aufwallung, und läßt sie sich ohne Bedauern nehmen. Auch ist es dieses Volk, welches von seinen Herrn am leichtesten verkauft oder vertauscht werden kann. Der Franzose hält sich für kein Eigenthum von irgend Jemanden. Derjenige würde schlecht fahren, der es sich in den Sinn kommen ließe, ihn vertauschen, oder verkaufen zu wollen.

Napoleon über Wellington.

Mein Fall und das Schicksal, das man mir bereitete, gaben ihm Gelegenheit, einen größern Ruhm als durch alle seine Siege zu erwerben; er ahnete es nicht. Ach! dem alten Blücher ist er eine schöne Kerze schuldig; denn ohne diesen weiß ich nicht, wo seine Herrlichkeit, so nennen sie ihn, sein würde; ich aber wäre gewiß nicht hier. Seine Truppen waren prächtig, seine Dispositionen erbärmlich (bey der von Waterloo) oder besser zu sagen, er hatte keine gemacht. Er hatte sich in die Unmöglichkeit versetzt, Anordnungen zu treffen, und dieß gerade hat ihn gerettet, — so wunderlich ist das Geschick. Hätte er seinen Rückzug antreten können, so wäre er verloren gewesen. — — Er hat das Schlachtfeld behauptet, das ist war; aber verdankt er dieß seinen Kombinationen? Er hat die Früchte eines wunderbaren Sieges geerntet, aber hatte sein Genie ihn vorgesehen und bereitet? Sein Ruhm ist nur negativ, seine Fehler unermeßlich. Er, der europäische Generalissimus, der so große Interessen zu bewachen hatte, dem ein so rascher, kühner Feind, wie ich, gegenüberstand, er legte seine Truppen auseinander, schläft in einer Hauptstadt, und läßt sich überfallen. Hier sieht man, was das Verhängniß, wenn es sich einmischt, zu thun vermag! In drey Tagen sah ich dreymal das Schicksal Frankreichs, der Welt meinen Berechnungen entschlüpfen.

Nein! Wellington hat nur ein specielles Talent. Er zeichnete sich vielleicht darin aus, aber es fehlt ihm an Schöpfungskraft. Das Glück hat mehr für ihn, als er für das Glück gethan. Welcher Unterschied zwischen ihm und Marlbarough, dem er nacheiferte, und dem man ihn

jetzt gleich stellt. Marlborough, der Schlachten gewann, verstand zugleich, die Kabinette zu leiten, und die Menschen zu beherrschen. Wellington wußte nichts Besseres zu thun, als den Ansichten und Planen eines Castlereagh nachzutreten. Auch sagte von Staël von ihm, daß er außer der Schlacht nicht zwey Ideen habe. Die Pariser Salons, die einen feinen, zarten und richtigen Takt besitzen, haben ihr Recht gegeben, und der französische Bevollmächtigte in Wien hat ihren Ausspruch außer Zweifel gesetzt. Seine Siege, ihr Resultat, ihr Einfluß werden in der Geschichte in immer höhere Berechnung kommen; sein Name wird aber in Verfall gerathen, selbst bey seinen Lebzeiten.

Las Cases.

Wer kann's errathen?

Einem noch nicht lange im Amte sich befundenen Schullehrer war höhern Orts der Auftrag geworden, eine Liste seiner sämmtlichen Schüler einzureichen, und zugleich das Altrr eines Jeden darauf zu bemerken. Da gab es nun aber große Schwierigkeiten, indem Viele dasselbe nicht angeben konnten; aber auch drollige Antworten kamen zum Vorschein.

„Wie alt bist Du?" fragte er den kleinen Heinrich S.

„Wenn meine Mutter wieder Pflaumenmus kocht, dann bin ich so alt wie Klausner's Fritz!" antwortete der Knabe. — Ist das nicht ein Räthsel!

Komischer Uebersetzungsfehler.

Unlängst übersetzte ein Schüler einer lateinischen Schule den Satz: „Tante ejus fuit Superbia" also ins Deutsche: „Seine Tante war eine gewisse Superbia."

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 17tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Des Knaben Antworten.

Ich kann's dem Magister nicht recht mehr machen,
Ich weiß nicht, warum er so schrecklich mich quält,
Er fragt mich um mannichfaltige Sachen,
Und was ich ihm antwort', ist Alles gefehlt;
Ich bin doch gar kein so vernagelter Junge,
Und mein Gedächtniß ist auch nicht so schlecht,
Auch geht es hübsch lüftig mir weg von der Zunge,
Und doch ist dem Brummbär gar nichts mehr recht. —

„Wie viel gibt es Götter?“ — so fragt er mich neulich;
„Drey gibt es!“ — versetzt' ich, und seht nur, da schlug
Er mich in's Gesicht, gar grob und abscheulich.
— Ich sah's wohl, ihm waren die drey nicht genug. —
Dann fragt' er den Fritz; der nannte ihm Einen,
— Nun dacht' ich, — du hast schon auch deinen Hieb;
Mit nichten! er hieß ihn den Klügsten der Kleinen.
— Bey dem nahm er schon mit dem Einen verlieb. —

Ein andermal fragte der grobe Schreier,
Wie viel denn Elemente wohl sind?
Schnell nannt' ich: „die Luft, das Wasser, das Feuer
„Und — und“ — Nun, rief er — das vierte, geschwind —
Es fiel mir nicht ein — ob ich gleich sehr studirte —
Da schrie der Magister: „Du stehst ja darauf!“
„Ja“ — rief ich — „ach ja, meine Schuh sind das vierte.“
Da kriegt ich schon wieder ein Kläppschen im Kauf.

Dann fragt er mich wieder: „Was ist denn der Eh'stand?“
Da sprach ich denn, was mein Herr Vater oft spricht:
„Es sei der Ehestand nämlich ein Wehstand.“
Da macht' er — so schien mirs — ein freundlich Gesicht;
Doch alsbald kam die Magistrin gesprungen,
Und sah ihn an mit zornigem Blick:
„Wie?“ — schrie sie — „leidest du das von dem Jungen?“
Da hat ich schon wieder Eins in's Gesicht. —

„Wenn du einen Apfel mit deinem Cam'raden
„Willst theilen, wie viel ist dann dein, wie viel sein?“ —
Ich sprach: „Was kann mir ein Apfel denn schaden?
„Den will ich nicht theilen, den ess' ich allein.“ —
„Doch, wenn du es mußt, wie dann, du Bengel,
„Wie viel kommt dann auf ihn und auf dich?“ —
„Dann geb' ich ihm die Kern' und den Stengel,
„Und ich behalte das And're für mich. —“

So stellt er mir immer verfängliche Fragen,
Und nur ein einziges Mal gab's nicht Sturm,
Da fand er an meiner Antwort Behagen,
Er fragte: „Wie hoch wär der Babelthurm?“
Ich sagte geradezu, daß ich's nicht wisse.
Und er dachte nach, verzog das Gesicht,
Kam dann auf mich zu, gab mir ein paar Küsse,
Und sprach: „Recht, mein Söhnlein! das weiß man auch nicht. —“

So will ich denn künftig auch gar Nichts mehr wissen,
Dann schmält der Magister auch nimmer mich aus; —
„Du hast deinen Kopf dir vergebens zerrissen,
Es kommt bey dem Lernen auch gar nichts heraus.“

So sagte schon längst mir mein Schulkamerade,
Der's von seinem Vater, dem Schuhflicker, weiß:
Die Nichtswisser finden überall Gnade,
Die Klugen erhalten nirgends den Preis.

K. Holbeck.

o Alois Senefelder,
der Erfinder der Lithographie.

Alois Senefelder, der Erfinder und Beförderer der Lithographie, wurde am 6. Novbr. 1771 zu Prag geboren, und ist der älteste Sohn von Peter Senefelder aus Königshofen im Grabfeld, im nunmehrigen Untermainkreise, welcher sich damals als Schauspieler in Prag aufhielt, und seiner am 28. Februar 1825 zu München verstorbenen Wittwe Katharina Senefelder, einer gebornen v. Volk. — Seine Brüder, welche bey Einführung der Lithographie an verschiedenen Orten mitwirkten, heißen: Theobald, Georg, Carl und Clemens; drey Schwestern betraten die Bühne oder wurden an Schauspieler verheirathet. — Alois Senefelder war zwey Monate alt, als sein Vater, ein sehr beliebter Schauspieler, eine vortheilhafte Anstellung bey dem Hoftheater zu Mannheim erhielt, von wo er 1778 nach München in gleicher Eigenschaft kam.

Zu München besuchte Senefelder die deutschen und lateinischen Schulen, so auch das Gymnasium und Lyceum, und zeichnete sich überall durch Fleiß und Talent aus. Diesem verdankte er eine Unterstützung von jährlich 120 fl. von Seite der Churfürstin Maria Anna zum Besuche der Hochschule zu Ingolstadt, die er in seinem 17ten Jahre bezog, sich den Rechten mit Auszeichnung widmend.

Senefelder hatte von der frühesten Jugend an Gelegenheit gehabt, viele Theaterstücke zu sehen und zu

lesen, und hiedurch eine besondere Vorliebe für diesen Zweig der Dichtkunst und für das Theater überhaupt gewonnen.

Er mußte indeß nach dem Willen des Vaters, welcher keines seiner Kinder dem Theater bestimmte, die Rechte studieren, daß er ein paarmal auf Privattheatern mitspielte, und in seinen Nebenstnnden einige dramatische Dichtungen wagte. Den ersten Anlaß zu Letztern gab der zwischen Senefelder und seinen Jugendfreunden im Carnaval von 1789 entstandene Wunsch, eine theatralische Vorstellung unter sich zu veranstalten. Da sich aber kein Stück fand, in welchem jeder eine gute, angemessene Rolle hätte spielen können, auch Mangel an mitspielenden Frauenzimmern war, so dichtete Senefelder „den Mädchenkenner,“ ein Lustspiel, welches von ihnen mit Beyfall auf der durch besondere Bewilligung hiezu freigegebenen Hofbühne aufgeführt wurde.

Der Druck dieses Stücks verschaffte ihm, ungeachtet seiner Freigebigkeit, einen Gewinn von 50 fl., und vermehrte das Vergnügen und die Lust zu diesem Fache.

Sein Vater starb im Jahre 1792 zu München, mit Hinterlassung der Wittwe und 9 Kindern, welche sich auf eine für die zahlreiche Familie nicht ergiebige, wiewohl durch die Gnade des Churfürsten erhöhte Pension beschränkt fanden.

Als Senefelder die Universität verließ, war seine Lage nicht am Besten. Er faßte daher um so leichter den Entschluß, sich der dramatischen Kunst als Dichter und Schauspieler zu widmen, zu welch Letzterem aber, wie erzählt wird, er weniger Talent zeigte. Die gesuchte Aufnahme bey dem Hoftheater zu München hatte, wie er glaubte, aus Mißgunst, keinen Erfolg. Bey einigen wandernden Gesellschaften, z. B. in Regensburg, Nürnberg, Erlangen und Augsburg, wo er Noth und Unge-

mach erlitt, wurde sein Enthusiasmus in den folgenden zwey Jahren so abgekühlt, daß er trotz aller seiner erworbenen, nicht unbedeutenden Kenntnisse, keine andere Aussicht für den Augenblick findend, künftig als Schriftsteller sich zu nähren beschloß.

Er schrieb hierauf: „Mathilde von Altenstein," ein Ritterschauspiel; dann „der Bruder aus Amerika" und „die Gothen im Orient," welche mit vielem Beyfalle aufgeführt wurden.

Aus jener Zeit finden sich auch noch in seinem Nachlasse: „Wilhelm von Lautern, oder der Schatz im Birkenbusche," Trauerspiel aus den Ritterzeiten; — „Werner von Schwarzach," Trauerspiel; — „Irrthum und Reue, oder der Familien-Traum," sämmtlich in 5 Akten. — „Siegfried, oder die schnelle Wendung," komische Oper in 3 Aufzügen. — „Das Bürgerglück" (mit der Jahrzahl 1798). — „Die Tischlerfamilie," Schauspiel in 3 Akten, als Fortsetzung des Bürgerglückes. Das Erstere (M. v. A.) gab Senefelder zum Drucke. Da dieser aber sich verspätete und er übersehen hatte, sein Manuscript dem frühern Verleger anzubieten, der ihm gern 100 fl. Honorar dafür gegeben hätte, so mußte er noch zufrieden seyn, die Kosten gedeckt zu sehen.

Dieser Vorfall, der ihn bitter täuschte, aber nicht entmuthigen konnte, hatte großen Einfluß auf seine nachherige Erfindung. Dazu aber trug am meisten noch bey, der edle Trieb, durch irgend eine nützliche Erfindung das Loos seiner Mutter und Geschwisterte zu verbessern, was er in jener Zeit oft widerholte. Er hatte während des Druckes Gelegenheit gehabt, mit dessen Behandlung bekannt zu werden. Da er aber von Geld ganz entblößt war, so stieg der Wunsch in ihm auf, sich die Druckmittel selbst zu erschaffen.

Verschiedenartige, darunter der Fortsetzung werthe Versuche scheiterten aus Mangel an Werkzeugen und hinlänglicher Geschicklichkeit im Schriftstechen. Er verfiel nun auf die Idee, seine Schriften in Kupfer zu ätzen, und übte sich auch deßhalb, in verkehrten Zügen zu schreiben. Den Aetzgrund und eine zum Decken des Geätzten dienliche Flüssigkeit, so wie die Vortheile des Aetzens fand er nach einigen Versuchen, bei welchen ihm die während seiner Studien erlangten Kenntnisse in der Chemie sehr zu Nutzen kamen.

Doch auch dieses mußte er wieder aufgeben, weil das Abschleifen seiner einzigen Platte nach jeder Benützung sehr mühsam war, und diese zuletzt zu dünn wurde.

Er nahm dann einen alten Zinnteller zu Hülfe, welcher sich leichter abschaben und poliren ließ, beim Aetzen aber weniger entsprach. Die Versuche damit setzte er nicht fort, weil ihm einfiel, daß ein eben zum Farbenreiben eingehandeltes Stückchen sogenannter Kellheimer-Platten (Marmorschiefer aus Kellheim, der zu verschiedenen häuslichen Zwecken gebraucht wird) zu Uebungen doch gerade so gut, wie Kupfer und Zinn dienen könne, wozu ihm noch die Leichtigkeit des Abschleifens ermunterte.

Die Proben entsprachen seinen Bemühungen, die Schriftzüge fielen reiner als auf Kupfer aus, und erforderten schwächere Aetzmittel. Er erhielt Abdrücke, indem er ein daraufgelegtes, befeuchtetes Papier mit einem harten Körper überging, und war Anfangs von dem Gedanken weit entfernt, daß der Stein einen größern Druck auszuhalten vermöge, weil er bis dahin nur dünne Platten gesehen hatte, und erst bei größerer Aufmerksamkeit und näherer Erkundigung erfuhr, daß man sie bis zu 8 Zoll Dicke haben könne.

Nun war er wohl auch darüber beruhigt, doch fehlten noch zwei Sachen, um den Stein zum Druck zu gebrauchen: nämlich das Mittel, demselben eine dauerhafte Politur zu geben, da diese immer nach einigen fünfzig Abdrücken zum Nachtheil der Schrift neu bewirkt werden mußte, und eine Farbe zu bereiten, welche sich leichter und reiner vom Stein wieder wegwaschen ließ, als die bis dahin benützte Kupferdrucker-Schwärze. Er selbst bemerkt darüber, daß der Stein durchaus nicht diejenige Politur annimmt, welche die Anwendung dieser Farben fordert, und glaubt, daß dieß vorzüglich die Ursache sey, warum nicht längst vor ihm von Kupferstechern der Stein zum Aetzen und Abdrucken als Surrogat des Kupfers gebraucht worden.

Daß schon in ältern Zeiten Versuche damit gemacht worden seyn mögen, aber nicht fortgesetzt wurden, hielt Senefelder für um so wahrscheinlicher, da unsere Voreltern, bevor sie davon Anwendung zum Kupferdrucken machten, die Kunst, in Metall und Stein zu ätzen, und das Vertiefte einzuschmelzen, in hoher Vollkommenheit besassen, wie dieß noch jetzt die aufbewahrten Waffen und manches Hausgeräthe jener Zeit beweisen.

Wenn gleich nicht ganz befriedigt bey den vielen zur Beseitigung jener beiden Schwierigkeiten gemachten Versuchen, so war doch Senefelders rastloses Bestreben in so weit endlich gelohnt worden, daß er, obwohl, wie erwähnt, ursprünglich den Stein nur als Uebungsmittel benützend, davon nun lesbare Abdrücke erhielt.

Er würde jedoch, wenn der Stein sich auch als vollkommenes Surrogat des Kupfers bewährt, und er die Mittel hiezu besässen hätte, ohngeachtet so mancher Vorzüge zu letzterem zurückgekehrt seyn. Seine Gründe dazu waren die Dicke und Schwere der Steinplatte, der langsame Druck, dann weil er bei dem dortmals noch nöthi-

gen, starken Abwischen es wahrscheinlich mit der Feinheit des Druckes nie weit gebracht hätte, hauptsächlich aber, weil er wohl fühlte, daß er durch blosse Anwendung der Theorie des Kupferätzens, und noch mehr des schon Jahrhunderte, bekannten Aetzens in Stein nichts Neues erfand.

Hiezu kamen auch dunkle Erinnerungen, als habe er in seiner Kindheit Musiknoten in schwarzem Schiefersteine gestochen gesehen, welche, wie er nachher glaubte, wegen ihrer Zerbrechlichkeit dem Notendruck mit Zinn weichen mußten.

Dieses Alles fachte seinen Ehrgeitz noch mehr an, eben als die weiteren Versuche in der vertieften Art des Steindrucks durch eine zufällige Entdeckung unterbrochen wurden, die dem Steine in seinen Augen einen neuen Werth gab.

Es ist der Uebergang von dem gewöhnlich Geätzten zu die erhabene Manier, der in den Juli des Jahres 1796 fällt.

Senefelder hatte eben eine Steinplatte abgeschliffen, um seine Uebungen im Verkehrschreiben fortzusetzen, als er für seine Matter einen Waschzettel schreiben sollte. Da aber die Tinte eingetrocknet, selbst auch kein Stückchen Papier vorzufinden war, so schrieb Senefelder einstweilen die Wäsche mit der zum Decken des Geätzten bestimmten Flüssigkeit (später Steintinte genannt) auf den Stein. Als er die Schrift wieder wegwischen wollte, kam ihm der Gedanke, was denn aus ihr werden würde, wenn man die Platte mit Scheidewasser ätzte, und ob sie sich vielleicht nicht nach Art der Holzschnitte einschwärzen und abdrucken ließe. Seine Erfahrungen im Aetzen ließen ihn zwar vermuthen, daß, da die Wirkung zugleich in die Tiefe und Breite geht, die Buchstaben keine beträchtliche Höhe erhalten könnten,

wiewohl die Schriftzüge ziemlich grob waren. Bey der Untersuchung nach dem Aetzen fand er die Schrift ungefähr ein Zehntel von einer Linie hoch, und überzeugte sich, daß gut geschriebene Züge noch besser gelingen müßten. Diese nachher so wichtig gewordene und von ihm noch verbesserte Steintinte kann demnach als seine erste Erfindung betrachtet werden.

Die hievon erhaltenen Abdrücke befriedigten ihn, besonders als er den Anfangs zum Einschwärzen gebrauchten, mit Roßhaar gefüllten Druckballen nach mehrmaligen Veränderungen verbesserte, bis er ihm später die Walzenform gab.

Zudem war er nun auch darauf bedacht, eine Presse zu erfinden zur Erleichterung und Vervollkommung des Steinabdruckes; er konnte sie indeß aus Mangel an Mitteln nicht ausführen lassen, und mußte sich mit einer, durch einen Zimmermann unvollkommen und roh hergestellten Kupferdruckerpresse mit zwey Walzen, welche 6 fl. kostete, begnügen, wozu seine Mutter ihr Letztes opferte.

Die fernern Versuche fielen besser, als in der vertieften Manier aus, das Einschwärzen und Abdrucken war vielfach erleichtert, und dadurch auch die Gefahr vor dem Zerspringen der Steine weniger zu befürchten.

Zur Einführung und Ausübung dieser seiner Erfindung war aber ein kleines Kapital nothwendig. Da alle Bemühungen, sich dieses auf Credit zu verschaffen, vergebens gewesen, so verfiel er auf den Gedanken, für einen Bekannten in der Artillerie um 200 fl. einzustehen, mit welchem Gelde er die neue Kunst in Betrieb setzen wollte.

Ein Umstand, der indeß durch höhere Genehmigung gehoben werden konnte, stand ihm aber hier im Wege, als er schon in jener Absicht nach Ingolstadt, wo das

Regiment lag, gekommen war, und veranlaßte seine Rückkehr nach München.

Abermals in seiner Hoffnung getäuscht, doch immer mit unerschütterlicher Geduld ausgerüstet, gedachte er, vor der Hand, sich als Drucker zu ernähren, und machte den Versuch mit Notendruck. Dieser gelang so gut, daß er darauf mit dem Compositeur Gleißner in Compagnie trat.

Was nun zuerst aus dem regen Streben Senefelders in Verbindung mit Gleißner hervorging, ließ Früheres an Zierlichkeit und Reinheit schon weit hinter sich.

Senefelder dachte bald darauf auf neue Verbesserungen der zum Drucke nöthigen Presse und übrigen Vorrichtungen, was ihm auch in der Erfindung und Benützung der Walzenpresse gelang.

Bald darauf fand Senefelder in der Person des Schulrathes und Inspektors des Schulbücher-Verlags Hrn. Steiner, einen Gönner, der durch seine Aufträge und richtigen Ansichten über diese Erfindung, vielen Einfluß auf ihre nachherige Entwicklung ausübte, und zuerst ihren wahren Werth und ihre vielfache Anwendung erkannte.

Die Fertigung von Bildern zu Gebethbüchern und Vorschriften beschäftigte nun Senefeldern, der indeß aus Mangel an Geschicklichkeit im Schreiben und Kenntnissen im Zeichnen auch andere beiziehen mußte. Hiedurch verbreitete sich zwar, aller Widersager ungeachtet, diese neue Kunst, damit aber auch das Geheimniß derselben, so daß Senefelder nur wenig mehr davon bewahrte.

In dieser Periode sollte Senefelder ein Gebethbuch mit Cursiv-Schrift auf Stein für den Schulfond fertigen. Musiknoten hatte er bisher zuerst mit Bleistift verkehrt auf den Stein geschrieben und dann mit Steintinte ausgeführt. Jene Vorarbeit war ihm unangenehm, diesesmal

um so mehr, da er die wenigste Fertigkeit im Verkehrt-schreiben in der geforderten Schrift besaß.

Er hatte gelegenheitlich wahrgenommen, daß mit Bleistift beschriebenes und befeuchtetes Papier, beim Abziehen auf dem Steine sehr deutlich die verkehrten Züge zurücklasse, und sogar mehrmals von dieser Erleichterung Gebrauch gemacht.

Dieses Mittel schien ihm am geeignetsten, jetzt seiner Verlegenheit abzuhelfen; nur meinte er, daß sich vielleicht noch Besseres finden lasse. Ein Versuch mit Röthel und selbst mit gewöhnlicher Tinte befriedigte nicht ganz, weil diese sich nicht so gut wie Bleistift mit der Steintinte vertragen. Lieber würde es ihm gewesen seyn, gleich eine Tinte zu erfinden, mit der die Sache auf einmal abgethan wäre.

Gewohnt, Menschliches nicht für unmöglich zu halten, machte er sich sogleich an's Probiren, und es reichten, nach seiner Versicherung, wohl tausend Versuche nicht hin, die er in dieser Absicht machte.

Endlich aber wurden seine Bemühungen reichlich gelohnt, durch die daraus hervorgegangene Entdeckung des Ueberdruckes und des Wiederdruckes nicht allein lithographirter Gegenstände, sondern auch des Letterndruckes und der Kupferstiche, und selbst des mit gewöhnlicher Tinte Geschriebenen, wodurch es nun möglich ist, von merkwürdigen Urkunden und Schriften fac simile zu erhalten. Zuletzt führte dieses noch auf die Erfindung der wichtigsten Druckart, die man Senefeldern verdankt, nämlich die des chemischen Steindruckes, auch Flachdruck genannt.

Auf die gemachte Erfahrung sich gründend, konnte Senefelder bald mit allen Wasser-Farben drucken. Das Bezeichnen mit trockner Seife gab die natürliche

Idee zur nachherigen Kreidemanier, die gleichfalls Senefeldern verdankt wird.

Der Uebergang zur gestochenen Manier war so einfach, daß er ihn sogleich benützte.

Senefelder hatte ein Jahr zuvor (1797) die Stangen- oder Galgen-Presse erfunden, mit welcher er des Tages mehr als Tausend der schönsten Abdrücke machen konnte. Dieses mit der genauesten Behandlung der Steinplatte in Verbindung gebracht, setzte ihn bald in den Stand, sich immer weiter auszudehnen. Er nahm nun seine Brüder Theobold und Georg, welch Letzterer bis dahin dem Theater sich gewidmet hatte, zu sich, und unterrichtete sie in der neuen Kunst.

Die Entdeckung der Kreidemanier mit der dazugehörigen Kreide, eröffnete ein neues Feld, indem sich nun auch die Herstellung von Kunstgegenständen erwarten ließ, wozu ihm die Sorge blieb, recht bald geschickte Künstler dafür zu gewinnen.

Eine glücklichere Zukunft ließ sich nun endlich für Senefelder und seinen Gefährten Gleißner hoffen. Sie hatten bis dahin vielen Kummer und Ungemach ertragen, und Schulden machen müssen, die nun getilgt werden konnten. Ohnehin warteten ihrer noch manche widrige Schicksale und Täuschungen. Senefelder war aber um so mehr der sich nun darbiethenden Aussicht froh, als die Gleißner'sche Familie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit an dem einmal begonnenen Unternehmen festhielt, und Senefelder durch alle Arten von Aufopferungen in den Stand setzte, endlich durchzudringen, da sie auch von seiner Seite ein rastloses Bestreben, alle Hindernisse zu besiegen, wahrnahm.

Ihre erste, öffentliche Aufmunterung war das ersehnte ausschließende Privilegium, das ihnen 1799 auf 15 Jahre durch Churfürst Maximilian Joseph verliehen

ward. Im Vertrauen auf die, doch nur für Bayern, dadurch erworbene Schutzrechte, und zugleich, wie Senefelder selbst gesteht, geschmeichelt in seiner Eitelkeit als Erfinder, machte er von da an gegen Niemand mehr ein Geheimniß aus der Verfahrungsweise; denn schon früher genöthigt, zur Vertheidigung seiner Entdeckung die That sprechen zu lassen, war es ihm zur Nothwendigkeit geworden, sich mitzutheilen, besonders bey der Ueberzeugung, die er hatte, für die Menschheit Nützliches erdacht zu haben.

Wenn gleich seinem Interesse mancher Nachtheil hiedurch erwuchs, den wir später berühren werden, so war der davon sich schnell ausbreitende Ruf doch zunächst Veranlassung der Bekanntschaft Senefelders mit Hofr. André aus Offenbach, welcher nach München kam, und nach genommener Einsicht und Würdigung der zu erwartenden großen Resultate, zuletzt einen Kontract mit dem Erfinder zur Errichtung einer Druckerey abschloß. Bevor sich, Senefelder zu diesem Zweck nach Offenbach begab, hatte er, nunmehr begünstigt durch die neue Druckart, das Glück, den Ueberdruck in Kupfer gestochener Bilder auf den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu bringen, und dadurch des Schulraths Steiner Absicht, gute und wohlfeile Bilder für Kinder zu fertigen, zu befördern. Im Verfolge dieser Versuche gelang es Senefelder sogar, Kupfer und andere Matallplatten chemisch so vorzubereiten, daß sie, wie der Stein, eine Abneigung, die Druckfarbe anzunehmen, bekamen. Holz, Papier, ja selbst Wachs, Schellack, Harz u. dgl. erhalten diese Eigenschaften unter gewissen Umständen.

Noch trug Senefelder Obsorge für die Ausübung seines Privilegiums in München, indem er während seiner Abreise das bisherige Geschäft von seinen Brüdern Theobald und Georg fortführen ließ; denn auch Gleißner ging mit nach Offenbach.

Nach Einrichtung der Druckerey beschloß Hofrath André in den Hauptstädten verschiedener Länder gleiches zu thun, hiezu die nöthigen Privilegien nachzusuchen, und den Anfang mit London zu machen, wohin sich Senefelder begab. Wirklich wurde auch noch in demselben Jahre (1800) das englische Privilegium erlangt.

Der gegen seinen Willen verzögerte Aufenthalt in London, wo ein Bruder des Hofraths André um das Privilegium warb, ging nicht ungenützt für die Lithographie vorüber.

Bey seiner noch in diesem Jahre (1800) erfolgten Rückkehr nach Offenbach, wohin er inzwischen auch seine Brüder Theobald und Georg, die ihr Einkommen in München nicht gesichert fanden, berufen hatte, erfuhr er, daß Hofr. André die Frau Gleißners nach Wien wegen Erwerbung eines Privilegiums geschickt habe, um der Mutter Senefelders, die sich früher in gleicher Absicht für ihre eben genannten Söhne dahin begeben hatte, zuvorzukommen.

Senefelder begab sich darauf im August 1800 mit seinen beyden Brüdern nach Wien, nachdem er vom Hofr. André noch die Zusicherung der erforderlichen Mittel erhalten hatte, und traf in Regensburg mit seiner von daher zurückkehrenden Mutter zusammen, von welcher er erfuhr, daß sie noch immer keine Entscheidung erhalten, übrigens aber auch ihn bey dem Gesuche innbegriffen habe.

Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, in das nähere Detail seines langen Aufenthaltes in Wien einzugehen, wobei seine Geduld und Bemühungen, die neue Kunst dahin zu verpflanzen, harte Proben zu bestehen hatten, wiewohl er auch hier, außer der ihm von Hofr. André zugegangenen Unterstützung, edle Menschen fand, die zur Erreichung seines Zweckes ihm kräftig beistanden.

Senefelder hatte während seines Aufenthaltes zu Wien öfters ungünstige Nachrichten über den Fortgang des

Geschäfts in München erhalten, und sich deßhalb nicht zurückgesehnt. Desto erfreulicher waren ihm die Nachrichten, die er später durch Gleißner mit der Aufforderung empfing, eine Druckanstalt in Verbindung mit dem k. Hof- und Central-Bibliothekar Christoph Freihern von Aretin zu errichten.

Senefelder und Gleißner traten im October 1806 ihre Rückreise nach München an.

Hier hatte inzwischen die Lithographie bereits Wurzel gefaßt. Dem Mitstifter der Feiertagsschule, Professor Kefer, war durch einen Bekannten der Brüder Senefelders, der später eine Druckerei in Regensburg anlegte, nachdem ihm dieses in Paris und Wien nicht gelungen, um geringe Entschädigung Einiges vom Steindrucke mitgetheilt, und nun zu Kleinigkeiten für die Schule benutzt worden.

Später, nachdem Theobald und Georg Senefelder aus Wien zurückgekommen (1801) und schon mehrere Jahre hauptsächlich mit Notendruck beschäftigt gewesen, theilten sie auf Anfordern das ganze Verfahren, mittelst Kontrakt vom 7. November 1804, der Feiertagsschule unter ihrer Mitwirkung gegen eine jährliche Rente von 700 fl. für beide mit. Es geschah dieses auf Betrieb des oft genannten, um die Emporbringung der Lithographie hochverdienten Schul- und geistl. Rathes Steiner in München, der auch den damaligen Vorstand des Studienwesens Frhrn. v. Fraunberg, nunmehrigen Erzbischof von Bamberg, dem Bayerns Schulen vieles zu verdanken haben, dafür interessirte.

Das Technische und Artistische des Unternehmens erhielt Professor Mitterer als Curator der Anstalt, das Merkantilische der Inspector Weichselbaumer, die Direction des Ganzen führte Rath Steiner.

Gleichfalls auf des Letztern Anregung machte Professor Mitterer, dem schon Senefelder im Jahre 1799 gelungene Versuche in Kreidemanier gezeigt hatte, Proben davon, die sehr gut ausfielen.

Jetzt wurde auch der Name Lithographie für die neue Kunst gewählt.

Ein edler Wetteifer trug zur Vervollkommnung mancher Theile bei, der Richtung nach mehr für Kunstgegenstände, die auch für den Gebrauch der Schule als Anleitung dienten, während der Mangel an Absatz und geübten Schreibern, die Lithographie von Schriften weniger förderte.

Da die Stangenpresse für Musik und Schrift sich bewährt hatte, aber für Zeichnung zu schwer zu dirigiren war, so erfand Professor Mitterer eine Presse, wo der Stein auf einer Rolle durchgezogen wird, welche allen übrigen Rollpressen, die seither angewendet wurden, zum Muster diente, und später noch von Mitterer verbessert ward. Seinem rastlosen Eifer erkennt Senefelder den Triumph zu, daß die Lithographie, namentlich die Benützung der einfachen Kreidemanier, die er auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, schon bald nach der Auffindung die Mutter vieler für den Unterricht nützlicher und billiger Werke geworden ist.

Frhr. v. Aretin erwarb sich durch sein Unternehmen großes Verdienst für die Emporbringung und Veredlung der Lithographie, um so mehr aber, als der finanzielle Theil wenig Gewinn hoffen ließ, wie es sich auch später zeigte. Ueberdieß fehlte Jemand, der die erforderlichen merkantilischen Kenntnisse besaß. Frhrns. v. Aretin Verwendung brachte die Steindruckerey erst recht in Aufnahme, und bewirkte den Besuch der Anstalt durch die angesehensten einheimischen und fremden Staatsmänner.

(Schluß folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 18tes Stück.

Alois Senefelder,
der Erfinder der Lithographie.

(Schluß.)

Auch S. K. Hoheit der Kronprinz, unser nunmehriger allergn. König und Landesvater Ludwig, mit der jetzigen Kaiserin von Oesterreich, geruhten damals die Anstalt zu besichtigen, und mit Ihrem Beyfall die Unternehmer zu beglücken.

Noch bezeigten Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Ihr Wohlgefallen an dieser bayerischen Erfindung insbesonders dadurch, daß Höchst-Sie sogar die Gnade hatten, die Büste Senefelders durch den Hofbildhauer Herrn Kirchmaier zu München in Gyps machen zu lassen, in der Absicht, dereinst, wenn die Lithographie durch das allgemeine Urtheil in einen ehrenvollen Rang gestellt seyn würde, sie in Stein ausgeführt, unter den vorzüglichsten Künstlern Bayerns aufstellen zu lassen.

Wie mächtig eine solche hohe Aufmunterung auf Senefelder wirken mußte, läßt sich leicht vorstellen.

Senefelders Talent bereicherte die Lithographie fortwährend mit Verbesserungen und Erfindungen. Dazu ward auch von ihm 1808 der glückliche Gedanke gefaßt, in einem

Musterbuche Proben von allen lithographischen Kunstmanieren dem Publikum mitzutheilen, wovon die Ankündigung durch Senefelder und Gleißner im Januar 1809 erschien.

Senefelder, der wie früher erwähnt, schon im J. 1799 die Manier, Zeichnungen in Stein zu graviren erfand, hatte sie durch Herstellung von kleinen Landkarten und Plänen neuerdings bewährt, und gleiches war auch durch ein v. Hazzisches Unternehmen geschehen.

Es führte dieses zu einem der großartigsten und wichtigsten Staatsunternehmen, das auch auf Senefelders Schicksal günstigen Einfluß hatte, und von vielen Staaten nachgeahmt worden.

Bey der Steuervermessungs-Commission wurde eine lithographische Anstalt errichtet.

Nach einiger Zeit erforderte diese Anstalt Senefelders Mitwirkung, und er wurde am 21. Oktober 1809 mit dem Range eines Inspectors und jährlich 1500 fl. Gehalt dabey angestellt.

Ihm war nun die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter geworden, und er in den Stand gesetzt, von nun an seine Kunst nicht mehr als Erwerbsmittel betrachten zu müssen.

Er widmete sich in den freien Stunden mit erneuertem Eifer den Verbesserungen des Steindrucks, um alle Manipulationsarten in den verschiedenen Zweigen auf die einfachsten und sichersten Grundsätze zurückzuführen.

Einige seiner früher erfundenen Methoden wurden zu größerer Vollkommenheit gebracht, — im Farbendrucke machte er bedeutende Fortschritte, er erfand eine neue Art, Bilder, Tapeten, Spielkarten und selbst Cattun zu drucken.

Senefelder kam hierauf zur Anwendung des Tondrucks, seinem Nachdenken verdankte man eine Druckmaschine, bey der das Naßmachen und Einfärben der Platte

nicht unmittelbar durch Menschenhand, sondern durch den Mechanismus der Presse geschieht; — die in das Jahr 1813 fallende Erfindung eines hinlänglichen Steinsurrogats, und später noch die Metallographie oder Metalldruckerei, d. i. Anwendung des chemischen Drucks auf Messing, Zinn oder Zink.

Endlich trat i. J. 1818 Senefelders Lehrbuch der Lithographie und deren Anwendung bey den verschiedenen Manieren mit den nöthigen vermehrten Musterblättern, gr. 4., an's Licht, welch' Letztere i. J. 1819 unter des Verfassers Aufsicht und unter dem Titel: l'art de la Lithographie ꝛc. in 20 Blättern zu Paris herausgegeben wurden.

Im Jahre 1820 befand er sich noch daselbst, wo er sich mit Veranstaltung einer französischen Uebersetzung seines Werks beschäftigte. — Zu gleicher Zeit erschien eine englische Uebersetzung bey Ackermann in London.

Als erfreuliche Anerkennung seiner Erfindung empfing Senefelder im Jahre 1819 von Sr. Maj. dem König von Sachsen einen Brillantring; von Sr. K. Hoheit dem Herzog Eugen v. Leuchtenberg eine goldene Medaille mit des Herzogs Bildniß; von der Society of encouragement in London eine große goldene Medaille, mit der Inschrift: The inventor of Lithography to Mr. Alois Senefelder 1819; dann im Jahre 1820 von Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland einen Brillantring; endlich auch die silberne Medaille des polytechnischen Vereins für Bayern.

Die ehrendste öffentliche Auszeichnung verdankt aber Senefelder Sr. Majestät dem König Ludwig I. von Bayern, dem erhabenen Beschützer der Künste und Wissenschaften, durch die ihm am 26. Jän. 1827 als Merkmal der allerh. Anerkennung und Zufriedenheit für das, durch die Erfindung des Steindruckes sich erworbene we-

fentliche Verdienst, zugekommene goldene Ehrenmedaille des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone.

Noch waren Senefelders rastlosen Forschungen zwei Erfindungen anderer Art, nämlich die des Mosaikdruckes und des Abdruckes von Oelgemälden, beides eine Folge seiner Erfahrungen in der Farbenbereitung, gelungen.

Der Abdruck von Oelmalereien (verschieden von der Art, deren Senefelder schon in seinem Werke Seite 366 erwähnt), entstand nach dem Jahre 1830.

Fassen wir die bisherigen Nachrichten zusammen, so bestehen Senefelders uns hinterlassene Erfindungen, ungerechnet so mancher angedeuteten nützlichen Versuche, hauptsächlich in Folgendem:

I. Die Steintinte.

II. Die ersten lithographischen Pressen.

III. Die verschiedenen Druckarten, welche Senefelder in seinem Werke namentlich aufführt.

IV. Anwendung des chemischen Druckes auf Metallplatten.

V. Mosaik-Druck.

VI. Vervielfältigung wirklicher Oelgemälde.

VII. Stein-Surrogat.

VIII. Das Werk, über den Steindruck, welches eine vollständige Anleitung über das Verfahren bei der Lithographie und die Behandlung der Steine vor, während und nach dem Drucke, zur möglichsten Beseitigung fehlerhafter Abdrücke, gibt.

Senefelders Erfindung hat das Ausgezeichnete, daß sie nicht einen, sondern viele und zwar durchaus neue Gegenstände betrifft, einem eigenen Kunstzweige und verschiedenen Gewerben Leben gab. Durch sie wurden neue

Druckereien und Kunsthandlungen hervorgerufen, und Tausende sind von der Kunstregion an bis zum Bedarf des gemeinen Lebens damit neu beschäftigt.

Die Erzeugnisse der Lithographie dienen auf mehrfache Weise allen Klassen der Gesellschaft; ihre Wohlfeilheit machen sie selbst dem Unbemittelten zugänglich.

Welche Erleichterungen und Vortheile an Zeit und Kräfte der Ueberdruck und andere Manieren, wegen der leichten, schnellen und großen Vervielfältigung in Kanzleien gewähren, bedarf keines nähern Beweises.

Senefelder verehelichte sich am 8. Januar 1810, mit Josepha Versch, Tochter des k. Oberauditors Versch und dessen Gattin geb. Waldherr. Seine Frau starb am 30. August 1813, den am 16. desselben Mts. gebornen Erstling, Heinrich Senefelder ihm hinterlassend. Dieses bewog ihn schon am 12. Dezbr. 1813 zur zweyten Ehe zu schreiten, die er mit seiner noch lebenden Gattin, Maria Anna Reuß, Tochter von Peter Heinrich Reuß und dessen Frau geb. Maul, einging. Sie gebahr ihm am 8. Jänner 1815 einen Sohn, der jedoch schon im Oktbr. des darauf folgenden Jahres starb.

Senefelder, der am 1. October 1827 mit einem Gehalte von 1200 fl. in den Ruhestand versetzt worden war, überlebte seine letzte Erfindung nicht lange, immerfort mit dem Steindruck beschäftiget, mit Freuden die Fortschritte desselben verfolgend und beobachtend.

Am Sonntag den 9. Februar 1834 ging Senefelder zum letztenmale aus. Schon den nächsten Tag sich unwohl fühlend, erkrankte er, und blieb leidend bis zum 18. Februar. Während der folgenden fünf Tage (19 — 23.) war Senefelder, wenige Augenblicke ausgenommen, ohne alle Besinnung, und verfiel dann in Zügen bis zu seinem, am Mittwoch den 26. Februar 1834 Vor-

mittags zehn ein halb Uhr, im 63. Lebensjahre erfolgten zeitlichen Hintritte.

Zahlreiche Freunde, Verehrer und Beförderer seiner Kunst, unter diesen auch die Künstler, welche den Ruf seiner Erfindung verbreiten helfen, und durch ihre großartigen Leistungen sie verherrlichen, gaben ihm das letzte Geleite.

Einen schönen Gebrauch von Senefelders Erfindung machte der rühmlichst bekannte Künstler und Lithograph — Herr Hanfstängl — indem er Senefelders Bild in Kreidemanier kurz vor dessen Tod fertigte, und den Ertrag hievon zu einem Denkmale an Senefelders Wirken für das Gemeinwohl bestimmte.

Dieses sprechend ähnliche Bild wird demnächst, — begleitet von einer ganz umfassenden Beschreibung der Erfindung und des Lebens Senefelders — zu obgenanntem Zwecke — der Oeffentlichkeit übergeben werden. —

Senefelder war äußerst gutmüthig, was auch oft an Schwäche grenzte, aber heftig in einzelnen Momenten der Aufregung. Er besaß einen lebhaften, durchdringenden Verstand, und war seiner Sache auf den ersten Blick mächtig. Dabey schien er während den letzten zwanzig Jahren, obwohl äußerst selten, manchmal Minutenlang wie verwirrt, was sich vielleicht aus dem vorgefundenen Depot im Gehirn erklären dürfte, indem er an periodischem Kopfweh früher öfters litt.

Was er unternahm, geschah mit unbeschreiblichem Eifer und Geduld. Von dem Entstehen seiner Erfindung an, zielte jede seiner Handlungen auf Verbesserung derselben und Hinwegräumung alles dessen, was der Anwendung hinderlich war; nichts, was ihre Brauchbarkeit förderte, blieb unerwogen, indem er gleich im ersten Augenblicke ihren allgemeinen Nutzen erkannte. War er mit dem Resultate einer Prüfung nach Tausenden von Ver-

suchen befriediget, so führte ihn seine reiche Phantasie und Beobachtungsgabe gleich wieder auf etwas Neues. Daher auch die zahlreichen, nutzenbringenden Erfolge, die ihm verdankt werden, und die vielen Andeutungen von manchen Versuchen, deren Fortsetzung nicht unterbleiben sollte. Ohne solche Eigenschaften wäre die Lithographie in so kurzer Zeit, bis auf das geringste Detail und in allen Richtungen, kaum erforscht worden; wogegen eben dieser unwiderstehlige Drang ihm oft da im Wege stand, wo mit Mißkennung, seines, einen bestimmten Zweck verfolgenden, Charakters, eine Geschäftsführung ihm zugemuthet werden wollte.

Als Erfinder hatte er das so seltne Glück, während seiner Lebenszeit, die Lithographie, die er gepflegt und reich ausgestattet, unter seinen Augen durch manche Meisterhand auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit gestellt und in beynahe alle Welttheile verpflanzt zu sehen.

Ihm und den Seinigen brachte sie aber im Verhältnisse ihrer Wichtigkeit, nur einen Theil des Gewinnes, der sich bei einigem Glücke hätte erwarten lassen. Viel mag dazu beigetragen haben, manches vorzeitige Bekanntwerden und noch mehr fehler- und lückenhafte Mittheilungen, die außer seinem Willen lagen, und ihm und der Sache nur Schaden brachten.

Senefelder hinterläßt seiner Wittwe und seinem Sohne kein Vermögen.

Das, was ihm die Mittheilung seiner Erfindung eintrug, theilte er, gutmüthig, wie er war, — mit Andern; das Uebrige nahmen die fortlaufenden vielen Versuche zu Verbesserungen, Reisekosten und das eigne Bedürfniß hin. —

Möge die Lithographie noch vielfältigen Nutzen bringen, und zur größern Veredlung der Menschheit gereichen, niemals aber zum bösen Zwecke mißbraucht werden.

Das Andenken an den Erfinder wird unter uns in ihr fortleben. —

Die Nibelungen-Säle
im Königsbau zu München.

Die fünf großen Abtheilungen des Erdgeschosses zwischen dem westlichen und südlichen Portal sind nicht zu Wohnungen bestimmt, sondern ausschließlich der Kunst geweiht. Die Grundlage des Bilderschmuckes derselben bildet das Nibeluugenlied, das große National-Epos der Deutschen, in welchem die ältesten Heldensagen des germanischen Volkes niedergelegt sind. Als Dichter desselben wird (nach A. W. Schlegel) Heinrich von Ofterdingen genannt; wenigstens fällt seine Entstehung in die erste Hälfte des gesangreichen dreizehnten Jahrhunderts. Die Wahl des Gegenstandes, so wie die Art der Auffassung und Ausführung desselben, welche Herr Julius Schnorr von Carolsfeld, Professor an der Akademie der bildenden Künste, übernommen, erheben die Reihefolge von Bildern in den genannten Sälen zu einem großen selbstständigen Kunstwerk, zu einem Nationaldenkmal deutschen Lebens, als auf welches wir mit Dank, erhebender Freude und Stolz blicken können.

Der Held des Gedichts ist Siegfried, ein Name, der, durch viele tapfere Thaten verherrlicht, durch die alten nordischen Sagen geht. Er wirbt um Chriemhild, die schöne Schwester des Burgunderkönigs Gunther, und erwirbt sie durch kriegerische und ritterliche ihm erzeigte Dienste. Zu den letzten gehört, daß er die Königin Brunhild von Isenland, ein unbezwungenes, starkes Hünenweib, mit Hülfe einer ihn unsichtbar machenden Kappe, bezwingt, und ihr Ring und Gürtel, der nebst seinem Geheimniß in Chriemhildens Hände, und so wieder vor die Augen der Brunhild kommt, wird die Ursache von Siegfrieds Tod, den die tiefgekränkte und erbitterte

Brunhild ihrem gemeinschaftlichen Verwandten Hagen von Tronegk, der obendrein durch Siegfrieds Tapferkeit zur Eifersucht, durch seinen Reichthum (den Hort oder Schatz der Nibelungen, den letzterer früher gewonnen) zum Neid angetrieben wird, überträgt. Der an dem Helden schändlich verübte Meuchelmord wird Ursache des unauslöschlichen Rachedurstes von Chriemhilden, der allein sie zu einer zweyten Ehe (mit dem Hunnenkönig Etzel) bestimmt, in welcher sie Mittel gewinnt, das ganze Geschlecht ihrer Anverwandten zu vernichten, bey welcher Gelegenheit auch sie selbst den Tod findet.

Dieß ist kürzlich die Geschichte, deren weitere Ausführung im Gedicht durch die Bilderfolge sichtlich gemacht werden soll.

Erster oder Eingangssaal.

Der Künstler hat diesen Raum, der kleiner als die nächstfolgenden ist, benutzt, um einen allgemeinen Ueberblick über Entstehung, Eigenschaft, Hauptbegebenheiten und Hauptcharaktere des Gedichts zu geben. Ueber der Thüre sieht man den Dichter des Liedes in nachsinnender und schreibender Bewegung, Genien hinter ihm tragen den Namen und die Anfangsworte des Liedes; das alte Mütterchen zur Linken bedeutet die Mähre (Erzählung), welcher Name auch auf einer Tafel in der Hand des neben ihr sitzenden Alten zu lesen ist; die Jungfrau mit der Harfe zur Rechten ist — wie auf der Tafel des rosenbekränzten Genius zu lesen ist — die Saga (Gesang). Durch diese beyden Gestalten sind die Fundgruben bezeichnet, aus denen der Dichter den Stoff für sein Werk genommen.

Zu beyden Seiten des Eingangs beginnt die Reihenfolge der Haupthelden und Heldinnen des Gedichts, und zwar links steht König Gunther von Burgunden mit der Brunhild, Königin von Isenland, seiner nach-

herigen Gemahlin. Die Bewegung, die sie macht, spricht ihren Männer=verachtenden Stolz und ihre körperliche Stärke aus. Rechts stehen Siegfried und Chriemhild, welche letztere mit dem Falken in der Hand uns an ihren Traum erinnert, in welchem ihr des Gatten Ermordung bildlich (zwey Adler tödteten einen Falken) voraus erschien.

Nun folgen in einem Felde beisammen Hagen von Tronegk, der neidische, treulose, aber tapfere Feind Siegfrieds und sein Mörder, ferner Volker, der Spielmann, des erstern unzertrennlicher Kampfgefährte, der mit dem süßen Klang der Violine Feste, Leiden und Kämpfe der Helden begleitet, und Dankwart, der Marschalk, Hagens Bruder.

An dieser Wand sieht man auch noch zwey liegende männliche Gestalten (in zwey länglichen Vierecken), von denen die rechts mit dem Schlüssel und der verschlossenen Truhe, der Zwerg Alberich, der Hüter des Nibelungenschatzes, die links hingegen der von von Chriemhild an Oestreichs Gränze abgesandte, daselbst aber in Schlaf versunkene Eckewardt ist.

An der dritten Wand stehen zuerst rechts vom Fenster König Etzel, der zweyte Gatte Chriemhildens, mit seinen getreuen Vasallen Rüdiger, der aber auch zugleich der Burgunden Freund ist; links vom Fenster Dietrich von Bern (Theodorich von Verona), Etzels Freund und Bundesgenosse, mit seinem Meister, dem alten Hildebrand.

In dem Bogen über dem Fenster ist eine Scene aus dem zweiten Theile des Liedes abgebildet: Hagen hatte an den Ufern der Donau badenden Wassernixen die Gewande weggenommen, und wollte sie nur gegen wahre Prophezeihung herausgeben. Zwei derselben weissagten Glück, nur die dritte zieh die andern der Lüge

und sagte dem Hagen das Schicksal vorher, dem er mit seinen Freunden entgegenging. Dieses Bild findet hier seinen Platz, weil es als Andeutung des in der Entwicklung des Gedichtes herrschenden Schicksales gilt, und also ein wesentliches Merkmal von jenem scharf bezeichnet.

Nun folgen in einem Felde König Siegmund von Niederland und seine Gattin Siegelinde, die Aeltern Siegfrieds; und in dem andern die Königin Ute, Mutter von Gunther, so wie von dessen Brüdern Gernot und Giselher, das Kind genannt, welche letztern Beyde neben ihr stehen.

Wendet man sich nun zur Decke, so sieht man zwischen Verzierungen von Weinlaub u. a., die an die Rheinlande erinnern, und den Wappenthieren von Siegfried, den Burgunden, Etzel und Dietrich, vier kleine Bilder auf schwarzem Grunde, mit welchen vier Hauptabschnitte des Liedes angegeben sind. Das erste ist der Kirchgang, bey welchem sich unter Chriemhild und Brunhild, die mit ihren Gatten und dem ganzen festlichen Zug herantreten, Streit um den Vortritt erhob, an welchen eine jede Anspruch machte, und in welchem Chriemhild unvorsichtigerweise das ihr von Siegfried anvertraute Geheimniß des Gürtels verrieth. Das zweyte ist der Leichenzug Siegfrieds; der auf der Jagd Erschlagene wird unter Begleitung Hagens und der Andern bey Fackelschein nach Haus getragen. Diesem gegenüber ist Chriemhildens Rache, der Kampf gegen die Burgunden in Wien, die sie zu Gaste geladen, und deren Vertilgung durch Feuer und Schwert; und im vierten Felde die Klage Etzels über das allgemeine Unglück und den Tod seiner Gattin und der Helden, von denen ihm nur Hildebrand und Dietrich übrig geblieben, vorgestellt.

Zweiter Saal oder Saal der Hochzeit.

In diesem sind die bedeutendsten Momente aus dem Leben Siegfrieds, in so weit sie das Nibelungenlied gibt, zusammengefaßt. Da in ihnen zugleich das ritterliche, festliche Treiben, wie es im Lied enthalten, sich ausspricht, so hat der Künstler der Ausschmückung des ganzen Saales einen heitern, festlichen Charakter gegeben.

Vier große Bilder fesseln zunächst unsere Aufmerksamkeit. Auf dem ersten erblicken wir Siegfrieds Rückkehr aus dem Sachsenkriege. Es hatten nehmlich die Könige der Dänen und Sachsen, Lüdeger und Lüdegast dem König Gunther Krieg angesagt, wodurch dieser sich in große Verlegenheit gebracht sah, da er sie als mächtige und tapfere Feinde kannte. Nun war Siegfried gerade zu Worms bei ihm um der schönen Chriemhild willen, beruhigte ihn, übernahm den Feldzug, bezwang die gefährlichen Feinde und brachte die Könige gefangen zu den Burgunden. Diese letzte Scene ist vorgestellt. Siegfried, der mit Volker, der die Fahne führt, Hagen, Dankwart, Ortwein u. A. aus dem Kriege zurückkehrt, zeigt dem Könige Gunther, der in Gesellschaft seiner Brüder Gerenot und Giselher ihm entgegenreitet, die gefangenen Könige und die erbeuteten Waffen. An Fenstern, auf Söllern und Straßen sieht man schaulustiges Volk.

Dem gegenüber ist die Ankunft Brunhildens zu Wormse abgebildet. Gunther nehmlich, zu dem die Kunde von der Königin Brunhilde von Isenland gekommen, gedachte, um sie zu freien. Da aber eine solche Brautfahrt wegen der Kämpfe, die der Bewerber mit Brunhilden selbst zu bestehen hatte, mit großen Gefahren verbunden war, erbat sich Gunther Siegfrieds Begleitung und Beystand, und versprach ihm dafür seine Schwe-

ster Chriemhild zur Frau. Die Fahrt ging glücklich von Statten, Siegfried, in seiner unsichtbar machenden (Tarn-) Kappe, überall dem Gunther zur Seite, überwand Brunhilden in allen Kämpfen, worauf sie Gunthers Verlobte wurde und mit ihnen allen an den Rhein zog. Der dargestellte Moment ist die Ankunft derselben in Begleitung ihrer Hoffrauen und der burgundischen Recken. König Gunther führt sie seiner Mutter (Ute) und Schwester (Chrimhild) zu, die mit Giselher, Gernot und dem ganzen Hof aus der Stadt entgegengekommen. Stolz forschend ist der Blick Brunhildens auf Chriemhilden gerichtet, die mit jungfräulicher Unbefangenheit sie willkommen heißt, ohne zu wissen, wie bald sie der Gegenstand des bittersten Hasses von jener wird. Rechts im Vorgrunde steht Siegfried, als Bote schon früher in Worms angekommen, in das Anschauen Chriemhildens verloren. Hagen und andere uns bereits aus dem Eingangsaal bekannte Ritter sind leicht aus der Menge zu erkennen.

An der den Fenstern gegenüberstehenden Wand ist die Vermählung Siegfrieds mit Chriemhilden ausgebildet, als der für erstern nächste Erfolg der Fahrt nach Isenland. Die starke Theilnahme, welche Brunhild an der Handlung nimmt, deutet auf ein früheres in der Sage ausgesprochenes Verhältniß derselben zu Siegfried, der ihrem Herzen nicht gleichgültig war.

Diesem gegenüber ist die Scene dargestellt, wo Siegfried Brunhildens Gürtel und Ring Chriemhilden gibt. Brunhild nehmlich, obschon in den von ihr angeordneten Kampfspielen durch Siegfrieds unsichtbare Gegenwart (scheinbar von Gunther) bezwungen, ergab sich ihrem Gemahl noch nicht, weil sie mit ihrem Magdthum zugleich all ihre Stärke verlor. Von neuem nahm Gunther seine Zuflucht zu Siegfried, der abermals unsichtbar neben jenem einen heftigen Kampf

kämpfte, sie überwand und in Gunthers Arme brachte, bei dieser Gelegenheit aber ihr Ring und Gürtel raubte, welche letzteren ihm Chriemhild abzuschmeicheln wußte, und von denen sie dann später, durch den Uebermuth Brunhildens gereizt, den unvorsichtigen Gebrauch machte, der ihrem Gatten das Leben kostete. Durch diese Beziehung steht dieses Bild schon mit dem Inhalt des nächsten Saales in Verbindung.

Außer diesen vier großen Bildern sehen wir noch oben an der Wand, den Fenstern gegenüber, in drei Abtheilungen die erste Ankunft des Siegfried in Worms, man zeigt ihm den Weg nach der Burg, aus der heraus Hagen nach den fremden Rittern sieht, um dem König Gunther, der hinter ihm steht, Bericht zu geben. Dem gegenüber ist die Rückkehr Siegfrieds mit Chriemhilden zu seinen Aeltern, die ihn froh begrüßen, und nach welcher er König in Niederland wird. Graf Eckewardt begleitet sie.

Ueber den zwei größern Bildern in sechs kleineren Lünetten sind ritterliche Kampfspiele dargestellt, wie sie zu Ehren von Brunhildens Hochzeit angestellt wurden.

Außerdem sehen wir noch vier kleinere Bilder unter Blumen- und Fruchtgehängen über den Thüren, nehmlich

1) wie ein Bote Chriemhilden Siegfrieds Thaten im Sachsenkriege erzählt;

2) wie die vier Helden, Gunther, Siegfried, Dankwart und Hagen nach Isenland fahren;

3) Siegfried und Chriemhild als König und Königin in ihrem Reich;

4) Chriemhild reicht Siegfrieden ihr Knäbchen, das nach dem Oheim Gunther hieß.

Dritter Saal oder Saal des Verraths.

In diesem Saal sind die Begebenheiten zusammengefaßt, welche sich auf die Ermordung Siegfrieds beziehen. Deßhalb der vorherrschende ernste Ton in der Ausschmückung des Ganzen. In der Mitte der Decke ist der Falke zwischen zwey Adlern, der ahnungsreiche Traum Chriemhildens, abgebildet; in den Verzierungen deuten Perlen und Edelsteine auf den Hort der Nibelungen, dessen Erwerb Hagen vornehmlich zu seinen Verrath antrieb.

Unter den größern Bildern sehen wir zuerst an der Fensterwand den Zank der Königinnen.

Lange Zeit nehmlich hatte Siegfried mit seiner Gemahlin in Niederland glücklich gelebt, als er von Gunther und Brunhilden die Einladung nach Worms erhielt. Dort traf es sich nun, daß Brunhild und Chriemhild, indem jede von ihnen sich der Verdienste ihres Mannes rühmte, in Streit geriethen, in welchem erstere der letztern vorwarf, Siegfried sey blos ein Dienstmann Gunthers, Chriemhild aber, im Besitze des Ringes und Gürtels, und in der Meinung, Siegfried habe beides nicht ohne ihr Magdthum ihr abgenommen, die Brunhild ein Kebsweib schalt, wodurch der lang im Stillen genährte Haß der letztern in thätliche Feindseligkeit ausbrach.

Hierauf erfolgte, was wir im zweyten Bilde sehen, Siegfrieds Ermordung. Brunhild hatte sich an Hagen um Hülfe und Rache gewandt; dieser wußte sich Chriemhildens Vertrauen zu gewinnen, daß sie ihm die Stelle am Rücken des übrigen stichfesten Siegfried verrieth, wo er verwundbar war. Nun ordnete Gunther auf seinen Rath eine Jagd im Spessart an, und auf dieser durchbohrte Hagen bey einem zum Trug veranstalteten Wettlauf nach einem Brunnen, bey welchem sie die

Waffen abgelegt, dem voraus eilenden Siegfried den Rücken an der verwundbaren Stelle.

Auf den dritten Bilde findet Chriemhilde den erschlagenen Gemahl vor der Thüre ihres Gemaches, wohin ihn die von der Jagd zurückkehrenden Ritter, auf Hagens Antrieb, gelegt, Morgens, als sie im Begriff war, zur Kirche zu gehen.

Auf dem vierten Bilde wird Hagen als Mörder Siegfrieds erkannt, das er auch kein Hehl hat. Des Erschlagenen Leichnam war zum Behuf festlicher Bestattung nach dem Münster gebracht. Dem Vorgeben, als habe ein wildes Thier Siegfrieden getödtet, nicht glaubend, verlangt Chriemhilde, daß alle, die bey der Jagd waren, auf der offenen Wunde des Getödteten ihre Unschuld beschwören sollten. Als aber Hagen zu der Leiche tritt und die Wunde berührt, springt das Blut hell heraus, ein Zeichen, daß an ihm die Blutschuld hafte.

Die vier kleineren Bilder über der Thüre enthalten einige Darstellungen, die mit den eben genannnten größern in genauer Verbindung stehen:

1) Chriemhild bezeichnet an dem Gewande Siegfrieds die verwundbare Stelle.

2) Siegfried nimmt, als er zur Jagd geht, Abschied von Chriemhilden, die durch den (an der Decke angedeuteten) bösen Traum gewarnt, ihn zurückzuhalten sucht.

3) König Siegmund erfährt den Tod seines Sohnes.

4) Hagen versenkt den Nibelungenhort in den Rhein.

Ueber dem Wandgesimse befinden sich zwölf Lünetten, in welchen eine Reihenfolge von Bildern aus dem Leben Siegfrieds aufgenommen ist, da es dem Künstler zweckgemäß erschien, hier bei dem gegen ihn schmählich ausgeübten Verrath den Blick auf sein reines und herrliches Heldenleben zurück zu lenken.

(Schluß folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 19tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Fasching ist vorüber!

Manche Erinnerungen und Empfindungen werden dem Dahingeschiedenen nachgesendet. Ehe sein Andenken für dieses Jahr ganz verschwindet, wollen wir noch einige Reminiscenzen aus alter Zeit unsern Lesern vorführen. Sie sind aus einer Chronik vom Jahre 1461 genommeu, treu gegeben, und gewiß nicht ohne characteristische Bezeichnung damaliger Zeit. — Der Chronikschreiber berichtet:

„Faßnacht, der Christen Bachanalia." — An diesem Feste pflegt man viel Kurzweille, Spectakel, Spiele zu halten, mit Stechen, Turnieren, Tanzen, Rockenfahrt, Faßnachtspiel. Da verkleiden sich die Leute, laufen wie Narren und Unsinnige in der Stadt um, mit mancherley Abentheuer und Phantasey, was sie erdenken mögen — wer etwas Närisches erdenkt, der ist Meister. Da siehet man in seltsamer Rüstung seltsame Mummerey; die Frauen in Mannskleidern, und die Männer in freundlicher Waat

(Kleidung), und ist fürwahr Schaam, Zucht, Ehrbarkeit, Frömmigkeit an diesem christlichen Feste theuer, und geschieht viel Büberey. Alle Bosheit und Unzucht ist ziemlich an diesem Feste, — ja ein Wohlstand. Die Herrn haben ihr Faßnacht an einem Sontag, darnach auf den Ostermontag (id est Dienstag) die Layen; In Summa — man fängt darin an allen Muthwillen und Kurzweil. Etlich laufen ohne Scham aller Dinge nackend um. Etliche kriechen auf allen Vieren, wie die Thiere, Etliche brüten Narren aus, Etliche sind Mönche, Könige, — auf dieses Fest, das wohl Lachens werth ist. Etliche gehen auf hohen Stelzen mit Flügeln und langen Schnäbeln, sind Storchen. Etliche Bären, etliche wilde Holzleute, Etliche Teufel. Etliche sind Affen, etliche in Narrenkleidern verputzt, und zwar diese gehen in ihrer rechten Mummerey, und sind in der Wahrheit das, was sie anzeigen. Wenn ihnen ein Anderer etwan Narren sticht, und Eselohren zeigt, so wollens zürnen, hauen und stechen, und hier beichten sie willig und wesentlich, wer sie sind. Die Itali oder Walchen in Italia stellen sich auch sam eben so, wollen sie die deutschen in diesem Falle überwinden. Da sind auch Narreu wohlfeil, doch etwas sublider dann die Deutschen. — In Ulm hat es einem Brauch an der Faßnacht; wer dieß Tages in ein Haus geht, und nit sagt: „ich gehe mit Verlaub aus und ein," — den fahen sie, und binden dem — es sey Frauen- oder Mannsbild — die Hände als einem Uebelthäter auf den Rücken, geben ihnen die Ruthen, klopfen mit einem Becken voran, und führen ihn in die Stadt herum."

„Auf dieß kommt die Fasten." — „Den nächsten Tag darnach zu Eingang derselben läuft das Volk zur Kircheu; da streut der Pfaff einem jeden ein wenig Asche auf den Kopf. Etliche haben ihr eigen Gebeth und Andacht auf die Fastnacht für den Frierer (oder Fieber.) Auf diesen Tag der äscherigen Mittwoch läuten sie die Fasten ein mit gro-

ßer Mumerey, halten Bankete, und verkleiden sich in besondere Manier. Etliche klagen, und suchen die Faßnacht mit Fackeln und Laternen bey hellem Tage, schreyen kläglich, wo die Faßnacht hingekommen sey. Etliche tragen einen Häting an einer Stange, und sagen: „Nimmer Wörste, Häting!“ — mit viel seltsamer Abentheuer, Faßnachtspiel, Gesang und Reimen, laufen etliche gar nackend durch die Stadt, etliche hängen einen Haufen Buben an sich, und singen ihnen vor, etliche werfen Nüße aus, etliche fahen einander, und tragen einander auf Stangen in den Bach, und treiben der Fantasey unendlich viel.“

„Den nächsten Sonntag darauf giebt man der Faßnacht Urlaub, verputzt und verhüllt sich aber, trinken sich voll, spielen und rasseln zuletzt. Alsdann folgt die traurige Fasten, darin essen sie vierzig Tage kein Fleisch, auch nit Milch, Käse, Eyer und Schmalz. Da beichten die Leute nach Ordnung ein jeder alle seine Sünden bey Todsündte. Da verhüllt man die Altäre und Heiligen mit Tuch, und läßt ein Hungertuch herab, daß die sündigen Leute die Bilder nicht ansehen, noch die Heiligenbilder die Sünder.“

Der Pflanzer.
Skizze von Phantasus.

. . . .

„Die Reihe des Erzählens ist an Ihnen,“ bemerkte der junge Baron Löwenstein, und deutete auf den ihm gegenübersitzenden Kurländer, den Herrn von Rickeburg, einen Mann von etwa Vierzigen. „Ihnen,“ fuhr er fort, „wird es nicht schwer ankommen, uns eine interessante Geschichte preis zu geben, Ihnen, der einst das ferne Brasilien bereiste.“

„Sie könnten recht haben," entgegnete dieser." Doch ich fürchte, meine Erzählung, die ich zu Rio Janeiro erfahren, möchte die Gesellschaft, die sich bis jetzt an heitern Anekdoten ergötzte, ein wenig verstimmen." „Man muß auch ein Wort des Ernstes ertragen können," fiel ihm der junge Baron in's Wort, und die Gesellschaft unterstützte lebhaft seine Meinung.

Der Kurländer gab ihrem Wunsche nach.

Der Herr der Pflanzung, in welcher sich diese Begebenheit ereignet, erzählte er, war ein deutscher Kaufmann aus der Gegend von Bretten. Frühzeitig starben ihm die reichen Eltern, in seinem zwanzigsten Jahr übernahm er das Geschäft aus den Händen eines redlichen Vormunds. Von Kindheit an gewohnt, in Allem seinen Wünschen nachzuhängen, überließ er die Geschäfte einem leichtfertigen, eben so Vergnügens-lustigen Kommis. Wenige Jahre, und er war zu Grund gerichtet. Den geringen Rest seiner Habe zusammen scharrend, blieb ihm keine andere Hoffnung übrig, als jenseits des Meeres ein neues Vaterland, ein neues Glück zu suchen. Mit einigen Empfehlungs-Schreiben versehen, trieb ein günstiger Wind ihn nach dem heißen Brasilien. Glückliche Umstände ließen es geschehen, daß er in Kurzem um billigen Preis eine kleine Pflanzung erkaufen konnte. Das Unglück, bittere Erfahrungen, die Folgen frühern Leichtsinnes, hatten ihm Klugheit gelehrt. So mochte es geschehen, daß man ihn in Zeit von einigen Jahren als Herrn Einer der ansehnlichsten Pflanzungen begrüßte. Das Gemüth jedoch hatte Schaden gelitten. Der beständige Verkehr mit andern Pflanzern, meist hartherzigen, gegen ihre Sklaven unerbittlich grausamen, Geschöpfen, hatte auch ihn angesteckt, und bald wurde er

von den Schwarzen als Einer der härtesten Gebiether der Umgegend bezeichnet. Hierzu mochte nicht wenig sein heimtückischer, scheinheiliger Aufseher, ein gewisser Fernandez, beytragen. Es war diesem Heichler gelungen, sich seines Herrn unbegrenztes Vertrauen zu erwerben. Er schaltete im Hause nach Gutdünken. Was er nur immer ausübte, war seinem Herrn willkommen, ja selbst sein unmenschliches Benehmen gegen die ohnehin so unglücklichen Sklaven, fand, troß ihrer Bitten und häufigen Klagen, Beifall, so daß Herr wie Diener in Bälde von ihnen verwünscht wurden, und nur die sklavische Furcht sie im Zaum zu erhalten vermochte.

Unter der Sklaven-Schaar befand sich eine alte Mohrin, Namens Moina. Diese hatte eine wunderschöne Tochter von wenigen Zwanzig. Stellen sie sich keine gewöhnliche Mohren-Phisiognomie vor, mit platt gedrückter Nase, dicken, aufgeworfenen Lippen, nein, die liebliche Jessa trug das Gepräge einer Europäerin; ihre dunkle Farbe nur verrieth die Tochter Afrikas.

Das dichte Haar schlang sich in zierlichen Flechten um die hohe Stirne. Ein buntes Tuch, die Enden in zwey Knöpfe gewunden, schützte vor der stechenden Sonne. Ein leichtes Röckchen, ebenfalls bunter Farbe, verhüllte nur leicht den vollen, jugendlichen Busen. Die Füsse trug sie bloß, und voll und nervig bot sich dem Auge der schöne Waden dar.

Mit unendlicher Liebe hingen Mutter und Tochter aneinander. Gleich der Mutter haßte sie das grausame Geschlecht der Weißen. Mit desto heftigerer Leidenschaft hing sie insgeheim an dem jungen Negersklaven Tomi, einem kräftig blühenden Jüngling von vier und zwanzig Jahren, der auf der weiten Erde nichts sein nannte, als die Liebe seiner lieben Jessa. — Seinem Späher-

Auge war indessen des Aufsehers Zudringlichkeit keineswegs entgangen. Nicht genug, daß ihn der Dämon der Knechtschaft zu Boden gedrückt, auch Jener quälender Eifersucht bemächtigte sich des Armen. Doch, was nützte es dem Hunde, sich gegen den Herrn aufzulehnen? Peitschenhiebe ärndtete er dafür. Dieß bedenkend verschloß Tomi den Groll im Busen, ja, er heuchelte sogar Freundlichkeit in Gegenwart des verhaßten Nebenbuhlers, dem jedoch das stille Verhältniß der beiden Liebenden nicht gänzlich entgangen war. Schon längst harrte er einer schicklichen Gelegenheit, das Mädchen insgeheim zu überraschen.

Es war an einem schwülen August-Abend. Die Sonne war heimgegangen. In der Ferne, dem Meeres-Strand zu, zogen dunkle Gewitter-Wolken empor, und schon zuckten von Zeit zu Zeit feurige Blitze durch das Sturm-verkündende Gewölk. Leise begann's, in weiter Ferne zu rollen, und es rauschte in beginnendem Groll das nicht allzuferne Meer. —

Unbekümmert um das Treiben der Natur, saß, vom mühvollen Tagewerk sich erholend, im Schatten eines Citronnen-Baumes die sinnende Jessa. Das schwarze feurige Auge im blendend weißen Feld starrte regungslos vor sich hin, und doch lag so unendlich viel Leben in diesem s c h e i n b a r leblosen Blick. Was mochte das schöne Mädchen sinnen? Wem galt diese denkende Gedankenlosigkeit? — Es galt ihrem Liebsten, ihrem Einzigen, dem Neger-Jüngling Tomi. „Ob er sich wohl bald einfinden wird?" dachte sie bei sich selbst, und siehe da, im Strauchwerk raschelte es; sie sprang empor, breitete die Arme aus, und rief, entgegen eilend, des Geliebten Namen, „Tomi!" — „Tomi also doch?" lächelte es hönisch, und vor der zu Tod Erschrockenen stand Fernandez's widrige Gestalt. — „Tomi? Tomi?" wiederholte er noch-

mals, und zog das bebende Kind auf die Rasenbank, und fieberisch zuckte das graue Augen-Paar. „Was wollen sie von mir, Herr Fernandez?“ fragte die Geängstigte, bemüht, sich seinen Armen zu entwinden. „Was ich von dir will, Jessa?“ entgegnete der Ungestüme. „Sehr wenig und sehr viel. — Also Tomi ist der Glückliche, den du erwartetest? Dacht' ich mir's doch schon längst. Aber fühlst du denn nur für ihn allein? könnte kein Anderer so glücklich werden, sich deine Zuneigung zu erringen? — Wenn ich dir nun Einen nennen wollte, dessen Bekanntschaft dir Vortheil bringen würde? Verstehst du mich denn gar nicht? — So einen wie mich? — „Jessa erschrack bei diesen Worten. Sie übersah das Drückende ihrer Lage, ihre Ohnmacht, mit Einem Wort, sie fühlte mehr, als jemals, daß sie Sklavin sey, preisgegeben den Launen ihrer Peiniger. Desto größerer Klugheit, desto festerer Charakter-Stärke bedurfte es hier. Sie begann: „Sie sind mir werth, und ich achte sie als den ersten Diener meines Gebiethers und Herrn; doch ich verstehe sie wahrlich nicht. Wie wäre es denkbar, daß ein Herr, wie sie, ein Weißer, sich herablassen wollte, eine elende Schwarze, wie mich, zu lieben. Oder war's nicht so gemeint?“ — „Freilich war's so,“ entgegnete mit tückisch zärtlichem Lächeln der Fernandez. „Daß ich dir's frei herausgestehe, ich liebe dich schon längst von ganzem Herzen. Bemerktest du es denn keinmal, wie ich dich vor allen Uebrigen deines Gleichen auszeichnete; wie ich dir freundlich entgegen kam, indeß ich den Andern die Peitsche auf den noch wunden Rücken herumtanzen ließ? Erließ ich dir nicht so manche harte Arbeit? Hielt ich nicht deiner alten Mutter, der Aufseherin, so Manches zu gut? — Und dennoch fühlst du nichts für mich; nur für diesen

Tomi scheinst du ein Herz zu besitzen.“ — „Für Tomi? Was fällt ihnen ein?“ — „Das Rechte!“ entgegnete der Schlaue. „Riefst du ihn nicht beim Namen, als ich vorhin herzutrat?“ Das Mädchen schlug das Auge zur Erde, und schwieg beschämt; sie wußte aber auch keine Sylbe zu ihrer Entschuldigung hervorzubringen. „Du schweigst?“ sprach er im zärtlichen Tone, und rückte näher, indem sein Arm des Mädchens schlanken Leib umschlang. „Wenn du wüßtest, wie groß meine Liebe zu dir ist, du würdest mich wahrlich nicht so kalt behandeln. Und bedenke nur, welchen Vortheil es dir und deiner Mutter gewährt, wenn du mir hold seyn würdest. Ihr sollt dann Jeden eurer Wünsche erfüllt sehen. Von Züchtigung, harten Arbeiten, nein! von Freude und Erleichterung allein, soll in Zukunft die Rede seyn.“ — Dieß sagend, hatte er das schöne Kind heftiger umschlungen, und harrte mit gieriger Ungeduld der entscheidenden Antwort. Allein Jessa schwieg, doch in ihrem Innern tobte die Angst, heftiger schlug ihr Puls, und höher hob's den jungfräulichen Busen. Es glich das arme Geschöpf dem geängstigten Reh in des Tigers Klauen. Noch immer schwieg sie. Da verfinsterte sich Fermandez's Stirne. Was schelmische Güte nicht vermochte, er wollte sehen, ob's Gewalt und sklavische Furcht nicht vermöge.“ Vergiß nicht, daß du Sklavin bist, meine Sklavin noch dazu, und daß der Herr mir unumschränkte Gewalt über Euch gegeben hat. Das überlege! Und entschließest du dich nicht bald, so werde ich Gewalt brauchen müssen.“ „Was hat man mit mir vor? knirschte die arme Jessa, und suchte sich ihm zu entreissen. „Dich zum Gehorsam zu zwingen,“ donnerte er, und umfaßte sie gewaltiger.

„Nimmermehr!“ rief sie, und Verzweiflung lieh ihr Riesen-Kraft, daß sie aufsprang, den Elenden zu Boden rannte, und mit Blitzes-Schnelle davon eilte. „Das sollst du mir bezahlen, knirschte er, von der Erde sich aufrichtend. „Willst du mich nicht, so mußt du den Herrn wollen.“ Und er schlich nach des Pflanzers Behausung.

Mit schlauer Vorsicht bearbeitete Fernandez von nun an den Pflanzer. Bei jeder Gelegenheit suchte er ihm Jessa's Vorzüge und für eine Mohrin seltene Reize hervor zu heben. Und die listig ersonnene Rache keimte schnell empor, um so schneller, da er sich zum Helfers-Helfer anbot. —

Wirklich fühlte sich sein Herr täglich mehr zu dem reizenden Geschöpfe hingezogen. Er unterließ keine Gelegenheit, Jessa'n kleine Beweise der Zuneigung zu erkennen zu geben, sie von jeder strengen Arbeit zu entfernen, ihr mit Liebe und Wohlwollen entgegen zu kommen, ein von ihm gegen Sklaven unerhörtes, nie gesehenes Benehmen. Um so mehr mußte es die ganze Pflanzung in Erstaunen setzen; am allermeisten den von Natur eifersüchtigen Tomi, der mit funkelden Augen des Gebieters-Schritte beobachtete. Auch unterließ er es keineswegs, das Mädchen zu warnen; denn ihm däuchte nichts Gutes, diese unvermuthete, höchst seltsame Freundlichkeit des sonst so hartherzigen, so grausamen Mannes. Und dem Mädchen selbst, wie auch ihrer Mutter, wollte nichts Gutes ahnden.

In glühendem Haß verzehrte sich diese Alte gegen das Geschlecht der Weißen; auch auf die Tochter, auf den künftigen Gatten ihres Kindes; — auch hatte sie diese leider nur zu gerechte Leidenschaft übergetragen, lieber hätte sie sich und den Ihrigen den Tod gewünscht, als Jessa

in eines Weißen Armen gesehen. Sie rieth daher dem Jüngling, sobald als möglich dem Pflanzer seinen Wunsch, Jessa'n ehelichen zu dürfen, vorzutragen, und er gelobte baldige Erfüllung dieses seines heißesten Wunsches.

Den Widerwillen in der Brust bekämpfend, trat Tomi eines Tags vor den Pflanzer, und eröffnete ihm in kurzen Worten das Anliegen seines Herzens. Kaum war der Name „Jessa," über seine Lippen gekommen, so umwölkte sich des Herrn Stirn, das Auge rollte, es zuckte der Mund, und dunkle Zornes-Gluth übergoß ihm das Antlitz. „Wie, nichtswürdiger Bursche! du, ein elender Sklaven-Hund, du wagst es, dieses reizenden, lieblichen Kindes Hand zu fordern? Pack dich von hinnen, vorlauter Bursche, oder ich pfeife meinen Doggen, daß sie sich von deinem Fleisch ein Frühstück bereiten mögen. Was doch so einer Kanaille einfällt! Aber warte, ich will dir deinen Hochmuth schon heraustreiben. Such dir deines Gleichen, eine Schlechtere, aber hüte dich, noch Einmal dein Auge zu einem Engel zu erheben." So schalt der Zornmüthige, und stieß den jungen Neger über des Zimmers Schwelle. Dieser blieb noch eine Weile vor dem Hause stehen. „O!" seufzte er, und knirschte mit den Zähnen. „O! Fluch über das Elend, ein hülfloser Sklave geworden zu seyn! Darf doch der Hund dem übermüthigen Peiniger, und wenn es sein Herr selbst ist, die Zähne weisen. Ich darfs nicht. Ich muß mich jeder Laune beugen, darf nicht einmal seufzen, wenn des Zuchtmeisters Peitsche meine Haut zerfetzt, muß Zufriedenheit heucheln, wo ich vor Wehmuth und Qual vergehen möchte. Und warum Alles dieß? Weil ich ein Schwarzer bin. Also dieser Farbe wegen steh ich unter dem Hunde? Darf nicht lieben, wen ich will, dem Liebsten auf der Erde mich nicht verbinden? Und warum?

Weil sie der Despot selbst besitzen will. Doch weh dir, früher oder später. In deinem Herzblute soll mein Stamm gerächt werden!“ —

Bey der alten Negerin angelangt, benachrichtete er Mutter und Tochter von diesem unheilschweren Ereigniß. „Rache, Rache!“ lispelte es leise von jeglicher Lippe, mit Bangigkeit jedoch harrten sie der kommenden, Gefahr drohenden, Tage, welche das Unglück ihres Daseyns vollenden sollten.

Seit Wochen hatte sich's Fernandez zum Geschäfte gemacht, alle Schritte und Tritte der beyden Liebenden zu beobachten, und auch jetzt lauschte er ihrem traulichen Beysammenseyn, — war Zeuge ihrer Lust, ihrer heißen Thränen. Jetzt schien's ihm an der Zeit, da Tomi ohnehin schlecht angeschrieben. Unbemerkt von den Liebenden entschlüpfte er aus dem Hinterhalt, mit Blitzesschnelle nach des Gebieters Behausung eilend, damit er noch zu rechter Zeit Zeuge dieser Scene werde. — Des Pflanzers Wuth war grenzenlos. Einem Rasenden gleich stürzte er fort, ihm nach Fernandez, der gelungenen Rache froh. — Halt! Nicht von der Stelle! donnerte er dem Neger zu, der eben noch entfliehen wollte. — „So befolgest du meine Befehle, Niderträchtiger? So hältst du dich an mein Verbot. Wisse, dieß Mädchen ist von nun an m e i n e Braut. In wenig Tagen folgt sie mir zum Altare. Doch, da du's gewagt, dich der B r a u t d e i n e s H e r r n zu nähern, so soll dich die P e i t s c h e noch heute eines Bessern lehren. Fort mit ihm, Fernandez! Sorge für seinen reichlich zu ertheilenden Lohn, und du Jessa! folgst mir nach der Pflanzerey.“ Dieß sagend, ergriff er sie bei der Hand, und führte sie mit sich. Lautlos, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, folgte sie ihrem Schlächter. Fernandez trieb den Neger vor sich her, ihn mit bittern Hohnreden und Schmähungen überhäufend. An

Ort und Stelle angelangt, rief er sämmtliche Sklaven herbei, und befahl ihnen, einen großen Kreis um den Delinquenten zu bilden. Nachdem er in kurzen Worten die Ursache seiner Züchtigung bekannt gemacht, hieß er zwei der ältern Schwarzen ihre Peitsche holen, und nun begann das unmenschliche Schauspiel. Bei jedem Streich spritzte das Blut des Jünglings aus den Adern, bald rann es in Strömen über den zerfleischten Nacken. Doch auch nicht der leiseste Seufzer entschlüpfte der hochathmenden Brust des Dulders. Die Arme trotzig übereinander geschlagen, das Auge gegen den Himmel gewandt, den Schmerz heldenmüthig verbergend, als wolle er seinen Peinigern ihre Hyännen-Lust verhüllen, ertrug er standhaft die erniedrigende Pein. Sein glühender Blick allein deutete auf einen fürchterlichen Gedanken. In diesem Blicke stand's deutlich mit flammender Rache-Schrift: „Ihr sollt es mir büßen!“

Jessa's alte Mutter verzehrte sich in Wuth und Gram. Vergebens blieb ihr Bemühen, sich der Tochter, welche der Pflanzer sorgfältig verwahrte, zu nähern. Vom Fenster des Hauses nur ward ihr bisweilen der schmerzliche Trost, die, so zu sagen, Gefangene zu erblicken. Desto heftiger kochte es in ihrem Innern; heißer noch wallte das Blut Tomi's. In allen seinen Hoffnungen schrecklich getäuscht, getrennt von seinem Theuersten, was blieb dem Armen noch? — „Rache! Rache!“ rief eine Stimme in seiner Brust, und Tag und Nacht mahnte es ihn an das Werk der Vergeltung.

Der Hochzeittag war erschienen, und mit ihm nah' und ferne Gäste. Von Stunde zu Stunde ward es in der Pflanzung lebendiger und geräuschvoller, aber auch in des unglücklichen Negers Busen mehrte sich die Unruhe der Verzweiflung, je näher die Stunde der Entscheidung heranrückte. Endlich war sie gekommen. Langsam be-

wegte sich der Zug aus der Behausung. An des Pflanzers Hand, der mit stolzem Uebermuth daherschritt, wankte Jessa, einer geknikten Blume ähnlich, einher, durch die lange Reihe der aufgestellten Schwarzen. Als sie seiner ansichtig wurde, entstieg der beklommenen Brust ein leiser Seufzer. Sie drohte zu sinken. — Nachdem vorerst die Taufhandlung vollzogen worden, begann der Akt der Vermählung. Neugierig umringten die Schwarzen die Kirch-Pforte, doch aus ihren geheimnißvollen, schadenfrohen Blicken schien Unheilvolles hervor zu leuchten. In ihrer Mitte weilte Tomi. Nicht Schmerz mehr durchzuckte sein Inneres, Rache und verhaltener Grimm begegneten sich in der Brust, als der Zug nach geschehener Trauung sich wieder herausbewegte. Sich dicht an die Neuvermälte drängend, den günstigen Augenblick ersehend, drückte er ihr ein Zettelchen in die zitternde Hand. „Lies!“ raunte er ihr zu, und schlüpfte in's Gedränge der gaffenden Unglücks-Gefährten.

Die Nacht dämmerte heran. Noch immer zechte die Hochzeits-Gesellschaft im obern Saale des festlich beleuchteten Hauses. Da schlägt die Glocke Eilfe. Jessa, eine Ueblichkeit vorschützend, begibt sich von der Tafel hinweg. Die Treppe hinab fliegend, steht sie im Freien, und sinkt alsbald an ihres Tomi's Brust, dessen Mund ein gellender Pfiff enteilt. Aus den Gebüschen, von allen Seiten, schleichen die Schwarzen herbey. Sie bemerkt, wie das Haus mit Holzstößen umringt ist, wie sie eiligst die Thüre verrammeln, und Schwefel und Zunder anlegen. Einige ziehen Gewehre aus dem Gebüsch. In wenig Augenblicken steht das Gebäude in vollen Flammen, um so schneller, da ein heftiger Westwind dem Rachewerk behülflich wird.

Umsonst ist das Toben der Eingesperrten. Wehklagend sieht man sie an den Fenstern die Hände ringen.

Da krachen die Flinten der Schwarzen und ihre Kugeln durchbohren die Herzen ihrer Peiniger, und donnernd begräbt sie der Einsturz des flammenden Daches.

Regungslos weilt jetzt Tomi, die halb erstarrte Jessa in den Armen. Sein dunkles Antlitz bescheint die erlöschende Gluth. Schauerliche Stille herrscht weit und breit; nur von Zeit zu Zeit ertönt noch die Sturmglocke einer fernern Pflanzung. —

Endlich reißt er sich empor. „In die Wildnisse des Landes, Brüder!" ruft er seinen Genossen zu, und Alle entfliehen sie nach den Wäldern.

Die Nibelungen-Säle
im Königsbau zu München.

(Schluß.).

Vierter Saal oder Saal der Rache.

In diesem Saale sind die Begebenheiten, welche mi dem durch Chriemhildens unversöhnlich herbeygeführten Untergang der burgundischen Helden in Verbindung stehen, abgebildet.

Auf dem ersten der vier größeren Bilder zwischen den Fenstern sehen wir Chriemhilden zu Hagen gehen, der mit Volkern auf einer Bank vor dem Pallaste sitzt, um ihn zur Rede zu stellen. Chriemhilde hatte nehmlich nach langem Widerstreben endlich in eine zweyte Ehe, und zwar mit dem Hunnenkönig Etzel, gewilligt; nur der Gedanke der Rache hatte sie geleitet, und verließ sie auch in dem neuen Lande nie. Sie wußte ihren Gemahl zu einer Einladung ihrer Wormser Verwandten zu bestimmen, die angenommen ward. Der Empfang

war gleich der Art, daß sich die Helden nichts Gutes versahen. Volker und Hagen sich von den andern wendend, setzen sich auf eine Bank vor den Saal der Königin Chriemhilde, die mit ihren hunnischen Leuten herabkommt, dem Hagen über sein Mitkommen Vorwürfe zu machen und ihren unbefriedigten Rachedurst kund zu thun.

Auf dem zweyten Bilde sieht man eine Darstellung des furchtbaren Kampfes zwischen den Burgunden, einer, und den Hunnen und deren Kampfgenossen andrerseits, in König Etzels Burg zu Wien.

Auf dem dritten Bilde ist aus dem Fortgange des Kampfes die Scene dargestellt, wo Dietrich den Hagen bezwingt. Dietrich hatte sich vom Kampfe fern gehalten, bis seine Leute, die Rüdigers Leichnam gefordert, in denselben gerissen und erschlagen worden waren. Er läßt sich mit Hagen in einen Zweykampf ein, in welchem er ihn erst verwundet, dann gefangen nimmt, und hernach gebunden der Chriemhild übergibt.

Das vierte Bild zeigt Hagen von Chriemhilden, und Chriemhilden von Hildebrand erschlagen. Dietrich hatte auch Gunther überwunden und als Geisel zu Chriemhild gebracht. Sie warf beyde, Gunther und Hagen, gesondert in Gefängnisse, fodert von letzterm den Nibelungenschatz, den er verweigert, läßt ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen, hält es Hagen vor, und haut ihm das seine mit eigener Hand und dem guten Schwerte Siegfrieds, das jener seit dem Verrathe führte, ab. Diese furchtbare That, die auch Etzel jammernd ansieht, erregt den Zorn des Meisters Hildebrand, daß er herzuspringt und Chriemhilden tödtet, und so sehen wir denn ihr Leben gerade bis dahin, aber auch nicht weiter, reichen, als wofür es für sie selbst einen Werth hatte, und womit sie es ganz und gar angefüllt, bis zu dem Augenblick der an Hagen und Gunther ausgeübten Rache. An der

Decke erscheinen die prophetischen Wasserweiber wieder, die den Burgunden ihren Untergang beym Uebergang über die Donau vorhergesagt.

Fünfter Saal oder Saal der Klage.

An das Nibelungenlied schließt sich ein anderes, die Klage genannt, in welchem der Untergang der Helden in Wien, und die Kunde davon in alle Welt gekommen, besungen ist. Diesen Umstand hat der Künstler benutzt, um dem fünften kleineren Saal einen Bilderschmuck zu geben, in welchem der Inhalt der Klage ausgesprochen, und durch welchen dem Gesammtwerk ein ruhiger und (nach den Stürmen beruhigender) Schluß gegeben wird. Gemäß dieser Bestimmung hat auch die Ausschmückung dieses Raumes ein fast kirchlich feierliches Gepräge.

Drey größere Bilder schmücken denselben:

1) Wie die erschlagenen Helden aus dem Saale getragen, von Etzel, Dietrich, Hildebrand und Frauen beweint werden.

2) Wie die Boten mit den Waffen der Gefallenen davon ziehen, und die Kunde von den Ereignissen, die sich zu Wien zugetragen, durch die Welt tragen. Wir sehen, wie in diesem Bilde schon Anklänge an das Anfangsbild im ersten Saale vorkommen, wo Sage und Mähre, Gesang und Erzählung, als die Quelle des Liedes bezeichnet sind, die offenbar ihren Ursprung in der Tradition, in der, von Anfang an, von Mund zu Mund getragenen Geschichte haben.

3) Wie sich Bischof Pilgerin von Passau, der Bruder der Frau Ute, die Geschichte erzählen, um sie aufzuschreiben, und wie er Todtenmessen für die Gefallenen singen läßt.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 20tes Stück.

Gott Vater schaut zum Fenster r'aus.

Nach dem Refrain eines alten Volksliedes.

Es thun wohl groß die Menschlein klein
Mit ihrer Krütz im Kopfe,
Sorgt jeder nur für sich allein,
Und seine Supp' im Topfe.
Will jeder doch für Jedermann
Den Küchenzettel schreiben,
Und denkt doch jeder nur daran,
Daß ihm die Braten bleiben.
Gott Vater schaut zum Fenster r'aus,
Und spricht: Ihr Narr'n, es wird nichts d'raus!

Es soll der Noachiden Schaar
Sich in die Welt vertheilen;
Doch ihnen dünkts in Senaar
Behaglicher zu weilen.
Zum Trennen ist noch Zeit und Rath;
Wir bau'n vorerst hier eine Stadt,
Um unsern Ruhm zu gründen.
Auch steh' ein Thurm hier, hoch erbaut,
Der unserm Herrn in's Fenster schaut,
Bey Dem wir stets uns finden.
Gott Vater schaut zum Fenster r'aus,
Und spricht: Ihr Narr'n, es wird nichts draus!

Nur eine Sonn' am Firmament,
Ein König nur auf Erden!
Dem Stärksten ziemt das Regiment,
Dem Stärksten soll es werden,
Dem, der aus eigner Kraft vermag,
Die Völklein alle, bös und schwach,
Wie leitende Planeten
An seine Bahn zu ketten!
Ich hab die Kraft, spricht Tamerlan,
Auch setz' ich meinen Kopf daran;
Drum mögen Köpfe fliegen,
Bis sie sich lernen fügen.

Gott Vater schaut zum Fenster r'aus,
Und spricht: Ihr Narrn, es wird nichts d'raus!

Der Geist allein ist's, der regiert,
Wenn Freyheit ihn emancipirt;
Er haftet nicht auf Thronen,
Kann nur beym Volke wohnen.
Drum frey und gleich sey Jedermann!
Die Stimmen-Mehrheit mag sich dann
Im Kampfe uns bewähren.
Wenn Alles Usurpirte fällt,
Wird aus den Trümmern sich die Welt
Verherrlicht neu gebären.

Gott Vater schaut zum Fenster r'aus,
Und spricht: Ihr Narr'n, es wird nicht's d'raus!

Gemach! nur aus der Weisen Mund
Wird uns des Volkes Stimme kund,
Allreden macht verworren;
D'rum höret uns Doctoren!
Wir sind des Volks geborner Rath,
Und haben jure das Mandat,
Für's Volk das Wort zu führen,
Und auszuüben die Gewalt.
Die Fürsten sollen, nach Gestalt
Der Sachen, — mitregieren.

Gott Vater schaut zum Fenster r'aus,
Und spricht: Ihr Narr'n, es wird nichts d'raus!

Herr Christus war ein Ehrenmann,
Man war bey seiner Lehre
Noch immer leidlich gut daran,
Wenn's nur so blieben wäre.

Doch Jene, die er ausgesandt,
Zu predigen von Land zu Land
Die lehrten mystisch, mythisch.
Drum biethen wir dem Publikum
Hier ein modernes Christenthum,
Aecht philosophisch-kritisch.
Uns bleibt das Evangelium
Noch immer werth als Alterthum.
Herr Christ hätt' selbst wohl Freude
An unserm Neugebäude.
Gott Vater schaut zum Fenster r'aus,
Und spricht: Ihr Narr'n, es wird nichts d'raus!

C. V. N.

Dona Catalina de Erauso.

Dona Catalina de Erauso, genannt Monja Alfarez, das heißt „die Nonne-Fähnrich" ist einer der merkwürdigsten, abentheuerlichsten weiblichen Charaktere, deren Lebensgeschichte man ohne glaubwürdige historische Verbürgung für einen Roman halten würde, wie ja so oft die kühnste Phantasie des Dichters gegen die Wirklichkeit, gegen die tausendfachen Verkettungen des Schicksals oder Zufalls zurückbleibt.

Dona Catalina wurde zu St. Sebastian, in der Provinz Quipuscoa den 10ten Februar 1585 geboren. Sie war für das Kloster bestimmt, und wurde bereits im 4ten Jahre ihrer Tante, der Priorin des Dominikaner Klosters, übergeben. Aber ihrem lebhaften Geiste sagte die fromme Beschränkung nicht zu, ihre Sehnsucht flog hinaus über die Mauern des heiligen Asyls in ein reich bewegtes Leben, das, von ihr ungekannt, sie mit doppeltem Reize anlockte. In ihrem 15ten Jahre entfloh sie aus den Klostermauern; — unfern der Stadt in einem Kastanienwäldchen legte sie ihr Nonnengewand

ab, und kleidete sich in Männertracht, welche sie auf listige Weise sich zu verschaffen gewußt hatte, und die sie bis an ihren Tod, nur kurze Zeit ausgenommen, nicht wieder ablegte.

So tratt sie in die Welt, unbekannt mit ihren Verhältnissen, Gefahren, Leiden und Freuden. Welch' ein Muth mußte das 15jährige, im Kloster von aller Gemeinschaft der Weltleute fern erzogene Mädchen beseelen! Sie blieb drey Tage ohne Nahrung im Kastanienwäldchen versteckt, suchte dann einen Weg, der sie richtig nach Vittoria brachte. Hier wurde sie, unerkannt, bey ihrem Oheim Secretär, unzufrieden aber bald mit dieser einförmigen Beschäftigung, und voll Sehnsucht nach dem Geräusch der Welt, nach Thaten und Abenteuern, verließ sie ihren Posten, und ging nach Valadolid, wo sich damals der Hof bestand. Bey einem Gönner ihrer Familie wurde sie unter dem Namen Franziska de Layola Page. Eines Tages hört sie im Vorzimmer die Stimme ihres Vaters, der hiehergekommen war, um den Edelmann zu bitten, ihm zur Wiedererlangung seiner Tochter behilflich zu seyn. Augenblicklich entfloh sie, und ging nach Bilbao. Hier gerieth sie zu einem Maulthiertreiber, kam in Gesellschaft von Männern der niedern Classe, und gewöhnte sich eine Lebensart an, die ihrer Herkunft und Erziehung ebenso wie ihrer Weiblichkeit ganz entgegengesetzt war. Wegen eines Streites mit jungen Leuten wurde sie hier einen Monath lang eingesperrt. Nach erlangter Freyheit ging sie nach Estella de Navarra und wurde Diener eines Ritters de Avellano, blieb bey diesem zwey Jahre, langweilte sich aber in der Einförmigkeit ihres Lebens, kehrte nach St. Sebastian zurück, wohnte unerkannt der Messe in ihrem Kloster bey, sah ihre Mutter beten, und sprach mit Nonen, ihren frühern Genossinen. Aber auch hier ließ sie

ihr unruhiger Geist nicht lange weilen. Sie begab sich nach los Passayes und von da nach Sevilla. Der Bruder ihrer Mutter befehligte ein Schiff, das gerade nach Westindien ging. Sie schiffte sich unerkannt mit ein, und machte bald darauf eine Seeschlacht mit, in welcher eine niederländische Flotte von den Spaniern verbrannt wurde. Hier entzückte sie der Donner der Kanonen, das Getöse der Schlacht, der Ruf der Hörner. — Ihr Entschluß, dem Kriegshandwerk sich zu widmen, stand fest. — Als die spanische Flotte nach Europa zurückkehren wollte, entwich sie zur Nachtzeit, und blieb in Panama bey einem Spanier, verließ diesen und kam zu einem Kaufmann, litt mit demselben Schiffbruch, rettete ihm aber das Leben, wurde hierauf Vorsteher einer Handlung in Sena, bekam Streit mit einem Manne, lauerte ihm am folgenden Morgen an der Kirche auf, — und hieb ihn über das Gesicht. Sie verwundete noch einen zweiten, der jenem beispringen wollte, flüchtete in die Kirche, wurde aber arretirt, und ins Gefängniß gebracht. Durch die Bemühungen ihres Prinzipals befreit, gerieth sie in Truxillo mit einem Freunde jenes zu Sana Verwundeten gleichfalls in Streit, tödtete ihn, suchte Schutz in der Kathedrale, entfloh und entkam nach Liena. Sie hatte Geld und Empfehlungen mit, lebte im Hause des Kaufmanns Don Salerto, machte aus Muthwillen die junge Schwägerin desselben in sich verliebt, verlobte sich mit ihr, und floh am Tage der Trauung. Sie trat jetzt unter ein Regiment, das für Chile geworben wurde, und ging mit diesem nach Conception. Hier fand sie zu ihrem größten Schrecken ihren Bruder, der Secretär des Vicekönig war. Sie nannte sich jetzt Ramirez de Guzman, wurde mit ihrem Bruder bekannt, der sich liebevoll zu ihr hingezogen fühlte, und, da er zugleich Hauptmann in einem Regimente war, ihr nach der Schlacht

von Puven, wo sie Wunder der Tapferkeit gethan und eine Fahne erobert hatte, zur Fähnrichsstelle verhalf. Sie liebte leidenschaftlich das Spiel. Einmal wagte derjenige, welcher die Bank hielt, ein beleidigendes Wort gegen sie. Heftig geboth sie ihm, zu schweigen. Er wiederholte jenes Wort, sie durchbohrte ihn. Der Generalauditeur trat in diesem Augenblicke herein, befahl ihr, sich zu entfernen, und faßte sie, da sie nicht gehorchte, an der Brust. Sie, einen Augenblick in ihrer Weiblichkeit verletzt, rächte als Krieger diese Beleidigung, und stieß dem Auditeur ihren Dolch durch das Gesicht. Auch jetzt flüchtete sie in die Kathedrale, und von da in das Franziskanerkloster. Der Gouverneur ließ dasselbe umstellen, und Catalina blieb sechs Monathe lang eingeschlossen. Während dieser ihrer Gefangenschaft besuchte sie ein Freund, erzählte ihr, daß er in der Nähe der Stadt einen Zweykampf, aber noch keinen Secundanten habe. Sie übernahm dieses Amt. Glücklich schlich sie sich, in einen großen Mantel gehüllt, durch die Wachen, erschien auf dem Kampfplatze, secundirte und rief: „das ist der Stoß eines Meuchelmörders!“ Der Secundant des Gegners schalt sie dafür einen Lügner — sie kehrte ihre Waffe gegen ihn, Beyde fochten, — jener fiel tödtlich verwundet. Er verlangte einen Priester, — der Mond beleuchtete sein Antlitz. Dieses Gesicht! diese Stimme! — es war ihr Bruder! Sie eilte in das Kloster, und sandte zwey Mönche zu dem Sterbenden. Er selbst hatte in seinem Gegner den jungen Guzmann erkannt, und nannte ihn dem Gouverneur. Dieser verlangt nun an der Spitze einer Compagnie von den Mönchen die Auslieferung dieses doppelten Mörders, aber die Geistlichen machten Miene, ihr Asyl mit den Waffen zu vertheidigen. Don Miguel de Erauso, Catalina's Bruder, wurde im Kloster begraben, und sie weinte und betete oft, von

Reue zerrissen, von Verzweiflung gefoltert, an seinem Sarge. —

Acht Monathe war sie hier eingeschlossen; sie sehnte sich endlich nach Freyheit. Sie konnte nur nach Tucuman gehen, und mußte einen Weg wählen, den nur Wenige lebend zurückgelegt. Ein Freund gab ihr Geld, Waffen, Lebensmittel und ein Pferd. Sie entkam und wagte sich in die schreckliche Wildniß. Hier fand sie zwey entlaufene Soldaten, in deren Gemeinschaft sie die gefährliche Reise fortsetzte. Beide erfroren in den Eisgebirgen, — nur sie drang glücklich durch, und als sie wieder Bäume sah, jubelte sie laut auf. Bey Tucuman traf sie zwey Männer, die sie zu einer Wittwe brachten, welche zwey Töchter hatte. — Auch hierher trug sie ihren Unstern, das Unglück fesselte sich an ihre Sohlen, sie stürzte sich in neue Gefahren, welche nur mit Verbrechen endeten. Aus langer Weile spielte sie mit dem Glücke der einen Tochter, eroberte deren Herz, erhielt das Jawort und den Segen der Mutter. Am Tage der Hochzeit verschwand sie wieder mit ihrem Maulthiere. In Potosie ward sie Hausmeister eines reichen Edelmannes, mußte auch von hier wegen Schlägereyen flüchten, und trat von Neuem in höherm Range in die Armee. Sie focht gegen die Indianer, machte viele Beute, und verlangte nach dem Kriege ihren Abschied. Da sie diesen nicht erhielt, desertirte sie nach Rio de la Plata. Hier verspielte sie ihr Geld, verwundete im Auftrag ihrer Gönnerinn, der Marquise von Chares, eine andere vornehme Dame, kam in strenge Untersuchung und da sie nichts gestand, wurde sie nach Chile und la Plata verbannd. Sie ging nach Charkas, — erstach beym Spiel einen Kaufmann von Sevilla, suchte in der Kirche Schutz, und entkam abermals. Nachdem sie in Piscalamba ei-

nen portugiesischen Edelmann erstochen, wurde sie zum Tode verurtheilt, aber auf dem Richtplatze begnadigt.

Sie lebte hierauf in Cuzco. Hier faßte sie gegen einen jungen schönen Mann, welcher wegen seiner Tapferkeit den Beynamen: der neue Cid — hatte, unauslöschlichen Groll. Als er beym Spiele unversehens seine Hand auf ihr Geld legte, zog sie ihren Dolch, und heftete mit raschem Stosse dessen Hand an den Tisch. „Weicht von mir," schrie sie, ihren Degen ziehend, „er wollte mich berauben!" Sie wehrte sich gegen die Uebermacht, erhielt drei Wunden, gelangte fechtend bis auf die Strasse; hier sammelten sich die Anhänger beyder Partheyen, um die Sache auszufechten. Der Cid stieß Catalina seinen Dolch in die Schulter, einer seiner Freunde verwundete sie in die linke Seite, sie stürzte nieder, ihre Freunde fochten. Plötzlich sah sie den verhaßten Gegner auf den Stufen einer Kirche stehen. Sie sammelte ihre Kräfte, kroch dahin, und noch ehe er seinen Dolch ziehen konnte, sank er schon, von ihrem Schwerte durchbohrt. Ein Mönch nahm sie auf, pflegte sie und heilte ihre Wunden. Ihm gestand sie ihr Geschlecht, fünf Monathe mußte sie das Bett hüten, endlich genas sie, aber von allen Seiten drohte ihr der Tod. Später gelang es ihr, aus der Stadt zu entkommen. Sie reiste langsam, betete oft, wurde düster und traurig, und schien tiefe Reue zu fühlen. Am Thore von Lima wurde sie von zwey Alquazils und einem Neger verfolgt. Rasch drehte sie sich um, schoß den Neger nieder, lief weiter, begegnete einem andern Neger, der ein Pferd führte, stieß diesen bey Seite, schwang sich auf das Roß, und jagte im Gallop nach Guamanya. Am Fluße Balsas sah sie drey Reiter am gegenseitigen Ufer. Sie waren ihr nachgeschickt worden. Rasch entschlossen drohte sie ihnen mit ihren Pistolen, legte drey Goldstücke auf ei-

nen Stein, verbeugte sich, und setzte ihre Reise fort. In Guamanya vertheidigte sie sich vor dem Hause des Bischofs mit Löwenmuth gegen die Häscher. Der Bischof schritt als Vermittler ein, und sie ging als Gefangene in sein Haus. Hier beichtete sie, zog die Kleider ihres Geschlechts wieder an, und tratt im 28sten Jahre vom Neuen ins Kloster der Hl. Klara. Später lebte sie im Kloster der Hl. Dreyfaltigkeit in Lima.

Ein Schreiben rief sie nach Europa zurück, aber sie bekam Händel auf dem Schiffe, und mußte auf ein anderes gebracht werden. Am 1sten November 1624 landete sie in Cadix, das Volk versammelte sich, und staunte die Fahnenjunker-Nonne an. Sie wollte nach Rom gehen, wurde aber in Piemont ausgeplündert. Die Regierung gab ihr als Belohnung für ihre Kriegsdienste eine Pension von 1800 Kronen und die Erlaubniß, sich Alfarez Dona Catalina zu nennen. Sie brach zum zweytenmale nach Rom auf, wo ihr Pabst Urban VIII. erlaubte, für ihr übriges Leben männliche Kleidung, aber unter der Bedingung, daß sie keine Waffen mehr trage, und in ihrem Nächsten Gottes Ebenbild ehre. Sie kehrte nach Spanien zurück, wo sie überall die größte Neugierde erregte. Ihre letzten Lebensjahre sind in Dunkel gehüllt, man weiß nur so viel, daß sie nicht ruhig bleiben konnte, und 1630 wieder nach Amerika zurückkehrte. Pacheco malte vor ihrer Abreise noch ihr Bild, welches sich gegenwärtig im Besitz des Obersten Scheppler zu Achen befindet.

Napoleon über die Juden.

Im Jahre 1806 entstand in Elsaß eine große Gährung und die Ursache derselben waren die Juden. Man beklagte sich, daß dieselben in alle Professionen und in jedes kaufmännische Gewerbe Eingriffe thäten, daß sie den Landmann durch Zinswucher aussaugten und bald Eigenthümer von ganz Elsaß werden würden. In Wein- und Bierhäusern sprach man von ihrer Ausrottung und schwur ihnen den Tod zu; selbst die Kaufleute höhrer Klasse theilten diesen Haß. Das Handelsgericht zu Straßburg beklagte sich darüber, daß es vom Jahre 9 bis 11 über Forderungen der Juden an Betrag von 800,000 Fr. zu Gunsten derselben habe sprechen müssen. Die Aufregung war so groß daß man befürchtete, die Scenen des Mittelalters würden sich erneuern. Der Justizminister, durch eine Menge von Beschwerden veranlaßt, legte einen Entwurf zu einer Verordnung vor, wornach den Juden zehn Jahre lang das Recht benommen seyn sollte, sich Hypotheken bestellen zu lassen und wornach sie ihren Schuldnern Stundung gewähren sollten. Obgleich mehrere Mitglieder des Staatsraths hiergegen einwandten, daß sich diese Maßregeln hinsichtlich der anderwärts, z. E. in Genf, Marseille, Bordeaux und Holland, wohnenden und zum Theil achtbaren Juden nicht rechtfertigen lasse, so wurde dennoch eine Verordnung gegeben, in welcher es hieß, daß die Richter in Schuldklagsachen der Juden als Kläger in die Exekutionsinstanz den christlichen Beklagten, im Fall diese Ackerbauer seyen, eine geräumige Zahlungsfrist angedeihen lassen sollten. Napoleon war selbst gegen die Juden sehr eingenommen, denn bey seinen Feldzügen war es ihm nicht entgangen, daß eine Menge habgieriger Juden, wel-

che mit Allem und mit Jedem Schacher trieben, sich seiner Armee zugesellten. Er wollte ihnen aber dennoch erst Gehör geben, und berief deshalb einen Sanhedrin, eine Art jüdischen Landtag, welcher lange Zeit in Paris seine Sitzungen hielt und eine für seine Glaubensgenossen verabfaßtes Polizey-Reglement annahm, welchem Napoleon seine Bestätigung ertheilte. Die Fristertheilung in der Executionsinstanz wurde aufgehoben und die Juden erhielten wieder die Wohlthaten des gemeinen Rechts.

Was Napoleon in Bezug auf diesen Gegenstand im Staatsrathe sprach, ist Folgendes:

(Sitzung am 30. April 1806.) Die Gesetzgebung ist ein Schild, welches die Regierung überall entgegenhalten muß, wo der öffentlichen Wohlfahrt eine Gefahr droht. Die Regierung kann es nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, daß eine herabgewürdigte und erniedrigte Nation, welche sich jede Schlechtigkeit zu Schulden kommen läßt, die beyden schönen Departements des alten Elsaß inne hat. Man muß die Juden als eine Nation und nicht als eine Sekte ansehen. Sie sind eine Nation in der Nation; ich möchte ihnen wenigstens auf eine gewisse Zeit das Recht, sich Hypotheken bestellen zu lassen, nehmen, denn es ist für die französische Nation zu sehr erniedrigend, sich der Willkühr der niedrigsten Nation Preis zu geben. Ganze Dörfer sind durch die Juden des Eigenthums beraubt worden, sie haben die Feudalherrschaft zurückgeführt und sind in der That Wolken von Raben. Bey der Schlacht von Kulm waren mehrere von Straßburg herbeygeilt, um von den Marodeurs das, was diese geplündert hatten, an sich zu kaufen.

Man muß durch gesetzmäßige Maßregeln der Willkühr vorgreifen, welche man gegen die Juden anzuwenden sich nothgedrungen sehen würde; sie würden Gefahr laufen, irgend einmal von den Christen in Elsaß nieder-

gemetzelt zu werden, wie es ihnen schon oft ergangen ist, und jedesmal durch ihre eigene Schuld.

Die Juden sind mit den Protestanten und Katholiken nicht in eine Kategorie zu stellen; man muß die Grundsätze der Politik, und nicht das bürgerliche Recht gegen sie anwenden, weil sie keine Büger sind.

Es würde gefährlich seyn, die Schlüssel von Frankreich, Straßburg und Elsaß in die Hände einer Bevölkerung von Spionen kommen zu lassen, die an das Land nicht gekettet sind. Sonst durften die Juden in Straßburg nicht einmal über Nacht bleiben. Vielleicht wäre der Befehl angemessen, daß sich nicht mehr als 50,000 Juden in der Ober- und Niederrheinprovinz aufhalten dürften, und daß der Ueberschuß der Bevölkerung sich nach Belieben in die übrigen Theile von Frankreich verbreiten müßte.

Man könnte ihnen auch den Handel untersagen aus dem Grunde, weil sie sich dabey mit Wucher beschmutzen, und ihre Verträge aus der vergangenen Zeit vernichten, weil dieselben nicht von Betrug frey sind.

(Sitzung am 7. May 1806.) Man macht mir den Vorschlag, die herumwandernden Juden zu verjagen, weil sie den Titel französischer Unterthanen nicht verdienten, und die Gerichte dazu anzuweisen, daß sie dem Wucher, vermöge ihrer arbiträren Gewalt, Grenzen setzten; allein diese Mittel sind nicht hinreichend. Die Juden haben seit Moses als eine gewinnsüchtige und beschwerliche Nation bestanden, dieß ist aber mit den Christen nicht der Fall gewesen; die Wucherer machen unter ihnen eine Ausnahme und stehen übel angeschrieben. Daher wird man die Juden durch methaphysische Gesetze nicht bekehren können; es machen sich hier einfache Gesetze und Ausnahmebestimmungen nöthig. Man kann mir keinen schlechtern Vorschlag machen, als den, eine große Anzahl von

Individuen zu versagen, welche Menschen sind, wie andere. Die Gesetzgebung kann durch die Metaphysik eben so wie durch arbiträre Maßregeln tyranisch werden. Die Richter haben keine willkührliche Gewalt; sie sind physische Maschinen, vermöge deren die Gesetze in Vollzug gebracht werden, so wie die Stunde durch den Uhrweiser angezeigt wird. Es würde eine Schwäche seyn, wenn man die Juden verjagen wollte; die Gewalt muß sie bessern. Man muß den Juden den Handel untersagen, weil sie damit Mißbrauch treiben, so wie man einem Goldmacher sein Gewerbe legt, wenn er falsches Gold macht. Die Metaphysik hat den Referenten dazu verleitet, daß er die gewaltsame Maßregel der Deportation einem wirksamern und gelindern Mittel vorgezogen hat. Das fragliche Gesetz muß erst zur Reife gebracht werden, man muß jüdische Landstände einberufen, das heißt, man muß ihrer 50 oder sechzig nach Paris kommen lassen, und dieselben hören. Ich will den 15. Juni eine allgemeine Judensynagoge in Paris halten lassen. Ich bin weit entfernt, etwas unternehmen zu wollen, was meinem Ruhm schaden, und von der Nachwelt gemißbilligt werden könnte, wie der Inhalt des Berichts. Der ganze Staatsrath in seiner Uebereinstimmung würde mich zu einer Sache, die diesen Charakter an sich trägt, nicht verleiten können! ich will einem Grundsatze der Metaphysik und des Egoismus das Wohl der Provinzen nicht aufopfern. Ich bemerke wiederholt, daß man sich weder über die Protestanten noch über die Katholiken so beklagt, wie über die Juden, und der Grund hiervon liegt darin, daß das Böse, welches die Juden zufügen, nicht von den Individuen, sondern von der Verfassung dieses Volkes, herrührt; es sind Raupen und Heuschrecken, welche Frankreich verwüsten.

Man muß die Zinsen, wie in England, festsetzen, dieß wird eine Norm für den rechtschaffenen Mann seyn. Das Handelsgericht zu Paris begeht so eben einen abscheulichen Fehler, wenn es Herrn Seguin vier Millionen Zinsen nach dem Zinsfuß von 42 pro Cent zuspricht. Die Oekonomisten haben den Menschen zu einem Thiere gemacht, wenn sie behaupten, daß sein Gewissen bei der Bestimmung eines gesetzlichen Zinsfußes nicht beschwert werden würde.

Die Einkünfte von dem Grundbesitz müssen den Maßstab für den gesetzlichen Zinsfuß abgeben. England verfolgt in dieser Beziehung ein Trugsystem. Ich wünschte, daß man bey verzinslichen Darlehen den Grundsatz der Verletzung über die Hälfte anwendete und daß man untersuchte, ob es nicht passend wäre, den Zinsfuß für Privaten auf fünf vom Hundert und für Kaufleute auf sechs vom Hundert festzusetzen.

(Sitzung am 21 Mai. 1806.) Der Entwurf hinsichtlich der Juden ist zu lang und die Redaktion muß abgeändert werden. Die Sprache in demselben steht mir nicht an. Das Staatsoberhaupt darf in seinen Verordnungen nicht erwähnen, was das Publikum denkt oder nicht denkt, noch auch demselben Urtheile über die Regierung an die Hand geben, denn der Leser würde die Sache immer verkehrt auslegen. Wenn ich in der Einleitung eines Decrets sage, daß eine Religion von meiner Seite keine Verfolgung zu befürchten hat, so werden viele Leser, und das mit Recht, schließen, daß man in dieser Beziehung nicht sehr beruhigt ist. Man muß den festen Willen haben, nicht zu verfolgen und dann das Publikum reden lassen, wie es will. Ich habe hierüber bestimmte Grundsätze, man lasse mich darauf nicht

wieder zurückkommen. Ich nehme die Verbesserung der Redaktion selbst über mich. — Pelet.*)

Später äußerte Napoleon auf die Frage, warum er die Juden so sehr begünstigt habe:

Ich wollte sie dahin bringen, den Wucher aufzugeben und wie andere Menschen zu werden. Es gab in den Ländern, über welche ich herrschte, viel Juden. Indem ich ihre Untüchtigkeit beseitigte und sie auf gleichen Fuß mit Katholiken, Protestanten und Andern setzte, hoffte ich, sie zu guten Bürgern zu machen. Ich glaube, es wäre mir am Ende geglückt. Da ihre Rabbiner ihnen lehrten, daß sie keinen Wucher mit ihren eigenen Stämmen treiben dürften, sondern nur mit Christen und Andern, so sollten sie mich, der alle ihre Privilegien wieder hergestellt und sie den andern Unterthanen gleichgemacht hatte, als einen Salomo oder Herodes und meine Unterthanen als Brüder von einem ihnen ähnlichen Stamme betrachten, und ihnen folglich nicht erlaubt

---

*) Pelet, (Jean, Jaquis Germain) wurde 1779 zu Toulouse geboren, wo sein Vater Goldarbeiter war. Er trat 1800 in das Chor der Ingenieurgeographen, wurde Unterlieutenant und 1802 Lieutenant. 1806 wurde er Hauptmann, und für die bey Eckmühl geleisteten Dienste Bataillonschef. Nach dem Wienerfrieden begab er sich mit Massena nach Spanien; dieser schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, er nannte ihn seinen Waffensohn, fils d'armes. 1811 ernannte ihn Napoleon zum Obersten, nachdem er für diesen einen Bericht über die Angelegenheiten in Portugal ausgearbeitet hatte. 1813 ward er Brigadegeneral. 1814 commandirte er das zweyte Jägerregiment zu Fuß der alten Garde. 1818 wurde er unter die Marchéaux de camp des Generalstabs aufgenommen, und wurde 1830 zum Generallieutenant und Director des Kriegsdepots ernannt. Er schrieb memoires sur le guerre de 1809 en Allemagne, und interessante Artikel im spectateur militaire (1826 und 1827) über den Feldzug von 1813. Pelet befindet sich noch im kräftigsten Alter, ist thätig und arbeitsam, kennt den Krieg in seinem Umfange, und hat sich als ein trefflicher Chef des Generalstabs ausgezeichnet.

seyn, Wucher mit uns zu treiben. Da sie gleiche Privilegien hätten, so sollten sie gleichen Abgaben, der Konskription und andern Gesetzen unterworfen seyn. Dadurch gewann ich viele Soldaten. Uebrigens würde ich großen Reichthum nach Frankreich gezogen haben, da die Juden sehr zahlreich sind und schaarenweise in ein Land gekommen seyn würden, wo sie vorzügliche Rechte genossen.

O'Meara. *)

*) O'Meara (Barry Edward) Napoleons Arzt auf St. Helena. Er stammt aus Irland, und studirte zu Dublin und London. Während des Feldzugs in Aegypten unter Abercombry und Hutchinson gelangte er zu hoher Auszeichung. O'Meara war auf dem Bellerophon, als Napoleon am 6ten Aug. 1815 in dem Vertrauen, die engl. Reg. edelmüthig zu finden, sich ergab. Die geschickte Behandlung erkrankter franz. Offiziere während der Ueberfahrt nach Plymouth und sein Umgang mit Napoleon, der sich mit ihm am Besten unterhielt, da er der italienischen Sprache kundig war, gewannen ihm dessen Aufmerksamkeit und Zutrauen, und derselbe ließ ihn in der Folge durch den Herzog von Revigo angehen, ihn nach St. Helena zu begleiten, was O'Meara, nach erhaltener Erlaubniß von der engl. Regierung, auch zusagte. Er diente ihm treu als Arzt, und war während seines 3jährigen Beysammenseyns mit Napoleon nie dahin zu bringen, den Spion zu machen, und über andere Gegenstände, als dessen Gesundheitszustand, Bericht zu erstatten, was ihn in ein gespanntes Verhältniß mit dem Gouverneur auf St. Helena, Hudson Lowe, setzte, und ihm viele Plackereyen und Beschuldigungen zuzog, und hatte endlich die Folge, daß der Minister L. Bathurst ihn zurückrief. Sein vielfältiger Umgang mit Napoleon lehrte ihn diesen seltnen Mann näher kennen. Er zeichnete den Inhalt seiner Unterhaltungen in ein Tagebuch, und war so vorsichtig, dasselbe in einzelnen Abtheilungen nach London zu schicken. Sein Werk: „Napoleon in exile, or a voice from St. Helena. London 1822" bleibt ein schätzbarer Beytrag zu Napoleons Geschichte. Die Herausgabe seines Tagebuches war der brittischen Regierung höchst unangenehm, und O'Meara erhielt nach 20jähriger Dienstzeit seine Entlassung.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 21tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den lbbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Besteigung des Montblancs, des Montanvert und des Arveiren.

Geschrieben in Chamouny, Ende Julius und Anfang August 1834.

Vorgestern Abend trat ein Genfer Astrolog zu uns in den Speisesaal des neuen Hôtel des Bergues und ermahnte diejenigen, welche auf den Gletschern von Faucigny Sonnenschein wünschten, stündlich nach Salanche aufzubrechen, dieweil der Wind umgesprungen, das Barometer gestiegen, und die Arve kleiner geworden sey.

Die Arve ist des Montblancs Geliebte, welche ihn durch's ganze Chamouny-Thal umarmt, und die Eisküsse seiner niedersteigenden Gletscher empfängt. Sie kommt vom Col de Palme, wo sie die letzten Alpenrosen pflückt, geht an den Bädern von St. Gervais vorüber, laulicht ihre Fluth mit dem warmen Mineral-Wasser, und bricht

sich dann eine Straße durch die Felsenburg von Cluse, wo ein Kanonier stets die Lunte in der Hand hat, ein Echo abzufeuern, das zwanzig Meilen weit durch alle Thäler donnert.

Ich weiß nicht, ob der Mann, der uns zur Abreise rieth, mehr wußte, als der selige Saussure vom savoyischen Alpenhimmel, indeß man glaubte ihm, und die Herren, die abzureisen gesonnen waren, liefen nach Charten und Büchern und Lithographien und Kutschern, wie die Damen nach Wämsern, Reiseschuhen und Pantalos. — Ich rathe der holden Weiblichkeit, auf den Sansculotismus in den Alpen zu verzichten, und überdieß, anstatt mit Sonnen-Schirmen, sich mit stattlich beschlagenen Springstöcken zu bewaffnen.

Vier Uhr schlug die Domglocke, da bedeckte sich die piemontische Straße, gegenüber dem Kegelberg Molo, mit Wagen und Chaisen aller Gattung. Die besonders eingerichtete Diligance für Reisende ohne eigenes Fuhrwerk, worin ich mich auch befand, war bis zum Verdeck mit luftigen Passagieren befrachtet, die ihre Schirme über sich ausbreiteten, und ihre Staubmäntel wie Segel wehen ließen.

Addio, Genf! riefen wir, und die letzten weißen Händchen kamen zum Kutschenschlag heraus, und ließen sich liebewüthig freundschaftlich von republicanischen Lippen berühren. Addio, Genf! wir besteigen den Kameelrücken der Savoyarden, und singen das Liedchen de la Marmotta zum Alp-Horne.

Es war ein deutscher Student mir über den Kopf gestiegen, der seinen Cäsar, wie es schien, auswendig wußte; denn er brummte mit Wonnegefühl in die Discantstimmen der Weiber, von seinem Olymp herab, die auf Genf bezügliche Stelle: „Extremum oppidum Allobrogum est proximumque Hevetiorum finibus Gensva.“

Das Dampfschiff, welches gewöhnlich Spazierfahrten um den See macht, ließ dazu am Quai seiner Räder-Musik erschallen, und rollte zugleich mit uns von dannen, Thonon zu.

Und die Sonne gieng auf, und röthete die Schwanenbusen der großen Alpen-Jungfrauen bis zu den Knospen der Culme, schattig reizend die Spalten und Grotten der Thäler in wolkige Gewande verbergend.

Wir sahen des Montblancs, alles Gebirge überragenden, blendendweißen Gipfel wie einen Gott über dem Duftmeer glänzen, und mit Majestät herab auf die Umgebung schauen. Dreißig Eisgebirgs-Locken wallten herab von seinem Scheitel, und lösten sich in den Niederungen in grauweiße Ströme auf, und hundert rothgoldene Felsennadeln starrten aus dem Rücken seines Schneemantels. Man möchte glauben, es seyen die Giganten alter Zeit, die der Blitze des Jupiters spotteten, und neuerdings rüsteten sie sich zum Kampfe, Berge von Granit gegen Himmel schleudernd.

Unsere Karawane langte bald nach Sonnen-Aufgang auf der Gränze an, und da war das erste Wort der sardinischen Gens'darmerie: Les passeports, Messieurs! worauf das zweyte folgte: Ouvrez vos malles et vos chatouilles, et tout ce que vous avez. Die Polen und Deutschen und Italiener, welche kürzlich von dieser Seite aus in's Land der Murmelthiere fielen, um dieselben den Menschen gleich und frey zu machen, und den König Albert wie Karl X. abzusetzen, sind Schuld, daß die armen Reisenden ein Jahrzehend einer strengen Controle unterworfen werden, und daß kein Maulthier mehr auf den Montblanc gelassen wird, wenn es nicht das Visum des sardinischen Gesandten in Genf in der Tasche hat. Dieser sardinische Gesandte ist aber über alle Maßen gefällig gegen die Herren Traveller und giebt, vermöge dreißig Sous Schreibegebühren — die

das Jahr hindurch über 50,000 Franken machen — seine Unterschrift, nöthigenfalls im Bette, um keinen Aufenthalt zu verursachen. Ich selber ließ mich auf diese Weise noch vor der Abreise des Postwagens zum unverdächtigen Menschen stempeln, und bin deshalb für ewige Zeiten dem Herrn Consul verpflichtet.

Eine gute Stunde vexirten uns die Zollbeamten und Polizey-Menschen. Ihre Neugier verschonte selbst unsere Taschen und die neuangeschafften Alpen-Beinkleider der Damen nicht, aus Furcht, die Demagogie sey durch die Simonisten auf die Weiber übergegangen. Es war, Behufs dieser Manipulation, eine besondere Zollvisitatorin im Bureau Seiner sardinischen Majestät angestellt worden, eine Zollvisitatorin, sage ich, die in den Wissenschaften bewandert war; denn sie censirte euch die ausländischen Journale mit Zuziehung ihres Mannes und ihrer Brille, die alle Sprachen verstand, und recta via verdammte, was nicht französisch lautete. Die französischen Journale wurden hier aber auch nicht verschont, und alle Oppositions-Blätter cassirt, das heißt, über die Gränze zurückgewiesen. Ich sah eine Dame die Unschuld des Cabinet de lecture und der Mode vertheitigen, welche sie bey sich führte, um Zeitvertreib in St. Gervais zu haben, aber nur ihrer großen Beredtsamkeit verdankte sie den Sieg über die Censur unserer tapferen Zollvisitatorin, welche behauptete, die Mode sey staatsgefährlich, weil sie Reformen befördere, und das Cabinet de Lecture, weil die Menschen, welche lesen, in Piemont schon eo ipso verdächtig seyen, und unter Polizey-Aufsicht ständen.

Als ich dieß Alles sah, da war ich froh wie ein Gott, daß ich der Versuchung widerstand, und gar nichts Gedrucktes bey mir führte. Es hatte mir in Genf ein Reformator eine acht Seiten lange Schrift über die eu-

ropäische Republik la jeune Europe, beigebracht, und ich war so neugierig, sie zu lesen, und freute mich so ungemein über das dumme Zeug, daß ich mir die Pièce aufbewahren wollte. Da dachte ich an Chamouny, an das Götterland der Murmelthiere, und ich fand für gut, —

Entschuldigen Sie, mein lieber Reformator! und bedenken Sie, daß Göthe sagt durch das Organ seines Teufels: Was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht. Sie wollen die Welt-Ordnung umkehren, ich vernichte Ihre Arbeit viel schneller, indem ich Ihre Schrift vernichte. Seyn Sie aber versichert, daß dieß der Polizey wegen geschieht; denn an sich ist sie ganz unschädlich. —

Wir hatten die Gränz-Scylla und Charybdis glücklich passirt, und gelangten gegen Mittag nach Bonneville. In diesem Städtchen kommen die Vorgebirge der Alpen schon brüderlicher zusammen, und die Gegend fängt an, pittoresk zu werden. Man sieht den Montblanc nur noch hier und da einmal, wenn man um die Ecken fährt, und bewundert unterdeß ein halbes Schock thurmhohe im Thalbett aufgeworfene Felsen, die in alten grauen Zeiten die Erde vomirt haben soll. Die Götter und Mineralogen und Geologen wissen allein, wie sie dahin kamen, allein sie sind nicht darüber einig. Noch weniger sind sie es mit den Granit-Bergmassen, die sich inmitten des Genfersee's befinden, da doch sonst kein Granit in den Uferbergen zu sehen ist. Diese, sagen sie, sind ein Phänomen, darüber wir uns die Köpfe vergeblich zerbrechen. Vielleicht sind es versteinerte Trüffeln aus der Zeit der Mammuths!

Das Städtchen Cluse, drey Stunden von Bonneville und neun von Genf, ist gleichfalls der Thorweg in's Chamounythal. Himmelhohe Felsen neigen ihre Häupter über die Brücke, und lassen die Arve zwischen sich durch. Dann geht die noch fahrbare Straße durch einen Schlupf-

winkel in's Thal von Salanche, dessen Häuser bekanntlich am Scheideweg der beiden Montblanc-Thäler liegen, die nach Italien, Aosta, und nach der deutschen Schweiz, Martinach, führen. Es ist eine Stunde von hier in die Bäder von St. Gervais, welche im Sommer oft von 300 Gästen besucht werden, und dießmal auch den Minister des Innern von Turin beherbergen.

Ich weiß von dem Thale nicht viel mehr zu sagen, als daß es schön pittoresk, wild und reich an Wasserfällen und Grotten ist. Gleich oberhalb Cluse sahen wir die Balmehöhle inmitten einer Felsenwand, und bemerkten in deren Oeffnung den grünen Baum, den weiland ein Reisender in den Tropfstein pflanzte. Sie ist 600 Fuß lang. Weiterhin bemerkten wir den Nant d'Arpenas (ein Wasserfall), welcher, eine Art kleiner Staubbach, von einem 800 Fuß hohen Felsen herabstürzt, und sich fast gänzlich in Nebel auflöst. Der Bach war, da es kurz zuvor geregnet hatte, größer, und daher die Cascade schöner als gewöhnlich.

Um vier Uhr hielten unsere Wagen in dem Dörfchen St. Martin, gegenüber Salanche, und wir giengen nun bey uns zu Rathe, ob wir sogleich weiter nach Chamouny-Prieuré reisen, oder übernachten sollten. Der Himmel des Montblancs, dessen Scheitel wir nicht mehr sahen, hatte sich, ungeachtet aller Prophezeiung des Genfers, verfinstert und drohte, auf die Nacht und wohl früher noch, zu gewittern. Mit der großen Hitze — da war es aus, und es wurden Mäntel hervorgesucht. Der Ort liegt schon so hoch als der Brocken.

Ich hielt mich zu einem deutschen Sänger und einem französischen Maler, und wir wurden alsbald einig, stündlich eine sogenannte Charrette, das ist, ein kutschenähnliches, ganz leichtes Wägelchen, worin man in der Quere sitzt, zu miethen, und damit, alles Wetters unge-

achtet, sechs Stunden bergan zu traben. Es regnet ja noch nicht, sagen wir, und in vier Stunden sind wir im Hôtel de l'union, wo man so gut, wie man sagt, ißt, wie in Genf, und blos Feuer in den Ofen macht. Damit Sie einen Begriff von der Wohlfeilheit im Chamouny-Thal bekommen, bemerke ich blos im Vorbeygehen, daß wir für eine jämmerliche Charrette, mit einem alten Pferde, 18 Franken für diese Tour bezahlen mußten. Dieß ist, der Taxe zu Folge, königlich sardinische Postordonnance. Die Leute sind aber noch froh, daß die Regierung in den letzten Jahren sich endlich die Mühe machte, den Weg dergestalt zu verbessern, daß man ihn befahren kann. Es ist noch nicht lange her, da ritt man bloß, und nicht sehr lange, daß man dieß auch nicht konnte. Wir haben von der Industrie und der Civilisation eine Dampf-Eisenbahn auf den Gipfel des Montblanc zu erwarten, und dann werden die Leute sehr lachen, wenn sie hören, daß Hr. Saussure vor 49 Jahren mit einer Karawane, mit Leitern, Haken, Körben und Stricken seine Ascension antrat. Eine Eisenbahn auf den Montblanc wäre gar zu hübsch, ich hoffe, sie zu erleben, und dann besteige ich auch den Gipfel, um das mittelländische Meer zu sehen. Eine himmlische Sternwarte!

Wie angenehm schlechtes Wetter im Chamounythal ist, das haben wir bey unserer Ankunft zur Genüge erfahren, denn kaum waren wir am Wasserfall von Chede angekommen, der das Orginelle hat, daß Einem ein Knabe Geld abverlangt für eine Planke, die er über den Bach legte, eine alte Frau für einen Sitz, den sie auf ihrer Matte errichtete, und ein dickes derbes Weib für den Fußpfad, der zur Cascade führt, und den sie austrat, Summa, vier Wasserfallzölle — so goß unendlicher Regen herab, und von den Bergen stürzten Quellen. Ich stieß einen Seufzer aus wie Mars vor Troja, und

als ich damit zu Ende kam, siehe! da hielten wir an einem Lawinen-Bettschlamm," der sich, wie Lava, quer über den Weg goß, und erst vor einigen Tagen die Brücke mit sich fort in den Abgrund riß. „Halt!“ — schrie ich — „halt, Kutscher! oder wollt Ihr uns in dieses Meer von Dreck werfen, und wie Roßkäfer umkommen lassen? Ich widersetze mich der Passage!“

„In Gottes Namen, Herr“! — antwortete der Mann — „wenn Ihr durch den Bach waten wollt“ — er nannte das Ding einen Bach — „so fahre ich allein über den Abhang.“

Meine Gefährten lachten mich aus, und blieben ruhig sitzen. Und nirgends war ein Mensch, der uns hülfreiche Hand bot in dieser Noth; das Unwetter hatte alle Savoyarden in ihre Hütten verjagt, die hier zu betteln pflegen. Ich resignierte also, warf einen Blick auf meinen Ritter von der traurigen Gestalt und den Kothfluß und die fortgewälzten darin aufgeschlichteten Steine — und rief wie toll: „Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.“ Darob sagte der Kutscher, der eine alte sardinische Uniform trug, zum Zeichen, daß er Postillon sey, zu seinem Gaule: hué! — und peitschte und hallohte und ließ einhauen. Wir machten die Augen zu, bis die Gefahr vorüber war. Aber nun gelangten wir an die Mündung des Bostons-Gletscher, der eine Wasserfluth voll solcher Blöcke uns entgegenwälzte. In ihr war an kein Durchfahren zu denken, wenn wir nicht hinab in die Schlucht gespült werden wollten. Wir verließen daher unsere Muschel, und riefen in einer benachbarten Hütte um Hülfe, indem wir uns mit Stöcken bewaffneten, und uns auf die Schultern cyklopischer Käse-Fabrikanten setzten. Vier unterstützten das Fuhrwerk, und zwey hielten dasselbe außerdem mit Stricken, für den Fall eines Burzelbaumes.

So kamen wir Abends um zehn Uhr im Dorfe Chamouny an, nachdem der Abend-Himmel sich in etwas aufgeklärt, und einige Sterne und Schneekloppen und Gletscher-Pyramiden durchgelassen hatte.

Die erste Neuigkeit, die wir erfuhren, war: „Es sind vor mehreren Tagen zwey Advokaten aus Chamouny auf des Montblanҫs Gipfel gestiegen, und bis jetzt noch nicht wieder gekommen. Wahrscheinlich sind sie in dem Unwetter mit ihren Führern zu Grunde gegangen.“

Da wir des Abends in Sturm und Regen in Prieuré ankamen, hatten wir von St. Martin und vom Chamouny-Thal nicht mehr gesehen als von America. Wir hörten die Arve rauschen und die Gletscher donnern, und wir sahen eine Brücke und einige Häuser, in denen viele Lichter schimmerten, und der Ton eines schlechten Pianoforte's schlug an mein Ohr — das war das großbritannische Paradies. Ich stieg hinein, indem ich aus der liebenswürdigen Charrette hinausstieg und ließ mich von einem deutschen Kellner bewillkommnen, dann zog ich meine Blouse ab, und ging in den Salon, mich zu wärmen, und zu Abend zu essen, worauf ich mich schlafen legte, und den Iupiter pluvius um gutes Wetter anflehte. Es war vor der Hand Alles, was ich thun konnte. —

Meine Reisegefährten behaupteten, sie hätten Chiragra und Podagra bekommen, und ließen sich die Betten wärmen, und die Glieder mit Flanell reiben.

Ich erkundigte mich angelegentlich nach dem Schicksal der beiden Advocaten, erfuhr aber wenig mehr, als ich unterwegs schon gehört hatte. Sie seyen, sagte der Wirth, schon über 24 Stunden über die Zeit außer Landes, die Reisende gewöhnlich zur Besteigung des Montblanҫs brauchen, er glaube aber, daß sie das Unwetter bei'm Herabsteigen auf dem Col de Geant getroffen, und der

Führer-Chef Muße und Klugheit genug gehabt habe, die Karawane entweder in einer Felsen- oder Gletscherhöhle, oder auch auf dem freien Eismeere selbst vor Anker gehen, und den Morgen abwarten zu lassen. —

Der Geant oder Riese ist ein Berg mit einem nadelspitzen Kopfe und ungeheuren Schultern, Col genannt, welcher die Station zwischen dem Montanvert und Montblanc bildet. Die Bergbesteiger pflegen, wenn sie nicht von seiner Seite aus aufwärts steigen, wenigstens über denselben herabzugehen. Er ist 10,700 Fuß in der Schlucht, 13,000 auf der Spitze hoch, und erhebt sich unmittelbar aus den Eismeergefilden von Talefre. So nennt man die Gegend dieser fortlaufenden Gletscher, welche die Felsenoase des Montblancs, „le Courtil“ oder den Garten enthält, der im August Gewächse und Blumen treibt. Um nur bis dahin zu gelangen, muß man vier Stunden weit über fast horizontale Eisgefilde klettern, und die Bekanntschaft der sonst nie sichtbaren Gemsen machen.

Man schläft in Chamouny die erste Nacht ungewöhnlich gut; denn sie ist so still und so kühl, daß man bey 27 Grad Reaumur zwey Decken inbrünstig umarmt, und am Morgen einen sehnsuchtsvollen Blick nach der Sonne sendet. Mir war, als ich heute erwachte, wie im vaterländischen März zu Muthe, und ich meinte, da es tagte, es sey schon sieben Uhr, und klingelte und sagte, daß ich frühstücken wolle.

„Mais Monsieur!“ — antwortete der Kellner, sich noch die Augen vom Erwachen reibend — „il est à peine quatre heure, et le soleil va se lever.“

Diese leise Erinnerung führte mich nach Pieuré zurück. Ich riß die Fenster auf, die gegen den Bostonsgletscher und Montblanc giengen, und da sah ich — zwar nicht das ganze Gebirgspanorama, aber die Köpfe und Füße desselben und die blinkenden Eiskrystallspitzen, die

wie Thürme und Pyramiden aus der bergabfließenden und erstarrten Wasserfläche aufstrebten. Die Sonne stand über und unter den Wolken, welche wie Gazevorhänge vorsten, und nur hinter mir lag der Montanvert mit den Quellen der Arve im Nebelgrau, den Morgenkampf beginnend. Ich sah, daß das Thal von Chamouny ein recht niedliches Wiesenthal, und das Dorf ein recht freundlicher Ort, mit vielen grossen Häusern und einer Kirche, war, und ich las in meinem Manuel du Montblanc, daß diese Kirche ein Priorat gewesen, und daß schon vor vielen hundert Jahren Menschen ihre Kühe allda geweidet, und einen ganz weißen Honig, den berühmten Honig von Chamouny, gewonnen hätten.

Der Honig ist, wie ich bei'm Frühstück erfuhr, noch derselbe, aber nicht der Prior; denn der Kellner hat mir Wunder erzählt von der Strenge und Pietät desselben. Er erlaubt weder Spiel noch Tanz, und wenn sich die Chamouny-Mädchen einmal vergnügen wollen, so müssen sie neun Stunden weit über Col de Balme in die Schweiz gehen, wo die Regierungen, wie die Pastoren, liberaler sind.

Ich war noch mit der Bewunderung des Bostonsgletschers beschäftigt, da hörte ich jubelnde Stimmen im Flur, und herein sprangen meine gestrigen Reisegefährten — ledig alles Podagra's — und riefen: „Sie sind wieder da, sie leben noch."

„Wer, meine Herrn?"

„Die beyden Advokaten! die auf den Montblanc stiegen."

„Woher wissen Sie?"

„Eben sind sie angekommen, zerrissen, verbrannt, zerkratzt, naß wie Mäuse, und hungrig wie Heuschrecken. O, ich versichere Sie, es ist ein Jammer und eine Wonne, sie anzusehen."

Wir eilten selbander in den Saal hinab, die Wanderer zu bewillkommnen. Halb Chamouny war da beisammen, und nicht blos halb Chamouny, sondern die halbe Welt; denn ich zählte Deputirte aus England, Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien, der Schweiz, Schweden, Mexico und Chili. Die Damen waren schon reisefertig für den Montavert und Arveiron, jede commandirte einen Esel, einen Führer, und einen langen Springstock. Und sie hatten Hosen an und Ueberschuhe und stützten sich, wie liebliche Pilgerinnen, auf ihre Waffen, indem sie neugierig die Fremdlinge ausfrugen und ihrer Mähr zuhörten.

Ich wollte, Sie hätten einen Augenblick aus fernem Hintergrunde in diese Scene treten können, um die heterogenen Elemente derselben zu beluegen, oder als Dichter und Maler ein Bild davon zu stehlen. Wollte ich eins machen, ich vermöchte es nicht, da ich unter dem Eindruck lebe und Mitacteur bin. Es war recht rührend anzusehen, wie sich die Weiber und Kinder der Führer freuten, die sie verunglückt glaubten. „Du gehst nicht mehr auf den Berg?“ — sagte ein kleines Mädchen zu einem graubärtigen stämmigen Mann, der, wie der Atlas selbst, dem Himmel gewachsen zu seyn schien, und die Mutter fügte hinzu: „Ach, Vater hat schon oft mir versprochen, sich nicht mehr der Gefahr auszusetzen, und wenn der Sommer kam und die Engländer, so konnte er doch nicht widerstehen.“

„Halt's Maul, Frau!“ — war die Antwort auf diese Bemerkung — „ich weiß schon, daß meine Stunde noch nicht geschlagen hat. Und hat sie geschlagen, nun, so will ich's nicht ändern, und Du magst Dich nach einem andern Schatze umsehen.“

Die Karavane der Advokaten bestand aus zehn oder zwölf Personen, davon waren vier Marodeurs in den letzten Sennhütten zurückgeblieben. Sie glichen insgesammt

den Ueberresten eines aufgeriebenen Heerts, die sich auf ungebahnten Wegen in die Heimath zurückschlugen, und nur mit Bestien der Wüste und den Elementen zu kämpfen hatten. Alle waren in den Gesichtern wie mit Dornen gegeiselt, und die Haut fiel davon, wie von einer Schlange, ab. Sie hatten theilweise das Gehör verloren, und noch nicht wieder bekommen, und der Hagel hatte ihre Wämmser und Blousen zerrissen, und der Blitz ihre Augen geblendet.

Was den Bericht der Reisenden speciell betrifft, die vielleicht nicht auf dem Montblanc, sondern nur auf dem Geant waren, so geht daraus hervor, daß sie den Gipfel am dritten Tage Morgens erreichten, und doch vor Abend wieder sechs Stunden abwärts zurücklegten. Sie sahen die Gewitterwolken in den Thälern sich zusammenziehen, und da und dorthin gleiten, aber sie hofften, davon verschont zu werden, weil im Sommer selten anhaltende Regengüsse eintreten. Von den Bedürfnisse, schneller Athem zu holen, und von dem schnellerem Pulsschlag, den Hr. Saussure verspürte, wollen sie nichts empfunden, dagegen ebenfalls mittelst des Perspectivs das mittelländische Meer, Mailand, Venedig und Bologna gesehen haben. Das Thermoneter fiel auf Null, das mitgenommene Wasser fror an der Sonne, und das Blau der Sonne war nicht mehr azur-, sondern indigofarbig. Man sah die Sterne am hellen Tage, und konnte des Mittags ohne Anstrengung in die Sonne sehen.

Es ist eine auffallende Erscheinung, und ich fand sie hier abermals bestätigt, daß viele Menschen, je höher sie steigen, desto tauber werden, so daß sie sich zuletzt einander in die Ohren schreien müssen, und kaum noch das Geräusch der Waldbäche und das Gedonner der Lawinen hören. Der Eine unserer abenteuerlichen Wanderer fühlte seine Ohren erst in der warmen Stube wieder aufthauen, und fuhr plötzlich, wie erschrocken, auf, indem er

er rief: „Jetzt hör' ich die Arve wieder rauschen, mein Trommelfell ist erlöst!“

Von der Aussicht auf dem Montblanc konnten beyde Wanderer nicht Herrliches genug berichten. „Wir hatten“ — sagten sie — „einen Horizont von fünfzig Radius und also eine Peripherie von 330 Stunden, die man den scheinbaren Horizont nennt, und wir vermochten ganz gut, die hervorragenden Städte und Bergkuppen in den Niederungen der Lombarden, der Provence und des Rheingaues zu unterscheiden, da wir auf den nächsten Seen die Schiffe segeln, und im Leman das Dampfschiff spazieren fahren sahen. Vielleicht gewahrten wir viermal so viele Seewasserspiegel, als der Reisende auf dem Rigi bemerkt, allein wir standen zu hoch, und waren zu sehr von den meisten entfernt, um die Landschaft zu würdigen. Die niedrige Gebirgsschweiz nahm sich flach aus wie eine Ebene, und Bern und Mailand glichen sich in den Conturen. Die Führer wollten Straßburg's Münster, Marseille's Citadelle und den San Marco von Venedig sehen.“

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Alpen dem Auge auf dem Montblanc-Culm das intressanteste Schauspiel gewähren, denn man sieht sie fast alle, und sie gleichen in Masse einem wunderbar geformten unermeßlichen Gletscher, daraus einzelne Nadeln, Prismen, Pyramiden und Kegel gen Himmel steigen. Das Rhonethal liegt zwischen ihnen wie eine mäandrische schwarzschattige Schlucht, ein Eisthal, in dessen unsichtbaren Tiefen Menschen wohnen, und Reben pflanzen. Wer, da oben, sollte glauben, daß unter seinen Füßen der Muskatwein von Sitten wächst; er erkennt in der Ferne das Grün der Wälder für dunkle Streifen, für Schattenlinien der Eisgefilde, und hält die von den Felsen und den Krystallgewölben stürzenden Wasserfälle für Nebelstreifen und Sonnenstrahlen. Ihre Zahl ist Legion auf diesen Höhen. —

Doch ich überlasse die savoyschen Juristen der lang-ersehnten Ruhe, und rüste mich mit den neuen Ankömmlingen zur Besteigung des Montanverts und des Eismeers. Die ganze Gesellschaft hat beschlossen, des niederstrebenden nördlichen Nebels ungeachtet, die Wallfahrt anzutreten. Wir haben mehr Führer, als Hannibal brauchte, um seine Armee über St. Bernhard zu geleiten. —

Der Montanvert ist ein hoher Berg, er ist noch einmal so hoch wie der höchste Berg in Deutschland; nichtsdestoweniger kam er mir in der Nachbarschaft des weißen Riesen so klein, vor, wie der Minister Thiers neben dem großen Napoleon, dem er nachstrebt, wie ein Diplomat dem Krieger, oder wie der — neben dem Göthe. Wenn man auf dem Gipfel angekommen ist, wo eine Kapelle steht, die den Titel Temple de la Nature führt, und im Sommer einen Savoyarden beherbergt, der Feuer unterhält und Milch und Grog schenkt: so sieht man links und rechts noch so viele graue, blaue und weiße, zum Theil so gothisch wie der Mailänder Dom geschnitzte, Uebergebäude, daß man ganz kleinlaut die Füße beschwört, sich nicht über die bisherige Anstrengung zu beschweren.

Für unsere Damen war der Weg nicht der angenehmste; denn abgesehen von dem schlechten und felsigen Pfade, der öfter durch Lawinenzüge führt, in welchen die Führer Einem zuriefen: „Allez vite, il y a du danger," umnachteten uns die im Thal gesehenen Wolken, gleich nach der ersten Stunde, und verließen uns nicht wieder, bis der Thau in Bächen von uns floß, und die erhabene Kuppe der Kapelle ein Obdach verhieß. Es wurden dadurch einige männliche Gemüther so wehmüthig gestimmt, daß ihr seufzerliches Organ unverholen von der Retirade sprach, und den feigen Vorsatz durch-

gesetzt haben würde, wenn der Muth der so oft erprobten Brittinnen sich nicht kecklich widersetzt hätte.

„J'ai commencé le chemin," — sagte eine schlanke Lady — „et je ne retourne plus." Ihr Ehegemahl schritt stumm hinter ihr her, und sah zuweilen nach den Maulthieren, die die Victualien verwahrten. Kein Mensch wollte mehr reiten, aus Furcht, in die wolkige Tiefe hinabzupurzeln.

Als wir an die „Fontaine du Caillet" kamen, welche den Weg in zwey Hälften theilt, fiel ein Schuß von ungeheurem Kaliber uns gerade gegenüber, und gleich darob entstand ein fürchterlicher Donner, viel länger und anhaltender, als ich ihn jemals gehört hatte. Und das Echo nahm den Schall in den Tiefen wieder auf, wälzte ihn fort durch die Berge, und begrub ihn weit von uns in den Thälern von Bonneville. Die Gesellschaft, von Erstaunen und Bewunderung ergriffen, stand automatenmäßig still, und schwieg, und ließ die Donner ausreden was wohl dreißig Secunden lang dauerte.

Ein alter Führer unterbrach des Schweigens Andacht mit den Worten: „Das war eine Lawine, wie ich seit Jahren keine erlebt. Es ist jammerschade, daß es nicht hell ist, wir hätten sie der Länge nach harabsteigen sehen."

Zehn Stimmen frugen: „So wißt Ihr, wo sie fiel?" —

„Ey freilich, es ist hier in der Nähe kein anderer Gletscher als der Glacier des bois, und der schüttelt seine Eisfelsenperrücke, so oft es regnet; denn dann bersten die alten Fugen und die alten Thürme, und eh' man sich's vermuthet, da kracht ein Feld von einigen Hektaren zusammen, und prasselt hernieder in die Schlucht des Arveiron, die wir bei'm Herabsteigen sehen können, wenn's den Schönen nicht graut."

(Schluß folgt.)

Berichtigung. Nro. 19. der Lesefr. Seite 290. Zeile 5. v. O. lies: Aftermontag.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 22tes Stück.

Der alte deutsche Kalender
vom Jahre 1461.

Zu Mitterfasten ist Rösensonntag, daran segnet der Pabst alle Gebeichteten zu Rom, und bestättigt auch den Jüden ihr Gesetz. An diesem Tage hat man an etlichen Orten ein Spiel, daß die Buben an langen Ruthen Bretzeln herumtragen in der Stadt, und zwey angethane Männer, einer in Sinngrün oder Epheu, der heißt Summer, der andere mit Gemüß angelegt, der heißt der Winter, diese streiten mit einander, da liegt der Summer ob, und erschlägt den Winter, darauf gehet man hernach zum Wein.

Hanns Gerstenkorn.
Ballade, frey nach dem Englischen.

Drey Bauern in dem Donaugrund,
Besitzer reicher Erben,
Die schworen einen kräft'gen Bund:
Hans Gerstenkorn soll sterben!
Mit einer Pflugschaar brachten sie
Ihn um, und in die Erde,
Und schworen, daß er sicher nie,
Nie mehr — erstehen werde. —

Da kam sein treuer Freund, der März,
Und weint' auf seine Leiche;
Das drang Hans Gerstenkorn an's Herz,
Er hob sein Haupt, das bleiche.

Bald stand er frisch und munter da,
Und thät sich rüstig strecken,
Und wer Hans Gerstenkorn nun sah,
Der staunte an — den Recken.

Der Sommer kam, und nährt' ihn gut,
Und füllt ihm seinen Ranzen,
Da setzt' er auf den Stachelhut;
Und schwang kühn seine Lanzen.
Allein mit seinem Feind im Bund
Ließ ihn der Herbst nun darben,
Da lechzt des Armen dürrer Mund,
Es bleichen seine Farben;
Sein welkes Haupt herniedersinkt,
Und seine Knie erschlaffen.
Die Feinde, da der Sieg nun winkt,
Ergreifen kühn die Waffen.
Mit Schwertern, breit und scharf, sie ziehn
In's Feld, ihn zu bekriegen,
Und hau'n so grimmig ein auf ihn,
Daß er wohl muß erliegen.

Ein Hieb hat ihm den Fuß gekürzt,
Da sinkt der Kämpe nieder;
Ein Troßbub sich auf ihn nun stürzt,
Und knebelt ihm die Glieder. —
Auf einen Wagen führet man, —
Troß seinen vielen Wunden, —
Hinweg den wackern Rittersmann,
Gleich einem Dieb gebunden. —
Längst bauten sie für ihn allein
Ein eigenes Gefängniß;
Da sperren sie ihn jubelnd ein,
Zu größerer Bedrängniß.
Auf harter Erde hingestreckt
Muß ihre Wuth er fühlen,
Mit Schlägen wird er zugedeckt,
Bis sie ihr Müthlein kühlen.
Drauf wird er an die Luft gelegt,
Die schaurig ihn durchwehet;
Hans Gerstenkorn bleibt unbewegt,
Und nicht um Schonung flehet.
Ein großes Faß wird nun gefüllt,
Doch nicht — für ihn zum Trinken:

Er selber wird hineingeknüllt,
Mag schwimmen, oder sinken;
Dann legen sie ihn auf die Flur,
Vom neuem ihn zu quälen,
Und lassen, zuckt er leise nur,
Es nicht an Stössen fehlen. —
Sie dörren gar mit Feuersgluth
Das Mark ihm aus den Beinen;
Am weh'sten ihm ein Müller thut,
Zermalmt ihn zwischen Steinen,
Und als sie all sein Herzblut so —
Bis auf den letzten Tropfen —
Ihm grausam abgezapft — und roh,
Da würzen's sie mit Hopfen,
Und setzen in die Runde sich,
Die Siegesfrohen Zecher.
Von Mund zu Mund kreiset emsiglich
Der volle schäum'ge Becher.
Und wie er oft und öfters kreist,
Wird ihre Freude lauter,
Es neckt sie des Erschlagnen Geist,
Und aus dem Becher schaut er,
Im Tod noch zeigt er seine Macht,
Im Blut weht noch sein Odem,
Denn, wer zu kühn sich an ihn wagt,
Den wirft er straks zu Boden.

Hanns Gerstenkorn war wohl ein Held,
Recht ohne Furcht und Tadel!
Der, dem sein Blut die Adern schwellt,
Fühlt Heldenmuth und Adel.
Er nährt in deutscher Volkes=Brust
Gefühl für Recht und Treue,
Macht, daß des Franzmanns Aufruhrslust
Die deutschen Fäuste scheue.
Es stählt des Mannes Nerv' und Arm,
Verscheucht den Gram, den bleichen,
Und macht das Herz in Freude warm,
Dem Armen wie dem Reichen.
Drum lasset uns Hans Gerstenkorn
Mit vollen Bechern feyern,
Und sein Geschlecht mit Speer und Sporn, —
Nie fehle es in Bayern!!

M. D.

Besteigung des Montblancs, des Montanvert und des Arveiron.

Geschrieben in Chamouny, Ende Julius und Anfang August 1834.

(Schluß.)

„In die Hölle geh' ich." — rief die obenerwähnte Lady bei diesen Worten, — „wenn Du Dich hinwägst."

Und wir zogen fürbaß, all' unser Wissen bezüglich der Gletscher und Lawinen debitirend, und das der Führer dazu, als Commentar benutzend. Es ergab sich, daß die Gletscherlawinen die schönsten und minder gefährlichsten seyen, einmal, weil sie nur fallen, wo Niemand wohnt, und sich nicht fortwälzen, dann, weil sie wie Batterien krachen, wie Donner nachrollen, und sich meist in Krystallstaub zersplittern, indem sie ganze Eisburgen und Wälle in Bewegung setzen, spalten und zusammenschmettern. Schneelawinen donnern nur, wenn sie als Grundlawinen das Verderben mit sich fortwälzen und im Fallen wachsen, niemals als Schleichlawinen, die durch Gegenstände und Hindernisse aufgehalten werden.

Wir hörten noch zwey Gletscherlawinen fallen, ehe wir den Culm erreichten, und sahen auch die Eine, da wir unterdeß aus den Wolken herauskamen. Sie bestand aus einem Eishorn, das der Regen und die Grundwasser gelüftet oder mürbe gemacht hatten, und fiel von einer beträchtlichen Höhe des Nant blanc die Felsen herab auf das Eismeer. Das letztere wurde plötzlich in einer Fläche von einigen Stunden sichtbar und breitete sich fast horizontal durch ein Thal von Felsen aus, bis es am äußersten Ende, fast wie der Rhein bey Lauffen, sich unter dem Namen des Holzgletschers in das Thal von Chamouny stürzt, und die Arve oder den Arveiron

gebärt. — Der Savoyarde im Tempel der Natur hatte uns kaum aurücken sehen, so legte er große Kiehnblöcke in seinen Kamin, und setzte den Wasserkegel zur Brauerey des erwärmenden Punsches auf, selbstzufrieden lächelnd und in Gedanken überrechnend, wie viel Franken ihm das schlechte Wetter einbringen würde. „Entrez, entrez mes dames," — krähte er, und es klang wie „mi marmotte." Doch die Schönen ohne Ausnahme hatten ihre nassen Röcke und Mäntel bey dem Anblicke der krystallenen Wogen und himmelhohen eiszapfigen Wasserfälle vergessen, und hüpften wie Gemsen von Block zu Block, ihr: O comme bel! auszurufen. Milady mußte erst überführt werden durch logische und medicinische Gründe, daß sie nur nach Verlauf einer halben Stunde und nach vollständiger Trocknung ihrer Robe die Fahrt auf's Eismeer wagen könne.

Auf diese Weise füllte sich der Tempel unseres Wirths bis zur Thüre, und es blieb uns Männern aus Höflichkeit und Billigkeit Mangels Universalität des Kaminfeuers nichts zur Erwärmung als die Bowle in Gestalt einer Theekanne. Bey Tortoni habe ich nie so köstlichen Punsch getrunken, es war wahrlich schade, daß er nicht bey uns war; er, der pittoreske Eisfabrikant, hätte für sein Paris ganz in der Nähe Marerial für Myriaden von Jahren gefunden.

Der Savoyarde, der hier Wirthschaft hält, besitzt ein intressantes Buch, dessen Verfasser die reisende Welt ist. Hätte ich nur Zeit gehabt, viel Possirliches würde ich mir notirt haben. Wie gewöhnlich, fand ich mehr abgeschmacktes in Versen als in Prosa; denn es ist der Fehler unserer Literatur, daß die Autoren ihre Carriere rhythmisch beginnen, und erst mit dem prosaischen Leben prosaisch werden. Ein Kapitel hat mir inzwischen ganz besonders gefallen, weil eine Pariserin darin ganz parisisch

naiv erzählt, sie, ihre Schwester, ihr Führer und ihr Maulesel seyen mit einem deutschen Staatsrath auf dem Eismeere von einem Ungewitter überfallen und genöthigt worden, auf dem Eise in ihren Mänteln zu schlafen — tous pêle-mêle, ausgenommen die Maulesel; denn die hätten sie auf dem Montanvert gelassen.

Ich will nicht hoffen, daß der deutsche Staatsrath von diesen muthigen Damen vor Erkältung geschützt wurde; denn vorgeblich war es einer Französin vorbehalten, das luxurieuse Getränk zu erfinden, welches man: „Champagne á la glace" nennt.

Als es in Chamouny Mittag läutete, welches wir den Berg hinauf sehr gut hören konnten, da waren wir in etwas vermenschlicht, und traten in langer Reihe die Reise auf dieß savoyische Grönland an. Die Entfernung bergab ist nur gering, und man hat zwey Wege in die Felsen getreten, die bis auf die Eisschollen führen. Wenn ich von Eisschollen spreche, so will ich gleich damit einige Blöcke gemeint wissen, die Spalten von fünfhundert Fuß Tiefe enthalten. Es ist, als ob ein zweiter Wallenstädter- oder Vierwaldstädter-See zwischen berghohen Felsen erstarrt wäre, und an seinen Ufern der Contrast zwischen Granit- und Wassermassen nicht aufgehört habe. Vergebens denkt man der Entstehung dieser kolossalen Eismaße nach, die in Wellenform da liegt, und ganze Bäume und ganze Gebäude von Eis in die Höhe trieb; vergebens fragt man sich bey'm Anblicke der Steinberge, die am Ufer liegen, welche Gewalt sie dahinschleuderte, man pflückt die auf der mürben Wand am Eisgefilde blühenden Alpenrosen, und schaut gedankenlos in den blauen Abgrund.

Mit unsern Stöcken verfolgten wir den von den Führern bezeichneten Weg über die rauheren Eisschollen, stets an Untiefen und Schlünden vorbey, die nach Men-

schen, wie Haifisch-Rachen, lüstern sind, bis in die Mitte des Meeres. Hier zeigte man uns ein achthundert Fuß tiefes Eisfelsenthal, in welches sich ein ziemlich starker, von den Bergen herabfließender Bach, wie in einen Trichter, stürzt, und ein betäubendes Getöse verursacht. Von allen Seiten fließt solchergestalt das Gewässer der hohen Berge in die Gletscher, unterminirt dieselben, erzeugt Lawinen, Spalten und Brüche, und erscheint dann am Ende derselben als starke Quelle eines Flusses, wie hier der Fall ist. Der Arveiron, wo er aus dem Erdgewölbe strömt, ist im Sommer so stark, daß er zehn Mühlen zugleich treiben könnte. Er vereinigt einen großen Theil des Montblanc-Gewässers.

Nichts muß schrecklicher seyn, als der Tod zwischen den krystallblauen Eiswänden dieser Gletscher. Nur ein Ruck, ein Fehltritt oder ein zufälliges Bersten der Schollen, — und hinab stürzt man in den grausigen Rachen, fest wie ein Keil in der Spalte eines Holzstammes hineintreibend. Und wirklich hat dieses Schicksal, nicht bloß in Chamouny's Gletschern, schon mehrere Reisende betroffen.

Auf der Rückkehr nach der Kapelle schlugen die Führer einen andern Weg ein, um uns dort eine große Steinplatte mit umhergelagerten Sitzsteinen, die Tafel der Engländer genannt, zu zeigen, und dazu die Geschichte zweyer Mitglieder dieser Nation zu erzählen, die vor mehr denn fünfzig Jahren zuerst eine Reise nach dem Garten des Montblanc unternahmen. Ein anhaltendes Regenwetter überfiel sie, und da damals der Temple de la nature nicht existirte, so entschlossen sie sich, des Himmels bessere Laune unter seinem eignen Dache abzuwarten, und bivouaquirten vier Tage.

Auf der Tafel der Engländer breitete unser Führer eine Serviette aus, und langte Salami und Rhum aus seinem Korbe. „Der hat's mit mir zu thun,“ — rief er

und trank — „der nicht Amen sagt zu dieser Gesundheit; denn sie gilt allen Bewohnern der brittischen Inseln!“ Er war so klug, und ließ es merken, daß er seine Korkflasche auf Kosten dieses Toastes ernährte, und daß er ihm schon viele Guineen eingebracht habe.

Mylord ließ es sich nicht zwey Mal sagen, sondern langte in seine Börse, und zog ein Fünf-Frankenstück, sprechend: „Eh bien, je paierai mon tribut á ta bouteille.“

Nach diesem Intermezzo traten wir unsere Rutschpartie, denn eine solche war es, nach den Quellen der Arve an. Dahin aber konnte uns kein Maulesel mehr folgen. —

Die Rhone, der Tessino, die Reuß und mehrere andere Flüsse entströmen den Gletschern, aber nur der Arveiron, der bey Chamouny von einem kleinen Bache des Col de Balme den Namen Arve annimmt, quilt in Stromesmasse aus zwey gebäudeähnlichen Eisgewölben des Montblancs, nämlich aus den in's Thal hinabreichenden Enden des Eismeers, welche die Namen Argentiére, (die Silbergrotte oder silberstrahlende), und Glacier des bois führen. Ein finsterer Fichtenwald, der seine Bäume mit den Krystallpyramiden der letztern Gletscher wunderbar vermählt, und aus den Trümmern des eben von den Lawinen erschlagenen Heeres fort und fort neue stämmige Söhne erzieht, war die Ursache der Bezeichnung; man sieht die Häuser der Savoyarden, geschützt durch den Wall dieser Fichten, gleichfalls an der wechselnden Mündung des Berges ihre steinbelasteten Dächer ausbreiten. Sie sind mit Gemüsegärtchen und lachenden Triften umgeben, und der Heerdeglocken Geläute wechselte mit dem Donnergetön der zusammenprasselnden Diamantfelsen.

Unsere Karawane verließ den Montanvert bey heiterem Himmel, die Damen ritten, die Herren giengen

und alle insgesammt fühlten wir, ungeachtet der nur nothdürftigst getrockneten Garderobe, Muth und Kraft in uns, den großen, fast senkrecht scheinenden Abhang zu den Grotten hinabzuklettern. Die Berlinerinnen tanzten vor Alpenlust, als ob sie im Elysium vor'm Potsdamer Thor wären, und Milady schwang ihren schneeweißen, oben mit einem Gemshorn versehenen Springstock gleich einem polnischen Uhlanen, und stürmte als Fähnrich voran in's Treffen, jubelnd rufend: "These rooms conduct to the palace of Pluto."

Als wir aber an den anderthalb Stunden langen Lawinenzug kamen, durch welchen über Felsengestein, jählings hinab, nur ein ungebahnter und in jedem Frühjahr neubetretener Pfad weiter führt, da begann die Mehrzahl zu zögern, und viele, noch auf ihren Maulthieren, wie Marien der Wüste, sitzende Schönheiten erklärten, nicht absteigen, sondern vierbeinig gegen Chamouny ziehen zu wollen. Die Führer versicherten sie, daß von dort aus durch's Thal ein ganz bequemer Weg an die Quellen führe.

Wir sagten ihnen also Lebewohl, und kletterten allein mit den drey muthigern Frauen fürbaß. Das Laufen hatte aufgehört, denn jeder Schritt abwärts betrug einen und oft einige Fuß vertikale Höhe. Milady wälzte einen Stein fort, und gab, indem derselbe mit zunehmender Schnelligkeit die ganze Höhe hinab bis auf den Gletscher rollte, uns den guten Rath, festeren Fuß zu fassen als dieser Stein, da wir als Menschen weichere Eingeweide hätten, als er, und schwerlich anders als im Zustande einer zerplatzten Bombe in der Tiefe ankommen würden. Inzwischen war sie stets unsere Anführerin, neckte die Führer, und lief, wie ein Reh, über die schmale Planke eines Waldbaches, der rauschend von den Klippen schäumte, und artige Felsenschlünde öffnete. „Das

ist die Arcolebrücke!“ — sagte sie — „folgt mir, ich bin Bonaparte!“

Auf einem Vorsprunge angelangt, wurde, auf allgemeines Verlangen, Halt gemacht, und eine Flasche aus des Führers Korb hervorgelangt. Die Sonne stand uns gegenüber, und der Glacier des bois war ganz erleuchtet — ein herrlicher, einziger Anblick!

Wir tranken die Runde wie Soldaten im Bivouak. Und die Damen genirten sich nicht, nahmen einen guten Anlauf, und sagten, ein Glas Wein sey doch nicht zu verachten. Die Mutter der Berliner Fräulein war die Einzige von uns, die auf die Etikette Acht, und die gute Schule ihrer Kinder im Auge hatte. „Rike,“ — sagte sie, als die Jüngere in der Unschuld ihres Herzens ausrief: „Jott, Mutter, diese Natur ist doch enzig“ — „Rike, schäme Dir doch, so schlechtes Deutsch zu reden.“

Und darauf erwiederte die Kleine ganz naiv: „Ach, schweige Mama, es ist ja Niemand da, der berlinisch versteht, als dieser Herr“ — sie deutete auf mich — „und der nimmt's nicht übel.“

Nach dreiviertelstündigem Herabsteigen waren wir der sogenannten Gletscher-Terrasse gegenüber angekommen, und überblickten daselbst die Verwüstung, welche die Lawine dieses Morgens angerichtet hatte. Ein silberlich glänzendes Feld auf der Höhe des Eisgebirgs bezeichnete deutlich die Stelle, wo sich eine Krystallmasse — vielleicht von hunderttausend Centnern — losgerissen, und in den Abgrund, das ist, auf den Thalgletscher des bois, gestürzt hatte. Die Splitter dieses Felsens bedeckten eine Fläche von mehr denn zehn Quadratmorgen, und es hatte vielleicht die Hälfte davon sich ganz in Staub aufgelöst. Ich bemerkte, daß ein anderer Eisblock, von der Gestalt und Größe einer gothischen Kapelle, auf derselben Höhe geborsten, und es wahrscheinlich sey, daß er bey'm nächsten Regen ebenfalls stürze.

„Er könnte auch jetzt, und zwar zu unsern Füßen stürzen," — sagte Milady. — „Aber die Gletscher und Lawinen sind nicht so galant, wie unsere Gentlemen."

Ich dachte: wenn ich ein Gletscher wäre —

Bald darauf langten wir im Thale und an dem trübgelben Wasser des Arveiron an. Granitblöcke bedeckten mit Eisblöcken derselben Größe das ganze Feld, hier und da sproßte der Rasen durch; und wo kein Rasen war, da quoll Wasser. Mehr denn zwanzig Wasserfälle blitzten im Sonnenschein von den Eisfelsenzacken, und plätscherten nnd donnerten und höhlten neue und immer neue Furchen in die gläsernen Massen.

Und wir sahen in den Porticus des Arveironpalastes wie in den Tempel einer Meernymphe, einer Elfin, Titanias, der Perlen von Außen, Diamant im Eingang und meergrüner Topas und dunkelblauer Saphir im Innern ist. Ringsum waren wunderliche kolossale Figuren wie egyptische Sphinxe und Kynocephali gelagert, Gestalten von demselben Granit wie die Tempel von Memphis. Die Propyläen starrten in gespitzten stählernen Mauern, und die hohen Wände des Parthenon selbst waren entzweygerissen wie der Tempel von Jerusalem und trugen, wie in den Lüften schwebend, hoch auf den Zinnen zwey Urgebirgsteine, die Gigantenarme nicht fortzuwälzen vermocht hätten.

Im vorigen Sommer hatte ich ein von guter Hand entworfenes Gemälde der Arveirongrotte in Zürich gesehen, daher bestrebte ich mich, jetzt Original mit Conterfey zu vergleichen. Armer Maler! Dein Arveironpalast ist ein ganz anderer als dieser. Du vergaßest, daß der Montblanc seine Locken schüttelt, und die Gletscher ihre Formen ändern. Wärst Du hier gewesen im Maimond, als der Schnee zu schmelzen begann und Eisfirnen borsten und wanderten, so hättest Du in Deiner

eben copirten Grotte ein dumpfes Krachen gehört, und mit staunenden Augen gesehen, wie der allmächtige Maschinist der Natur die Demant- und Saphir-Coulissen verschob, und die Scene veränderte. Du hättest gesehen, wie ein dichter Nebel sich herabließ auf's Feentheater, und wie in dessen magischem Dunkel Eisgestalten in den Wassern des unterirdischen See's versanken, und Granitphantome aus den Wolken herabstiegen, die mit des Donnergotts Hämmern auf die Dächer des Arveiron klopften und mit gewaltiger Stimme riefen: „Thu' Dich auf, diamantene Pforte! und gönne Transit meinen Frühlingsgewässern."

Die Führer erzählten uns viel Intressantes von der großen Metamorphose der Arveirongrotte, und riethen uns dann auch, nicht zu nahe heranzugehen, da ihr Kunstgebäude, dem Anschein nach, noch nicht vollendet sey, und vielleicht plötzlich sich complettire; ein Rath, der aber nichts half, denn ich sah, daß unsere brittische Jeanne d'Ark der Alpen bereits mit ihrem Hirtenstab die verticale, den Einsturz drohende Giebelwand vor dem Sanctissimum erstiegen hatte, und hörte, daß sie rief: „Ie vois dans l'interieur de l'enfer." Ehe zwey Minuten vergiengen, befanden wir uns bey ihr, und hörten es ganz gleichgültig, daß hinter uns die Mentorstimme von dem Tode zweyer Engländer sprach, die sich vor Kurzem in die Grotte gewagt hätten, und von den in Bewegung gerathenen Eiskolossen jämmerlich zerquetscht worden seyen.

„Wir wollen auf den See gehen, wir wollen in die Grotte!" — jubelten wir, und waren entzückt, das Echo uns nachspotten zu hören. — „See gehen, in die Grotte."

Der See ist eine ansehnliche Wassermasse, welche theils in, theils von der Höhle sich zwischen den, sie umgebenden Eismassen gebildet hat. Oft ist er klein, oft

groß, oft seicht, oft tief, je nachdem die Massen stehen oder kommen, nachgeben oder Widerstand leisten. Wir fanden mehrere von der Höhe des Gletschers herabgestürzte Felsenblöcke, und hatten die Verwegenheit, uns, ungeachtet des sie umfluthenden Wassers, auf dieselben zu stellen und so, gleichfalls im Eingange der Höhle, das Verderben herauszufordern.

„Wenn wir doch hier einen Fischerkahn hätten," — seufzte die Lady — „oder nur einen hohlen Stamm, wie gern wollte ich damit in den Bauch dieses göttlichen Ungeheuers rudern, und in der blauen Tiefe die Geister beschwören."

Wir hörten es rauschen, tief unten, wie Strudelgewoge, und es drangen die Fluthen hervor, und kreiselten und schäumten und wälzten abgerissene Eissteine fort, bis sie am Ende des See's liegen blieben und zerrannen. Ein Blick in die Runde, und wir sahen, daß wir uns in einer kleinen Polargegend befanden. Hoch über uns ragten die Gipfel grüner Alpen und nackter Felsen, und hoch über diesen Alpen — da glänzten die sonnebestrahlten Schnee- und Eispyramiden der Montblanc-Gebrüder. —

Ich muß hier bemerken, daß mich auf dem Montanvert dasselbe Uebel befiel, welches der eine der vom Montblanc herabsteigenden Advokaten Chambery's bis in die Gaststube der Union brachte. Ich verlor nach und nach das Gehör, und empfand ein ganz besonderes Gehör und empfand ein ganz besonderes Vergnügen daran, mich wie aus einem Topfe heraussprechen zu hören. Mit Ungeduld stieg ich bergab und bergab — das Trommelfell zeigte sich hartnäckig bis zum Bangewerden. Ich rief, ich belferte, aber es klang wie ein Instrument ohne Resonnanzboden. Dieß währte bis in die Thalgegend des Arveiron, wo, nach etwa fünf Minuten langem Aufent-

halte, in Mitte der Eisschollen mir plötzlich die Ohren klangen, und das Wassergeräusch des Flusses wie durch schnell geöffnete Schleusen eindrang. Es war mir, als habe ich eine Explosion gehört, und ich sprang alsogleich von dem von uns Allen occoupirten Felsenblocke, um die Retirade einzuschlagen.

Wir verließen endlich den Glacier des bois, um auf der andern Seite des Berges die zweite Quelle aufzusuchen. Diese Arbeit war nichts weniger als gefährlich, da der Weg das Thal entlang führt, und wir hatten einzig mit dem Flusse zu kämpfen, der im Frühjahre, als er die Grotte renovirte, die quer über's Thal führende Brücke niederriß. Wollten wir nicht durch die frische Eisfluth waten, so mußten wir uns ohne Unterschied des Geschlechts auf die Schultern der Führer setzen, und, wie weiland der Herr auf Sanct Christoph, das Land zu gewinnen suchen. Dieß wurde nach einigen Einwendungen der Frau Mama Berlinerin beschlossen. —

„Jott," — sagte sie — „ich sollte mir in's Wasser tragen lassen, ne, das wäre jechen alle Raison, nich wahr, Rike?"

„J nu," — erwiederte die Kleine — „'s wäre just nich das erste Mal, daß man der Nothwendigkeit nachjibt. Jck mache mir die Augen zu, und losse mir jehn."

Es hat sich gar kein Unglück ereignet, außer dem Verluste eines Strumpfbandes, und wir kamen mit lauten Jarretière-Gesprächen bis in's Dorf Argentière, das dicht am Fuße des Gletschers liegt, und vor demselben durch eine kleine Anhöhe mit einem Gehölze geschützt wird. Die Kirche, auf einer andern Erhöhung gelegen, nebst dem Pfarrhause und Wirthshause, waren in einer pittoresken Gruppe gleichfalls gegenüber den Eispyramiden erbaut, während die Häuser der Bauern und die

Hütten der Hirten tiefer hinab bis an die Quelle reichten. Diese Quelle ist nicht so stark, wie die des Glacier des bois, daher auch ihre Grotte nicht so groß. Die Dimension beträgt vielleicht 30 Fuß Höhe bey 40 Fuß Breite und 100 Fuß horizontaler Tiefe. Sie wird von spitz zusammengestürzten Eismassen gebildet und sieht mehr einer Felsenhöhle ähnlich als ihre Schwester, deren Bogen nach allen Richtungen hin laufen, und eine unbeschreibliche Varation von Schatten und Licht erzeugen. —

Der Gletscher Argentière fällt von der Nordseite des Eismeeres wie alle Chamouny=Gletscher in's Thal herab, und kann von beiden Seiten bestiegen werden. Es sind Wasserfälle darin und Pyramidengrotten, denen die Hirten allerlei Namen gaben; oben ist eine Krystallgruft, worin auch andere schöne, oft ganz polirte Steine, wie Achat, Porphyr und dergleichen gefunden werden. Jedes Dorf der Alpen hat jetzt sein Naturalienkabinet, wo die auf Excursionen gefundenen Seltenheiten aufbewahrt werden.

Nachdem wir im Wirthshause von Argentière bey einigen ländlichen Speisen die Abendsonne herangewartet, und den Untergang, Angesichts der Gletscher, zur Genüge bewundert hatten, traten wir die Rückreise zur Union an. Es schlug zehn Uhr, da läutete die Glocke im Hausflur, und entgegen traten uns die Furchtsamen, die uns verlassen hatten, und fragten, ob die Zahl noch complett sey?

Milady antwortete für Alle, indem sie ihren fast stummen Ehegemahl, mit dem Gemshorn ihres Stockes fragend auf die Achsel schlug, und einen Seufzer zur Antwort bekam.

Seine Herrlichkeit hatte Hunger, und fühlte Knie= und Hüftschmerzen, was eine Folge des Herabsteigens

war. Wir dachten auf eine schlaflustige Nacht, und empfahlen uns ohne alle Rücksicht auf die Abendmusik.

Diesen Morgen läuft das Gerücht durch's ganze Haus, es habe sich eine Dame entschlossen, am nächstfolgenden Tage mit vier Führern den Montblanc zu besteigen, und weder ihr Gemahl noch sonst ein Mensch habe sie von diesem Vorhaben abbringen können. Ich fragte, ich erkundigte mich, da erfahre ich endlich, daß die Abenteuerin Niemand anders ist als unsere Arveirons-gefährtin, Milady Samfield. Die Schneider müssen ihr heute ein besonderes Reisekleid, die Schuster Gletscherschuhe machen.

Logogryph.

(Hart und weich am letzten Zeichen.)

1. Wirst du mich weich, immer neu,
Um deinen Rocken winden,
So wirst du deinem Hart
Ein Ende nimmer finden.

2. Hart, Ultraliberaler
Im ird'schen Engelland;
Weich, überall servil nur,
Und unterm Eisenband.

3. Mit ʒ ist's ein Vogel,
Buhlt in die Kreuʒ und Quer;
Mit ß, da macht's ein Vogel, —
Da flattert's um dich her.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 23tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Das Windfähnlein,
oder:
Die schöne Gärtnerstochter von München.

Eine Criminalgeschichte aus unserer Mitte.

Vergebens würde ich heute durch die blühenden Gärten unserer sonnigen Vorstädte wandeln, um das ärmliche Häuschen mit dem kleinen Garten zu suchen, worin die schöne Rosalie geboren wurde. Die festen Wälle, womit der große Churfürst Max I. die Stadt umgürtete, sind geebnet, und stattliche Häuser mit luftigen Hofräumen und lachenden Obstgärten begrüßen jetzt den Lustwandler statt der altergrauen Mauern, die an die Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges erinnerten.

Arm, sehr arm, waren Rosaliens Eltern, aber christlich fromme Menschen, die ihr einziges Kind, das

folgsame Töchterlein, schon in der zartesten Jugend zur Gottesfurcht und zum häuslichen Fleiße anhielten, und mit dem besten Beyspiele selbst vorangiengen. Möchten doch alle Eltern wohl bedenken, daß die gute Erziehung ihrer Kinder eine heilige Gewissenssache sey, daß die ganze Zukunft derselben von der Richtung der kindlichen Gemüther bestimmt werde! Nichts ist schrecklicher, als der innere Vorwurf fahrläßiger Eltern, die aus sträflicher Affenliebe ihre Kinder thun lassen, was sie wollen, oder jener Rabeneltern, welche wohl gar ihre Kinder zu Mitgenossen ihrer eigenen Schlechtigkeit machen, und dadurch zu wahren Seelenmördern werden. Wie manche Eltern haben ihre Kinder auf diese Weise selbst dem Zuchthause, wie oft sogar dem Henker überliefert! Das Blut dieser Verführten schreit Rache über die Urheber, die am Tage des Gerichts der gerechten Strafe nicht entgehen werden.

„Liebe Gertraud!“ pflegte Veit fast täglich bey der Abendsuppe zu ermahnen, — „wir können unserer Tochter dereinst nichts hinterlassen, als dieses Häuschen, und den kleinen Garten, wovon sie mit einem wackern Manne dürftig genug sich nähren mag; aber eine gute Erziehung muß unsere Rosalie bekommen. Sie hat ein reines schuldloses Herz, und auch viel Geschick, etwas zu lernen, wie der Herr Schulmeister versichert. Das Herz aber, das Herz ist doch die Hauptsache, damit kommt sie weiter als mit allem Schulkrame.“

Rosalie wurde auch wirklich die Freude ihrer Eltern; weit und breit gab es kein so schönes und frommes Kind. Bei Tage half sie ihrem Vater mit den zarten Händchen im Garten, holte ihm Pflänzchen herbei, zälte die Zwiebel, wand Blumensträuße und dergl., und Abends spann sie neben ihrer Mutter.

Sie besuchte auch die Schule; allein diese war damals noch sehr mangelhaft, und leicht konnten die Kinder mehr Böses als Gutes darin lernen.

Veit besorgte in Freistunden den Garten im Kloster der Nonnen auf dem Anger, bekam dafür monatlich eine mäßige Vergütung, und täglich eine Maaß Bier, und Brod.

Sein bester Freund, der vorige Klostergärtner, hatte ihn auf dem Siechbette durch den Beichtvater der Frau Aebtissin als einen geschickten, fleißigen und treuen Nachfolger empfohlen, und Veit durch einen Blumenstrauß von auserlesener Schönheit die Gnade der hochwürdigen Frau gewonnen.

Veit verstand es, sich einzuschmeicheln; er lernte bald die kleinen Schwächen der frommen Nonnen kennen, und benützte sie zu seinem Vortheile. Am Namens- oder Geburtstage der Frau Aebtessin oder irgend einer andern hochwürdigen Frau, die zugleich ein Amt im Kloster bekleidete, schmückte Veit ein Beet im Garten mit dem Namenszuge aus Farbbeeren und Blumen, oder schickte eine solche Huldigung in gemäldeförmiger, eingerahmter Erde durch die Pförtnerin in die Zellen.

Natürlich blieben dergleichen Mühen nicht unvergolten, und außer einem Korbe mit Speise und Trank, Geld und Leinwand, brachte Veit auch bisweilen ein reich gesticktes Jesukindlein, den heiligen Joseph, die Mutter Maria, die Schutzpatronin des Klosters, die heilige Clara, u. s. w. unter einem Glassturze nach Hause. Diese Bildnisse verfehlten auch auf das phantasievolle jugendliche Gemüth der kleinen Rosalie ihre Wirkung nicht. Sie träumte Tag und Nacht nur mehr von dem Glücke, im Kloster leben zu können, und zwar in dem Kloster auf dem Anger.

Im Jahre 1284 hat Herzog Ludwig der Strenge 4 Schwestern des Clarisserordens aus dem Kloster Söflingen bey Ulm hieher kommen lassen, und zwar auf Ansuchen der Adeligen von Sendlingen, von welchen zwey leibliche Schwestern unter den Angekommenen waren. Man räumte ihnen das Kirchlein St. Jakob und das verlassene Kloster der „mindern Brüder" ein, welchen Ludwig ein anderes in der Nähe seiner Hofburg erbaute. Ihre Anzahl vermehrte sich in kurzer Zeit bedeutend, und um das Jahr 1290 erhielten sie die erste Aebtissin.

Die Chronik dieses Klosters ist ein guter Beitrag zur vaterländischen Geschichte, da sich hier ununterbrochen vornehme Geschlechter befanden; unter den Vorsteherinnen z. B. eine Riedler, Schrenk, Adelmann, Ersinger, Ligsalz, von Brandiß, von Frauenberg, Silbermann, u. a.

Im Jahre 1252 starb in diesem Kloster als Clarisserin — Agnes, eine Tochter Kaiser Ludwigs und Margarethens im siebenten Jahre ihres Alters, welche dem Orden 1349, noch nicht vier Jahre alt, gewidmet ward. Im Jahre 1588 wurden die vom Pater Dachauer auf dem Berge Andechs gefundenen Heiligthümer hieher gebracht, und späterhin der Portiunkula-Ablaß verliehen, bei welcher Gelegenheit die Münchner Jakobidult entstand.

Im Jahre 1403 starb hier als Professin Margaretha, eine geborne Gräfin von Neuffen aus Würtemberg, deren Schwester, Anna, die Gemahlin des Herzogs Friedrich zu Landshut war; 1472 starb im Rufe der Heiligkeit die Professin Barbara, eine geborene Prinzessin Herzog Albert des Dritten oder des Frommen. Von dieser und der kaiserlichen Prinzessin Agnes wurden 1703 die Informationsakten nach Rom gesendet.

1431 führte Herzog Albert IV. oder der Weise, eine strenge Observanz ein. 1581 haben diese Nonnen die engere Clausur freiwillig angenommen. 1620 starb als Professin Maria Magdalena, Gräfin v. Wartemberg, eine Tochter Herzogs Ferdinands und der Maria Petenbek,*) in einem Alter von 30 Jahren. 1719 trat Maria Anna Carolina, eine Tochter des Churfürsten Maximilian Emanuel und der Therese Kunigunde von Oesterreich, in den Orden, nahm den Namen Emanuela Theresia Carolina an, und starb 1750.

Diese Nonnen hatten ewige Fasten, sehr beträchtliche Einkünfte, und lebten in stetem Beten und Betrachten.

Die Eltern kannten damals kein größeres Glück, als ihre Söhne dem geistlichen Stande zu weihen, und ihre Töchter zu Himmelsbräuten zu machen.

Auch die andächtige Gertraud nährte im Stillen den sehnlichsten Wunsch, ihre Rosalie mit dem Schleier geschmückt zu sehen; Veit aber, der einst im österreichischen Erbfolgekriege sich weit herumgetrieben und gar tapfer gekämpft hatte, beurtheilte das Leben von der praktischen Seite, und war weit davon entfernt, seine einzige schöne und gute Tochter in einem

---

*) Maria Petenbek war die Tochter des Pflegers des herzogl. Jagdschloßes und der Grafschaft Haag, 9 Stunden von München. Wir werden in der Folge Gelegenheit finden, ihre Schicksale unsern Lesern mitzutheilen.

Kloster begraben zu wollen; inzwischen billigte er allerdings den Mittelweg, ihr eine weitere Ausbildung, besonders in feinen weiblichen Handarbeiten, unter der Aufsicht der Nonnen, zu verschaffen.

Mädchen, in Nonnenklöstern erzogen, wo ächte Frömmigkeit und gute Sitten herrschen, werden gewöhnlich sehr wackere Hausfrauen; häuslich, sparsam, fleißig und sanft. So, meinte Veit, sollte auch Rosalie werden, um dereinst einen wackern Mann mit Hand und Herz wahrhaft zu beglücken.

Durch die Verwendung des Beichtvaters wurde die kostenfreie Aufnahme Rosaliens in das Erziehungsinstitut des Klosters bewilliget; aber da Veit diese frohe Botschaft nach Hause brachte, da wurde geweint anstatt gelacht, und der alte Kumpan weinte in Gottes Namen auch mit.

Der Gedanke, sich von dem einzigen geliebten Kinde trennen zu müssen, fiel den Eltern gar schwer auf's Herz. Wer sollte ihnen nun die langen Winterabende versüßen, wer die kleinen Handreichungen bey der Pflege des Gärtchens besorgen, oder die Blumen auf dem Markte vortheilhaft verkaufen? Wohin sie schauten, überall vermißten sie ihre gute Rosalie.

Solchen Gefühlen gaben sie sich schon bey dem Gedanken an eine Trennung hin, was blieb ihnen nun für die Wirklichkeit?

Als der Tag des Scheidens anbrach, und Rosalie, wie sonst immer, ihren Eltern den Morgengruß brachte, weinten die guten Leute fast trostlos, und so oft Veit sich zusammennahm, um Gertraud ob ihrer Weichherzigkeit auszuzanken, und zur Ergebung zu ermuthigen, erstickten Thränen seine Worte; Rosalie aber kniete, wie betend vor dem Sorgenstuhle des Vaters, und barg ihr lockiges Haupt in seinem Schoße.

Die Mutter suchte inzwischen ein weißes Kleidchen hervor, das sie von einer hohen Gönnerin des Klosters für Rosalie zum Geschenke erhalten hatte. Ein Strauß von frisch gepflückten lebendigen Blumen wurde dem Mädchen in das Gürtelband gesteckt; die Eltern segneten ihr gutes Kind, und geleiteten es, wie ein Opferlämmchen, durch das Angerthor an die Klosterpforte.

Die strenge Clausur des Ordens der Clarisserinnen gestattete keinem männlichen Wesen den Eintritt in das Kloster. Laut und weithin schallte das helle Glöcklein der Pforte; bald klirrten die Schlüssel; die Pförtnerin öffnete, und lächelte Rosalien freundlich entgegen. Noch einmal segnete sie der Vater; noch einmal preßte er sie mit unterdrücktem Schmerzrufe an seine Brust, dann trat sie an der Hand der Mutter in das Innere des Klosters, und hinter ihnen schloß sich die Pforte.

Dem Vater Veit war zu Muthe, als habe man so eben sein einziges Kind begraben, und einen Hügel über das gebrochene Herz des guten Engels gebreitet.

In den ersten Tagen des klösterlichen Lebens weinte Rosalie fast unaufhörlich. Jede Veränderung im gewöhnlichen Leben macht zunächst eine widrige Wirkung auf das Gemüth, und Kinder, die von ihren Eltern getrennt werden, fühlen dieß am schmerzlichsten; allein eben deßwegen ist dieses Gefühl auch schnell vorübergehend. Bisweilen stirbt eine Familienmutter, und die Kinderchen klammern sich heulend an die Leiche; da kommt eine Verwandte oder Freundin der Entschlummerten, reicht ihnen Kuchen, spricht von neuen Kleidchen, von schönen Blumen und Pupen, und das Lächeln des kindlichen Glücks bricht durch den feuchten Thränenschleier. Ein solcher Anblick aber ist für den trostlosen Vater, der von dem ganzen Gewichte seines Jammers

zu Boden gedrückt wird, eine herzzerschneidende Tröstung.

Von der Aebtessin an bis zur jüngsten Nonne fand Rosalie die liebevollste Aufnahme. Es regnete in ihr Schürzchen bunte Heiligenbilder und klösterliche Backwerke; das Herzen und Küssen nahm kein Ende. Aber erst unter den Mädchen des Erziehungsinstitutes, von denen die meisten in gleichem Alter mit ihr waren, fühlte sich das Kind behaglich, und schloß bald da, bald dort einen Schwesterbund.

Ein ganz besonderes Vergnügen fand Rosalie an einer kleinen, reich gestickten Figur, ihre Schutzheilige darstellend, ein Geschenk der Aebtissin, das sie so eben erhalten hatte. Indem sie es den kleinen Freundinnen wies, stach sie sich mit einer verborgenen Stecknadel in die rechte Hand so heftig, daß sie anhaltend blutete.

Erschrocken sprangen die Mädchen zurück; nur eine unter ihnen, Fräulein Adelheid von Wiesen, ein Kind voll Anmuth und Herzensgüte, verband sogleich mit ihrem feinen Taschentuche die Hand Rosaliens, bat sie mit zärtlicher Theilnahme, sich zu setzen, und legte das Köpfchen Rosaliens an ihren eigenen Busen mit fast mütterlicher Liebe.

Von diesem Augenblicke an wurden die beiden Mädchen unzertrennliche Freundinnen. Welchen Einfluß dieser Bund zweier Herzen auf Rosaliens Zukunft übte, mag der Gang der Geschichte enthüllen.

Wer mit forschendem Auge in die Vergangenheit seines Lebens zurückschaut, und die einzelnen Momente desselben sorgfältig prüft, wird sich überzeugen, daß die Saat der Freuden gar oft bittere Früchte getragen hat, und daß aus düstern Ereignissen heitere Stunden hervorgingen. Oft wünscht der Mensch irgend etwas als sein höchstes Glück, und die Erfüllung dieses Wunsches

würde ihn unglücklich machen. Er sieht nicht in die Zukunft mit ihren Folgen; die Eindrücke der Gegenwart bestimmen sein Urtheil. Dann klagt er das grausame Schicksal an, daß es Tausende beglücke, und nur ihn stiefmütterlich behandle; Unmuth wölket seine Stirne. Der Arme! Wüßte er, warum die Vorsehung feindlich scheine, er würde ihr danken, statt zu zürnen.

So auch der Glückliche. Wenn das Herz aufjubelt am ersehnten Ziele, und die Augen vor Wonne leuchten, und dankend zum klaren Himmel schauen, wacht keine Ahnung des oft in der Nähe lauernden Jammers in seinem Innern auf. Nicht ist immer Glück, was Glück scheint. Darum bewahre der Mensch im Glücke und Unglücke den Gleichmuth der Seele, genieße die Freuden des Daseyns dankbar und mäßig, und trage mit Geduld die unvermeidlichen Leiden.

Schiller sagt so wahr in der Braut von Messina;

„Nicht an die Güter hänge Dein Herz!
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!“

Adelheid von Wiesen, aus einer achtbaren Familie des fränkischen Adels, war die Nichte des churfürstlichen Hofraths von Lander, Bruders ihrer Mutter, der, als unvermählt, bey dieser gleichsam den Hausvater machte, indem Adelheid's Vater schon im dritten Jahre seiner Vermählung durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde, bey Gelegenheit einer nächtlichen Streife, das Leben verloren hatte.

Der einzige Bruder Adelheid's befand sich auf der Hochschule in Ingolstadt, um sich daselbst mit ernstem Fleiße dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu weihen, späterhin den Acceß bey dem churfürstlichen Hof-

gerichte unter der Leitung seines Oheims, des Hofrathes von Lander, zu nehmen, und dann zuletzt demselben adjungirt zu werden.

Damals bestand nämlich die verwerfliche Sitte, daß Väter in Staatsdiensten ihre Söhne und Töchter zu Nachfolgern in ihren Aemtern wählen konnten, auf welche diese Aemter gleichsam erbschaftsweise übergingen. Dieser Mißbrauch wurde häufig sogar auf bloße Verwandtschaften, wie in diesem Falle, ausgedehnt. War dieß schon hinsichtlich der Söhne ein schreiendes Unrecht, indem dadurch allen übrigen Eingebornen, die zufällig keine Staatsdiener zu Vätern hatten, die Aussicht auf eine, ihre Talente würdigende, Anstellung sehr verkümmert wurde, so erschien dieses Unrecht durch Adjungirung von Töchtern, die dann unter den Anstellung Suchenden sich ihre Gatten wählten, vollends höchst lächerlich. In den Adreßbüchern der damaligen Zeit findet man weibliche Mautner, Oberförster, Salzbeamte, Kastner, Pfleger u. s. w., und kann sich nicht genug verwundern, daß ein solcher Mißbrauch sich so lange erhalten konnte. Freilich könnte dagegen eingewendet werden, daß dadurch das Loos der Staatsdiener sehr beruhigend gestellt, und ihr Diensteifer durch keine Sorge für die Hinterlassenen gestört wäre; allein das unwidersprechliche Recht aller Fähigen, dem Staate ihre Dienste zu weihen, ja selbst die Pflicht derselben, dieß zu thun, erlitt durch jene Einrichtung eine unverkennbare Beschränkung.

Rosalie und Adelheid waren von gleichem Alten, als sie den Bund der Freundschaft schlossen; beyde zählten 13 Jahre. Rosalie entfaltete in kurzer Zeit ein stilles, überaus frommes Gemüth, und verlebte ihre Freistunden am liebsten im Klostergarten unter den Blumen, wo sie dem Vater hülfreiche Dienste leistete, und

in der Blumenpflege sich immer mehr ausbildete, auch manche geheime Künste und Vortheile hierin erlernte, wodurch sie die Aebtissin häufig mit wundersamen Naturspielen und Farbenmischungen des Nelkenflors überraschen konnte.

Aber auch in den kunstreichen Arbeiten der klösterlichen Industrie machte sie außerordentliche Fortschritte, und übertraf hierin alle übrigen Zöglinge. Die Aebtessin sendete viele von diesen Meisterwerken als Geschenke an den Hof, und rühmte die Tugend und den Fleiß dieses Mädchens nach Verdienst in so hohem Grade, daß die Churfürstin einst bey Gelegenheit eines Besuches im Kloster sich die fromme Rosalie vorstellen ließ, sie über ihre Vorzüge belobte, und zur Ausdauer in diesen guten Gesinnungen ermahnte, und mit dem öffentlichen Versprechen vor allen Nonnen und Zöglingen: „dereinst für sie sorgen zu wollen," sie auf die Stirne küßte.

Daß eine solche Auszeichnung von allen Seiten den Neid erregte, läßt sich denken; man trifft diese kleinliche Leidenschaft so gerne in Nonnenklöstern. Adelheid kannte den Neid nicht; ihr Herz schlug für die frei gewählte Zwillingsschwester Rosalie, und Thränen der Freude und Rührung rollten über ihre Wangen, als sie Zeugin dieses Auftrittes war.

Rosaliens Eltern hielten sich für die glücklichsten Leute von der Welt; Veit mußte in der Schenke alle Sonn- und Festtage seinen Freunden und Bekannten die denkwürdige Ehre, die durch Rosalie seinem Hause wiederfahren war, erzählen. Auch ein anderer Vortheil ging für ihn aus diesem Ereignisse hervor; Veit erhielt den Auftrag, den Blumenflor im Kabinete der Churfürstin zu besorgen, welche die schönsten und frühe-

sten Blumen aus dem Klostergarten bezog, wenn der Hofgärtner noch gar keine Hoffnung dazu geben konnte. Daß dieser sich durch eine solche Zurücksetzung beleidiget und zur Rache geneigt fühlte, darf wohl als eine ganz natürliche Folge angesehen werden.

Adelheids Mutter besuchte in jeder Woche wenigstens einmal ihre Tochter, und bemerkte mit innigem Vergnügen die wahrhaft schwesterliche Liebe der beiden Mädchen. Vier Jahre giengen so vorüber, und Frau von Wiesen erklärte, daß sie nun die Erziehung ihrer Tochter für vollendet halte, und dieselbe unter ihre unmittelbare Obhut zu nehmen gedenke. Dieß war ein Donnerschlag für die beyden Freundinnen. Sie hatten sich oft schon feierlich gelobt, nie von einander zu scheiden, sondern wie zwey Blumen auf einem Stengel durch das Leben zu wandeln.

Die Aebtissin fand gegen Adelheids Austritt aus dem Kloster nichts einzuwenden, ja vielmehr billigte sie dieß, indem die nun emporgeblühte Jungfrau der Welt angehöre, jedoch in der Hoffnung, durch die Trennung der beyden Freundinnen das Herz Rosaliens völlig von der Welt zu scheiden, und sie für das Kloster zu gewinnen. Die hochwürdige Frau wünschte, mit diesem schönen und frommen, dabey hinsichtlich der feinen Arbeiten für das Kloster gewinnbringenden Mädchen, den übrigen Nonnen ein edles Vorbild zu geben.

Allein so sehr auch Rosalie für das klösterliche Leben Neigung fühlte, so war doch die Liebe zu den Eltern zu lebendig in ihrem Herzen, um einen solchen Entschluß fassen zu können.

Die Aebtissin hatte sich sehr getäuscht in dem Wahne, die Entfernung Adelheids werde Rosalien um so eher bewegen, den Schleier zu nehmen. Im Gegentheile betheuerte diese ihrer Freundin, daß sie nach ihrem Aus-

tritte unverzüglich das Kloster verlassen, und entweder in das väterliche Haus, oder in irgend einen Dienst sich begeben wolle.

Ein einziges Wort Adelheids war hinreichend, ihre Mutter zur Erfüllung des höchstens Wunsches zu bestimmen, von Rosalien nicht getrennt zu werden. Frau von Wiesen sah recht wohl ein, daß der tägliche Umgang ihrer Tochter mit einem so tugendhaften Mädchen von der besten Rückwirkung seyn müsse, und den zweyfelhaften Werth einer sogenannten Hofmeisterin bey weitem überwiege.

Mit Einwilligung der Eltern Rosaliens trat sohin diese aus dem Kloster, um als Freundin und Gespielin, als Schwester Adelheids, fortan im Hause der Frau von Wiesen zu leben, die damals im zweyten Stocke des Franziskanerbäckerhauses, dem Pallaste der Grafen von Törring-Guttenzell gegenüber, wohnte.

Rührend war der Abschiedstag. Die Aebtissin wollte ein Beispiel der Auszeichnung geben, welche so reiche Vorzüge verdienten, und ordnete ein klösterliches Fest an, wobei geistliche Lieder gesungen wurden. Jede Nonne brachte Rosalien ein Andenken, von eigener Hand gefertigt, und ein Sträußchen von künstlichen Blumen. Die beiden Mädchen weinten bittere Thränen. Länger als eine Stunde verweilte die Aebtissin auf ihrer Zelle, wo sie Rosalien noch die besten Lehren mittheilte, und mit mütterlicher Liebe ermahnte, nie den Pfad der Tugend zu verlassen, möge er auch noch so dornenvoll seyn. Rosalie sank zu den Füßen der hochwürdigen Frau, und versprach, ihrer Liebe und den Ermahnungen dieser Stunde stets eingedenk zu bleiben.

„Solltest Du einst, liebes Kind!“ — sprach die Aebtissin, — „des weltlichen Lebens satt werden, und das wirst Du, sobald Du es kennen lernest mit allen

seinen Mühseligkeiten, so komm wieder zu mir; Du sollst stets eine zweyte Mutter in mir finden. Die Pforte des Klosters wird sich dann Dir aufthun, und Du streifest an der heiligen Schwelle die drückende Last ab, und lebst sorgenlos in unserer Mitte deinem höhern Berufe. Viele schon, die mit Sehnsucht hinauseilten in das Gewühl der Welt, kehrten mit gebrochenen Herzen in diese Mauern zurück, und fanden hier wieder den verlornen Frieden. Ich wünschte nicht, daß ein solches Geschick Dich beugen möge; Dein gutes Herz verdient ein schöneres Loos: sollte aber die Vorsehung Dich schweren Prüfungen aufbewahrt haben, so entfliehe den Stürmen des weltlichen Lebens, und suche den Frieden bey uns, in diesem sichern Hafen der innern Ruhe!"

Damals stand die klösterliche Zucht der Clarisserinnen auf dem Anger noch im besten Rufe; damals war die Heiligkeit der Clausur noch nicht durch jene berüchtigte Frevelthat entweihet, durch das Lebendigeinmauern einer armen, beklagenswerthen Nonne, die später lange Zeit das Tagsgespräch ward, und nicht wenig dazu beitrug, die fromme Meinung von dem Klosterleben unter Hohen und Niedern herabzustimmen.

Rosalie fand im Hause der Frau von Wiesen die freundlichste Aufnahme; sie wurde wie das eigne Kind behandelt. Ein hübsches Zimmer erhielt sie rückwärts, dicht neben dem Zimmer der Adelheid, mit der sie auch den Unterricht in der französischen Sprache und im Clavierspiele theilen durfte. Nie traf man die beyden Mädchen, außer in der Kirche und auf öffentlichen Spaziergängen, und zwar stets unter der mütterlichen Obhut der Frau von Wiesen, an Belustigungsorten oder auf Bällen; ihr Ruf war mackellos; bis zu dieser Höhe sittlicher Reinheit wagte selbst die Verläumdung sich nicht hinauf.

In kurzer Zeit meldeten sich Freier um Rosalie bey Frau von Wiesen, Jünglinge und Männer von geistigen und körperlichen Vorzügen, von Stand und Vermögen. Rosalie kannte die Liebe noch nicht, und eben so wenig das liebelose Haschen nach einer sogenannten Versorgung. Ihr fehlte nichts, sie fühlte sich vollkummen glücklich.

Unter den achtbaren Freiern war der erste — Hofrath von Lander, der bisher in der ganzen Stadt als ein unbezwinglicher Hagestolz bekannt war. Er vertraute das Geheimniß seines Herzens der Schwester, und bat sie, Rosalie auszuforschen, ob sie Neigung für ihn fühle, und sich entschlüßen könne, ihm ihre Hand zu reichen.

Rosalie lehnte auf eine zarte Weise den ehrenvollen Antrag ab, indem sie ihren festen Entschluß erklärte, keines Mannes Gattin zu werden, für den ihr Herz nicht in freier Liebe erglühe; sie achte und verehre den Hofrath als einen trefflichen Biedermann, und sey überzeugt, an seiner Seite ein glückliches Leben führen zu können; allein der Gedanke, daß er die fesselnde Glut der unbedingten Liebe bey ihr vermissen, sohin das gehoffte eheliche Glück nicht finden, und sich in seinen schönsten Erwartungen getäuscht sehen würde, binde sie an die Pflicht, einem solchen Bunde, wenn auch mit schmerzlichem Bedauern, zu entsagen. Dem Hofrathe machte das Körbchen manche schlaflose Nacht, doch bewunderte er den offenen und redlichen Charakter des holden Mädchens, ohne übrigens mit ihr selbst auch nur ein Wort noch über diese Angelegenheit zu sprechen.

Aber auch Rosaliens Stündchen sollte schlagen, wie denn der lose Amor überall siegt, wohin er seine

goldenen Pfeile entsendet, und oft in Augenblicken, wo die Ueberraschung den Sieg erleichtert.

Ein junger absolvirter Jurist, Namens Werner, der erst kürzlich den Acceß bei dem churfürstlichen Hofgerichte erhalten hatte, arbeitete in seinen Freistunden für den Hofrath, in der Wohnung desselben, gegen Bezahlung.

Werner war ein schöner und braver Jüngling, dessen Talente und Fleiß der Hofrath nicht genug rühmen konnte, wozu sich bei Tische gar oft eine Veranlassung ergab. Eines Tages kam der Hofrath, der bei seiner gewohnten Pünktlichkeit sonst immer mit dem Schlage zwölf Uhr im Speisezimmer erschien, erst gegen ein Uhr aus seinem Arbeitskabinete, und schien sehr heiter gestimmt.

„Der Werner," — sagte er — „ist doch ein herrlicher Jüngling. Er ist von sehr armen Eltern; seine Mutter lebt noch, kann aber bereits seit fünf Jahren das Siechbett nicht mehr verlassen, an welches eine unheilbare Gicht sie fesselt. Werner liebt sie, wie vielleicht wenige Kinder ihre Eltern lieben, und sorgt für sie mit persönlicher Hingebung. Sein eigener Bedarf ist auf das Unentbehrliche beschränkt; was er nur immer zu erübrigen vermag, verwendet er zur Pflege seiner geliebten Mutter. Denkt euch nur, liebe Kinder, er hat nun seit vier Tagen nicht mehr geschlafen, um für einen hiesigen Grafen eine Proceßschrift auszufertigen, deren günstiger Erfolg die Existenz des Grafen zu retten bestimmt ist. Die baare Vergütung für diese Mühe verwendet er nun, die quälenden Schmerzen der Mutter durch den Gebrauch verordneter Mineralbäder zu lindern, und der gute Mensch fühlte sich von dem Glücke, dieß thun zu können, so durchdrungen, daß er vor meinen Augen in Freudenthränen ausbrach. Möge der Himmel diesem edlen Sohne seinen reichsten Segen schenken!"

(Fortsetzung folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ter Band, 24tes Stück.

Das Windfähnlein,
oder:
Die schöne Gärtnerstochter von München.

Eine Criminalgeschichte aus unserer Mitte.

(Fortsetzung.)

Während dieser Lobrede quollen auch aus Rosaliens schönen Augen die Perlen der Rührung. Sie fühlte die Lage des Jünglings um so tiefer, als sie die Armuth aus eigener Erfahrung kannte. Dabey gedachte sie ihrer eigenen Eltern, und zu welchen persönlichen Opfern auch sie sich entschießen könnte, wenn die häuslichen Verhältnisse ihre Eltern, die durch Veits Besorgung des Blumenflors der Churfürstin eine günstige Wendung genommen hatten, dieß jemals erfordern würden.

Der artige, stille und anmuthige Jüngling hatte längst schon ihr Herz genommen, bevor er nur eine Ahnung davon fühlen konnte; das Zeugniß des Hofraths über die kindliche Liebe Werners vollendete seine ihm noch unbekannte Eroberung.

Rosalie war zu offenen Gemüthes, um ihrer Freundin die neuen, noch nie geahnten Gefühle ihres Her-

zens zu verhehlen, und Adelheid billigte diese Wahl. Beide aber beschlossen, weder den Hofrath noch Frau von Wiesen in das Geheimniß zu ziehen, um so weniger, als weder Werner noch Rosalie bisher sich über ihr Verhältniß ausgesprochen hatten.

Es war am trüben Abende des Allerheiligentages als Rosalie, die mit Frau von Wiesen und Adelheid den Kirchhof besucht, und den Vorangegangenen in die wahre Heimath so manches andächtige Vaterunser gebetet hatte, allein nach Hause ging, weil sie Kopfschmerzen fühlte, die beiden Andern aber noch eine kurze Visite in der Nachbarschaft zu machen wünschten. Rosalie trat in das Zimmer des Hofrathes, um sich zu überzeugen, ob die erst vor Kurzem aufgenommene Magd für die gewohnten Bequemlichkeiten desselben gesorgt habe. Sie vermuthete nicht, den Werner zu treffen, indem er schon Mittags von einem Abendbesuche bey seiner Mutter gesprochen hatte.

Er saß am Arbeitstische, in der rechten Hand die Feder, mit einem Tuche in der linken Hand die Stirne und Augen verhüllend; rasch erhob er sich, suchte unbemerkt die Thränen in den Augen zu trocknen, und raffte sich zusammen, um mit bewegter Stimme Rosalien einen guten Abend zu wünschen.

Rosalie. Sie haben mich fast erschreckt, Herr Werner! Ich vermuthete nicht, sie hier zu treffen. Waren Sie nicht bey Ihrer lieben Mutter?

Werner. Zu dienen, ja.

Rosalie. Wie steht es mit der guten Frau? Die Schmerzen lassen doch nach?

Werner. Gottlob, ja; allein die völlige Hoffnungslosigkeit der Wiedergenesung beugt mich so tief, daß ich allen meinen Muth zusammenfassen muß, um dem nagenden Grame in meinem Innern nicht zu erliegen. —

Rosalie. Suchen Sie Trost im Gebete, Herr Werner; Sie werden ihn sonst nirgens finden. Gestehen Sie mir aufrichtig, Herr Werner, ob ich Ihrer Mutter nicht auf irgend eine Weise hülfreich seyn kann. Ich habe so manche freie Stunde, die ich gerne der sorgfältigsten Pflege Ihrer theuern Mutter widmen möchte; Frau von Wiesen würde gewiß nichts dagegen einzuwenden haben.

Werner. Edles Mädchen, wie kann ich Ihnen meinen vollen Dank für dieses Anerbieten der Barmherzigkeit bezeigen! Wahrlich, in einer so schönen Hülle kann nur eine schöne Seele leben. Eine alte Verwandte, freilich selbst gebrechlich, leistet ihr Beistand, so viel sie vermag.

Rosalie. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich zudringlich scheine; allein was ich aus dem Munde des Herrn Hofrathes vernommen habe, läßt mich vermuthen, daß Ihre Mutter mit manchen Entbehrungen zu kämpfen hat, was in einer solchen Lage doppelt schmerzlich ist. Wäre ich reich, so müßte diese Aeußerung Sie vielleicht kränken; allein ich bin selbst von armen Aeltern geboren, und kenne aus Erfahrung den Werth der Hülfe. Ich habe ein Stückchen Leinwand im Kloster gesponnen, möchten Sie mir wohl erlauben, Hemden daraus für ihre Mutter zu verfertigen? O versagen Sie mir diese Bitte nicht!

Werner. Rosalie, sie sind ein Engel! Bei Gott, nur aus falscher Scham könnte ich diese edelmüthige Spende ablehnen! Thun Sie es, liebe Rosalie! Die ausgeweinten Augen meiner armen alten Mutter werden wohl noch einige Dankesthränen für Ihr engelgutes Herz haben.

Rosalie. Sie machen mich ganz glücklich! Als der Hofrath uns erzählte, daß Sie den Fleiß der Nächte

Ihrer Mutter opfern, da beneidete ich Ihre kindliche Hingebung: nun bin ich Ihre Schuldnerin, da Sie mir erlauben, durch diese kleine Mühe an Ihrer hülfreichen Sorge Theil nehmen zu können. Sobald die Hemden fertig sind, und ich hoffe, dieß soll recht bald geschehen, müssen Sie mich zu Ihrer Mutter führen, und —

Werner (sie unterbrechend, von seinen Gefühlen hingerissen,) und sagen: Mutter, segne Deine Kinder!

Rosalie (erröthend). Dieß wollte ich nicht sagen.

Werner. Auch nicht fühlen? Nicht einmal denken? O liebe Rosalie! Jetzt zum erstenmale weine ich über mich selbst, daß ich nicht Stand und Vermögen besitze, um es dem edelsten und liebenswürdigsten Mädchen zu Füßen zu legen, und um Ihre Hand und Ihr Herz zu bitten. Weh mir!

Thränen brachen seine Stimme; er küßte die Hand Rosaliens mit bebendem Drucke, und flehte: „Rosalie, blüht mir keine Hoffnung? Keine?

Rosalie (tief gerührt). Sie sind erschüttert, Herr Werner! wenn die Ruhe in Ihr Gemüth zurückgekehrt ist, werde ich Ihre Frage aufrichtig beantworten; bis dahin Geduld und — Hoffnung!

Mit dem seelenvollen Blicke der Unschuld schied sie von dem Jünglinge. Beide waren schüchtern, wie es der ersten reinen Liebe eigen ist. Werner war glücklich, selig; der Himmel hatte seine Pforte ihm aufgeschlossen.

Schon am nächsten Morgen erhielt Rosalie von Werner ein schriftliches Geständniß seiner Liebe, die er schon bei der ersten Begegnung gefühlt, und die Bitte um Gegenliebe. Der gerade, offene Charakter des edlen Jünglings war in jeder Zeile ausgeprägt. Er schloß mit diesen einfachen Worten:

„Ich bin arm, aber gut; ich habe etwas gelernt; der Fürst wird meine Dienste nicht verschmähen. Ich bin genügsam, und kann die äußersten Entbehrungen für ein geliebtes Wesen mit frohem Gleichmuthe tragen; aber entbehren sehen das Herz, das ich liebe, brächte mir den Tod. Sie haben Sinn für häusliches Stillleben; das rauschende Gepränge der großen Welt hat für Sie keinen Werth. Ich gab Ihnen hier mein Bild in Lebensgröße; so wahr Gott im Himmel lebt, es ist nicht geschmeichelt: und doch zum Sprechen getroffen; gefällt es Ihnen, so beglücken Sie mich mit einem „Ja, und es sey auf ewig Ihr Eigenthum!“

In wenigen Tagen war der Bund der Liebe geschlossen, und als Rosalie, von Werner und Adelheid begleitet, der kranken Mutter die heimlich nächtlicher Weile verfertigten Hemden brachte, segnete diese ihre lieben Kinder, und flehte mit schmerzlich rührenden Worten zum Vater im Himmel, daß er nie seine Hand von ihnen abziehen möge. —

Bald darauf kam der junge Wilhelm von Wiesen von der Hochschule in Jngolstadt in das Haus seiner Mutter zurück. Wie sehr derselbe auch bey seiner Abreise zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, so war er dennoch auf Abwege gerathen, und zu Verirrungen hingerissen worden, die nicht bloß vorübergehend, sondern bleibend die Schattenseite im Charakter des jungen Wiesen bildeten. Er hatte nicht, gleich einem berechnenden Epikuräer, von den Zinsen seiner Lebenskraft gelebt, sondern den Capitalstock angegriffen, wie es die rächende Natur durch das verblühte Antlitz mit den matten Augen und gefurchten Wangen, so wie durch den welken Leib verkündete.

Leider müssen die Eltern immer mit bangen Sorgen ihre Söhne auf die Hochschulen senden; böse Bey-

spiele verderben gute Sitten. Der rasche Uebergang aus einer strengen Disciplin in schrankenlose Freyheit trägt selten gute Früchte. Trinken, Spielen, und der Sinnlichkeit fröhnen, wird zu den Genüssen des akademischen Lebens gezählt; daher kommt es, daß so viele Hochschüler in der Blüthe ihres Daseyns in die Grube sinken, und Andere einen siechen Körper in die Heimath zurückbringen.

Wilhelm war zum Wüstlinge geworden. Als Vertrauter eines sehr reichen Curländers, der in Ingolstadt den Becher schnöder Lüste mit ihm bis auf die Hefen leerte, hatte er allen Glauben an weibliche Tugend verloren.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit war er von Frau von Wiesen mit verwandtschaftlicher Innigkeit vom Hofrathe empfangen worden; allein beide empfanden eine gewisse Mißstimmung in ihrem Innern, als sie bemerkten, wie sehr sein Aeußeres zu seinem Nachtheile sich verändert hatte, und wie wesentlich verschieden seine Lebensansichten von den frühern, vor seiner Abreise auf die Hochschule, waren.

Rosalie flößte ihm bei dem ersten Mittagsmahle eine wilde Gluth ein; dieser zu genügen, war sein fester Vorsatz, und zwar um jeden Preis. Als ein Kenner des weiblichen Charakters vermied er jedoch jede Zudringlichkeit.

Rosaliens und Werners Liebe blieb ein Geheimniß für ihn; beyde wußten ihre Neigung so gut zu beherrschen, daß auch kein Wink, kein Wort sie verrieth. Eine solche Liebe ist überaus interessant. Aber auch davon überzeugte er sich bald, daß er vergebens hoffe, Rosalie für seine Absichten zu gewinnen; denn als er nach

einigen Wochen immer kühner wurde, und alle Angriffspläne vergebens erschöpft hatte, um an das Ziel zu kommen, erwachte der Haß in seinem Herzen, und er sann von nun an nur auf Befriedigung seiner Rache.

Rosalie pflegte vor ihrem Fenster neben einem herrlichen Blumenflore, auch auf einem breiten Brete Tauben zu füttern, die zuletzt so zahm wurden, daß sie ihr die Körner aus der Hand, ja selbst aus dem Munde pickten.

Wilhelm mißgönnte ihr dieses Vergnügen, und mischte bisweilen Gift unter das Futter, wodurch viele Tauben getödtet wurden. Das gute Mädchen weinte hierüber bittere Thränen, ohne sich die Veranlassung erklären zu können.

Der Hofrath hatte einen Theil seiner Akten im Zimmer der Adelheid aufbewahrt, wo er auch die neu ankommenden zu öffnen pflegte. Nach dieser Beschäftigung wusch er sich jederzeit die Hände, wobei er seine Ringe auf den Arbeitstisch seiner Nichte legte.

Bisweilen vergaß er, sie wieder an die Finger zu stecken, und so geschah es, daß innerhalb 14 Tage zwei Ringe vermißt wurden, von denen einer mit einem niedlichen Brillanten geschmückt war.

Das ganze Haus wurde durchsucht, doch die Ringe blieben verloren. Der Hofrath konnte sich durchaus keine Möglichkeit dieses Verlustes denken; von Mißtrauen war natürlich keine Rede. Den meisten Kummer über dieses unangenehme Ereigniß hatten Rosalie und Werner; beide waren arm, und der Argwohn ist sehr geneigt, in solchen Fällen gegen Dürftige sich zu wenden.

Seit einiger Zeit schien Rosalie ihr blühendes Antlitz verloren zu haben; die Rose hatte sich in eine bleiche Lilie verwandelt; die lichtklaren Augen schienen trübe geworden zu seyn. „Sollte sie, dachte der Hof-

rath bisweilen, sollte sie in irgend einem geheimen Liebesverhältnisse stehen? Möglich wäre es; denn wer ist im Stande, ein weibliches Herz zu ergründen? Wenn es nun doch so wäre, und Rosalie, von irgend einem schlechten Menschen verleitet, sich so weit vergessen hätte, mit fremden Eigenthume den Verführer zu beschenken?"

Er wagte es nicht, diesem schrecklichen Verdachte Raum in seinem Herzen zu gönnen, und doch quälte ihn derselbe stündlich. Rosalie schien auch nicht mehr so frei, so offen, wie sonst; selbst ihr früherhin schuldloser Blick wich mit einem scheuen Abwenden, wenn sein Auge sie forschend traf. Allein dieß war nur eine Folge des Mißmuthes über die freche Zudringlichkeit Wilhelms, und die stets folternde Besorgniß, daß man dennoch sie wegen der vermißten Ringe in Verdacht haben möchte. Andererseits wollte sie gegen Wilhelm auch keine Klage führen, aus dankbarer Schonung der Familie, die ihr so viel des Guten bereits erwiesen hatte.

Wilhelm aber benutzte diesen zufälligen Umstand des Verlustes der beyden Ringe, um die Redlichkeit des armen Mädchens zu verdächtigen, und einen Racheplan darauf zu bauen, der eines Teufels würdig war.

Die Gärtnersgesellen beschlossen, ihren Jahrestag festlich zu begehen, und wählten zum Freudenorte die sogenannte kalte Herberge, eine damals beliebte Landschenke auf dem Wege nach Unterbruck, zwey Poststunden von München.

Um jedoch ihrem Feste die Krone aufzusetzen, baten sie den alten Veit und seine Gertraud, mit ihrer schönen braven Tochter Rosalie daran freundlich Theil zu nehmen; sie würden die Bewilligung dieser Bitte für einen Beweis anerkennen, daß die schöne Gärtnerstochter ihren frühern Stand im vornehmen Hause des Herrn Hofrathes nicht vergessen habe.

Veit schlug ohne weiters ein, da er in keinem Falle der Zunftehre etwas vergeben wollte, jedoch mit dem Vorbehalte der Einwilligung der Frau von Wiesen, als Rosaliens Wohlthäterin. Nun beschlossen die Gesellen, an Frau von Wiesen eine Deputation zu senden, so auch an Rosalie, um die Sache in's Reine zu bringen.

So abgesondert auch damals die verschiedenen Stände in ihren äußern Verhältnissen waren, so standen doch ihre Herzen sich viel näher, als in unsern hochmüthigen und eigennützigen Zeiten. Die Bürger waren wohlhabend, alle Bedürfnisse wohlfeil zu befriedigen. Die Söhne der Bürger wählten größtentheils den Stand ihrer Väter, und strebten nicht nach Anstellungen, weil ihnen die Freiheit eines sorgenlosen Lebens werthvoller schien, als die geringe Besoldung eines Staatsdieners der damaligen Zeit, der sich mit dem Ansehen entschädigen mußte. Dieses Ansehen konnten sie nur durch Genügsamkeit bewahren, welche sie von überflüssigem Aufwande, von Schulden, und dadurch von der Mißachtung der tiefer Stehenden entfernt hielt.

Diese Zeiten sind aber jetzt nicht mehr. Der wohlhabende Bürger häuft nicht mehr Summen auf, aus goldenen und silbernen Schaustücken und harten Thalern bestehend, ist Morgens mit Suppe oder Kaffee, Mittags mit Suppe und Rindfleisch, Abends mit einem Stückchen Braten nicht zufrieden; er will nicht mehr für undankbare lachende Erben sparen, sondern leben, und das Erworbene genießen. Nun sitzt er Morgens zwey Stunden vor dem Mittagstische schon im Weinhause, politisirt, bekrittelt die Handlungen der Staatsregierung, und nimmt die Miene eines studirten Kenners an. Er spielt, und liebt, wo er nicht lieben sollte. In den Klei-

dern ist er von keinem Staatsbeamten ersten Ranges zu unterscheiden; goldne Cylinder-Repetiruhren mit goldenen Ketten, Brillantringe und kostbare Vorstecknadeln sind die Aushängschilde seines Wohlstandes; selten fehlt eine Equipage. Die Frau setzt sich weit über ihren Stand hinaus, trägt zum bürgerlichen niedlichen Niebelhäubchen lange französische Kleider und ächte Shawls, goldene Armbänder, Brillantohringe, seidene Strümpfe und seidene Schuhe, u. s. w. Daß es auch sehr viele wackere Bürger giebt, welche ihre Bestimmung begreifen, und wieder andere, die im Schweiße ihres Angesichtes täglich kaum so viel erübrigen, um Weib und Kinder vor dem Hunger zu schützen, ist nicht minder wahr, und die Entbehrenden sind sehr zu bedauern.

Das Vorbild der Aeltern trägt an den Kindern ähnliche Früchte; die Söhne bringen einen großen Theil des Tages mit Nichtsthun zu, spielen Billard, verabreden Lustparthien, machen den hübschen Mädchen den Hof, geben auf Bällen den Ton an, und sind überall zu finden, wo die rauschende Freude thront.

Die Töchter nehmen schon mit 13 Jahren zärtliche Briefe an, liegen am Fenster, besprechen mit Freundinnen die neuesten Moden, und hängen die Hauswirthschaft an den Nagel.

Dieses Sittengemälde ist nicht übertrieben; die Wahrheit liegt in jedem Federstriche. —

Frau von Wiesen willigte recht gerne ein, und Rosalie war bald vollauf beschäftiget, ihr Festkleid zu ordnen, wobei Adelheid mit der ihr eigenen Theilnahme mitwirkte.

An einem Sonntage Morgens 10 Uhr, kurz vor dem Tage der heiligen Elisabeth, fuhr ein alter Staatswagen mit hohen blanken Fenstergläsern und gemalten Kinderchen auf den Außenseiten, den man gewöhnlich

zu Hochzeiten und Taufen gebrauchte, vor, um Rosalie als Erste des Festes zu ehren. Von oben bis unten war der Wagen mit auserlesenen Blumen aus Treibhäusern geschmückt, und selbst die Achse mit einem grünen Laubwerke umwunden.

Rosalie glich in ihrem schönen weißen Kleide, mit einem Mantel der Frau von Wiesen gegen die Nachtluft geschützt, der Göttin Flora; sie saß allein im Wagen; die übrigen dazu geladenen Frauenzimmer fuhren je vier und vier in eigenen Wägen, die jedoch nicht so mit Blumen prangten. Der Hofrath sah mit seiner ganzen Familie zum Fenster hinab, um den festlichen Zug der Gärtnersgesellen zu beschauen; Niemand fehlte als Wilhelm. Da an Feiertagen Nachmittags Werner Freistunden hatte, so benützte er diese Gelegenheit, ein Pferd zu miethen, und entfernte sich in demselben Augenblicke, als Wilhelm sich durch die offene Hausthüre in Rosaliens Schlafzimmer schlich, ohne ihn jedoch zu bemerken.

Kaum war Werner fort, als Wilhelm in des Hofraths Schlafkabinet trat, wo schon der Sonntagsstaat desselben in Bereitschaft stand. Rasch ergriff er auf einem Seitentische einen kostbaren Brillantring des Oheims, ein Erbstück der Familie von dem Urgroßvater, nebst der rothsammetnen Kapsel, eilte in Rosaliens Zimmer, warf ihn eilig in den zufällig noch offenen Kleiderschrank des Mädchens, und verließ unbemerkt das Haus.

Nach einer vollen Stunde kehrte er ganz unbefangen zurück, und traf die Familie in der größten Bestürzung. Der Hofrath hatte bald darauf den Ring vermißt, den er doch selbst kurz zuvor auf den Tisch gelegt, und schon waren alle Winkel des Zimmers mit der äußersten Genauigkeit durchsucht worden, ohne den Ring zu finden.

Vergebens erschöpften sich die Suchenden in allen erdenklichen Muthmassungen; dem Hofrath blieb das plötzliche Verschwinden des Ringes ein unerklärbares Räthsel. Auf Werners redlichen Charakter, seine oft geprüfte und bewährte Treue, vertraute er unbedingt; wer aber sollte nun den Ring entwendet haben?

„Vielleicht ist er doch zufällig in Adelheids Zimmer gekommen," äußerte Wilhelm ruhig; laßt uns nachsuchen!"

Auch dort war er nicht; der Hofrath, immer noch von einem frühern Argwohne aufgeregt, trat nun auch in Rosaliens Zimmer; sein Auge schweifte nach allen Richtungen hin, und plötzlich rief er, zugleich erfreut und widrig überrascht: „Da ist er!"

Alles war über den glücklichen Fund hocherfreut; als jedoch der Hofrath die leere Kapsel in der Hand hielt, und hierüber sichtbar erbleichte, meinte Frau von Wiesen, es sey dennoch möglich, daß Rosalie, aus einem Anfalle von Eitelkeit, sich damit geschmückt haben könne; nur vermochte sie nicht zu begreifen, wie die bescheidene Rosalie dieß, ohne um Erlaubniß zu bitten, thun konnte. Adelheid suchte so gut als möglich die Vermuthung der Mutter zu unterstützen.

Wilhelm war wie vom Blitze getroffen, als er die leere Kapsel erblickte; er konnte sich das Verschwinden des Ringes weit weniger auf natürlichem Wege erklären, als der Hofrath, der nun, auf's Höchste entrüstet, Rosalien geradezu als Diebin des Ringes erklärte, wozu ihn schon frühere Fälle berechtigten, und betheuerte, daß er auf der Stelle die Anzeige bey dem Crimminalgerichte machen, jedoch aus Schonung für seine Schwester und Nichte, vorläufig seinen Verdacht verschweigen wolle. Vergebens beschworen ihn die beyden Freundinnen Rosaliens, zur Ehre des Hauses alles

Aufsehen zu vermeiden, und zuvor das Mädchen selbst hierüber zu befragen; er beharrte auf seinem festen Entschlusse, um, wie er sich ausdrückte, eine listige Schlange zu entlarven, die sie bisher lange genug am Busen der Familie genährt hätten.

Wilhelm schrieb sogleich die Anzeige des geschehenen Diebstahles nieder, und der Hofrath unterzeichnete sie, während Frau von Wiesen und ihre Tochter untröstlich weinten.

Noch in derselben Stunde übergab Wilhelm die Anzeige bei dem Stadtoberrichteramte, und wußte, bei der Frage, ob dem Herrn Hofrathe gar kein Hausgenoß dieser Entwendung wegen verdächtig sey, den Argwohn auf eine mehr beschönigende als anklagende Weise auf die arme Rosalie zu wenden, die inzwischen fröhlichen Muthes mit ihren Eltern an dem Feste auf der kalten Herberge Theil nahm.

Wie sehr auch der Hofrath erzürnt war, so würde er gewiß diese vorschnelle Anklage nicht gebilliget haben. Er wünschte nur, daß ein Verhör aller Hausgenossen Statt finden möge, welches den Schuldigen schon finden würde; auf diesem Wege wäre sein Zweck erreicht worden, ohne der Ehre irgend einer bestimmten Person zu nahe zu treten.

Die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung jener Zeit bezeichnete den hohen Grad finsterer Barbarei, worin auch Bayern befangen war. Nicht der Todtschlag allein führte auf das Schaffot, auch mancher Diebstahl, dessen einzelne Theilnehmer vielleicht kaum so viel dabey erbeuteten, um an demselben Tage ihren Hunger zu stillen. Kein Alter, kein Geschlecht konnte auf schonende Rücksicht der Menschlichkeit Anspruch machen, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß am 21. May 1768 im Amberg ein Kind, Margarethe Distler, öffentlich mit

dem Schwerte hingerichtet wurde, welche im dreyzehnten Jahre ihres Alters zwey Knaben, wovon einer 6, der andere 4 Jahre alt war, den 12. September 1767 in einen Teich gestoßen hatte, wo sie auch ertranken, und zwar aus dem Grunde, um ihrem Vater, der sie ihrer Fehler wegen streng bestrafte, „doch auch einmal ein rechtes Kreuz zuzuziehen.“ — Fast in jeder Woche schlachtete der Henker in München und in andern Malifizgerichtsorten seine Opfer mit Schwert, Strick, Rad und Feuer; auf den Landstraßen hingen geviertheilte Verbrecher, von der Sonnenglut ausgedörrt, auf Pfählen, andern zum abschreckenden Beyspiele, und hungerige Raben umschwärmten kreischend den bemoosten Gevatter Dreybein, woran verunglückte Diebe mit ekelhaft verzerrten Zügen nach allen Winden baumelten, bis sie von Nachfolgern abgelöset, und unter dem Galgen in ungeweihter Erde verscharrt wurden. Allein dieses grausame Verfahren erreichte den Zweck nicht; Keiner mordet oder stiehlt mit der Ueberzeugung, entdeckt und gerichtet zu werden; Jeder wähnt, ein ewiges Dunkel werde seine Frevelthat verhüllen. Ein verwildertes Geschlecht wird nicht durch den Blutbann auf die rechte Bahn gebracht; die Erziehung, die moralische Bildung des Herzens muß die Kinder zu sittlich guten Menschen machen, dann unterbleibt die That, und mit ihr die Strafe.

Damals jedoch wollte man das Landvolk absichtlich in Unwissenheit lassen, und außer den Kirchengebeten beschränkten sich Straf-Predigten auf Androhung von Fegfeuer und Hölle, während andererseits die Beicht leichtfertig als eine genügende Reinigung von allen schlechten Handlungen betrachtet wurde.

In dieser Hinsicht hat Bayern seitdem erstaunenswürdige und rühmliche Fortschritte zur geistigen Kultur des gemeinen Volkes gethan. Die Schulen ertheilen

Unterricht und geben klare Begriffe von Dingen, welche früherhin die grasseste Unwissenheit in das Gebiet des schrecklichsten Aberglaubens gedrängt hatte; würdige Priester, mit geringer Ausnahme, suchen auch das moralische Gefühl in ihren Pfarrkindern zu wecken, und sie zu bestimmen, das Gute nicht bloß aus Berechnung irdischen oder himmlischen Gewinnes, sondern weil es gut, zu thun, und nach derselben Ansicht das Böse zu unterlassen. Es ist ein Triumph der Aufklärung unserer Tage, daß Diebe, und selbst manche Mörder, denen Milderungsgründe zur Seite stehen, nicht mehr auf dem Richtplatze sterben, sondern in Strafarbeitshäusern, durch strenge Arbeit an Fleiß gewöhnt, zu brauchbaren Menschen umgewandelt, und zur eigentlichen Strafe dem nagenden Scorpione des innern Vorwurfes überlassen werden. Namentlich bleibt es eine Hauptaufgabe der Vernunftstaaten, die Todesstrafe aufzuheben; wohl mag ein verworfenes Herz, in Folge jugendlicher Verwahrlosung und schlechter Beispiele, die verruchte Hand in das Blut des Mitmenschen tauchen, einer weisen Gesetzgebung aber geziemt es nicht, Blut mit Blut zu sühnen, weil dieß an und für sich, durch Nichtverhütung gleicher Frevelthaten nicht nur zwecklos, sondern selbst ein Angriff auf das Seelenheil des Menschen ist, dem, wie tief er auch gesunken seyn mag, die Aussöhnung mit seinem Schöpfer durch thätige Reue und Besserung nicht unmöglich gemacht werden darf. Unmöglich aber ist diese Reue, beschränkt man sie auf die Frist von drey Tagen vom Todesurtheile bis zum Tode durch Henkershand; die Schrecken des Todes zwingen den Verbrecher zur Reue; sie geht nicht aus dem freien Kampfe der Versuchung mit dem Widerstande hervor. Die geistvollsten Gesetzgeber sind zwar in dieser hochwichtigen Angelegenheit noch nicht unter sich einig; aber der Tag kann nicht mehr ferne seyn, wo dieser letzte Rest der Barbarei aus

dem Blutbuche der Richter verschwinden, und zur Ehre der Menschheit die Aufklärung triumphiren wird.

Rosalie war die gefeierte Königin in der Landschenke zur kalten Herberge, und belebte das fröhliche Fest an der Hand munterer Tänzer. Ihre Eltern empfingen von allen Anwesenden die herzlichsten Wünsche für die glückliche Zukunft einer so schönen und tugendhaften Tochter, und Anträge zu ehelichen Verbindungen von allen Seiten. Jeder Vater sehnte sich nach einer solchen Schwiegertochter, jeder Sohn nach einer so braven Gattin. Werner hielt sich mit einigen Freunden in bescheidener Ferne; die arge Welt mißdeutet in solchen Fällen die unschuldigsten Worte und Blicke; seine Liebe sollte ein Geheimniß bleiben bis zu dem entscheidenden Augenblicke, und dann erst sein höchstes Glück aller Welt verkündet werden.

Plötzlich trat der Wirth mit bleichem Gesichte, gerade während eines Walzers, in den Tanzsaal, und flüsterte dem Werner etwas heimlich in's Ohr, worüber dieser sich zu entsetzen schien. Er folgte dem Wirthe, der mit ängstlichen Geberden auf die Thüre wies. Niemand von der Gesellschaft argwohnte bis jetzt das nahende Verderben; man konnte höchstens vermuthen, der Wirth habe ihm irgend einen auf das Fest störend einwirkenden Unfall gemeldet, z. B. daß irgend ein Vorrath von Speisen nicht mehr hinreiche u. s. w., und seinen Rath sich erbeten.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein junger Jurist behauptete heftig, es sey einerley, ob man in der deutschen Sprache das Wort speisen oder essen gebrauche. Ruhig entgegnete Jemand: „Gut, so besuchen Sie mich morgen zum Mittag, ich will Sie essen!“

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 25tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Ringe.

Ballade.

Drey Bräute stehn zugleich am Altar,
Sie bringen ihr Herz zum Opfer dar.
Die Eine, sie sieht so bleich und blaß,
Ihr Auge ist ganz von Thränen naß.
Die Andre lächelt ganz froh darein,
Als ging es zum Tanz, zum lust'gen Reih'n.
Die Dritte hebt fromm den Blick empor,
Als schwebt' ihr im Geist der Himmel vor.

„Warum, Kind! sahst du so bleich und blaß?
Warum denn war dir dein Auge so naß?"
„Ach, Mutter! als ich den Ring empfing,"
Hör, was für ein traurig Gesicht mir aufging:
Mich däuchte, der Ring, er ringele sich,
Und schling' sich als Schlange krampfshaft um mich;
Da packt' mich der Schreck mit gräßlichem Schmerz,
Und brach mir beynahe vor Jammer das Herz.

„Warum, Kind!“ sahst du so lustig darein,
Als gieng es zum frischen, zum fröhlichen Reihn?
„Ey,“ Mutter! als ich den Ring empfing,
Hör, was für ein heitres Gesicht mir aufging;
Mich däuchte, der Ring, er ringele sich,
Und kreise als Kreisel tanzend um mich;
Da riß es mich fort in den Wirbel hinein,
Da mußt ich wohl fröhlich und lustig seyn.“

„Warum, Kind! hobst du den Blick empor,
Als schwebt' dir im Geist schon der Himmel vor?“
„O Mutter! als ich den Ring empfing,
Hör, was für ein schönes Gesicht mir aufging:
Mich däuchte, der Ring, er ringele sich,
Und bog sich als Bogen leuchtend um mich;
Und ein Engelein stieg da zu mir herab,
Und bracht' mir das Schönste zur Morgengab.“

Und verflossen nun war kaum ein Jahr,
Die erste schon liegt, aus Gram, auf der Bahr;
Die Andre verläßt den eh'lichen Mann,
Und hängt treulos ihrem Buhlen an;
Die Dritte gewinnet das schönste Loos,
Sie wiegt ein Kindlein in ihrem Schooß. —

So folgen die Ringe des Herzens Zug,
Und bringen Dem Segen und Jenem Fluch.

Auerbacher.

Das Windfähnlein,

oder:

Die schöne Gärtnerstochter von München.

Eine Criminalgeschichte aus unserer Mitte.

(Fortsetzung.)

Der Walzer war zu Ende, und das rasche Anfahren eines Wagens vor dem Hause, so wie streitend gewechselte Worte, führten einige Neugierige an das Fenster.

Da erblickten sie auf der Straße, dicht an der Bank vor der Schenke, den Gerichtswagen, worauf schlechtes Gesindel transportirt zu werden pflegt. Ein berittener Gerichtsdiener, in dessen Nähe ein zähnefletschender großer Fanghund stand, hielt das ledige Pferd seines Kameraden am Zügel, der dem Wirthe einen Verhaftsbefehl gegen Rosalie Günther vorgewiesen, und ihn dadurch in jene Angst gesetzt hatte.

Vergebens erschöpfte Werner alle Einreden, um den auffallenden Vollzug dieses Verhaftsbefehles vorläufig abzuwenden; vergebens erbot sich der Wirth, mit seinem ganzen Vermögen, ja selbst mit seinem Leben, für die sichere Stellung Rosaliens vor dem Stadtoberrichteramte zu haften; vergebens bat Werner, der wohl wußte, daß Betheuerungen der Unschuld Rosaliens bei diesem Stande der Dinge zu nichts führen würden, den Gerichtsdiener, den Wagen in eine Scheune zu bringen, und im untern Gastzimmer nur so lange zu verweilen, bis er nach München gesprengt, und ein Gegenbefehl erwirkt seyn würde, dessen er gewiß sey, um alles ehrenrührige Aufsehen zu vermeiden; der Gerichtsdiener blieb unerschütterlich, und ersuchte den Werner, sogleich Rosalie von dem Loose, das sie erwarte, in Kenntniß zu setzen, damit er nicht nöthig habe, sie mitten im Saale zu verhaften, was auch die Vorsicht schon mißrathe, indem die ohnehin benebelten Gärtnersgesellen leicht versucht werden könnten, obgleich zu ihrem eigenen Unglücke, der Verhaftung sich zu widersetzen.

Werner war in einer fürchterlichen Lage, und dennoch blieb ihm kein anderer Ausweg, als gleichwohl selbst seine Rosalie auf das Schrecklichste vorzubereiten.

Er bat sie, ihm in ein Erkerfenster zu folgen, wo er ihr den Verhaftsbefehl mit der Tröstung eröffnete, daß er nur durch einen Irrthum veranlaßt seyn könne,

jedoch gleichwohl demselben Gehorsam müsse geleistet werden.

Rosaliens Kniee wankten, als sie die finstere Botschaft vernahm, und die Worte: „Ha, Wilhelm!“ entschlüpften ihr unwillkürlich.

Werner erbebte mehr über diese Worte, als über den Schrecken Rosaliens, denn ein entsetzlicher Argwohn gegen Wilhelm stieg sogleich in seiner Seele auf.

Aller Augen waren auf die Liebenden gerichtet, da es auffiel, nun plötzlich sie beisammen zu sehen, die bisher kein Wort, ja kaum einen Blick mit einander gewechselt hatten, überdieß in einem so aufgeregten Zustande.

Die Sache blieb kein Geheimniß mehr; der Wirth vertraute sie jedem in seiner Herzensangst an; die Musik mußte schweigen; Gruppen bildeten und beriethen sich, was zu thun sey, und die jungen Feuerköpfe erklärten laut, daß sie eine so schmachvolle Behandlung Rosaliens nicht dulden, sondern der Gewalt mit Gewalt begegnen wollten. Allerdings wußten sie, daß Niemand seinem Richter dürfte entzogen werden, behaupteten jedoch nicht minder, daß der Wille des Gesetzes geschehe, wenn Rosalie in ihrem Festwagen und Geleite, nach München geführt, und dem Gerichte übergeben würde.

Der Gerichtsdiener bestand jedoch darauf, seinen Verhaftsbefehl, nach Gerichtsgebrauch, buchstäblich zu vollziehen.

Schon machten die Andern Miene, Gewalt zu brauchen, als Werner unter sie trat, und Folgendes sprach:

„Meine Herrn! Durch schändliche Ränke ist die tugendhafte Rosalia Günthner in den Verdacht eines Diebstahls gekommen; an ihrer Unschuld wird Niemand unter uns, Niemand in ganz München zweifeln. Ich kann dieß um so mehr behaupten, weil ich bey dem Herrn

Hofrath von Lander täglich im Hause arbeite, und aus dem Munde der ganzen Familie bisher nur ausgezeichnetes Lob des Betragens der Rosalie, ja selbst noch vor wenigen Stunden, gehört habe. Das Stadtoberrichteramt fordert im Namen des Gesetzes die Verhaftung der muthmaßlichen Thäterin, und zwar buchstäblich nach der Gerichtsordnung. Dem Gesetze zu gehorchen, ist die heilige Pflicht eines Jeden, der unter dem Gesetze steht; gewaltsam sich demselben widersetzen, würde nur die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Rosalie ist unschuldig; klar wie die Sonne wird vor dem Gerichte ihre Unschuld an den Tag kommen; um so größer wird dann ihr Triumph seyn, je mehr sie jetzt unschuldig leidet. Der Unschuld kann es gleichgültig seyn, ob sie auf einem Hofwagen oder auf einem Verbrecherkarren fährt; ich bin daher der Meinung, daß sie dem Gesetze gehorche, und den für sie bestimmten Wagen besteige. Um aber vor aller Welt unsern Glauben an ihre Unschuld zu besiegeln, wollen wir Alle sie zu Wagen und Pferd von allen Seiten umgeben und geleiten, in der Ueberzeugung, daß die Bewohner Münchens nicht an die Schuld dieses engelreinen Mädchens glauben werden, wenn sie dasselbe im Geleite so unbescholtener und redlicher Männer ankommen sehen, wie Sie meine Herren! als welche ganz München Sie achtet, und in deren Mitte zu seyn, mir zur größten Ehre gereicht. Auf also, meine Herren, nach München!"

Diese besonnene Anrede wirkte wunderbar auf die Anwesenden, die der armen Rosalie sogleich ein dreimaliges donnerndes Lebehoch ausbrachten, und nach Wagen und Pferden riefen:

Ein seelenvoller Blick der Liebe aus Rosaliens schönen Augen lohnte die Bemühungen Werners, ihre schreckliche Lage zu erleichtern. Veit und Gertraud

drückten ihm dankend und weinend die Hände, indem sie ihr festes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit und Rosaliens Unschuld laut betheuerten. Von allen Seiten empfing er die herzlichste Anerkennung seines edlen und klugen Verhaltens.

Unter den Gästen befanden sich auch ein alter pensionirter geistlicher Rath, und sein Bruder, Domherr an der Pfarrkirche zu Unser Lieben Frau, aus altadeligem Geschlechte, Männer von entschiedener Redlichkeit, welche die persönliche Gunst des Churfürsten und seiner frommen Gemahlin genossen. Sie wohnten im Hintergebäude des Franziskanerbräuhauses, waren als Nachbaren Rosaliens von ihren Fenstern aus die täglichen Zeugen des Fleißes Rosaliens, und vernahmen von den übrigen Einwohnern nur Gutes und Liebes von ihrem Benehmen. Diese führten sie, als die Wägen und Pferde aller Gäste schon weit und breit standen, in ihrer Mitte am Arme bis zum Gerichtswagen, und halfen ihr denselben besteigen.

Die Fahrt Rosaliens nach München glich somit mehr dem Triumphzuge einer ankommenden Fürstin, als dem Transporte einer Verbrecherin.

Das Gerücht dieses Ereignisses hatte sich bereits mit reissender Schnelligkeit in der ganzen Stadt verbreitet, und fast die Hälfte ihrer Bewohner auf die Landstraße bis weit unterhalb Schwabing dem Zuge entgegengeführt.

Aber im Kabinete des Churfürsten geschah sogleich Meldung davon, und die Churfürstin wurde sehr bestürzt, ihren Schützling in den Händen der Gerechtigkeit zu wissen. Sie bat den Churfürsten, diesen Fall nicht auf gewöhnlichem Wege untersuchen zu lassen, um die Ehre des Mädchens vor übler Nachrede zu sichern; allein der Churfürst erwiederte: er müsse der Gerechtig-

keit ihren Lauf lassen, ohne Rücksicht der Person; wäre sie unschuldig, so würde ihre Unschuld ohnehin dadurch an den Tag kommen.

Diese Ansicht mag wohl bey dem strafrechtlichen Verfahren unserer Zeit richtig seyn, wo die Strafgesetze in Fragen über Leben und Tod keine Spur jener frühern Barbarei zeigen, wo der Verbrecher mit schonender Menschlichkeit untersucht und behandelt wird, und wo das scheußlichste Mittel inquisitorischer Gewalt: die Tortour, nicht mehr besteht. Lagen damals Verdachtsgründe eines Verbrechens gegen eine Person vor, und konnte diese sich nicht genügend davon reinigen, so wurde die Tortur in allen Graden stufenweise angewendet, um das Geständniß durch Qualen zu erpressen. Ein starker Leib, worin eine entschlossene Seele, hielt oft alle drei Grade der Tortur standhaft aus, und trat dann in das freie Leben hinaus, ob schuldig oder unschuldig, jedoch mit zerquetschten Gliedern, unfähig, den Lebensunterhalt durch Arbeit sich zu verschaffen, und somit gezwungen, durch Betteln oder Stehlen dem Hungertode zu entgehen. —

Hinter dem Franziskanerkloster, auf dessen Boden jetzt das k. Hof- und Nationaltheater prangt, stand damals, und steht noch zur Stunde an der Ecke eines schmalen Gäßchens der Falkenthurm, ein alter, finsterer Thurm, durch einen Stadtbach gegen Westen begrenzt. Wer in diesen geworfen wurde, verließ ihn damals nur als verstümmelter Krüppel, oder zum letzten Gange auf den Rabenstein.

Dieses Eulennest umlagerten Tausende von Neugierigen in dichten Massen, die eine enge Straße bis zur Reitschule vor dem Schwabingerthore bildeten. Bey

solchen Gelegenheiten spricht sich sonst die Volksmeinung getheilt aus; einige bedauern das Opfer der Gerechtigkeit, andere schmähen die That, andere rufen: „Herr, wie danke ich Dir, daß ich nicht bin, wie einer von diesen!"

Allein an diesem Tage machte sich nur eine Ansicht geltend: von der Unschuld Rosaliens. Niemand bezweifelte sie; man erschöpfte sich in tausend Muthmaßungen.

Der Zug nahte sich. Mit ehrerbietiger Stille machte die Menge Platz. Churfürstliche Beamte und angesehene Bürger ritten dicht neben dem Wagen, worauf Rosalie saß, die Hüte aus besonderer Achtung vor diesem Mädchen in den Händen tragend, ungeachtet der kühlen November-Abendluft, um dem Volke dadurch die Anerkennung der Unschuld öffentlich zu bezeigen.

Die beiden würdigen Männer, welche Rosalie auf der kalten Herberge zum Wagen geleitet hatten, reichten ihr jetzt auch den Arm zum Absteigen, und empfahlen sie dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau, und knieend empfing Rosalie ihren Segen, was auf die Umstehenden einen rührenden Eindruck machte.

Werner ergriff Rosaliens Hand, bat sie, dem Richter, ohne alle Schonung eines Dritten, die reine Wahrheit zu sagen, wodurch ihre Unschuld sich am ersten bewähren würde, und versicherte sie, daß er, im Falle sie es wünschen sollte, vor Gericht ihr Vertheidiger seyn werde.

Nach länger als zwey Stunden verlor sich die Menge nicht, und überall traf das Auge Weinende, vom innigstem Mitleid erfüllt.

Im Hause der Frau von Wiesen waren inzwischen Trauer und Reue eingekehrt. Der Hofrath mochte wohl nie in seinem Leben von solchem Unwillen ergrif-

fen gewesen seyn, wie gegen Wilhelm, der mit böswilliger Eigenmächtigkeit diese, selbst dem Rufe des Hauses nachtheilige, vorschnelle Einschreitung des Gerichtes veranlaßt hatte. Frau von Wiesen und Adelheid zerflossen in Thränen, als der Hofrath ihnen die wahrscheinlichen Folgen dieses Schrittes auseinander setzte, und ihnen geradezu erklärte, daß Rosalie, sollte sie nicht im Stande seyn, den Dieb des Ringes genau bezeichnen zu können, damit das Gericht seiner habhaft zu werden vermöge, entweder den Qualen der Tortur werde erliegen, oder durch ein schmerzscheuendes oder schmerzerpreßtes Geständniß — unter dem Henkerschwerte fallen müssen.

Die Eltern Rosaliens kamen auch zur Frau von Wiesen, klagten über das Unglück ihrer Tochter, und fragten, wie denn alles so gekommen sey. Der Hofrath suchte sie so gut als möglich zu trösten; sie aber schüttelten die Köpfe, und meinten, was in der Mitte der Familie zwischen redlichen Menschen geschehen sey, hätte sich wohl auf eine andere Weise vermitteln lassen. Es war eine herzzerreissende Scene.

Gleich nach den Erlaß des Verhaftbefehls war eine Gerichtskommission im Hause der Frau von Wiesen erschienen, um den Thatbestand an Ort und Stelle aufzunehmen, und diese Untersuchungen führten zu Resultaten, welche die Lage Rosaliens nur verschlimmern konnten.

Rosaliens ganzes Zimmer wurde durchsucht, ihr Schrank durchwühlt. In diesem fand die Commission 40 fl. 53 kr. baares Geld, ferner neben dem Schranke auf dem Boden, dicht an der Wand, einige alte Goldgulden, von denen der Hofrath eine eigene Sammlung angelegt hatte. Endlich entdeckte man auch einen von des Hofrathes vermißten Ringen in der ersten Schieb-

lade unter einem Packe Strümpfe. Der Verdacht gegen Rosalie stieg dadurch immer mehr, und es schien kein denkbarer Ausweg mehr vorhanden zu seyn.

Die ganze Familie, selbst Werner, war über diesen Fund höchst betroffen; insbesondere hatte das Auffinden von so viel Geld die volle Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Rosalie bekam keine Unterstützung von Hause, und bei Frau von Wiesen kein Taschengeld, weil sie alle Bedürfnisse erhielt, und sohin keine besondere Ausgabe zu machen hatte.

Rosaliens Verhöre begannen. Unglücklicherweise war ihr Untersuchungsrichter ein völlig herzloser Mann, der seine Verdienste nach der Zahl der Schlachtopfer berechnete, die er alljährlich auf das Schaffot lieferte. Den Verdacht des Diebstahls konnte sie nicht von sich abwälzen; der Ring war fort, die Kapsel in ihrem Schranke gefunden worden. Nicht minder gefährlich für sie war das Auffinden eines schon früher vermißten Ringes, worüber sie gleichfalls keinen andern Aufschluß geben konnte, als daß sie sich durchaus nicht erklären könne, auf welche Weise er in ihr Zimmer und in ihren Schrank gekommen sey. Dieselbe Antwort gab sie, als sie wegen der aufgestöberten alten Goldgulden gefragt wurde.

Auf die fernere Frage, woher sie, bey ihrer bekannten Dürftigkeit, die Summe von 40 fl. 53 kr. erhalten, erwiederte sie: „durch ihrer Hände Arbeit, indem sie nächtlicher Weile Spitzen geklöppelt, und diese zum Verkaufe, den Erlös aber zu einem milden Zwecke durch eine ihr unbekannte, aber dennoch verläßige, Person verwendet habe.

Rosaliens Aussage blieb sich Tag für Tag gleich; der Wahrheit huldigend, konnte sie kein anderes Geständniß machen.

Allein dem Richter genügten diese Antworten nicht, weil sie die Angeklagte nicht im mindesten reinigten. Nach seiner gewohnten Weise trug er also in collegialer Sitzung auf die Anwendung der Tortur an, und dieser Antrag, dem herkömmlichen Schlendrian anpassend, ging mit Stimmenmehrheit durch.

Rosalien wurde also angekündiget, daß sie innerhalb 24 Stunden ein offenes, reumüthiges Geständniß ihres Verbrechens ablegen, oder die Tortur gewärtigen müsse. Das arme Mädchen sank bey dieser Eröffnung in eine fast tödtliche Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, erklärte sie, daß sie mit gutem Gewissen nicht gestehen könne, was sie nicht gethan, jedes Geständniß durch die Tortur aber, von Qualen erpreßt, schon zum voraus als eine Lüge erklären müsse.

Werner erfuhr sogleich diesen Collegialbeschluß, und gab nun selbst jede Hoffnung auf, sie zu retten.

Rosalie bat um den geistlichen Beistand des Beichtvaters im Kloster der Clarisserinnen auf dem Anger, im Vorgefühle, daß sie den Qualen der Tortur werde erliegen müssen.

Der hochwürdige Herr, der aus frühern Jahren ihre ganze Seele kannte, erschien in ihrem Kerker, und reichte ihr die Stärkungen des christkatholischen Glaubens.

„So wahr Gott im Himmel lebt, hochwürdiger Herr!“ — sprach Rosalie, — „ich bin unschuldig. Wie der vermißte Ring, wie die Kapsel des großen Brillantringes und die goldenen Schaumünzen in meinen Schrank und in mein Zimmer kamen, weiß ich nicht zu sagen. Ist auch ein leiser Verdacht in meinem Innern rege, daß die Rache ein verirrtes Herz zu meinem Verderben erfüllt habe, so mag ich doch meine Rettung nicht auf entsetzliche Vermuthungen bauen, welche

die Ehre einer Familie brandmarken müßten, der ich so viel zu verdanken habe."

Das Geld, welches die Commission in meinem Schranke fand, ist redlich erworben; ich habe den Schlaf vieler Nächte aufgeopfert, um Spitzen zu klöppeln, und den Erlös dazu bestimmt, einem durch Gichtschmerzen an das Siechbett gebannten Weibe die Reise nach dem Wildbade Gastein möglich zu machen, wo sie sehr wahrscheinlich Heilung finden kann.

Die schlaflose Anstrengung bey dieser Arbeit hat meine Augen getrübt, meine Wangen gebleicht. Ich sehe recht wohl ein, daß der Tod meiner harret, entweder durch die Schmerzen der Tortur in der Folterkammer, oder durch ein schmerzerpreßtes unwahres Geständniß auf dem Schaffote; für beide Fälle bitte ich ausdrücklich und demüthig um den geistlichen Beistand Eurer Hochwürden.

Ich bitte auch Euer Hochwürden, meinen armen und guten Eltern die letzten Grüße und Küße ihrer unschuldigen Tochter zu bringen, über welche eine schwere Prüfung, nach dem Rathschlusse des himmlischen Vaters, verhängt ist. Möge ihr Segen mir die Todesstunde versüßen!

Der hochwürdigen Frau Aebtissin küsse ich demüthig die Hände, dankend für alles Gute, was ich in den heiligen Mauern genoß, und sende den Nonnen und Zöglingen meine herzlichen Wünsche für ihr Bestes.

So auch der Frau von Wiesen, meiner zweyten Mutter, alles Liebe und Gute; meiner innigsten Freundin Adelheid sende ich diese zwey Locken; sie möge sie nach Gutdünken theilen; — dem Herrn Hofrath Gruß und Achtung; er möge wissen, daß ich ohne Groll von ihm scheide, selbst von Jenem, der zunächst dieses traurige Ende mir mag bereitet haben. Euer Hochwürden bitte ich, meinem standhaften Vertheidiger, Herrn Wer-

ner, dieses Taschentuch zum Andenken zu übergeben, welches von meinen bittern Thränen durchnäßt ist; ich habe sonst nichts mehr, und weiß doch, daß er fühlt, ich könnte ihm nichts Besseres geben.

Euer Hochwürden bitte ich noch, vereint mit der hochwürdigen Frau Aebtissin Ihre Durchlaucht, die Frau Churfürstin, in Folge ihres gnädigsten Versprechens, „dereinst für mich sorgen zu wollen,“ zur Erwirkung der Gnade zu bewegen, daß mein entseelter Leib in geweihter Erde, und zwar auf dem Kirchhofe des Angerklosters, dürfe begraben werden, welches ich zu meinem Glücke nie hätte verlassen sollen.

Nun bitte ich um den heiligen Segen!

Der würdige Priester konnte aus innerer Rührung einige Minuten nicht sprechen; Rosalie kniete mit gesenktem Haupte zu seinen Füßen, dann segnete er sie und sprach:

„Mein Kind, die Wege des Herrn sind unerforschlich! Deine tugendhafte Seele ist stark genug, das schwere Schicksal standhaft zu ertragen. So wandle denn muthig auf der dornenvollen Bahn dahin; denn wahrlich, Du wirst eingehen, mit der Märtyrerkrone auf Deinem Haupte, in das Vaterhaus, zur ewigen Seligkeit, Amen!“

Da ließen sich die kläglichen Töne des Glöckleins vernehmen, welches die Verbrecher zur Folterkammer rief, und der Eisenknecht erschien, sein Opfer dahin abzuführen.

Eine Stunde früher, als der Beschluß, gegen Rosalie mit der Schärfe der Tortur einzuschreiten, schon in der ganzen Stadt bekannt war, schauten der geistliche Rath und sein Bruder, der Domherr, von ihren Fenstern in das kleine Gärtchen des Hofraumes hinab, an dessen Gitter eben ein Maurer, Vater von sieben Kindern, Kalk bereitete, um einige Ausbesserungen des schad=

haften Hausdaches vorzunehmen. Sie bedauerten herzlich das Unglück Rosaliens, überzeugt, daß sie ein schuldloses Opfer des Verdachtes sey. Aber auch sie fanden keine Spur, welche zu einer befriedigenden Lösung dieses schrecklichen Räthsels führen konnte.

Plötzlich fiel ein Goldstück, ein neu geprägter Pfennig, auf die Kalkschaufel des Maurers, der emporschaute, in der Meinung, die beyden Herren am Fenster hätten ihm eine Spende zugeworfen. Er sah in den Mienen derselben nichts, was diese Vermuthung bestätigte, aber einen schwarzen Vogel, der in Häuseshöhe über seinem Kopfe in ein Dachfenster flog.

Nach der Gewohnheit dieser Leute blieb der Maurer mit aufgesperrtem Munde noch einige Minuten stehen, als der Vogel aus dem Dachfenster heraus, und durch ein halbgeöffnetes Fenster in Rosaliens Zimmer flog.

„Schauen's doch, Euer Gnaden!" — rief der Maurer den beyden Priestern zu, — „da hat mir ein schwarzer Vogel einen Pfennig geschenkt; der hat auch mehr Gefühl, als mancher Mensch; jetzt ist er so eben wieder in jenes Zimmer geflogen, und wird wohl bald wieder etwas herausstipitzen!"

Kaum hatte der Maurer diese Worte gesprochen, als der Vogel zurückkam, und wieder eine Münze in seinem Schnabel trug.

Da fiel die Decke von dem Geheimnisse; die beyden Priester erinnerten sich einer ähnlichen Geschichte aus Italien, welche in unsern Tagen der weltberühmte Tonsetzer Rossini als Stoff zu einer Oper vom ersten Range benützt hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Künstler-Stolz. — Das Cabinet de Lecture erzählt folgende Anekdote von einem Besuche, den der Herzog von Wellington im Jahre 1815 dem Maler David abstattete, als dieser zu Brüssel im Exil lebte. — David stand in seinem Negligé an der Staffelei, als der Herzog unangemeldet eintrat. Das Sporengerassel der Britischen Offiziere erregte die Aufmerksamkeit des Künstlers: er wandte sich um, und erblickte rothe Uniformen. „Meine Herren!“ sprach er mit leichtem Kopfnicken, „wen habe ich das Vergnügen —“ Der Vorderste unter den Eintretenden sagte: „Ich bin der Herzog von Wellington.“ David wurde Anfangs feuerroth, allein er faßte sich gleich wieder, und antwortete mit größter Kaltblütigkeit: „Mein Herr! was steht zu Ihren Diensten?“ Erstaunt über diesen kalten Empfang versetzte der Herzog: „Ich wünschte einen Künstler von so großer Berühmtheit kennen zu lernen, und da Sie Bonaparte gemalt haben —“ „Sie meinen den Kaiser?“ unterbrach ihn David, indem er seinen alten Helm abnahm, den er während des Malens immer auf dem Kopfe trug. „Ja wohl,“ sagte der Herzog; „ich bin gekommen, um mich von Ihnen portraitiren zu lassen.“ David blickte ihn ein paar Augenblicke starr an, und versetzte darauf mit einer Miene, die Verwunderung ausdrückte: „Mein Herr! ich male nur historische Gegenstände.“ „Das weiß ich wohl,“ entgegnete Wellington mit erzwungenem Lächeln, „ich bin kein romantischer Gegenstand; Sie haben mit Ihrem Pinsel das Haupt dieses großen Mannes verherrlicht — (hier deutete er auf ein Bildniß Napoleons) ich werde ein Portrait von der Hand eines so gefeierten Künstlers angemessen honoriren.“ „Mein Herr!“ versetzte David, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nur historische Gegenstände male; außerdem male ich niemals Engländer.“ Mit diesen Worten wendete sich der Künstler wieder zu seinem Gemälde, als wäre außer ihm keine Seele im Zimmer gewesen, und der Herzog verließ das Attelier.

Illuminations-Patriotismus. — Ein König von Spanien genas einst von einer gefährlichen Krankheit. Zur Feier seiner Wiedergenesung wurde in der Residenz eine Illumination angeordnet, die Seine Majestät

selbst in Augenschein nahm. Der König bewunderte die Ehrenpforten, die geschmackvollen Gruppen von Lämpchen und die geistreichen Inschriften. Eine der Letzteren, die in besonders schönem Lichte prangte, frappirte den Monarchen am meisten. Sie lautete also:

Viva el Rey!
A cuya disposicion
Tengo un millon.

Es lebe der König!
Zu seiner Disposition
Steht bei mir ein Million.

Der König wollte den großmüthigen Unterthan auf der Stelle kennen lernen. Er schickte nach ihm in das Haus, und bald erschien ein ehrenwerther wohlgenährter Kaufmann vor der Thür, der sich ganz unbefangen also vernehmen ließ: „Ich heiße Serapio Millon (Million), und mein Sohn heißt Sancho Millon; dieser Millon steht Eurer Majestät zu Diensten, und zwar als Soldat im Regiment Numancia.“ — „Nur immer weiter!“ sagte der Fürst — nämlich zu seinem Gefolge.

Räthsel.

Was ist weniger als Nichts,
Einz'ge Habe manchen Wichts,
Drücket manchen Ehrenmann,
Der es nicht los werden kann, —
Lastet, kommts vom Teufel her,
Auf Gewissen, zentnerschwer?
Nur die Liebe freut sich sein,
Trägt es gerne, treibt's nicht ein.

Er stemmt in seine Seite stolz
Den Arm, doch ist sein Kopf von Holz,
Kreisrund sein Fuß, der Leib von Stein:
Wer mag der arme Schlucker seyn?

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 26tes Stück.

Das Windfähnlein,
oder:
Die schöne Gärtnerstochter von München.
Eine Criminalgeschichte aus unserer Mitte.

(Schluß.)

Sogleich schrieb der Domherr an den Stadtoberrichter in wenigen Worten die dringende Bitte, augenblicklich eine Gerichtskommission in sein Haus zu senden, indem sich hinsichtlich des der Rosalie Günther angeschuldigten Verbrechens, etwas Außerordentliches ereignet habe. Der Maurer eilte mit dem Schreiben an Ort und Stelle.

Der Stadtoberrichter war ein ächter Menschenfreund. Keine Botschaft hätte ihm erwünschter seyn können, als diese, denn sie galt die Rettung eines Menschenlebens, eines unschuldig leidenden Mädchens. Auf der Stelle sendete er eine Commission ab, welche an der Hausthüre schon vom Hofrathe und Werner empfangen und in die Wohnung der beyden Priester geführt wurde. Diese hatten durch ihren Diener den Hofrath bitten lassen, sogleich zu ihnen zu kommen, ohne jedoch vorher die rückwärts befindlichen Zimmer zu betreten, und ihn und sei-

nen Begleiter Werner von dem außerordentlichen Vorfalle in Kenntniß gesetzt. Werner stand regungslos vor Freude bey dieser Nachricht; der Hofrath fiel ihm mit Thränen des Entzückens um den Hals.

Die Commission verweilte erwartend am Fenster, von wo aus die beyden Priester den Raubflug des schwarzen Vogels beobachtet hatten. Nach wenigen Minuten erschien dieser an der halb zerbrochenen Scheibe des Dachfensters, streckte forschend das Köpfchen hinaus, und schlüpfte dann auf die Dachrinne in's Freie. Hier flatterte er mit den Flügeln hin und wieder, pickte in das Holz, und blieb endlich ruhig stehen. Mit Todesangst schaute Werner zum Vogel hinauf; nur einmal noch sollte dieser den Flug hinüber versuchen, um die Commission völlig zu überzeugen; allein er drehte sich, und schien wieder durch die Lücke zurückkehren zu wollen. Dem Werner schwebte bereits ein Schrey des Jammers auf der Zunge, als der Vogel plötzlich sich schwenkte, pfeilschnell in Rosaliens Zimmer flog, und gleich darauf mit einer Münze im Schnabel in sein Speichernest zurückkehrte.

Den Maurer an der Spitze, begab sich nun die Commission mit sämmtlichen vier Zeugen auf den Speicher, wo der aufgescheuchte Vogel sein Nest zwischen den Balken verrieth; in diesem fanden sie nicht bloß den kostbaren Brillantring des Hofrathes, sondern auch alles übrige Vermißte, die goldenen Schaumünzen und eine Menge neuer Pfennige, die gewöhnlich auf dem Ofengesimse des Vorzimmers lagen, um an Arme gespendet zu werden.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Hofrath!“ — sprach nun der Commissär, indem er ihm herzlich die Hand drückte, — „die Ehre Ihres Hauses ist gerettet, und auch, wenn ich nicht irre, Ihre Ruhe. Unverzüglich eile ich

jetzt in den Falkenthurm; der Himmel gebe nur, daß ich nicht zu spät komme!“

Werner war jedoch, als er den Ring im Neste erblickte, und nun die Lösung des Geheimnisses erschaute, die Treppe hinabgeflogen, und, von Liebe und Angst getrieben, an der wohlverwahrten Thüre des Falkenthurmes angekommen, an dessen durch alle Räume dröhnenden Glocke er wie ein Rasender riß.

Der Eisenknecht, von der Trägheit des einförmigen Dienstes verwöhnt, änderte das herkömmliche Zögern nicht. Obgleich die Glocke forttobte, schlich er doch langsam die steinerne Wendeltreppe hinab, prüfte die Schlüssel, und öffnete gemächlich die Thüre, jedoch nur so weit, daß er den Eingang mit seinem wohlgenährten Leibe bedecken konnte. An seiner Seite stand ein Fanghund, der Schrecken aller Gefangenen.

Der Eisenknecht. Was will der Herr? Warum lärmt der Herr so unsinnig?

Werner. Zu dem Herrn Inquirenten will ich!

Der Eisenknecht. Kann jetzt nicht seyn. Die Diebin wird so eben auf die Tortur gelegt.

Werner. Heiliger Gott! Platz da! Ich bin der Hofgerichtsaccessist Werner.

Der Eisenknecht. Haben Sie einen Vorweis?

Werner. Nein.

Der Eisenknecht. So darf ich Sie nicht einlassen.

Eben wollte er die Thüre in's Schloß werfen, als Werner verzweiflungsvoll ihn an der Gurgel faßte, zu Boden warf, und über ihn die Treppe hinaufsprang. Doch schnell ereilte ihn der gehetzte Hund, und schlug seine spitzigen Zähne in Werners linken Arm, daß sogleich das Blut hervorquoll.

Wie rasend packte ihn Werner, dessen Kräfte der Gedanke an Rosaliens Tortur verzehnfachte, mit der

rechten Hand am Schlundknorpel, den er krampfhaft zusammenpreßte, und schleppte den röchelnden Hund über zwei Treppen hinauf, warf ihn über ein Eisengeländer auf die zweite Hausflur hinab, und stürzte, von Schmerz und Anstrengung fast erschöpft, auf der andern Seite den schmalen Gang hinunter zur wohlbekannten Folterkammer, aus deren Qualenschooß ihm der herzzerschneidende Angstschrei Rosaliens entgegenschlug.

Die Thür war verschlossen. An jeder Minute hing Leben oder Tod; noch einmal raffte er seine Kräfte zusammen, stemmte sich in äußerster Verzweiflung gegen die Thüre, und auf den zweyten Stoß des rüstigen Jünglings krachte sie aus den Angeln, und stürzte donnernd hinein.

Der Henkerknecht hatte eben die Daumenschrauben an Rosaliens Händen befestigt, und erwartete nur den Befehl des Herrn Inquirenten, das Blut des armen unschuldigen Mädchens aus den Nägeln zu pressen; der Inquirent sprang auf, und erstaunte, den Werner bleich, blutend, zitternd, mit wild rollenden Augen und emporgesträubten Haaren, die schweren Tropfen der Todesangst auf seiner Stirne, vor sich zu erblicken.

„Im Namen des Gerichtes halten Sie ein!“ — rief Werner, — „Rosalie ist unschuldig, die Commission folgt mir auf dem Fuße nach!“

Bey diesen Worten sank Rosalie in Ohnmacht. Werner fing sie in seinen Armen auf; sein Blut floß über ihr Antlitz.

Durch heilkräftige Geister, die in diesem Orte des Jammers nie fehlten, um den zusammenbrechenden Leib zu neuen Qualen zu stärken, fand sie ihre Besinnung wieder.

Da trat die Commission ein; sie wäre zu spät gekommen, und nur Zeuge verstümmelter Hände geworden.

Die Daumenschrauben wurden abgenommen; die Commission geleitete Rosalie in das Wohnzimmer des Kerkermeisters, mit dem Auftrage, ihr alles zu reichen, was sie verlangen sollte.

Noch in derselben Stunde hielt das Gericht eine außerordentliche Sitzung, und bald darauf kam ihr vollständiges Unschuld-Erkenntniß.

Der Churfürst, hievon in Kenntniß gesetzt, ließ Rosalie durch seinen Leibarzt besuchen, und sendete einen Kammerherrn in Uniform, sie in einem Hofwagen abzuholen, und in das Kabinet der Churfürstin zu bringen, wo er persönlich mit ihr sprechen wolle.

Inzwischen war die Kunde dieses Ereignisses durch alle Theile der Stadt gedrungen, und als der Kammerherr Rosalie an seinem Arme in den Wagen geleitete, und neben ihr Platz nahm, konnte dieser nur langsam durch die zahllose Menge sich Bahn machen.

Die churfürstliche Familie war tief gerührt von Rosaliens unglücklichem Geschicke, und als sie den edlen Charakter Werners mit den lebhaftesten Farben der Liebe schilderte, mit welcher Hingebung er für sie gewirkt, und zuletzt mit Gefahr seines Lebens sie aus den Klauen der Tortur gerettet habe, ihre begeisterten Worte mit einem Strome von Thränen unterbrechend, da verhieß ihr der Churfürst Werners Belohnung und die Gründung ihres Glückes, nach der frühern Zusage der Churfürstin.

Als sie in das Vorzimmer trat, erblickte sie ihre guten Eltern, die nur vor Freude weinen, aber nicht sprechen konnten, Frau von Wiesen und Adelheid, den geistlichen Rath und den Domherrn, den Beichtvater, ihren Tröster in des Kerkers Nacht, und Alle, die sie kannten und liebten.

Diese erschütternde Scene blieb am churfürstlichen Hofe unvergeßlich.

Werner wurde Hofgerichtsassessor und Rosaliens glücklicher Gatte, welcher die Churfürstin 10,000 Gulden zum Hochzeitsgeschenke bey der Kabinetskasse anwies.

Der Maurer, welcher die erste Spur zur Enthüllung des finstern Räthsels gab, erhielt lebenslänglich für sich und sein Weib einen monatlichen Gnadengehalt aus derselben Kassa.

Der Hofrath bat Rosalie um Verzeihung; sie ließ ihn jedoch kaum das erste Wort sprechen, und entschuldigte ihn selbst auf die mildeste Weise.

Wie die leere Kapsel in Rosaliens Schrank gekommen war, glaubte sie recht wohl zu wissen, doch, was sie wußte, kam nie über ihre Lippen. Dem Gerichte aber sagte sie, daß dieß wahrscheinlich durch die Wäsche des Hofrathes, welche sie zur Ausbesserung stets in ihren Schrank zu legen pflegte, geschehen seyn müsse.

Wilhelm fühlte von dieser Zeit an einen quälenden Vorwurf in seinem Innern, und wurde ein ganz anderer Mensch. Gebessert warf er sich einst zu Rosaliens Füßen, und gestand ihr, um Verzeihung flehend, seine Frevelthat, wozu ihn nur der Wahnsinn einer unglücklichen Leidenschaft getrieben habe.

Wer vielleicht glauben möchte, diese Geschichte sey der bekannten „diebischen Elster" nachgebildet, möge den rechten Giebel des Franziskanerbäckerhauses in München aufmerksam betrachten, auf welchem ein Windfähnlein steckt, darstellend, zum ewigen Gedächtnisse jener wundersamen Rettung, eine Dohle mit einem Ringe im Schnabel; — die Verewigung durch

ein Windfähnlein aber wurde wahrscheinlich deßwegen gewählt, um anzudeuten, daß — gleich einem Windfähnlein, — die schrecklichste Lage des Menschen urplötzlich sich zur besten wenden könne.

Fr. W. Bruckbräu.

Ursprung des Wortes: Kokarde.

Das Wort Kokarde, von coquardeau abgeleitet, oder gar damit identisch, wurde anfangs coquarde geschrieben, und so findet es sich auch in der Encyklopädie. Es ist derselben Abstammung, wie coquart oder quoquart, welches Wort einen eiteln geckenhaften Menschen bezeichnet. Der Ausdruck coquardeau findet sich in dem Blazon des faulses amours, wo es heißt:

S'un (si un) coquardeau
tombe en leurs mains (in die Hände der Koketten)
c'est un oiseau
pris au gluau.

Der Gebrauch des Wortes cockado (cocardo) in der Englischen Sprache, worin offenbar sich coq wiederfindet, legt für die angegebene Etymologie Zeugniß ab. Einen andern Beweis dafür, das jenes Wort Französische Erfindung sey, liefert der Umstand, daß die Italiänische Sprache, aus welcher eine große Menge militairischer Kunst-Ausdrücke ins Französische übergegangen, nichts dem Worte cocarde Aehnliches darbietet, und vielmehr ganz verschiedene Wörter, wie nappa und fiocco, hat, um diesen Gegenstand zu bezeichnen. Die coquarde war eine der Zierrathen, deren sich ein coquardeau zu seinem Putze bediente; so benannte man auch die Bandschleife, die von der Mütze eines Stutzers herabhing, und endlich auch das Sturmband der Neuvermählten, welches man bey Bauernhochzeiten als Quaste im Knopf-

loche oder an den Häkchen des Wamses befestigte. Als im Jahre 1572, zur Zeit Karl's IX., die Mörder der Bartholomäus-Nacht förmlich vom Hofe organisirt wurden, erhielten sie die Weisung, als Kennzeichen eines an der Mütze befestigten papiernen Kreuzes sich zu bedienen. Das in diesem Tages-Befehl ausdrücklich genannte, „papierne Kreuz" beweist, daß man zu jener Zeit noch keine eigentlichen Kokarden kannte.

Die jetzige Schreibung des Wortes ist aus der später eingetretenen Umänderung der Orthographie hervorgegangen. Ein Zeugniß für eine solche findet sich in einer Stelle bei Villon, einem Gelegenheits-Dichter, seines eigentlichen Handwerks, aber einem Beutelschneider, der folgendes Selbstbekenntniß ablegt:

Le diable me tentait d'arracher des manteaux
Et de tirer la laine a quelques cocardeaux.

Noch zur Zeit der Fronde, um 1650, kannte man die Kokarde nicht, wie aus den Memoiren Chavagnac's hervorgeht. Dort heißt es nämlich: „Sie (die von der Fronde) kamen überein, Stroh auf dem Hute zu tragen, als Abzeichen ihrer Partei." Dulaure fügt hinzu, „daß ein Abbé Fouquet im Palais-Royal eine Rede gehalten über den Gewinn, der aus der Rückkehr des Königs erwachse, und zugleich die Pariser aufgefordert, ein Stück Papier auf ihre Mützen zu heften, in Opposition mit dem Stroh der Gegenpartei. So oft sich Stroh und Papier begegneten, gab es zwischen denen, welche diese Abzeichen trugen, eine wüthende Schlägerei." Die Sitte, sich gewisser Feldprodukte als Abzeichen zu bedienen, ist sehr alt. So trug eine Schaar oder Bande, welche man feuillards, foiliards oder lances vertes nannte, einen Baumzweig auf dem Hute oder auf ihrer Lanze. Walter Scott giebt im „Fräulein vom See" an, daß die Kokarde in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahr-

hunderts die Hütte der Schottischen Clans zierte; indeß ist das Wort hier mehr malerische Bezeichnung, als wahrhaft technisch; man hätte vielmehr floc oder floquet brauchen sollen als Uebersetzung, was in der Zeit übliche Bezeichnungen waren. Nur erst in den letzten Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts bediente man sich, in Ermangelung bestimmter Uniformen und kenntlicher Trachten, der Kokarde, um sich daran im Kampfe zu erkennen; so waren in den Kriege von 1688 an einem Schlachttage die Hüte der Französischen Truppen an einer Papier-Kokarde zu unterscheiden. Allgemeiner wurde der Gebrauch der Kokarde in dem Kriege von 1701 bey dem Französischen Heere, das im Norden manöverirte. Bey der feindlichen Armee ertheilten Eugen und Marlborough den Deutschen, Englischen und Holländischen Truppen ein Büschel Stroh oder einen grünen Baumzweig als Kokarde, welcher letztere Gebrauch sich noch bey der Oesterreichischen Armee als Feldzeichen erhalten. Der eigentliche Gebrauch der Kokarde fällt in die Zeit von 1700 bis 1710. Im Spanischen Erbfolg-Kriege bildete er sich unter den im Süden kämpfenden Truppen weiter aus; die vereinigte Französische-Spanische Armee nahm die weiße und rothe Kokarde an, gleichsam eine Mischung aus den Farben beyder Armeen, um die Einheit der von ihnen verfochtenen Intressen so auszudrücken. Der mit Frankreich in jenem Kriege verbündete Kurfürst von Bayern gab seinen Truppen weiße und blaue Kokarden; der Herzog von Mantua, sich an Frankreich und Spanien anschließend, gab seinem Kontingente die weiße, rothe und gelbe Kokarde.

In dem Maße, wie sich die Uniform ausbildete, wurde auch der Gebrauch der Kokarde bestimmter, und nur die aus weißem Basin war den Französischen Offizieren zu tragen gestattet. Vor dem Jahre 1789 ward

sie jedoch nie auf einem Civilhute oder einer Mütze getragen; auch dem Casquet, der Husaren-Mütze u. s. w. war die Kokarde noch versagt. Sie anders, als auf einem gewöhnlichem Militair-Hute zu tragen, wäre Verstoß gegen die Mode gewesen. Aus gleichem Grunde kennt die Oesterreichische Landwehr, die keine eigentlichen Soldaten-Hüte trägt, noch heutzutage die Kokarde nicht. Bis zum Revolutions-Kriege war die Kokarde ein bloß militairisches Abzeichen; so sagte man im Englischen wie im Französischen Heere: to wear a cockade oder porter cocarde, in ganz gleicher Bedeutung mit: im Dienste seyn. Damals aber hörte die Kokarde auf, bloß militairisches Emblem zu seyn. Den 13 Juli 1789 nahmen die Bürger das dreifarbige Band als politisches Abzeichen an, und so ging es auch bald auf die Armee über. In diesem Abzeichen vereinigten sich — ob durch Zufall, oder absichtliche Zusammenstellung — die Farben, welche zu allen Zeiten die der Könige von Frankreich gewesen waren, nämlich die der Armee, der Nation und der Stadt Paris; es verband zwey Farben, die Heinrich IV. getragen hatte; es erinnerte an die drei Farben, welche dieser große König der Holländischen Flagge gegeben, und an die, welche die Truppen Karl's VII. und die Flotte Ludwig's XIV. zum Siege geführt hatten; aber die Kokarde von 1789 mußte vor der Coalition des Auslandes erbleichen, und durch einen Beschluß vom 13 Juli 1814 ward die weiße Kokarde in der Französischen Armee wieder hergestellt.

Die Kokarde, welche als erstes Zeichen des Aufstandes angenommen ward — den 13. Juli 1789 — war weiß und grün. Ein einziger Mann, Camille Desmoulins, der unter freiem Himmel am Palais-Royal seine Vorträge hielt, erklärte schon den Tag darauf diese Farben in die Acht. Jetzt hat die Kokarde in Frankreich ihre Bedeutung nur noch für Staatsdiener, für die National-Garde im aktiven Dienste und für die Armee.

Inhalts=Verzeichniss.

Auflösung der Räthsel, Charaden ꝛc.

Alphabethisches Register.

Seite.

Münchener - Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

Zweiter Band.

München.

Bey Ignaz Joseph Lentner.

(Leipzig, bey Friedrich Volckmar.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 1tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Christen in Jerusalem.

Nach Jules Amic.

Wenn man nach einem Lande, nach einer Stadt, zu einem Denkmal hinreißt, die uns angerühmt worden, so sucht man sich meist im Voraus ein Bild zu entwerfen im Geiste von solchem Werke der Natur oder Kunst, und kommt oft an Ort und Stelle mit einer völlig ausgebildeten und bestimmten Vorstellung an; da trifft sich's denn nicht selten, daß die Wirklichkeit weit hinter der Einbildungskraft zurückbleibt, — daß man das kahl und dürftig und gemein findet, was man sich großartig und im lebendigsten Farbenschmucke prangend vorgestellt hatte; und kommt man auch von diesem ersten Eindrucke durch ein näheres Eingehen in alle Einzelnheiten ab, ja, fände man sich veranlaßt, das sogar noch zu bewundern, was man anfangs mit mangelhaftem Sinn in sich auf-

genommen oder voreilig verdammt hatte, — die erste Enttäuschung erweist sich dennoch als fortwirkend, und die Lust, die man sich versprochen, bleibt gestört und verkümmert.

Man müßte sich sonach jede Vorstellung in der Phantasie untersagen von einem Gegenstande, den man zu sehen bekommen soll. Es sind einzelne seltene Fälle, wo die geistigen Vermögen nicht ausreichen, eine gewisse Schöpfung im Voraus zu fassen, wo man dann auch nicht jene ebenfalls störende Enttäuschung zu erleiden hat, hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu seyn. Der Geist bleibt dann frey unter dem mächtigen Reiz des unerwartet Ueberraschenden, hat nicht erst nöthig, leere Hypothesen aufzugeben, und kann sich unzerstreut der Wonne des Schauens und der Betrachtung überlassen.

Wer einmal in die Nähe von Jerusalem gekommen ist, vermag die Macht und Stärke einer solchen Enthüllung, solch' eines überraschenden Entgegentretens einer vorher nie geahnten Schöpfung zu beurtheilen; denn diese außerordentliche Stadt, die einsam, mitten zwischen Bergen, die öde und verlassen sind, wie sie, daliegt, bietet noch gegenwärtig einen Charakter von Größe und Erhabenheit dar, den man nirgend so wiederfindet. —

Nach einer Tour von zwölf Stunden ungefähr gelangt man von Jaffa nach Jerusalem. Die erste Hälfte des Weges geht durch schöne Ebenen, die Rama umgeben, die andere durch Hohlwege und Abgründe; — man erblickt die heilige Stadt nicht eher, als bis man auf ihrer Höhe angelangt ist, das heißt, sieben oder achthundert Fuß über der Meeresfläche. Dann, als ob sich ein Schleier emporgehoben, genießt man des köstlichen Schauspiels, — still steht man, von Bewunderung ergriffen, und wer auch nur ein Minimum von Poesie in der Seele trägt, fühlt sich schon entschädigt für alle Strapatzen

der Reise, die der gewöhnliche Pilger nur erst am heiligen Grabe selber vergißt. Mit Wonne ruhen die Augen auf den Zinnen der Mauern, an den Thürmen und den alten Schießscharten, die sie nicht mehr zu vertheidigen vermöchten; dann schweift der Blick durch die weite gebirgigte kahle Landschaft, sucht sie zusammen zu fassen, senkt sich in alle tausend Thäler, die sie im eigentlichsten Sinne durchschneiden, dringt über die Landfläche hinaus, die vor dem todten Meere und dem Jordan liegt, und ruht endlich am Horizonte aus, auf einer langen Kette von blauen zackigen Berggipfeln. Es sind dieß die Felsen des steinigten Arabiens, die die Mauerwälle und Bollwerke der Welt zu bilden scheinen. — Alles in Duft gehüllt, dem der brennende Glanz des Himmels bald größere, bald mindere Durchsichtigkeit verleiht, den er aber nie verzehrt und aussaugt.

Ungeduldig, an's Ziel der Reise zu gelangen, der Fülle des Neuen entgegenstrebend, setzt man sich alsbald wieder in Marsch. Der Weg führt über den Berg Zion. Dessen Grund und Boden, rings von einem weiten Kirchhof bedeckt, gehört den Armeniern; er erstreckt sich bis an's Thor der Neustadt, ein Thor, einfach und roh gebaut, welches man aber in seinem gothischen denkmalartigen Style füglich für die Thüre einer Kirche der Kathedrale der christlichen Welt, ansehen könnte.

Wie soll man den Eindruck, die innere Bewegung beschreiben, die man empfindet, wenn man über die Schwelle dieses Thores tritt? Es ist nicht das Gefühl von religiöser Ehrfurcht, welches uns die umgebende Gegenwart eines Gotteshauses einflößt, noch die Bewunderung, zu der uns riesenartige Monumente aufzufordern pflegen; es ist ein ganz unbeschreibliches Gefühl von Liebe, ohne Zweifel das Resultat des Gewühls von verschiedenartigen Erinnerungen, die im Geiste drängen und umherwo-

gen; — denn der Mensch, der nicht unter dem Einfluß einer bestimmten festen Idee, um eines einfachen Zweckes willen, aus bloßer Frömmigkeit, nach Palästina kommt, — kann der etwas anders, als die Kette der verflossenen Jahrhunderte an sich vorüberziehen lassen, den vergangenen Zustand jenes Landes mit dem gegenwärtigen vergleichen, und muß er nicht, wenn er dann den Unbestand der irdischen Dinge beseufzt, eine Quelle nützlicher Lehren hier finden? —

Wir treten in die Stadt ein; alle Ideen von zauberischer Herrlichkeit und Großartigkeit der Natur schwinden, um gewöhnlicher, gemeiner Alltäglichkeit, deren Kette unterbrochen worden war, Platz zu machen; — wir sind bey Menschen, und ihre Werke stehen uns gegenüber. Hier muß nun gesagt werden, daß, wenn der äußere Anblick dieser ewigen Stadt Alles übertrifft, was man sich Hohes, Erhabenes und Wundervolles vorstellen kann, der Anblick ihres Innern weit zurückbleibt.

Das Erste, das Einen Wunder nimmt, ist die tiefe Stille, die rings umher herrscht. Ueberall Schweigen, eine fortwährende, vollkommene Grabesstille. Nur dann und wann, bey großen kirchlichen Festen, wird es von dem Getümmel der Menge und dem Rufe der Soldaten, die die Kirchen-Polizey machen, unterbrochen, aber niemals durch das, was am besten unseren Kultus in Europa charakterisirt, durch das Geläut der Glocken. Dieses zur feierlichen Erhebung würdige Zubehör des Christenthums hat in Palästina nicht aufkommen können, wo die Türken nicht toleranter verfahren, als in den anderen Provinzen ihres weiten Reiches. Der heilige Glockenklang macht auf ihre Ohren die Wirkung, wie die rothe Farbe auf die Augen der Stiere; sogar dem Golde haben sie bey dieser Gelegenheit widerstanden; man hat es vergeblich verschwendet, und unsere

Geistlichen, in Schmach und unterm Drucke lebend, haben sich zum Dienste in stummen Kirchen verstehen müssen.

Nach der Aussage dortiger Gelehrten, die im Dienste des Gouverneurs stehen, enthält die Stadt, obgleich sie sehr groß ist, kaum dreißig bis fünf und dreißig Tausend Menschen, *) und freilich, wenn man die Unfruchtbarkeit und Oede der Gegend erwägt, so muß auch die Existenz dieser so äußerst geringen Bevölkerung räthselhaft scheinen. Die Straßen, mit einem natürlichen Pflaster von Felsen und Granitblöcken versehen, bieten überall gefährliche Unebenheiten dar, und stimmen wunderbar mit den zertrümmerten Häusern und morschen Basars, die vor Alter einstürzen, und kund thun, bis auf welchen Punkt man sie ohne irgend eine Art von Reparatur läßt. **) Bey alle dem stellt sich in Jerusalem nicht jenes Gepräge, jene eigenthümliche Außenseite des Elends dar, die so viele andere Städte in der Levante charakterisirt. — Das zur Schautragen des Elendes von Seiten der Einwohner, wie in der Hauptstadt von Aegypten, findet hier nicht statt. Die Vorübergehenden, die uns begegnen, sind ziemlich gut gekleidet, doch scheinen diese größtentheils Fremde zu seyn, Pilger oder Reisende, und sind es in der That, die ihre Feierkleider angelegt haben, und all' den Putz und Zierrath, der die Lappen, womit die

*) Diese Zahl ist nur annähernd, denn in allen Türkischen Städten tragen die Behörden wohl die Todesfälle, nie aber die Geburten ein.

**) Reisende erzählen, daß im Orient, und besonders in den Provinzen, die unter Pascha's stehen, ganze Städte verlassen liegen, weil die Häuser nicht mehr bewohnbar waren, und Niemand das seinige ausbessern lassen mochte, aus Furcht, sich hierdurch als wohlhabend zu zeigen.

Araber bekleidet sind, so gut zu bedecken geignet ist, aber doch keineswegs dem Eigenthümer das Ansehen von Ruhe und zufriedenem Glück zu geben vermag, das den ächtem Muhammedaner charakterisirt.

Um den Zustand der christlichen Religion in diesem Lande richtig aufzufassen, muß man wissen, daß die Römischen Katholiken nicht die alleiniggebietenden Herren dort sind, wie in Rom; die schismatischen Armenier und Griechen haben ebenfalls ihre Stimme, und überhaupt mehr Geld als jene. Es darf nicht vergessen werden, daß diese drey geistlichen Mächte, (eifersüchtige Nebenbuhler unter einander und häufig noch durch die Kooten, Menoniten oder Juden in Unruhe gesetzt) unter der unmittelbaren Botmäßigkeit der Türken stehen, und daß diese Herren und Eigenthümer des Landes sind, dem Namen und der Sache nach, auch darf nicht vergessen werden, daß diese geistl. Mächte bey den häufigen Streitigkeiten, die unter ihnen stattfinden, keine anderen Richter haben, als eben jene Türken, von denen sie um so tiefer verachtet werden, als sie eben die steten Zeugen ihrer Zwistigkeiten, schmähligen Verfolgungen, oft sogar des Meuchelmordes unter ihnen sind. Wer kann sich hiernach noch wundern, wenn er sieht, daß der Islam bey seinem ihm eigenthümlichen Stolz und Fanatismus die christliche Religion mit Füßen tritt, sie verhöhnt und mit Schmach bedeckt? daß sich die Pforten des heiligen Grabes nur nach Laune und Gefallen nichtsnutziger gemeiner Janitscharen aufthun, die überdies noch eine Abgabe dafür eintreiben, die von Niemand gesetzlich festgestellt ist, und die Polizey an diesem heiligsten Orte mit Knutenhieben und Stockprügeln ausüben?

Im heiligen Lande ist Alles für Geld feil und nichts ohne Geld zu haben. Die einfache Messe kostet fünfhundert Türkische Piaster, ungefähr hundert und siebzig

Franken nach unserem Gelde, für Ablaß und Segen ist ein Preis bestimmt, eben so für die Rosenkränze und kleinen Kreuze, die von den Arabern in Nazareth verfertigt werden; alle Akte des Familien-Lebens, alle geistlichen Handlungen finden sich in den Klöstern rubrizirt und abgeschätzt nach ihrem Preise, wie in Europa die Gegenstände des materiellen Lebens.

Mit Hülfe eines Führers jedoch, den man immer für den Tag miethet, und den man aus den Geistlichen nehmen muß, kann man umsonst in der Stadt spazieren gehen, und sogar auch Ausflüge in der Umgegend machen. Nachdem man Golgatha besucht, der Ort gesehen hat, wo das eigentliche Kreuz gestanden, am heiligen Grabe gebetet, unterm Thore vom Hause des Pilatus gestanden hat, wird der Berg Zion bestiegen; hier gelangt man zum Grabe Christi; dies Grab stellt ein roher Stein vor der, wie die Sage geht, nie hat aus dem Boden losgerissen werden können; dann würde die Wanderung durch das Thal Josaphat und auf den Oelberg angestell. Auf dem Gipfel dieses Berges wird der Kieselstein gezeigt, auf den der Erlöser den Fuß gesetzt, als er gen Himmel gefahren, auch die Spur des Fußes, die noch im Steine erkennbar. Aber man muß sich in Acht nehmen, nicht nachher denselben Weg mit einem Muselmann zu machen, weil man von diesem würde hören müssen, jene Spur sey vom rechten Fuße des Kameels, welches Muhammed in's Paradies emporgetragen, und es sehr schwer halten würde, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Es möchte zu lang werden, hier alle Stein-Grotten und Plätze aufzuzählen, denen die Kirche eine heilige Bedeutung gegeben: es möge die Bemerkung genügen, daß die mannigfaltigen Strapatzen, die man auf der Pil-

gerschaft durch und um Jerusalem zu erdulden hat, den Körper ermüden, ohne den Geist zu erlaben, daß sie aber dennoch nicht zu verwerfen sind, da alles dies auf den einen Sinn und das eine Ziel hinausläuft und hinweist, auf die ewige Ruhe der Seele.

Zur Notiz für Fromme, deren Zweck es ist, die heiligen Oerter zu besuchen, bemerken wir, daß die Lateiner seit Kurzem ein System von Toleranz und Mäßigung angenommen haben, welches, wie uns geschienen, seinen Grund in der ungewissen Art ihrer Existenzmittel hat, und daß sie auch eine gewisse Enthaltsamkeit (Oekonomie) beobachten. Hier müssen wir hinzufügen, daß dagegen die weit minder aufgeklärten Armenier und besonders die Griechen mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen die Lateiner zum Ziel ihrer Angriffe machen, und daß sie ihre Politik vor Nichts zurückschreckt, was ihnen zu einem unbestrittenen Supremat verhelfen könnte. Alle Mittel sind ihnen recht gewesen, sie haben sich nicht gescheut, bei der hohen Pforte um einen Ferman einzukommen, sie zu ermächtigen, daß sie diejenigen unter ihren zahlreichen Pilgern, die sich gewisse Almosen zu bezahlen weigern, mit Stockprügeln bestrafen dürften, und da ihnen ein Mal dieses Recht zugestanden worden, haben sie es auf eine himmelschreiende Weise gemißbraucht. Ihre Patriarchen wohnen in Konstantinopel, und arbeiten unaufhörlich an der Vergrößerung ihrer Macht in Palästina, die sie durch überraschende List erlangt, und durch eine lange Reihe von Schurkereien zu erhalten gewußt haben; denn ehemals durften sie nicht ein Mal in das heilige Grab hinein. —

Anstatt, wie sonst, ihre Schätze an Palästina zu verschwenden, kaufen die Europäischen Nationen fast nichts mehr von den Amuletten, welche die dortigen Ka-

tholiken arbeiten. Und an der Spitze dieser Theilnahmslosigkeit stehen die Franzosen. Seit einer Reihe von Jahren sieht man nur Italiäner und Spanier in den dortigen Klöstern, und die Stelle des General-Vicars, die mit einem Franzosen im Hauptstift von Palästina besetzt zu werden pflegte, bleibt Jenen überlassen.

Es mag ein Jeder über diese Erscheinung denken, wie er will; aber es sind eine Menge von Gründen vorhanden, unser Almosen auf würdigere Weise anzubringen, es nicht mehr, wie sonst, in fremde barbarische Länder an Personen zu spenden, die uns größtentheils fremd sind, und denen unsere Gaben, später oder früher, von ihren natürlichen Tyrannen, den Türken, abgenommen werden, bei denen es Sitte und Regel ist, ihre Erpressungen immer mehr zu steigern, sobald sie vermuthen, daß Geld vorhanden ist. Ist es nicht wahrhaftig einmal Zeit, ein Paar Spannen Erde aufzugeben, die wir doch nicht ungestört besitzen können, und ein Paar schlecht befestigte Klöster, die wir nicht restauriren dürfen? Ist es nicht viel vernünftiger, auf ein Paar Ceremonien, die noch dazu verstümmelt und zur Bedeutungslosigkeit geworden sind, zu verzichten, als den Muhamedanern unaufhörlich diese Veranlassungen zu Verachtung darzubieten, die nie bey ihnen hätten Wurzel fassen können, wenn sie die eigenthümlich nationale Majestät unserer Gotteshäuser je hätten kennen gelernt!

Die Armenier und die Griechen würden dann allein in Jerusalem hausen, das Interresse ihnen genommen werden, gegen die Römisch-Katholischen gemeinschaftliche Sache zu machen, wie früher, und sie auf diese Weise selber jener gehässigen Nebenbuhlerschaft zum Opfer werden, die nur durch Leidenschaften erzeugt und genährt wird. Bei der Art von Kollision, die dann

stattfände, würde jedes Schisma die Auswüchse des andern wiederspiegeln, wie zwei schlechte Spiegel ihre Mängel gegenseitig reflektiren; die Anhänger derselben würden erröthen über ihre plumpe Leichtgläubigkeit, ihre Beschützer und Vertreter nicht mehr im Stande seyn, die Wahrheit zu unterschlagen, gezwungen seyn, ein System der Täuschung fallen zu lassen, von dem sie keinen Vortheil mehr ziehen, oder das sie vielmehr nicht ferner fortführen könnten, ohne die Gefahr, Hungers zu sterben. Und eine solche Umgestaltung würde aller Welt zu Nutz und Frommen gereichen, besonders aber jenen Schaaren, die aus dem Innern von Rußland, von Armenien und aus der ganzen Levante kommen, um die Früchte ihrer Arbeiten und Ersparnisse nach Palästina zu bringen. —

Nach der heiligen Grabeskirche ist das bedeutendste Denkmal in Jerusalem unbedingt das, welches wir noch immer mit dem pomphaften Namen des Tempels Salomonis bezeichnen, obgleich die Türken im Besitz desselben sind. Seit mehreren Jahrhunderten vom Sultan Saladin den Kreuzrittern abgerungen, wurde es in eine prächtige Moschee verwandelt, in welche die Gläubigen allein Zutritt haben, worauf sie um so eifersüchtiger sind, als es in der Nachbarschaft des hl. Grabes liegt, dem Schauplatz der unwürdigsten Entweihungen. Je größer die Verehrung ist, die sie gegen ihren Kultus zur Schau tragen, um desto tiefer ist umgekehrt die Verachtung, die sie dem unsrigen zu Theil werden lassen; aber bey allen Schmähungen und Kränkungen, womit sie uns überhäufen, sind diese doch ohne Zweifel gegen die Menschen und nicht gegen den Gegenstand der Anbetung gerichtet — indem sie sonst ja consequenterweise ihre eigenen Prinzipien verdammen würden.

Als der alte christliche Tempel in die Hände der Sarazenen fiel, wurde er, um seiner neuen Bestimmung würdig gemacht zu werden, auf eine feierliche Weise gereinigt. Fünfhundert Kameele, wie man erzählt, schleppten aus Arabien Rosenwasser herbey, mit welchem die Mauern abgewaschen wurden. Seit jener Zeit bis auf unsere Tage nennt man nur einen einzigen Europäer, der so kühn gewesen und dort einzudringen versucht hat.

Das Innere der Moschee ist überdieß gar nichts so Besonderes, daß man sein Leben daran wagen sollte, es zu sehen. Die Religion der Orientalen verdammt bekanntlich allen Schmuck und äußern Zierrath, weiß nichts von Skulptur und Malerei; auch steht die Baukunst keinesweges auf einer hohen Stufe in der Türkei; — was kann nun Interessantes für einen Reisenden oder Beobachter, welcher Art er auch sey, der Anblick einer Rotunde, eines Sechsecks, oder Achtecks, oder Quadrats darbieten, die nichts als die nackten Wände zeigen, des geringsten Beiwerks entblößt, das die Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder dem Auge einen Ruhepunkt gewähren könnte? denn die Gläubigen verlangen nur einen Teppich, eine einfache Strohmatte, um Kniee und Hände vor der Berührung der Erde zu sichern, die bisweilen für sie unrein ist; verlangen nur ein klein wenig Wasser für die nöthigen Waschungen, und würden alles Andere sonst verschmähen.

Der Tempel Salomon's läßt keineswegs hiervon eine Ausnahme bemerken, was sein Aeußeres betrifft. Wir sehen eine große Kuppel, der die Türken eine grüne Farbe gegeben haben, mehr, um ihr so das Siegel Muhammed's aufzudrücken *), als um glauben zu machen,

*) Die grüne Farbe ist von allen Nachfolgern Muhammed's angenommen worden. Es ist dieß ein Privi-

sie sey mit Bronze oder Zink gedeckt. Um den unteren Theil läuft eine Gallerie mit Glasfenstern, ebenfalls grün angestrichen, die mit der größten Sorgfalt unterhalten zu werden scheint. Das Monument selber ist eine Rotunde, verziert mit einem Säulengange von künstlerischer Hand; — ein prachtvoller Garten verdeckt das Thor den Augen der Profanen, und eine sehr hohe Ringmauer stellt den Garten außerdem vor jedem Eindringen einer fremden Neugier sicher. Was die anderen Moscheen betrifft, die man in den übrigen Theilen der Stadt findet, so sind ihrer nicht sehr viele, und sie unterscheiden sich von den übrigen Häusern nur durch ihre Minarets, schlanke Thürmchen, manchmal zierlich, an jenen maurischen Gebäuden das, was an unseren christlichen Kirchen die Glockenthürme vorstellen. Von der Höhe dieser Thürme, die in der Regel nicht sehr hoch sind, rufen die Imans zum Gebet; hier rufen sie auch die verschiedenen Stunden des Tages aus.

Das der Aufmerksamkeit endlich Würdigste, das den schönsten Schmuck von Jerusalem ausmacht, und Christen wie Muselmänner ehrt, ist das Gebäude, welches vormals das Hospital der heiligen Helena hieß. Wie alles Uebrige, ist es Eigenthum der Türken; sie haben seine ursprüngliche Bestimmung in eine andere verwandelt, weil es dergestalt in Trümmer lag, daß es nicht mehr tauglich war, die Absichten seiner Gründerin zu verwirklichen; und sie machen in der That einen noch zweckmäßigeren Gebrauch davon, nehmen nicht nur, wie ihre Vorgänger, einzelne Kranke ihrer Religion darin auf, sondern lassen ihre Hülfe den Unglücklichen jeden

---

legium, ein Recht und Eigenthum, welches von denen, die keinen Anspruch auf Verwandschaft mit ihm haben, sorgfältig respektirt wird.

Glaubens darin angedeihen. Ein Mann, der dafür besoldet wird, muß jedem Armen, der zu ihm kommt, gleichviel, aus welchem Lande, von welchem Alter und Glaubensbekenntniß, einen Teller Suppe und ein Brod verabreichen; außerdem sind bestimmte Stunden am Tage für diese Austheilung festgesetzt. Die weiten unterirdischen Gemächer, sind zur Aufnahme solcher hungrigen Gäste bestimmt, und die Einkünfte, die das Haus in seinen Trümmern noch zieht, reichen zur Deckung aller Ausgaben hin.

Die Muhamedaner zeigen die größte Achtung für Alles, was Versprechen oder Vermächtniß ist, und vollziehen mit noch viel genauerem, ängstlich-sorgsamerem Eifer als wir, die letzten Willen von Testatoren. Diese machen nun auch Verordnungen, die fast den Wetten der Engländer gleich kommen, Verordnungen der wunderlichsten Art, die genau nach dem Buchstaben, und mit Vermeidung alles Scheins von geringster Deutung ausgeführt werden. So bestimmte ein Türke, als er starb, sein ganzes Vermögen zur Pflege und Fütterung jener Schaaren umherirrender Hunde, die einzelne Städte besuchen, und der Vollstrecker des Testaments erfüllt diese Obliegenheit mit der größten Genauigkeit, obwohl die ebenerwähnten Legatarien vom Propheten für unrein erklärt sind; hieraus erklärt sich, warum die Herren von Jerusalem, ungeachtet ihrer wohlbekannten Habgier, doch das Vermächtniß der heiligen Helena respektiren. Unserer Seits aber würde es gar wohlgeziemend seyn, in einem solchen Betragen die Barmherzigkeit, deren Keim die Natur in alle Menschen gepflanzt hat, anzuerkennen.

Es liegt der Türkischen Regierung mehr, als man glauben sollte, an der Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in Palästina. Der größte Theil des

Geldes, das noch täglich in die heilige Stadt einströmt, geht nach Konstantinopel, und wenn eine Veränderung etwa in dem in diesen Blättern angegebenen Sinne eintreten sollte, so würde keiner mehr dabey verlieren, als der Großherr, und doch ist es nicht möglich, auf ein Land eine geringere Sorgfalt zu verwenden, und die Angelegenheiten schlechter zu verwalten, als hier von Seiten des Divans geschehen ist.

Dieß ganze Stück von Syrien, welches wir in Europa unter dem Namen des gelobten Landes kennen, gehört seit langer Zeit zum Paschalik von Damaskus. Gegen das Ende des Jahres 1830 belehnte die Pforte den Pascha von Acre *) damit, aus Gründen hoher Politik, die wir nicht zu ergründen vermögen, die aber den gewöhnlichen Verstand der Staatshaushalter immer Wunder nehmen müssen, da zu jener Zeit der Pascha, dessen Provinz durch diesen Zuwachs vergrößert wurde, verdächtig, und so zu sagen im Banne war. Gegenwärtig, wo Muhammed Ali, der Vice-König von Aegypten, sich durch Eroberungsrecht des ganzen Syriens bemächtigt, muß Palästina unter dieser neuen Herrschaft schmachten, bis es einem anderen, noch glücklicheren Tyrannen gelingt, ihm aus eigener Wahl einen aufzuladen. Wie es aber auch kommen mag, die Art und Weise der Herrschaft wird dort nicht geändert, und die Christenheit immer von den Türken und Arabern geplagt werden.

---

*) Abdallah, der sich später, nach einer viermonatlichen Belagerung, mit seiner Stadt Acre an Ibrahim ergab.

Mannigfaltiges.

Butter=Consumtion in London. — Für London kann man annehmen, daß im Durchschnitt auf den Kopf wöchentlich ein halbes Pf. kommt, oder 26 Pf. jährlich, und wenn dieses auf eine Bevölkerung von 1,450,000 Einwohner berechnet wird, so ist die jährliche Butter Consumtion gegen 37,700,000 Pf. oder 370,000 Zt. — Wird dazu die für Schiffsprovisionen und andere Zwecke gerechnet, so werden nach Hr. Marschals Angabe 280,000 Kühe in Loco erforderlich seyn, um für London die erforderliche Provision dieses Nahrungsmittels zu liefern; da das Quantum Butter, welches eine Kuh jährlich liefert, auf 160 Pf. (engl. Gewicht) geschätzt wird; — daher kann man sich's leicht vorstellen, daß dessen Zufuhr sehr stark seyn muß. — Die Zufuhr des Butters in Großbrittanien aus Irland betrug vom Jän. 1801 — Jän. 1830. 8,138,599 Zt.; aus Holland und Niederland 2,445,962 Ztr.; aus Deutschland 631,753 Ztr.

Unterirdische Passage in London. — Zur Vollendung des Tunels unter der Themse, welche in Kurzem geschehen soll, sind 247,000 Pf. Sterling in Schatzscheinen von der Regierung angewiesen. Schon im Jahr 1802 wurde von einigen unternehmenden Männern der Plan entworfen, mittels eines Bogengangs unter der Themse die beyden Ufer von Rotherhithe und Limohouse bey London zu verbinden, da wegen der Breite des Flußes, und den immer vorbeypassirenden großen Segelschiffen eine Brücke nicht erbaut werden kann, eine Verbindung des jenseitigen Ufers aber mit London höchst nothwendig und vortheilhaft ist, da die Bewohner nur auf weitem Umwege hin und her gelangen können. Es wurde ein Schacht angelegt, und bis zu 814 Fuß durchgeführt, von nun an zeigten sich aber durch das Eindringen des Wassers mehrfällige Schwierigkeiten, so, daß im Jahre 1819 das Unternehmen aufgegeben wurde. Im Jahre 1823 entwarf Ingenieur Brunnel einen neuen Plan, der Beyfall fand. Da durch Subscription eine ansehnliche Summe beysammen war, wurde im März 1825 der neue Tunnel, etwas entfernt von dem Alten, begonnen. Der Bau wurde bis zum 28sten May 1827 fortgesetzt, als der Fluß

hereinbrach, und den Tunnel mit Wasser füllte. Schiffe, die auf demselben an dieser Stelle Anker geworfen hatten, veranlaßten diesen Unfall. Man füllte nun gegen 3000 Tonnen (600000 Zt.) Thon in Säcke, die mit dünnen Haselruthen umwunden waren, und stopfte damit die über 38 Fuß tiefe Oeffnung. Als im Juny das Wasser sich verloren hatte, und im August der Schutt herauf geschafft war, wurde die Arbeit wieder fortgesetzt; mehrere Unfälle jedoch und die erschöpften Geldmittel unterbrachen diesen Bau, nachdem der Tunnel bis 600 Fuß fortgerückt war, 38 Fuß breit, und 22 Fuß 6 Zoll hoch. Man hat die Enden der Bogen geschlossen, bis man die zum Fortbau erforderlichen Geldmittel aufgebracht haben würde, da man aber nicht so glücklich war, die gewunschene Theilnahme des Publikums zu gewinnen, so ward jüngst im Parlamente der Ausbau auf Staatskosten beschlossen, und oben erwähnte Summe genehmigt.

Räthsel.

Herstellung des Manuscripts.

— — darf sich freuen der Schönheit aller Farben,
Wie sie der Tag belebte, wie sie am Abend starben.

— — lauscht reinen Tönen, die jubeln, flöten, singen,
Und aus der Nachtigalen und Menschen Kehlen dringen;

— — schlürft mit Wonne das Meer von seinen Düften
Mayblumen u. Violen, entwandt von lauen Lüften;

— — mit der Zunge verschmäht nicht süße Kost
Mit weißer Presse preßt aus Obst sich süßen Most;

— — mag Seid, Samet und frisches Leben führen;
Der Mund auf rothen Lippen der Sehnsucht Glü-
then Kühlen:

— — wurde zu frohem reichem Leben,
Genuß der ganzen Schöpfung großmüthig hingegeben.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 2tes Stück.

Kirdschali, der Räuber.

Von A. Puschkin.

Kirdschali war von Geburt ein Bulgar. In türkischer Sprache bedeutet Kirdschali einen Helden, einen Wagehals. Sein eigentlicher Name ist mir unbekannt.

Durch seine Räubereien hatte Kirdschali sich in der ganzen Moldau furchtbar gemacht. Um einigermaßen einen Begriff von ihm zu geben, werde ich einige seiner Thaten schildern. Einst in der Nacht überfielen er und ein Arnaut ein Bulgarisches Dorf. Sie setzten es an beiden Enden in Brand und durchsuchten jede einzelne Hütte. Kirdschali mordete und der Arnaut sammelte die Beute. Beide schrieen: Kirdschali! Kirdschali! Das ganze Dorf lief auseinander.

Als Alexander Ypsilanti sich an die Spitze des Aufstandes stellte, und Truppen zu sammeln begann, führte Kirdschali ihm einige seiner alten Gefährten zu. Der wahre Zweck der Empörung war ihm wenig bekannt, aber der Krieg bot ihm Gelegenheit dar, sich auf Kosten der Türken und vielleicht auch der Moldauer zu bereichern — und dieß schien ihm unzweifelhaft.

Alexander Ypsilanti war persönlich tapfer, besaß aber nicht die nöthigen Eigenschaften, um eine Rolle durchzuführen, die er so hitzig und unvorsichtig begonnen hatte. Er verstand es nicht, die Menschen zu behandeln, denen er befehlen mußte. Sie hatten weder Achtung noch Vertrauen zu ihm. Nach der unglücklichen Schlacht in welcher die Blüthe der Griechischen Jugend fiel, gab Jordaki Olimbioti ihm den Rath, sich zu entfernen, und nahm selbst seine Stelle ein. Ypsilanti entfloh zur Oesterreichischen Gränze, und sandte von dort aus seine Verwünschungen an seine zeitherigen Theilnehmer, die er Ungehorsame, Memmen und Taugenichtse nannte. Diese Memmen und Taugenichtse starben aber größtentheils unter den Mauern des Klosters Seck, oder an den Ufern des Pruth, in verzweifelter Vertheidigung gegen einen zehn Mal stärkeren Feind.

Kirdschali befand sich in Georg Kantakusin's Truppen Abtheilung, von welchem Anführer man dasselbe sagen kann, wie von Ypsilanti. Am Abend nach der Schlacht bey Skulenami, erbat sich Kantakusin von dem russischen Befehlshaber die Erlaubniß, unsere Quarantaine-Anstalt zu beziehen. Seine Truppen blieben ohne Anführer. Kirdschali aber, Safianos, Kantagoni und mehrere Andere bedurften keines Anführers.

Die Schlacht von Skulenami ist, so viel ich weiß, noch von Niemanden in ihrer rührenden Wahrheit geschildert worden. Man stelle sich 700 Arnauten, Albanesen, Griechen, Bulgaren und zusammengeraffte Menschen aller Art vor, die nicht den mindesten Begriff von Kriegskunst hatten, und sich im Angesicht von 15,000 Türkischen Reitern zurückzogen. Dieser kleine Haufe gelangte bis zu den Pruth, und stellte zwei kleine Kanonen vor sich hin, die er in Jassi im Palast des Hospodars gefunden hatte, wo sie bey feierlichen Gastmahlen

benüßt worden waren. Die Türken würden gerne mit Kartätschen gefeuert haben, wagten es aber nicht ohne Erlaubniß des Russischen Befehlshabers; die Kartätschen wären gewiß über den Fluß zu uns herüber geflogen. Der Chef der Quarantaine-Anstalt (der jeßt todt ist), wiewohl 40 Jahr in Kriegsdiensten, hörte hier zum ersten Male das Sausen der Kugeln. Einige derselben brummten ihm ziemlich nahe in die Ohren. Der Alte ward fürchterlich wild und schalt dafür den Major des in der Anstalt befindlichen Ochoßki'schen Infanterie-Regiments tüchtig aus. Der Major, der nicht wußte, was er thun sollte, lief an den Fluß, auf dessen jenseitigem Ufer die Türken standen, und drohte ihnen mit dem Finger, worauf sich die ganze Abtheilung zurückzog. Der Major, der mit dem Finger gedroht hatte, heißt Chortscheffsky. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Am folgenden Tage aber griffen die Türken die Hetäristen an. Da sie es nicht wagten, weder mit Kartätschen noch anderem Geschüß zu schießen, so bedienten sie sich ihrer blanken Waffen. Die Schlacht war blutig. Bey den Türken bemerkte man Lanzen, die sie früher nicht hatten; es waren Russische. In Folge eines Befehls unseres Kaisers konnten die Hetäristen über den Pruth gehen und sich in unsere Quarantaine-Anstalt flüchten. Sie begannen, sich über den Strom zu retten. Kantagoni und Safianos blieben zuleßt auf dem Türkischen Ufer. Der Abends zuvor verwundete Kirdschali lag bereits in der Quarantaine. Safianos ward erschlagen. Kantagoni, ein sehr dicker Mann, hatte mit einer Lanze eine Wunde in den Unterleib erhalten. Mit einer Hand hielt er seinen Säbel in die Höhe, mit der anderen ergriff er die feindliche Lanze, stieß sie sich tiefer in den Leib, und erreichte auf diese Weise mit sei-

nem Säbel seinen Gegner, mit dem er darauf zusammen die Seele aushauchte.

Alles war beendigt. Die Türken hatten gesiegt. Die Moldau war befreit. Ungefähr 600 Arnauten zerstreuten sich in Bessarabien; obgleich sie nicht wußten, wovon sie leben sollten, waren sie Rußland doch für seinen Schutz dankbar. Sie führten ein müßiges, jedoch kein lüderliches Leben. Man konnte sie jederzeit in den Kaffeehäusern des halbtürkischen Bessarabiens sehen, mit langen Pfeiffen im Munde, und dicken Kaffee aus kleinen Tassen trinkend. Ihre verbrämten Jacken und rothen spitzen Pantoffeln fingen schon an, sich abzunutzen; ihre kurzen Seitengewehre aber und ihre Pistolen stolzirten noch immer aus ihren breiten Gürteln hervor. Niemand hatte sich über sie zu beklagen. Auch konnte man nicht denken, daß diese friedlichen armen Leute Gefährten des furchtbaren Kirdschali waren, und daß dieser sich unter ihnen befand.

Der in Jassy kommandirende Pascha erfuhr es, und verlangte, in Folge der Friedens-Verträge, von der Russischen Verwaltung die Auslieferung des Räubers.

Die Polizey begann ihre Nachforschungen. Sie entdeckte, daß Kirdschali sich wirklich in Kischeneff aufhalte. Er ward in der Wohnung eines entlaufenen Mönchs, eines Abends, als er gerade beym Essen war, und im Dunkeln mit sieben seiner Gefährten zusammen saß, verhaftet und in's Gefängniß geführt. Er verhehlte die Wahrheit nicht, und gab sich zu erkennen. „Aber," fügte er hinzu, „seitdem ich über den Pruth ging, habe ich nicht ein Haar fremdes Gut angerührt, und nicht dem geringsten Zigeuner etwas zu Leide gethan. Den Türken, Moldauern und Wallachen bin ich freilich ein Räuber, den Russen aber bin ich ein Gast. Als Safianos, nachdem er alle seine Patronen verschossen hatte, zu uns

in die Quarantaine kam, gab ich ihm mein letztes Geld. Gott weiß es, daß ich, Kirdschali, vom Almosen lebte! Warum liefern mich die Russen meinen Feinden aus?" — Hierauf schwieg er, und erwartete ruhig die Entscheidung seines Schicksals.

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Russische Verwaltung, die keinen Beruf in sich fühlte, Räuber von der romantischen Seite zu betrachten, und von der Rechtmäßigkeit des Türkischen Verlangens überzeugt, befahl, Kirdschali nach Jassy abzufertigen.

Am Thor des Gefängnisses stand eine Post-Karutze.. (Vielleicht weiß man nicht, was eine Karutze ist. Sie ist ein kleiner, niedriger, geflochtener, offener Wagen, vor welchen man gewöhnlich sechs oder acht ausgehungerte Pferdchen vorspannt. Ein Moldauer mit langem Knebelbarte und einer Mütze von Schaffell, auf einem dieser Pferdchen sitzend, schreit unaufhörlich und peitscht auf die Thierchen los, und diese laufen dann auch in leidlichem Trab vorwärts. Kann eines derselben nicht weiter, so spannt er es unter fürchterlichen Verwünschungen aus, und läßt es, unbekümmert um sein Schicksal, auf der Straße liegen. Auf dem Rückwege ist er überzeugt, es auf der nämlichen Stelle, ganz ruhig auf der grünen Steppe grasend, wiederzufinden. Nicht selten geschah es, daß ein von einer Station mit acht Pferden abgefahrener Reisender nur mit einem Paar in der nächsten ankam. — So war es vor fünfzehn Jahren. Jetzt sind in dem Russisch gewordenen Bessarabien Russischer Vorspann und Russische Wagen (Telega's) eingeführt worden.)

Eine solche Karutze nun stand am Thor des Gefängnisses im Jahr 1821, an einem der letzten Tage des Septembers. Jüdinen mit zurückgeschlagenen Aermeln und klappernden Pantoffeln, Arnauten in ihrer maleri-

schen Tracht, und wohlgebaute Molduanerinnen, mit schwarzäugigen Kindern auf den Armen, umringten die Karutze. Die Männer standen schweigend da; die Weiber schienen mit lebhafter Ungeduld etwas zu erwarten.

Das Thor ging auf und einige Polizey-Offiziere erschienen auf der Straße; ihnen folgten zwey Soldaten, die den eingeschmiedeten Kirdschali herausführten.

Er schien 30 Jahre alt zu seyn. Die Züge seines schwarzbraunen Gesichtes waren regelmäßig und scharf. Er war groß, breitschulterig, und seine Gestalt sprach für eine ungewöhnliche Körperkraft. Ein bunter, sein Haupt bedeckender Turban, ein breiter Gürtel, ein Dolman von dickem blauen Tuch, ein breit gefaltetes, bis über die Knie herabfallendes Hemd und schöne Pantoffeln bildeten die Ueberbleisel seines Anzuges. Sein Aeußeres war stolz und ruhig.

Einer der Beamten, ein alter Mann in abgebleichter Uniform, auf welcher drei Knöpfe herumbaumelten, klemmet den purpurrothen Auswuchs, der seine Nase vorstellte, zwischen eine metallene Brille, entfaltete ein Papier und begann, näselnd einen Artikel in Moldauischer Sprache abzulesen. Von Zeit zu Zeit warf er einen wichtig seyn sollenden Blick auf den gefesselten Kirdschali, auf den sich das Papier zu beziehen schien. Kirdschali hörte aufmerksam zu. Der Beamte endigte seine Vorlesen, legte das Papier zusammen, schrie dem Volke mit gerimmiger Stimme zu, auseinander zu gehen, und befahl, die Karutze vorfahren zu lassen. Da wendete Kirdschali sich zu ihm, und sagte ihm einige Worte in Moldauischer Sprache; seine Stimme bebte, seine Gesichtszüge hatten sich verändert; er weinte und fiel, mit seinen Ketten klirend, dem Polizey-Beamten zu Füßen. Dieser erschrack, und sprang zurück; die Soldaten wollten Kirdschali aufheben, er stand aber selbst auf, brachte seine Ketten in Ordnung, bestieg die Karutze, und schrie: „Haida!“

Ein Gensdarm setzte sich neben ihn, der Moldauische Führer schwang seine Peitsche, und die Karutze fuhr davon.

„Was sagte Ihnen Kirdschali?“ fragte der junge Beamte den Polizey-Offizier.

„Sehen Sie, er bat mich,“ antwortete lächelnd der Letztere, „daß ich mich seiner Frau und seines unmündigen Kindes annehmen möchte, die nicht weit von Kili in einem Bulgarischen Dorfe leben — er fürchtet, daß auch sie seinetwegen leiden dürften. Was das Volk dumm ist!“

Die Erzählung des jungen Beamten rührte mich tief. Mir that der arme Kirdschali leid. Lange hörte ich nichts von seinem Schicksal. Erst vor einigen Jahren traf ich wieder mit dem jungen Beamten zusammen. Wir unterhielten uns von der Vergangenheit. „Und Ihr Freund Kirdschali?“ fragte ich, „wissen Sie nicht was aus ihm geworden ist?“

„Wie sollte ich das nicht wissen!“ antwortete er, und erzählte mir Folgendes:

Der nach Jassy abgeführte Kirdschali ward dem Pascha vorgestellt und von denselben verurtheilt, auf einen Plahl gespießt zu werden. Bis zur Vollziehung dieses Urtheil ward er in einen Kerker gesperrt. Er ward von sieben Türken bewacht (die in ihrem Herzen eben solche Räuber waren, wie er); sie begegneten ihm mit Achtung, und hörten mit dem, dem ganzen Orient eigenen, Heißhunger seinen wundervollen Erzählungen zu.

Es entspann sich zwischen den Wachen und dem Gefangenen ein sehr vertrauliches Verhältniß. Einst sprach Kirdschali zu den Ersteren: „Brüder, meine letzte Stunde ist nahe! Niemand kann seinem Geschick entgehen. Bald muß ich mich von Euch trennen. Ich möchte Euch gerne etwas zum Andenken hinterlassen.“

Die Türken spitzten die Ohren.

„Brüder!“ fuhr Kirdschali fort, „vor drei Jahren war ich mit dem verstorbenen Michailaki auf Raub ge-

zogen; wir vergruben in der Steppe, nicht weit von Jassy, einen Kessel mit Geld. Weder ich, noch er, sollten ihn, wie es scheint, besitzen. Nun, es mag darum seyn; nehmt ihn, und theilt Euch freundschaftlich darein."

Die Türken wären vor Freude beinahe um ihren Verstand gekommen. Sie überlegten hin und her, wie sie sich zu Herren dieses Schatzes machen könnten, und beschlossen zuletzt, daß Kirdschali sie selbst dahin führen sollte, wo er vergraben lag.

Die Nacht brach herein. Die Türken entfesselten den Gefangenen, banden ihm die Arme mit einem Strick zusammen und begaben sich mit ihm aus der Stadt in die Steppe.

Kirdschali führte sie in gerader Richtung eine weite Strecke lang, hielt endlich bey einem großen Stein, zählte gen Süden zwölf Schritte ab, und rief dann: „Hier!"

Die Türken trafen ihre Einrichtung. Vier zogen ihre Atagans (kurze Seitengewehre) aus, und fingen an, in die Erde zu graben. Drey bewachten Kirdschali, der auf dem Stein saß, und ihrer Arbeit zusah.

„Nun, wie geht es? Werdet Ihr bald fertigt seyn?" fragte er.

„Noch nicht," antworteten die Türken, und arbeitete dergestalt, daß ihnen der Schweiß in Strömen hinunterfloß.

Kirdschali war ungeduldig. „Was ihr doch für ein Volk seyd. Nicht einmal ordentlich die Erde zu durchgraben versteht Ihr. Ich hätte die Sache in zwei Minuten abgemacht. Kinder! bindet mir die Arme los, und gebt mir einen Atagan."

Die Türken besannen sich, und beriethen sich unter einander. „Nun, was ist es denn weiter? (war der Beschluß) binden wir ihm die Arme los, und geben ihm einen Atagan. Was ist da zu fürchten? Er ist allein und

wir sind unser sieben.“ Und die Türken banden ihm die Arme los, und gaben ihm einen Atagan.“

Endlich sah Kirdschali sich frey und bewaffnet. Was mußte er dabey fühlen!... Er fing an, eifrig zu graben, wobey seine Wächter ihm halfen... Plötzlich stieß er einem der Letztern den Atagan in die Brust, ließ ihn darin stecken, und riß ihm seine zwey Pistolen aus dem Gürtel.

Die übrigen sechs, als sie die Pistolen in Kirdschali's Händen sahen, ergriffen die Flucht. —

In diesem Augenblick setzt er seine Raubzüge in der Umgegend von Jassy fort. Vor nicht langer Zeit schrieb er dem Hospodar, und forderte eine nicht unbedeutende Geldsumme, mit der Drohung, wenn er sie nicht prompt erhielte, Jassy in Brand stecken, und dem Hospodar selbst zu Leibe gehen zu wollen. Die verlangte Geldsumme ward ihm zugestellt. (M. f. d. L. d. A.)

Der gestirnte Himmel,

in der südlichen Hemisphäre.

Der russische Astronom an der Sternwarte zu Dorpat und Akademiker Struve hat im Jänner l. J. ein Schreiben von John Herschel*), datirt vom Vorgebirg

---

*) John Fredrik William Herschel ist der einzige Sohn des großen Forschers im Sternengebiete, Sir William Herschel, des Erbauers des 40 füßigen Riesen-Teleskopes, von 4½ Fuß Durchmesser, das 2118 A. wiegt, und welches derselbe im Jahre 1785 zu Stande brachte. Willams Vater war Tonkünstler in Hannover. Zu gleichem Erwerbe angehalten trat er im 14ten Jahre bey einem Regimente als Hoboist ein, und ging 1757, zur weitern Ausbildung in der Musik, nach London, wo er es bis zu einer Organisten-Stelle brachte. Er hegte große Vorliebe zur Mathematik, und das Lesen von Fergusons astronom. Schriften erweckte in ihm die Liebe zur Stern-

der guten Hoffnung den 10ten Juni 1834. erhalten, worin er ihm meldet, daß er dort bereits im Jänner dieses Jahres glücklich angelangt sey, und nun auf der südlichen Hemisphäre eben so wichtigen, als glänzenden Beobachtungen entgegensehe. Nach einer zwei Monate langen, ziemlich günstigen, Reise hatte er am 15ten Januar die Tafelbay glücklich erreicht, in der Kapstadt selbst aber der sehr ungünstigen Lokalverhältnisse wegen, (da die sie einschließenden Felsenwände während des Tages die glühenden Sonnenstrahlen auf sie werfen, und sie überdem häufig den fürchterlichsten Sturmwinden ausgesetzt ist) seinen bleibenden Aufenthalt zum Behufe seiner astronomischen Zwecke nicht nehmen können, sondern sich dazu das sogenannte grove oder Lustwäldchen, einen sechs Meilen von der Kapstadt entfernten Ort, gewählt. Es sey dieß einer der bezauberndsten Punkte in diesem ganzen herrlichen Landstriche, und liege auf dem äußersten Abhange des Tafelberges, des dominirenden Punkts der ganzen Bergkette, die den Rücken des Kaplandes bildet. Nachdem er sich hier eingerichtet, seine mitgebrachten astrono-

---

kunde. Er setzte dieses Studium mit Eifer fort! und gab in Folge mehrere Schriften hierüber heraus. William Herschel ward geboren im Jahre 1738 und starb 1822 am 25 Aug. bey ungeschwächter Geisteskraft, 84 Jahre alt. — Sieh da! aus einem Musiker ein Astronom!! — Dieses Willams einziger Sohn ist John, von dem eigentlich die Rede ist. John wurde 1790 zu Slough bey Windsor, dem Landsitze seines Vaters geboren. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität zu Cambridge wo er als Lehrer wirkt. Seit 1816 beschäftigt er sich besonders mit der Beobachtung der Doppelsterne. Eine seiner vorzüglichsten Leistungen ist seine Theorie des Lichts (deutsch, von Schmidt, in Stuttgart herausgegeben im Jahre 1831). Gegenwärtig befindet er sich auf einer wissenschaftlichen Reise nach der südlichen Hemisphäre, um auch hier den gestirnten Himmel zu studiren, und die Sternkunde mit wichtigen Beobachtungen zu bereichern.

mischen Apparate, unter ihnen vornehmlich seinen Reflector von zwanzig Fuß Länge, und das siebenfüßige achromatische Equatorial, glücklich gelandet, und in der neuen Wohnung untergebracht, eilte er ohne Zeitverlust zur Aufstellung derselben, was er bis zum 26sten Februar bewirkt hatte; — vor dem 5ten März jedoch konnte er keine regelmäßigen Beobachtungen beginnen. Nachstehende interessante Stelle des Schreibens bezeichnet im Allgemeinen die Resultate der bisherigen Beobachtungen; sie berechtigen uns zu den größten Erwartungen hinsichtlich der Früchte, welche der Astronom in diesen Himmelsregionen ernten dürfte. „Was in diesen Breiten," sagt Herschel, „abgesehen von der Durchsichtigkeit der Luft, vor Allem auffällt, das ist die erstaunliche Fülle und Pracht der Sterne der ersten vier Größen längs der Milchstraße, namentlich an ihrem nördlichen Saume. Vom Sirius bis zu a des Centaurus ist gleichsam Eine Flamme glänzender Gegenstände, und von dort bis zu a des Adlers bietet die Milchstraße selbst dem unbewaffneten Auge ein so außerordentliches Schauspiel dar, daß wohl keine Beschreibung ein klares Bild davon zu geben vermag. Sie ist hier nicht etwa ein einziger breiter, fast einförmiger Lichtstreifen, sondern in unregelmäßige Massen, gleich ungeheuren, dicht zusammengedrängten Nebelflecken, gebrochen, und in den Theilen, wo sie minder dicht ist, seltsam gestreift mit dunkeln, spaltenähnlichen Strichen, die ganz das Aussehen schwarzer Wolkenschichten haben. Durch's Fernrohr betrachtet, erscheint sie überfüllt mit Sterngruppen von der manigfaltigsten Schönheit; überhaupt aber sind die kugelförmigen Haufen in dieser Hemisphäre weit üppiger, größer und zahlreicher, als in der nördlichen. Bey näherer Ansicht des Kontrastes zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Milchstraße drängt sich Einem unwillkührlich der Ge=

danke auf, daß unser Sonnensystem excentrisch innerhalb der Sternzone liegt, zu welcher es gehört, oder daß wir wenigstens dem reichern und glänzendern Theile, der um das Kreuz und den Centaurus liegt, näher als dem übrigen liegen.

Die Megallanswolken und der große Nebelfleck um η des Argus sind aber die bey Weitem interessantesten Gegenstände, die ich während meiner kurzen Anwesenheit in dieser Hemisphäre zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Bildung der erstern ist höchst räthselhaft und von Allem abweichend, was ich zuvor gesehen. Rünker irrt sehr, wenn er behauptet, daß sie, gleich der Milchstraße, sich leicht in einzelne Sterne auflösen lassen. Es giebt wohl eine weite Strecke, besonders in der großen Wolke, die mit Sternen angefüllt sind; jedoch besteht bey Weitem der größte Theil derselben, und fast Alle kleinern, aus unauflösbaren Nebeln, vermischt mit Knoten und Haufen, Nebelflecken nnd Gruppen von der verschiedenartigsten Dichtigkeit, von den seltsamsten, launenhaftesten Formen. Wegen des für eine genaue Begrenzung der Objekte gewöhnlich ungünstigen Zustandes der Atmosphäre habe ich die Doppelsterne noch wenig beobachten können; doch fängt die Beschaffenheit der hiesigen Luft an, sich zu bessern; kürzlich habe ich einige herrliche Nächte gehabt und während derselben einige der prachtvollsten Doppelsterne an diesem Südhimmel beobachtet."

Der Wiedergefundene.

Wir theilen in Folgendem eine merkwürdige Geschichte mit, deren vollkommene Wahrheit von zuverlässigen Männern bezeugt wird.

Vor dreyßig Jahren führte einen Schiffs-Capitain von der Ostindischen Compagnie sein gutes Glück in die Nähe einer indischeu Dame, die von hoher Schönheit war. Er wurde alsbald von ihren Reizen ergriffen, seine Empfindungen blieben nicht unerwiedert und nicht lange darauf verband beyde Liebende die Ehe. Die Dame besaß ein großes Vermögen, so daß ihr Gemahl sein Gewerbe aufgab, und sich in Lucknow (Spr. Löcknau) niederließ. Länger als drey Jahre wohnte er hier im Schooße des wohlbehaglichsten häuslichen Glückes mit seiner Frau, die ihm, während dieser Zeit drey Kinder gebar. Hierauf traten Umstände ein, in deren Folge er sich von seiner Familie entfernte, doch kehrte er noch ein Mal zurück, als sein ältester Sohn das siebente Jahr erreicht hatte, und nahm ihn mit nach England, um ihn dort die Vortheile einer Europäischen Erziehung genießen zu lassen. Aus Gründen, die uns bis jetzt noch räthselhaft geblieben, erhielt der Ex-Capitain seinen Sohn in dem Wahn, als sey er ihm völlig fremd, als sey er nur ein Freund, dem man ihm während der Ueberfahrt anvertraut habe. Kaum waren sie in England angekommen, so starb der Vater plötzlich, ohne seinen Schutzbefohlenen von dem nahen Bande, das sie mit einander verknüpfte, in Kenntniß setzen zu können. Das Kind hatte die eigenthümliche Farbe seiner Heimath und die Züge des Stammes, dem er durch seine Mutter angehörte. Und so betrachtete denn die Familie des Verstorbenen, die nie etwas von seiner Verheirathung erfahren hatte, die Waise als einen Mulatten, gab ihn bey einem Spezereyhändler als Bursche in die Lehre, und glaubte so hinlänglich und auf eine angemessene Weise für ihn gesorgt zu haben. Der Knabe diente seine Zeit mit Eifer und Treue ab. Als er ausgelernt hatte, gaben ihm die Verwandten seines Vaters eine Summe von

hundert Thalern, und wiesen ihn in die weite Welt hinaus, sein Glück zu versuchen, zugleich mit dem Bedeuten, sich nicht mehr in Zukunft auf ihren Beystand Hoffnung zu machen; sie waren froh, sich so mit guter Manier und geringen Kosten des Jünglings zu entledigen, den sie als eine unzeitige Last ansahen.

So ohne Beschützer, ohne Freund, sich selber überlassen, war es für den jungen Mann sehr schwierig, ja fast unmöglich, sich als Kaufmann zu etabliren; nur vermöge eines anständigen Compagnons wäre dieß thunlich gewesen, denn ein farbiger Mensch hatte mit dem allgemeinen Vorurtheil zu kämpfen, welches der letzte Parlaments-Beschluß zu Gunsten dieser verachteten Klasse, wir dürfen es hoffen, vielleicht bald völlig niederschlagen wird. In solcher Lage mußte er einen Thaler nach dem andern ausgeben, und sah sich in kurzer Zeit so entblößt von allen Geldmitteln, daß er sich, um nicht in die äußerste Noth zu gerathen, entschließen mußte, mit Thee zu hausiren und durch dieß armselige Gewerbe sein Dasein zu fristen — ein höchst unsicheres Einkommen, und dennoch erhöhte er die Beschwerlichkeit seiner Lage dadurch, daß er eine Frau nahm. Er heirathete die Tochter eines Zimmermanns, die nichts weiter besaß, als ihre Schönheit und trefflichen Eigenschaften. Denn außerdem, daß sie sehr hübsch war, war sie auch zu seinem Glücke eine vortreffliche Wirthin; nur das Allernothwendigste wurde ausgegeben, und sparsam und ordentlich mit der geringen Einnahme hausgehalten. Mittlerweile war er auch der Dienerschaft eines reichen Particuliers auf dem Lande empfohlen worden, wegen seiner Redlichkeit, seines guten Thees und seiner billigen Preise — und setzte an diese seine Waare mit Leichtigkeit ab. Obgleich sie sich nicht sehr honett gegen ihn benahmen, und sein Gewinnst sehr mäßig blieb, so war dennoch das Haus bedeu-

tend; er konnte viel absetzen, brauchte nie lange auf die Bezahlung zu warten, und befand sich ganz wohl dabey. Außerdem schätzten Alle seine anständigen Manieren, so daß er immer gern gesehen war, und ein freundschaftlich heiteres Verhältniß zwischen ihm und der Dienerschaft stattfand.

Eines Tages, als er eben aus dem Hause gehen wollte, begegnete er dem Herrn, der die Treppe herauf kam. Der gnädige Herr schien durch seinen Anblick betroffen, und heftete die Augen auf ihn mit einer lebhaften, ja ungeduldigen Neugierde. Der Handelsmann erschrack, als er scharf und aufmerksam ins Auge gefaßt wurde. Er zog den Hut mit einem scheuen und ehrfurchtsvollen Gesichte, indem er sich an dem Herrn des Hauses vorbeydrückte, lief schnell nach seiner Wohnung zurück, voller Besorgniß, Jener möchte in Hinsicht seiner irgend einen ungünstigen Verdacht gefaßt haben. Kaum aber war er fort, so begann der Herr bey der Dienerschaft zu erfragen, was sie über ihn wußten, und obgleich die Nachrichten, die er hier erhielt, nur von geringer Bedeutung waren, so gab er doch Befehl, den Handelsmann zurückzurufen. Als der arme Junge sich nun einem Manne gegenüber sah, der im Range so hoch über ihm stand, gerieth er in Verwirrung, und fürchtete schon, böswilliges Mißtrauen wolle ihn ausfragen. Der alte Herr erkundigte sich nach seiner Herkunft und Familie, und überzeugte sich endlich durch die Antworten, die er erhielt, daß er den gefunden, den er so lange Zeit vergeblich gesucht hatte.

Es ergab sich, daß der adliche Herr in Lucknow zur Zeit der Verheirathung jener Indischen Dame mit dem Capitain gewohnt hatte. Er war außer diesem der einzige dort lebende Europäer gewesen, hatte damals der Hochzeit beygewohnt, und war der einzige lebende

Zeuge in dieser Angelegenheit. Die Wittwe hatte ihm von Lucknow aus mehrere Mal dringend geschrieben und beschworen, alle Mittel anzuwenden, die in seiner Macht wären, ihren Sohn aufzufinden, über dessen Schicksal sie seit beinahe zwanzig Jahren in völliger Unwissenheit wäre.

Mitleidig hatte er Alles angewandt, das Kind, aufzufinden, aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos geblieben, er hatte schon alle Hoffnung des Gelingens aufgegeben, da endlich führt ihm das Glück den jungen Mann entgegen, und er sieht sich plötzlich am Ziele.

Er erzählte dem jungen Manne nun, daß der, welcher ihn nach England gebracht, sein Vater gewesen, daß seine Mutter in Indien lebe, die dem Moment entgegenseufze, wo sie ihn in ihre Arme schließen könne. Sie hatte mehrere Tausend Pfund auf der Bank von Calcutta niedergelegt für ihren Sohn, im Fall man ihn auffände. Ihre Liebe für ihn war nie erkaltet. Sie hatte ihn als todt beweint, obgleich sie nie ganz die Hoffnung aufgegeben, ihn noch einmal wieder zu sehen — eine Hoffnung, die sie lange genug so bitter getäuscht hatte.

Ein Licht vom Himmel war diese plötzliche Aufklärung für den armen, unglücklichen Paria. Er konnte sich kaum in sein Glück finden — wollte einen Moment lang an der Wirklichkeit der ganzen Scene zweifeln, aber er träumte nicht, es war wirklich so. Sein Freund stattete ihn mit Briefen an seinen Agenten in Calcutta aus. Er schiffte sich ein, und kam nach einer glücklichen Fahrt in der Stadt der Palläste an, wohin sich seine Mutter, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in größter Eile begab, das Wiedersehen mit ihm feierte, und ihn in ihre prachtvolle Wohnung nach Lucknow führte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft ließ er seine Frau, die in England zurückgeblieben war, nachholen; sogleich nach Empfang seines Briefes schiffte sie sich mit dem ersten Schiffe ein, das unter Segel ging. — In Lucknow leben gegenwärtig die Helden dieser Geschichte, glücklich und in Fülle und Ueberfluß.

(Oriental Annual).

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 3tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Wo überwintern die Krebse?
(Eine Russische Geschichte.)

Wir waren unserer acht junge Leute, die, das schöne Wetter benutzend, einen Spaziergang außerhalb der Stadt machten. Vier von uns waren träge geworden, durch die auf ihnen lastenden Pandekten und Codices; vier dagegen waren fleißig. — Der Jüngste von uns zählte 19 und der Aelteste 22 Jahre. Arm waren wir Alle und wir wünschten nichts sehnlicher, als reich zu werden. In einer langen Reihe, am Eingang des Waldes sitzend, überlegten und berathschlagten wir, auf welche Weise wir in der Welt zu Reichthum und Ansehen gelangen könnten.

Da trat plötzlich aus dem Walde ein Greis heraus und stellte sich vor uns. Im erhabenen Styl müssen alle Greise silberhaaren und tugendhaft, und

alle Jünglinge schön seyn. Ob unser Greis tugendhaft war, weiß ich nicht, aber silberhaaren war er, und wir waren, obgleich nicht schön, doch jung, und daher hatte der Alte Mitleiden mit uns, und sagte uns Folgendes:

„Ich habe Eurem Gespräch zugehört, und bedaure Euch, daß Ihr, Reichthum und Ansehen wünschend, und die Absicht habend, sie in der Welt aufzusuchen, nur diejenigen Wege Euch gewählt habt, die Euch zu Armuth und Vergessenheit führen. Ihr träumt von Ruhm, von Autorschaft, von ritterlichen Thaten, Ansehen, Macht, und Gott weiß, wovon noch! Jugend-Schwärmereien, Traum-Gesichte einer besseren Lebens-Epoche! — Hört mir zu.“

„Der Fisch sucht da, wo es am tiefsten, der Mensch da, wo es am besten ist.“ Auf diesem Russischen Spruche ruht die Welt, und wird von ihm gehalten. Wo ist es aber am besten? — Da, wo es am tiefsten ist. Und wo ist es am tiefsten? — Da, wo es am besten ist. — Philosophisch genommen ist das nun ein und dasselbe.

„Wie aber die Orte in der Welt auffinden, wo es am tiefsten, das heißt, am besten ist? Zu diesem Zweck haben unsere Vorfahren, die große Fischfänger und Fischesser waren, uns Merkmale hinterlassen, indem sie dergleichen Orte mit dem Sprichworte bezeichneten: Wo die Krebse überwintern. Da ist es also am besten und tiefsten. Geht mithin, Jünglinge! in die Welt, und suchet dieses Winterlager, und findet Ihr es, so wird Euch das, was Ihr wünschet.“

„Geld kann ich Euch nicht mitgeben, und darum versehe ich Euch mit guten Rathschlägen. — Da, wie ich Euch schon gesagt habe, es da am besten, wo es tief ist, und auch so umgekehrt, so müßt Ihr in jedem Fall, wenn Euch etwas Leckeres unter die Hände fällt,

die Pfote so tief hineinstecken als Ihr könnt, und wenn es deßhalb Eurem Nächsten nicht besser geht, so wird es Euch doch um so vortheilhafter seyn. — Habt Ihr mit Leuten Geschäfte, so seht ihnen so tief in's Herz, als Ihr nur immer vermöget, und benützt diejenigen Ihrer Schwachheiten, die Euch am dienlichsten sind. Euren Lebensweg verfolgend, vergeßt es keinen Augenblick, daß es da am besten ist, wo es am tiefsten ist, und erhebt Euer Haupt nicht früher, als bis es Zeit ist, und so lange Ihr das Plätzchen nicht gefunden habt, wo die Krebse überwintern, haltet Euch nieder zur Erde, kriechet, tauchet unter, wühlt und tastet um Euch her, ob Ihr die Pfote nicht tiefer hineinstecken könnt. Der Krebs sey Euer Wahrzeichen, Euer Muster. Schweigt, und erhebet in keinem Fall Eure Stimme; denn der Krebs ist stumm, und gibt keinen Laut von sich. Müßt Ihr nothwendiger Weise sprechen, so sprecht leise und in's Ohr. Nach treuen historischen Berichten hat kein einziger Römischer, unter dem Portikus mit lauter Stimme perorirender Redner so viel gewonnen, als die Freigelassenen und Klienten der Römischen Großen, die diesen in's Ohr flüsterten. — Man meint und glaubt daran, daß der Krebs immer rückwärts gehe, weil sein Schwanz einem Kopfe ähnlich sieht; er indessen kommt vorwärts und gelangt in sein Winterlager! Laßt Euch dieß als Beyspiel dienen! Geht immer dergestalt vorwärts, daß andere Leute glauben, Ihr ginget rückwärts; dann wird man Euren Weg nicht hemmen, weil man dieß nur mit jenen thut, die rasch gehen, laut schreien und die Nase hoch tragen. — Befolget Ihr meine Vorschrift, so werdet Ihr die Stelle finden, wo die Krebse überwintern, und zu Reichthum und Ansehen gelangen."

Nach diesen Worten verschwand der silberhaarene Greis in den Wald, und wir entschlossen uns nach gehöriger Ueberlegung, seinen Rathschlägen zu folgen, warfen Bücher und Hefte fort, hingen einen Mantelsack um die Schultern, und vertheilten uns Paarweise nach allen vier Weltgegenden, das heißt, zwey gingen nach Norden, zwey nach Süden, zwey nach Osten und zwey nach Westen.

So verflossen 15 Jahre, da fanden wir uns Alle wieder im Mittelpunkte Rußland's, in Moskau, zusammen. Der nämliche Alte, der uns in Bewegung gesetzt hatte, hielt sich damals auch in Moskau auf, und lud uns bey sich zu Mittag ein. Wir erschienen alle bey ihm, in unseren eigenen Wagen und Kaleschen, mit Taschenbüchern, die mit Banknoten, mit Bank-Billets und mit Verschreibungen auf Häuser, Dörfer und Landhäuser angefüllt waren, in reichen Anzügen u. s. w. — Der Alte nahm uns stattlich auf, und wendete sich, nachdem er, als wir mit dem Champagner fertig waren, die Diener fortgewiesen, mit folgenden Worten an uns:

„Es scheint mir, daß Sie für meine Rathschläge mir Dank schuldig sind. Ich verlange aber nichts von Ihnen, als Offenheit."

Einer von uns, Dorimedont Agathonowitsch Sobatschenko, erhob sich von seinem Sitz, verbeugte sich gegen den Alten und antwortete: „Offenheit kann Ihnen von uns nicht werden. Sie war uns höchst hinderlich beym Aufsuchen der Stelle, wo die Krebse überwintern; wir warfen sie von uns, folglich haben wir sie nicht, und können sie Ihnen nicht mittheilen."

Der Alte lächelte. „Das weiß ich, und will nicht zu viel von Ihnen verlangen," sagte er, „nur darum bitte ich, daß Jeder von Ihnen mir auf's Gewissen

sage, wo er die gesuchte Stelle fand. Nähere Umstände wissen will ich nicht. . . ."

„Auf's Gewissen sagen! Erbarmen Sie sich" riefen wir Alle einstimmig. Wo soll den das Gewissen herkommen! Und hätten wir es gefunden, so wären wir nie zu der Stelle hingelangt."

„Nun, so werden Sie doch wenigstens der Wahrheit gemäß sprechen!" fuhr der Alte fort. Wir lachten Alle laut auf. „Die Wahrheit haben wir lange begraben, so tief als möglich, damit es uns um so besser gehe," rief Sobatschenko aus.

Der Greis ward nachdenkend. — Antworten müssen Sie mir," sagte er. „Nun sagen Sie mir, wie Sie mir antworten wollen."

Unser Repräsentant, Doridemont Agathonowitsch Sobatschenko erwiederte: „Wir werden Ihnen antworten wie wir es gewohnt sind, wie es sich gehört, d. h. den Umständen gemäß. Wo die Wahrheit uns nicht schadet, wohl aber Nutzen bringt, werden wir sie sagen."

„Gut, dem sey also! Und somit sagen Sie mir, Herr Sobatschenko, wo überwintern die Krebse? — „In Konkursen und Vormundschaften," antwortete Sobatschenko.

Der Alte wandte sich mit der nämlichen Frage an mich. — Ich erwiederte: „Die Krebse überwintern in den Vorzimmern der Großen.

„Herr Perepisenko! Und Sie, wo fanden sie das Winterlager?" — „Bey den Verschwendern."

„Und was sagen Sie," fuhr der Alte fort, sich an Saschenin wendend, unseren großen, starken und breitschulterigen Gefährten. — „Die Krebse überwintern in den Schatullen verwelkter Schönen, die ihre Ruinen mit Gold bedecken und Liebe nach Goldgewicht kaufen."

Wo fanden Sie das Winterlager, Herr Penikoff? — „In der Branntwein-Pacht."

„Und Sie Herr Isworotkin?" — „In einem gehörig veranstalteten Bankerott."

„Und was sagen Sie, Herr Schlachtikewitsch?" — „In der Führung fremder Prozesse." — „Und nach meiner Erfahrung in der Verwaltung fremden Vermögens," sagte Herr Witschetoff, ohne erst eine Frage abzuwarten.

Der Alte versank wieder in Nachdenken. — Also die Krebse überwintern weder im Ackerbau, noch in den Küsten, weder in den Fabriken, noch in den Manufakturen, weder im Kriegsdienst, noch in der Pädagogik. . . Der Greis schüttelte das Haupt und sagte: „Ich habe sie befragt, um einige moralische Wahrheiten kennen zu lernen. Ich habe Ihnen allegorische Rathschläge ertheilt, und Sie, dieselben buchstäblich befolgend, haben, wie ich sehe, daß Winterlager der Krebse wirklich aufgefunden. — Ich wünsche Ihnen Glück — beneide Sie aber nicht."

Der Alte verbeugte sich, und begab sich in ein anderes Zimmer. Wir trennten uns, mit dem einstimmig gefaßten Beschluß, das, was sich mit uns zugetragen, Denen zur Richtschnur niederzuschreiben, die in der Welt den Ort suchen, wo die Krebse überwintern!

Unterzeichnet: Pamphil Pudelenko.

Mit dem Original übereinstimmend.

Th. Bulgarin.

Jones
Glas-Service für Mehemed Ali.

Fürwahr, Seine muselmännische Hoheit der Pascha von Egypten ist ein ganzer Mann. Noch vor Kurzem waren Aller Augen nach Egypten gewendet. Dort sollte Europa's Krisis sich lösen; es hing an einem Haar, daß der Sklave seinen Gebieter, der Vasall seinen Lehensherrn, der Pascha von Egypten den Sultan von Konstantinopel bezwang; daß er ihn, vor dessen Vätern eine Welt erbebte, als Flüchtling aus dem Reiche trieb, sich Trost zu suchen bey seinen Leidensgefährten, dem Dey von Algier, dem zehnten Karl, dem braunschweigischen Herzog, dem portugiesischen Michael; daß er den Stamm ausriß, der in der Wurzel verfault und im Wipfel verdorret ist, und ein frisches Reis in den blutgedüngten Boden pflanzte. Und während dies vorgieng, begnügte er sich etwa, Rekruten zu exerzieren, Flotten auszurüsten, Kanäle zu graben, Eisenbahnen anzulegen? Nein, damit war die große Seele des Türken nicht gefüllt. Er bezwang Provinzen, bändigte Aufrührer, schlug vielen Leuten ein Schnippchen und gedachte nebenbey des Luxus der Tafelfreuden. Ein Gedanke der letztern Art veranlaßte ihn vor geraumer Zeit, bey einem Londoner Glaskünstler — Glasfabrikant, Glasschneider sind hier unpassende Ausdrücke — eine Glas-Service zu bestellen, das nichts Geringeres seyn sollte, als das Schönste und Reichste, was menschlicher Fleiß und menschliche Geschicklichkeit in dieser Gattung je hervorgebracht. Der Londoner Glaskünstler Jones, wohnhaft Nummer 5 Ludgate Hill, anstatt über die Bedingung des Auftrags zu erschrecken, versprach, sie zu erfüllen, und er hat sie erfüllt. Im Monate Jänner l. J. wurde das vollendete Werk zur Schau,

das heißt so viel, als zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt. Das ganze Service besteht aus ungefähr fünfzehnhundert Stücken, und enthält nicht bloß Alles, was der Glanz einer fürstlichen Tafel für Vor- und Nachtisch erfordert, sondern gewiß Alles, was menschlicher Witz in dieser Beziehung zu ersinnen und menschliche Kunst in Glas auszuführen vermag. Man steht mit einem Gemische von Stolz und Verdruß vor dem blinkenden Schatze: von Stolz, weil man glücklich seyn kann, ohne ihn; — von Verdruß, weil man nicht reich genug ist, ihn zu besitzen. Die Muster der verschiedenartigsten Gefäße, der Teller, Schüsseln, Untersetzer, Flaschen, Gläser, Salzschalen, Weinabkühler, — sie sind eben so viele Muster makelloser Schönheit. Die Sterne, die Würfel, die Laubgewinde, Alles, was Zierrath ist, hat eine vollendete Künstlerhand zart und rein geschnitten. Und der Stoff, in welchem sie so zierlich gearbeitet hat, ist so spiegelhell, so glänzend rein, ich möchte sagen, so zur Unsichtbarkeit durchsichtig, daß es einer genauen Betrachtung bedarf, den Stoff für Glas zu erkennen. Man wäre viel geneigter, ihn für Diamant des ersten Wassers zu halten. Vorzüglich geschmackvoll sind die Decanters. Was sind denn das? wird Jeder fragen, der es nicht weiß. Und man kann vollkommen gut Englisch verstehen, und doch nicht wissen, was Decanters sind, und was es heißt: to decant the wine. — To decant the wine steht in jedem Wörterbuche, es bedeutet „Wein abziehen;" und decanter steht auch in jedem Wörterbuche, es bedeutet 1) ein gläsernes Gefäß, einen flüssigen Körper von den Hefen abzugießen, und 2) eine Kanne, den Wein mittelst derselben abzuziehen. Sehr richtig; aber das sind nicht die Bedeutungen, in welchen jenes Wort und diese Phrase auf den englischen Tafeln gebraucht werden.

Fast nur dem deutschen Rheinwein widerfährt die Ehre, in seiner Nationalflasche das englische Tischtuch berühren zu dürfen. Selbst der beliebte Claret, der feinste Bordeaux verliert vor seinem Auftreten den langen Kork mit dem roth glänzenden Wachs und die langhalsige Flasche mit dem schmal zulaufenden Fuße. Der Champagner bleibt den Gästen unsichtbar in seiner dickgläsernen Flasche mit dem ungebührlich hoch ausgeschweiften Boden auf dem Seitentische stehen. Aller andere Wein wird aus den Flaschen, in welchen er entweder angekommen oder in welche er abgezapft worden ist, aus den schwarzen Flaschen, wie sie im Kunstausdrucke heißen, in glänzeude weiße, geschliffene Caraffen übergefüllt und in diesen aufgesetzt. Jenes Ueberfüllen heißt nun to decant the wine, und die Caraffen heißen Decanters. Wenn mehrere Sorten auf der Tafel erscheinen, so nennen gewöhnlich silberne, den Caraffen an silbernen Ketten umgehängte Schilder die Qualität. Wo das nicht geschieht, läßt wenigstens der Claret an der Form der Caraffe sich erkennen. Diese hat stets einen Henkel und und ähnelt den prozellanenen Gießkannen der deutschen Waschtische. Die Decanters also, welche die Tafel des Herrn Pascha von Egypten schmücken sollen, sind mit seltenem Geschmack gearbeitet. Die dem Claret, dem Rothwein, bestimmten Kannen erscheinen in etruskischer Form. Der Rheinwein, den der Künstler zu hoch oder zu gering geachtet hat, um ihn auch in Egypten unter dieser eleganten Gesellschaft in seiner ursprünglichen Flasche zu lassen, soll in Caraffen von grünem Glase blinken, die genau nach den im Herkulanum gefundenen Vasen geformt sind. Die Wasserflaschen tragen ganz die Gestalt der Vase, aus welcher die griechische Hebe die Becher der Götter mit Nektar füllt, und jeder Wassertrinker, sey er es aus Nothwendigkeit oder aus freiem

Willen, wird hierin den tiefen Sinn erkennen, daß Wasser der eigentliche Nektar ist. Es versteht sich von selbst, daß der Künstler die neumodische Finger-glasses — Fingergläser — nicht vergessen hat. Wenn mir recht ist, so danken diese, auch nach Deutschland übergegangenen, reinlich-schmutzigen Waschbecken in eleganter Schalenform den Franzosen ihre Erfindung. In England haben sie erst seit einigen Jahren Aufnahme gefunden. Bekanntlich werden sie, mit lauem Wasser zur Hälfte gefüllt, am Ende der Mahlzeit ein Stück jedem Gast vorgesetzt. Der Gast hebt die Schale mit beyden Händen auf, setzt sie an den Mund, nimmt einen Schluck, wäscht damit hörbar den Mund, taucht gleichzeitig alle zehn Finger in den übrigen Inhalt der Schale, und läßt dann, während er die Finger an der Serviette abtrocknet, den Mundvorrath vornehm sprudelnd in das Becken fließen. Vor ungefähr sechs Jahren, wo diese Sitte neumodischer Eleganz und holländischer Reinlichkeit in England noch wenig gekannt war, glaubte ein edler, trinklustiger Britte, als er zum ersten Male einem Diner in Paris beywohnte, die grüne, ihm vorgesetzte Glasschale enthalte etwas, was er trinken solle; also leerte er sie in kräftigem Zuge. Ein vielleicht eben so boshafter, als aufmerksamer Diener — denn die französische Dienerschaft beobachtet mit wahren Luxaugen das Benehmen der Ausländer, nimmt jede Abweichung von der Landessitte für Gaucherie, und weiß namentlich von englischer Gaucherie Tausende von Anekdoten — ersetzte sofort die geleerte Schale mit einer frisch gefüllten. Der Engländer aber rief unwillig: „Je crois, vous me voulez faire sick, avalez le vous même." Jetzt gehören diese Schalen in England zum Tafelservice; indessen habe ich doch vielfach bemerkt, daß die englische Reinlichkeit Bedenken trägt, vollen Gebrauch davon zu machen.

Die Fingerspitzen werden wohl allgemein hineingetaucht; aber das Ausspülen des Mundes findet fast nur ausnahmsweise statt. Daher mögen die Schalen den Namen Fingergläser erhalten haben, und ich sollte meinen, es dürfte bey dem halben Gebrauche bewenden. Obgleich es seltsam scheinen, und vielleicht der einzige gegen den Künstler aufzubringende Tadel seyn mag, daß er zu einem, dem Pascha von Egypten bestimmten Tafelservice nicht, statt grichischer und neumodischer Formen, egyptische gewählt hat, so vergißt oder entschuldigt man es doch über der vollendeten Schönheit der Ausführung. Anerkannte Richter im Fache der Glasarbeit haben einstimmig entschieden, daß die von Jones dem öffentlichen Urtheil ausgestellte das Schönste, Vollkommenste und Gediegenste enthält, was brittischer Kunstfleiß je erzeugt, und daß er namentlich an Reinheit des Materials, an Reichthum der Zeichnung, an Eleganz der Form und an Keuschheit der Divisen einer ähnlichen Arbeit, die bis jetzt für das Schönste dieser Gattung geachtet wurde, den Vorrang bey Weitem abgewonnen hat. Die hier gemeinte Arbeit ist ein im Jahre 1815 von Jonne's Vorgänger für den Baron Bandeira in Lissabon gefertigtes und damals vielfach besprochenes und vielfach beschriebenes Tafelservice.

So schreitet das Jahrhundert in jeder Beziehung vorwärts. Das Strahlende von heute wird morgen überstrahlt, die Kraft von heute wird morgen überwältigt, und wer noch heute für einen klugen Kopf galt, mag sich wahren, daß nicht die nächste Nacht ihm wenigstens einen ganz gewöhnlichen aufsetzt. Man könnte daran politische Betrachtungen knüpfen, wenn man wollte, aber — ich will nicht.

Weibliche Ausdauer.

Auf einem Schiffe, welches bey Billingsgate in London vor Anker lag, wurde vor kurzem durch einen Zufall die Entdeckung gemacht, daß ein Mädchen, als Knabe verkleidet, schon längere Zeit auf demselben Matrosendienste verrichtet hatte. Es war nämlich gerade ein Hafenbeamter an Bord des Schiffes, als der vermeintliche Schiffsjunge von einem alten Matrosen geschlagen wurde. Dieser verwies zwar dem Letzteren sein hartes Verfahren, wandte sich aber zugleich an den Gemißhandelten mit den Worten: „Ei, so schreie doch nicht wie ein Mädchen!“ „„Mädchen,““ brüllte der alte Matrose, „„ja, ganz recht, das ist sie, und wenn sie noch lange Fazen macht, so soll alle Welt die Geschichte erfahren.“ Der Beamte forschte natürlich der Sache augenblicklich nach, und fand die Aussage des Matrosen begründet. Das Mädchen war aus einer nördlichen Grafschaft von Irland, wo ihr Vater, wie sie sagte, das Geschäft eines Getreidemäklers betrieb. Sie hatte die Bekanntschaft eines Schiffs-Capitains gemacht, der sie lieb gewann, und dessen Neigung sie erwiederte. Nach einiger Zeit mußte dieser aber nach Amerika, und da sie lange keine Nachricht von ihm erhielt, entschloß sie sich, ihm zu folgen. In Amerika angelangt, hörte sie, daß ihr Geliebter gestorben sey. Nun beschloß sie, aus Pietät gegen den verlorenen Mann, selbst in den Seedienst einzutreten. Sie verschaffte sich Matrosenkleider, und da sie eine bräunliche Gesichtsfarbe hatte, so ward ihr die Täuschung leicht. Man hielt sie für einen jungen Burschen, und es gelang ihr, auf dem Schiffe „Belfast,“ das nach dem Mittelländischen Meere segelte, als Koch und Schaffner angestellt zu werden. So war sie zwey

Jahre lang zur See gewesen, bis endlich durch obigen Vorfall ihr Geschlecht an den Tag kam. Als der Lord-Mayor von England die Geschichte hörte, wollte er das arme Mädchen nicht länger in dieser unnatürlichen Lage lassen, und schickte nach ihr. Sie erschien in Begleitung des Capitains jenes Schiffes, Mac Intyre, und mehrerer Herren, die sich für sie interessirten. Aus der Aussage des Capitains ergab sich, daß derselbe einige Zeit vor der Ankunft des Schiffes im Hafen von London erfahren hatte, daß sein Koch ein Mädchen sey; Namens Anna Thornton.

Es hatten ihn nämlich einige von der Mannschaft, denen es aufgefallen war, daß der vermeintliche Koch niemals Grog trinken wollte, darauf aufmerksam gemacht, und die Verkleidete hatte ihm ihr Schicksal entdeckt. Der Lord-Mayor fragte sie, ob es wahr sey, daß sie von ihrem Capitain und von der Mannschaft, wie er gehört habe, oft übel behandelt worden, worauf sie erklärte, der Capitain habe sich immer menschenfreundlich gegen sie benommen, und ihr gesagt, sie möchte sich nur bey ihm beschweren, wenn einer von den Matrosen hart gegen sie verführe; nun habe sie zwar im Verlauf der Reise einige Male von den Matrosen Schläge bekommen, weil sie im Sturme nicht so angestreugt arbeiten gekonnt, sie hätte es aber dem Capitain nicht geklagt, weil sie entschlossen gewesen, ihre mißliche Lage so viel als möglich ohne Murren zu ertragen. Der Lord-Mayor: „Ist es möglich, daß dieß junge Mädchen, denn sie kann nicht mehr als 16, höchstens 17 Jahre zählen, die Dienste eines Matrosen leisten konnte?“ Capitain Mac Intyre: „Ja wohl, Mylord! sie that es zum Erstaunen; sie war im ärgsten Wetter bey der Hand, und half die Segel aufziehen und beylegen, obgleich wir eine schlimme Fahrt hatten. Das arme Wesen, es ging ihr hart. Sie schien

von der Nässe viel zu leiden, aber sie achtete es nicht, und benahm sich wie der tüchtigste Seemann.“ Lord-Mayor: „Ist die Erzählung von dem romantischen Geschick dieser Person ganz wahr?“ Mac Intyre: „Ich habe keinen Grund, an ihren Aussagen zu zweifeln. Sie war nicht im geringsten Geschwätzig; im Gegentheil, sie that die Matrosen-Dienste ohne Murren, und brauchte ihre Hände weit mehr als ihre Zunge.“ Lord-Mayor: „Bist du eines so geplagten Lebens nicht müde?“ Das Mädchen: „O ja, ich möchte wohl wieder nach Hause. Ich hoffe fest, mein Vater wird mir den Kummer verzeihen, den ich ihm gemacht. Habe ich doch auch Kummer genug gehabt.“ Capitain: „Ich will ihr gern den fünfmonatlichen Sold bezahlen, den sie noch zu empfangen hat, nämlich für den Monat 2 Pfd. 10 Shilling; es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihr etwas davon abzuziehen. Erst vor wenigen Tagen hörte ich, daß wir ein Mädchen an Bord hätten. Ich war der Letzte auf dem Schiffe, der es erfuhr, und ich wollte es kaum glauben, als der Bootsmann es mir anzeigte. Ich kann übrigens betheuern, daß sie sich auf der ganzen Fahrt höchst anständig aufgeführt hat.“ Lord-Mayor: „Ich werde für das Mädchen sorgen, bis ich von ihrem Vater Nachricht habe, an den ich noch heute Abend schreiben will.“ Anna Thornton dankte dem Lord-Mayor auf's innigste für seine Theilnahme und Menschenfreundlichkeit, und vertraute sich seiner Obhut an. (Morn. Her.)

Mannigfaltiges.

Der Amerikanische Bohrwurm. — Es war noch kein Jahr verflossen, nachdem das schöne Gagat-Gebäude zu Valparaiso aufgeführt worden, als die Pfeiler desselben, die man mit Kupfer zu bekleiden unterlassen hatte,

von einem seltsamen kleinen Thiere, der Bohrwurm (teredo navalis) genannt, gänzlich durchbohrt, und zerfressen waren. Das Thier ist hier sehr klein, von weißer Farbe, und zum größten Theile gallertartig, bis auf den Kopf, der mit zwey beweglichen Schalenklappen versehen ist, mit denen es, wie man annimmt, das Holz und andere Massen durchbohrt. Je mehr dieser Wurm an seinem Zerstörungswerke arbeitet, desto größer und stärker wird er, immer in dem Verhältnisse, das erforderlich ist, um das Bohren mit Erfolg fortzusetzen. Die Zelle des Thieres ist mit einer gallertartigen Bekleidung (die von dem Thiere selbst abgesetzt wird) versehen, welche es mit den übrigen verschiedenen Gattungen von Konchylien gemein hat. Der Wurm wird zuweilen einige Fuß lang, und hat oft einen Zoll im Durchmesser. Aus dem Schaden, den dieses Thier an dem erwähnten, ten Gagat-Gebäude zu Valparaiso angerichtet, läßt sich leicht schließen, wie gefährlich es seyn würde, wenn ein Schiff, das nicht mit Kupfer bekleidet wäre, in jenem Hafen auf längere Zeit liegen bliebe. — Die Ansicht eines von diesem Wurme ausgehöhlten Schiffkiels brachte den engl. Ingenieur **Brunel** auf den Gedanken, den er bey Unternehmung des **Tunnelbaues** befolgte. Er machte nämlich mehre aneinander liegende Aushöhlungen mittels einer Vorrichtung, die man den Schild genannt hat. Sie gleicht der bey dem Grundbau im Wasser gebräuchlichen, sogenannten Krippe oder Wasserstube, wird aber in horizontaler Richtung angewendet, und besteht aus zwölf parallelen, dicht aneinander liegenden Rahmen, deren jeder, 22 Fuß hoch, in drey Stockwerke getheilt ist, so daß das Ganze 36 Oeffnungen oder Zellen hat. Von diesen Zellen aus arbeiten die Bergleute, gleich eben so vielen Bohrwürmen, die vorliegende Schicht aushöhlend, während andere Arbeiter ihnen nachrücken, die Höhlung mit Ziegeln auszufüttern. Um die Rahmen in Bewegung zu setzen, ist jeder mit starken Füßen versehen, die auf einer Schneeschuhen ähnlichen Unterlage stehen und Gelenke haben, mittels welcher die Rahmen, zwar jeder für sich, schrittweise fortgeschoben werden.

Das Budget der Stadt München. — In Folge des **revidirten** Gesetzes über die Verfassung u. Verwaltung der Gemeinden hat der Magistrat von München die **Gemeinde-Rechnung** für das Rechnungsjahr $18\frac{33}{34}$ öffentlich durch den Druck bekannt gemacht. Sie liefert interessante Resul-

kate. Die Gesammteinnahme betrug 591227 fl. 57 kr.; die Ausgabe 567547 fl. 8 kr. Unter den Einahmsposten zeigt sich der Malzaufschlag als der ergiebigste mit 253482 fl. 26 kr.; dann folgen der Mehlaufschlag mit 46964 fl., der Fleischaufschlag mit 43564 fl., Dultgefälle mit 16480 fl. — Unter den Ausgaben sind nachfolgende Positionen bemerkenswerth: Für die Dult und Dultstände 5882 fl., Wasserbau 18328 fl., Straßenbau 10997 fl., Pflasterbau 13100 fl., Straßenbeleuchtung 16393 fl., Neubauten 13319 fl. Zuschuß an die Wohlthätigkeitsstiftungen 40000 fl., Zuschuß an die Elementar- und Feyertagsschulen 30000 fl., Stipendien an Studirende der Hochschule 2000 fl., jährlicher Beytrag zur städt. Schuldtilgungskassa 150000 fl. —

Anekdoten.

Der Zehnte. — Jakob Brok war das zehnte Kind seiner Aeltern. Als die Mutter dieses Knaben dem Herrn Bernard, Rektor von Maghera, nachherigem Bischofe von Limerick, der als ein Freund Johnson's bekannt ist, den Zehnten entrichten sollte, sagte die arme Frau: „Ew. Ehrwürden haben bis jetzt den Zehnten von allem, was ich besitze, außer von meinen Kindern; es ist aber billig, daß Sie auch von diesen den Zehnten erhalten; so nehmen Sie denn hier meinen zehnten Sohn, und sorgen Sie für ihn.“ Herr Bernard nahm das Kind wirklich zu sich, bekleidete es, und schickte es in die Schule, wo es immer der Zehnte genannt wurde.

Ein Schulrath hielt ein öffentliches Schulexamen. Unter andern fragte er: „Was ist ein Laster?“

Die Sünde, wenn sie zur Gewohnheit wird, lautete die Antwort.

„Gut,“ erwiederte der Schulrath, ist der Selbstmord auch ein Laster? —

„Ja,“ schrie das ganze Chor, „wenn er zur Gewohnheit wird.“

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 4tes Stück.

Die verschiedenen Gesichter Napoleon's.

Von dem Akademiker P. F. Tissot.

Das Gesicht eines jeden Menschen ist gewissen Modifikationen unterworfen, die von seiner Lebensweise, von seiner Erziehung, seiner geistigen Richtung, seinen Leidenschaften, seiner Stellung zur Gesellschaft abhängig sind. Diese Modifikationen wirken so lange fort, bis die Physiognomie einen ganz neuen Typus erhält. Die großen Künstler, Feldherrn und Fürsten, besonders diejenigen, welche alle Proben des Schicksals bestanden haben, geben Zeugniß für diese Beobachtung. Jede Epoche ihres Lebens und Wirkens drückt ihrer Gesichtsbildung ein anderes Gepräge auf, das gleichsam die Offenbarung ihrer jedesmaligen Lage ist. Einen neuen Beweis für die Wahrheit dieser Beobachtung habe ich in den verschiedenen äußeren Metamorphosen Napoleon's gefunden, der von seiner ersten Erscheinung auf dem Schauplatze der Welt bis zu seiner Abfahrt nach Sankt Helena ein Gegenstand meiner beständigen Aufmerksamkeit gewesen ist.

Ich sah Napoleon zum ersten Mal am Tage nach dem 13. Vendémiaire im Hofe der Tuilerien. Er saß zu Pferde: seine Haltung war ohne Anmuth und ziem-

lich linkisch; sein Gesicht blaß, mager und hohlwangig. Sein Haar, welches zu beyden Seiten des Gesichts straff herabfiel, gab ihm ein verkümmertes Ansehen. Bey allem dem weiß ich nicht, wie es gekommen war, daß die schönen Frauen im gesellschaftlichen Zirkel der Frau von Beauharnais ihn den „häßlichen General" nannten; ein Gesicht, wie das seinige, mit einem so reizenden Lächeln und die blitzenden Augen, konnte nie häßlich seyn. Er schien ernst, beynahe finster, mit seinem Schicksal unzufrieden. Sein Aeußeres ließ den oberflächlichen Beurtheiler noch keinen Genius ahnen. Der große Mann blieb so lange verhüllt, als die Hand des Direktoriums auf ihm lastete, als er die 17te Militair-Division befehligen mußte. Auf den Gipfeln der Alpen, von wo er unserem, seit langer Zeit im Gebirge eingeschlossenen Heere die Ebenen des fruchtbaren Italiens zeigte, erschien er zuerst in seiner Glorie. In jenem erhebenden Augenblick war er den Generalen, wie den Soldaten, ein Genius des Sieges, mit unbegränzter Autorität ausgerüstet. Leider habe ich Napoleon in jener Epoche seines ersten Aufschwungs zu den hohen Regionen, wo verwandte Geister ihm freundlich zuwinkten, nicht beobachten können; ich habe ihn nicht gesehen, als er seine ersten Großthaten verrichtete, und die unsterblichen Proclamationen diktirte, die seinen Kriegern Dinge befahlen, deren Ausführung nur sein Geist und ihre Kühnheit für möglich halten konnten.

Sey es nun, daß die natürliche oder studirte Ruhe seiner Züge, sey es, daß der Schleier, in den er sich hüllte, um den Argwohn finsterer Gewalthaber zu beschwichtigen, das Gepräge des Italiänischen Feldzugs aus seinem Gesicht verlöscht hatte — genug, ich konnte in dem jungen Sieger, als er aus Italien zurück gekommen war, jene Heldengröße nicht wieder erkennen, die er

bey Montenotte, auf der Brücke von Arcole und in der Hochebene von Rivoli bewiesen hatte, wo ihn Jeder wie ein übermenschliches Wesen anstaunte. Statt auf dem Schlachtfelde rasch gealtert zu seyn,*) schien er vielmehr verjüngt; sein Gesicht war voller und weniger blaß, seine Miene heiter und zufrieden. Seine kurzen Phrasen waren sinnschwer, aber sie glichen noch keinen Orakelsprüchen.

Wenige Tage später wohnte ich im Hofe des Palastes Luxembourg einer Ceremonie bey: die Fahnen der Italiänischen Armee wurden feierlich übergeben. Erst jetzt verkündete Napoleon's erhabenes Haupt und flammendes Auge den Helden von Arcole; allein derselbe General, welcher in Mailand einen Königlichen Hof gehalten, und seiner Kaiser-Rolle präludirt hatte, ließ, während er seinen Lorbeerkranz dem Direktorium zu Füßen legte, keine Spur von beleidigtem Stolze blicken; nichts verkündete seinen Riesenplan, den er bereits einem unserer diplomatischen Agenten in Venedig mit den Worten verrathen hatte: „Ich werde der Brutus der Könige und der Cäsar von Frankreich seyn."

Die hohe Poesie seines Gedankens und sein ganzer Genius malten sich wieder auf Napoleon's Antlitz, als er bey den Pyramiden und in jener andern Schlacht des Orients siegte, nach welcher Kleber, einer der Riesen der Revolutions-Kriege, ihm entgegenrief: „Lassen Sie sich umarmen, mein theurer General; Sie sind so groß wie die Welt!" Aber keine Feder und kein Pinsel konnten, nach dem einstimmigen Berichte aller Augenzeugen, die Seelenruhe wiedergeben, welche seine Züge ausdrückten, als er von der Zerstörung unserer Flotte bey Abukir

*) Eigener Ausdruck Napoleon's.

Kunde erhielt. Seine Pläne waren gescheitert; der Orient ging ihm verloren; die Rückkehr nach Frankreich war ihm abgeschnitten. Er war Gefangener in dem Lande, das er erobert hatte, und durfte sich, wenn die Französische Armee in ein ewiges Exil willigte, keine höhere Gunst vom Schicksal versprechen, als die Würde eines Sultans von Egypten, wo sein Ruhm, gleich dem Nilstrom in der Wüste, versiegen konnte. Alle diese gewichtigen Gründe zu tiefer Schwermuth hätten seine gewitterschwangere Seele erschüttern müssen; allein er zeigte sich erhaben über das Schicksal, und bewährte dieselbe großartige Kaltblütigkeit, wie später nach der Explosion der Höllen-Maschine am dritten Nivose. Die Armee sammelte frischen Muth, als sie ihren Anführer die Niederlage bey Abukir nur wie eine Aufforderung zu noch größern Thaten betrachten sah.

Nach seiner wunderbaren Rückkehr aus Egypten und jener Reise durch Frankreich, die einer Eroberung glich, war Bonaparte ausserordentlich mager, und von der Sonne geschwärzt, wie ein Araber; seine Züge glichen denen eines Menschen, an dessen Daseyn ein tief verborgenes Uebel zehrt; es schien, als könne er nicht lange mehr leben. Kaum war er wieder zu erkennen, als er im sechsspänigen Wagen, unter militärischer Eskorte, den Palast des Direktoriums verließ, um die Wohnung der Könige zu beziehen. Kurze Zeit nachher sah ich einmal den ersten Consul, wie er in offenem Wagen nach Saint Cloud fuhr; ich weiß nicht, was für Gedanken ihn damals bewegten: vielleicht hatte er eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckt — genug, er schien im Innern empört, und entschlossen, zu strafen.

Das Klima Frankreichs, ein neuer glorreicher Zug über die Alpen, der Tag bey Marengo und seine unerhörten Folgen, vor Allem aber die Eroberung des Frie-

dens, schenkten Napoleon seine Gesundheit wieder, seine klare Gesichtsfarbe, seinen Adlerblick, und die antike Schönheit des Hauptes, dessen obere Hälfte, nach David, an Cäsar, wie die untere, an Brutus erinnerte. Ich sehe ihn noch, wie er uns an dem Tage erschien, als der Friede von Amiens publizirt wurde. Er lag an einem Fenster des Pavillons der Flora; die untergehende Sonne verklärte seine heitere Stirne, und sein Auge strahlte von Licht und Freude, als er den rührenden Jubel von Erkenntlichkeit hinnahm.

Dieser ganze Zauber hatte einer ruhigen Miene voll Reflexion Platz gemacht, als Napoleon, in Begleitung des berühmten Fox, die Französische Industrie-Ausstellung besuchte. Man sah ihm deutlich das Bestreben an, den Genius der Beredsamkeit zu ehren, und den lebhaften Wunsch, dem Britischen Demosthenes zu zeigen, wie sehr er Handel und Industrie, diese Quellen der Britischen Macht, zu schätzen wußte. Fox, mit seiner schlichten Würde und jener Art von Bonhomie, die seinen Genius verhüllte, wenn man das Flammenauge und die gewaltige Stirn des großen Englischen Staatsmannes unbeachtet ließ — Fox schien von Napoleon bezaubert.

Als Napoleon an seinem Hochzeitstage, mitten unter dem Volke und den erlesensten Kriegern Frankreichs in den Tuilerien einherschritt, hatte er die befriedigte Miene eines Fürsten, der sein Glück befestigt, und seine Dynastie begründet zu haben glaubt.

Er war damals viel beliebter geworden als früher, und sein Kopf hatte den monumentanen Charakter angenommen, der auf seinen von Chandet und Canova gemeißelten Büsten erscheint. Ich erinnere mich, wie er eines Tages auf einem Throne saß, in einem Sale, dessen Mauern mit den Trophäen seiner Siege geschmückt waren. Sein Haupt bedeckte ein Hut à la Henri IV.,

an welchem der Regent, der schönste Diamant der Krone, funkelte; vor den Stufen des Thrones stand ein Chor regierender Fürsten, worunter die Könige von Bayern, Würtemberg und Sachsen, Alle mit entblößtem Haupte. Nie habe ich Napoleon's Auge solche Flammen sprühen sehen, wie bey jener Gelegenheit; nie fand ich ein gewisses triumphirendes Selbstgefühl so edel in seinen Mienen ausgedrückt. Nur derjenige, welcher den Kaiser in Dresden oder in Tilsit gesehen hat, nur der kann meinem, nach der Natur gezeichneten Portrait Napoleon's noch Etwas beyfügen. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1812 zeigte sich auf Napoleon's Antlitz, als er die Tuilerien wieder betrat, keine Spur von Schwäche oder Niedergeschlagenheit, wohl aber das Gepräge eines tiefen Schmerzes und starken Entschlusses. Daneben konnte man jedoch in seiner Haltung und in seinen Worten eine Art von Mißtrauen gegen die Zukunft nicht verkennen. Er träumte nicht mehr von Theilung der Erde, und sah einer allgemeinen Coalition Europa's wider Den entgegen, der die Verpflichtung auf sich geladen hatte, immer Sieger zu seyn.

Vor Eröffnung des Feldzuges von 1814 sagte er zu einem seiner Minister: „Jetzt, wo es einen Kampf mit zwölfmal Hunderttausenden gilt, kann ich nicht dafür einstehen, daß die Verbündeten nicht bis Paris vordringen werden." Dieser Ausspruch beweist klar genug, daß er seinem Glückssterne nicht mehr traute. Und dennoch hätte er mit seinem Einen Hunderttausend beinahe dem ganzen coalisirten Europa Schach geboten: nie war Napoleon gewaltiger, als in diesem defensiven Kampfe; die glücklichen Erfolge fachten seine Jugendglut wieder an, und noch einmal leuchtete in seinen Zügen das Vertrauen auf den glücklichen Fatalismus, der an seinen Namen geknüpft war.

Die unruhige Ruhe, zu der sein Aufenthalt auf Elba Napoleon verdammte, brachte in seinem ganzen Wesen eine merkwürdige Veränderung hervor. Nach seiner Wiederkehr fand man bey ihm keine Spur von den Gefühlen und Hoffnungen, die Frankreichs Eroberung durch einen einzigen waffenlosen Mann seiner Physiognomie hätte einprägen sollen. Er schien wie von frühem Alter gebeugt; sein dünner gewordenes Haar ließ die Stirn fast kahl: seine Haltung war nicht mehr fest und kräftig; sein immer noch überlegener Geist entsandte keine Blitze mehr; er war mit sich selbst im Kampfe, und zeigte fast nur noch den prophetischen Blick des Genius, der nicht mehr Herr der Begebenheiten zu seyn glaubt.

Nichts war beweglicher, als die Physiognomie dieses großen Mannes. Einige Zeit nachher sah ich ihn zu Pferde sitzend, wie er im Hofe der Tuilerieen die Petition der Handwerker aus den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau anhörte. Napoleon hatte wieder seinen antiken Cäsarkopf; das Gesicht war bleich und ernst. Er bekämpfte sich, um das Erstaunen und vielleicht den Zorn nicht merken zu lassen, den die stolzen und muthvollen Worte dieser Menschen bey ihm erregten, die Freyheit verlangten, während sie ihm die Hülfe ihrer Arme anboten.

Als die Anrede zu Ende war, ritt Napoleon durch die Reihen der Handwerker, die aus allen Kräften schrien: „Es lebe der Kaiser!“ Er ritt im Galopp, als wollte er eine Scene abkürzen, die ihm Verdruß machte. Aber welche Veränderung in seinem Aeußern! Er war nicht mehr der glühende, begeisterte Feldherr in Italien und im Orient, hatte sehr an Beleibtheit zugenommen, und er saß auf einem plumpen Pferde, das ihn mit Mühe zu tragen schien. Ach! seufzte ich in meinen Innern,

wird er noch ferner der aufgehenden Sonne voraneilen, wie bey Austerlitz? wird er noch ferner fünftägige Schlachten liefern können, in denen ein Sieg den andern verfolgt?

Dessenungeachtet debütirte der große Feldherr noch ein Mal mit Kämpfen, die seiner würdig waren, nachdem er einen Feind überrascht hatte, der täglich seiner wartete, und ohne die Verspätung eines ganzen Armee-Corps konnte auch der Erfolg ein ganz anderer seyn. Das Glück verließ den Genius, aber der Genius hatte nicht alles gethan, was er vormals gethan haben würde, um es zu fesseln. Es scheint, daß die große Seele des Helden nicht mehr einen solchen Aufschwung nehmen und gleichsam über dem Schlachtfelde schweben konnte, wie in früheren Zeiten.

Ich sah Napoleon den letzten Abend, den er im Palaste Elisée zubrachte. Er war allein, ruhig ohne Niedergeschlagenheit, aber auch ohne Feuer im Blick, ohne jenen Ausdruck, den seine Seele in die Züge legte, so oft sie mit großen Plänen schwanger ging. Er schien das Lebehoch der Volksmenge nicht mehr zu beachten.

Ich redete den Kaiser mit größerer Erfurcht an, als hätt' ich ihn auf dem Gipfel seiner Macht gesehen. Nach einem kurzen politischen Gespräch, worin ich ihm mein lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß er gerade jetzt Paris verlassen wolle, versprach ich ihm, den Interessen seines Ruhmes treu zu bleiben. Er bedankte sich in den herzlichsten Ausdrücken, und warf mir scheidend einen Blick noch zu, der mir ewig im Gedächtniß bleiben wird.

Immer hat es mich sehr gereut, daß ich Napoleon nicht, wie es mein Wunsch war, nach Sankt Helena gefolgt bin. Welche Gelegenheit ging mir da verloren, ihn im fortgesetzten Kampfe mit dem Unglücke zu beobachten, zu studiren? Mit welcher Gierigkeit würde

ich die Worte des Helden eingesogen haben, als er von seinem Glücke, seinen Arbeiten, seinen Schlachten, seinen, mit wahrer Seelengröße eingestandenen Fehlern und vor Allem von seinen großartigen Plänen zum Besten Frankreichs sprach! Wie unverlöschbar hätte jedes Wort sich einprägen müssen, das der gefesselte Prometheus an sein Jahrhundert und an die Nachwelt richtete. Dem Zeugnisse seiner Unglücks-Gefährten zufolge, war Napoleon in der Marter-Periode auf Sankt Helena, größer, als im Meridian seines Glanzes.

Selbst der Tod hat den schönen Typus seines Antlitzes nicht zerstören können; der Gyps-Abdruck, den Doktor Antomarchi von seinem Gesichte genommen, bewahrt noch einen großartigen Charakter. Vermöge einer sonderbaren Metamorphose scheint Napoleon in die Zeit des Konsulates zurückgekehrt; die Umrisse seiner Physiognomie sind nur markirter geworden. Die Maske des Helden hat manches merkwürdige: die Stirn erscheint breiter und gewölbter; die nicht völlig geschlossenen Augen bewahren die Feinheit des Ausdrucks, und eben so der Mund, obgleich dieser etwas entstellt ist. Die gerade und etwas spitzer gewordener Nase verräth ein Gefühl des Schmerzes; eben so die Oberlippe, die zum Theil ihre Form verloren hat, während die Unterlippe so geblieben ist, wie sie bey Lebenszeiten war. Von der rechten Seite betrachtet, ist das Profil demjenigen fast ganz gleich, das Napoleon's Gesicht nach dem Frieden von Amiens zeigte; an der linken Seite aber trägt die Maske einen ernsten und sehr nachdenkenden Charakter. Der Stempel des Todes und der Leiden, die ihm voran gingen, ist nur dem Munde aufgedrückt. Betrachtet man aber die Maske, etwas schräg gehalten, von unten nach oben, so zeigt sie einen tiefen Ausdruck des Schmerzes; man glaubt, einen sterbenden Alexander zu sehen.

Ein Englischer Maler, der berühmte Lawrence, war zwey Stunden lang in das Anschauen dieser Maske ganz versunken, die auch wirklich dem Künstler wie den philosophischen Forscher unerschöpflichen Stoff zur Betrachtung bietet.

Die schreckliche Hochzeit.

Eine Kosaken-Sage.

Fast auf dem halben Wege von Baturin nach Koropa, auf derselben Stelle, wo jetzt das große Dorf Roschertwennoje mit seiner schönen Kirche und dem prachtvollen Sitze des Gutsherrn liegt — stand einst eine ärmliche Kosaken-Hütte. In Kirschen-Gärten versteckt lagen vielleicht noch 10 andere blendend weiße Hütten, und eine alte Kapelle, mit einem Mutter-Gottesbilde, war die Nachbarin eines tiefen Brunnens, dessen klares Wasser noch jetzt in der umliegenden Gegend berühmt ist. Nach Baturin hin lehnte sich das Dörfchen an einen dichten Fichtenwald; weiterhin befand sich ein großer undurchdringlicher Morast.

Ungefähr 20 Schritte vom Brunnen stand eine Hütte, die sich von den übrigen durch ihr Aeußeres und durch ihre Größe auszeichnete; aus den, vor dem Thore liegenden und stehenden Fässern, und aus den Düngerhaufen, die sich rund um die Hütte befanden, konnte man leicht errathen, daß hier eine Schenke war. Ein Jeder, der von Baturin nach Koropa oder von Koropa nach Baturin fuhr, hielt, wenn auch nur auf einen Augenblick, bey dem Thore der Schenkwirthin Ewdocha an, um Pferde und Ochsen zu tränken, ein halbes Quart Branntwein zu trinken, und sich die schöne Tochter der Schenkwirthin, Namens Gala, anzuschauen. Die jungen Leu-

te in der Umgegend verloren beynahe ihren Verstand, wenn sie in Gala's helle Augen blickten; von Ewdocha's Gala sprach man sogar in Baturin.

Die größte Aufmerksamkeit für Gala zeigte aber Gritzko Koschuch, der Nachbar der Schenkwirthin. Wiewohl sich bereits graue Haare in seinem schwarzen Knebelbart zeigten, und sich einige Runzeln auf seiner hohen Stirne hinzogen, so war er doch noch nicht alt, und konnte sich einen rüstigen Mann nennen, wenn nicht sein Antlitz von einer zurückschreckenden Blässe bedeckt gewesen wäre, wenn seine tiefliegenden Augen nicht einen so matten Glanz von sich gegeben hätten, wie Flämmchen auf einem Todtenacker. — Im Dorfe liebten Männer und Frauen den Gritzko deßhalb nicht, weil er mit seinem Reichthum groß that wie ein Magnat, stets finster und verschlossen einherging, und Niemanden ein freundliches Wort gönnte. An Festtagen, selbst an den größten, sah man ihn nie in der Kirche, und mit so großen Gewinn er auch seinen Buchweizen, seine Wolle und seine wilden Schweine verkaufte, so gab er doch nie etwas zum Besten, nicht ein Mal ein Glas Branntwein. Sein Lieblings-Aufenthalt war der Morast, an welchem er oft Stunden lang stumm und in sich gekehrt saß.

Unter den Gläubigen gingen nicht die vortheilhaftesten Gerüchte über Gritzko und seinen Reichthum; einige glaubten, er füge Menschen und Vieh Schaden zu, und habe seinen Reichthum nicht auf die beste Weise erworben. Andere behaupteten sogar, sie hätten mit ihren eigenen Augen eine große feurige Schlange Nachts in seine Wohnung schleichen, und ihm Geld bringen gesehen. Junge Leute, die ihre Pferde zum Nachtlager auf's Feld trieben, hatten ihn mehrere Mal auf dem Gottesacker sitzend bemerkt.

Wie sehr erstaunten wohlmeinende Leute, als sie hörten, die Schenkwirthin Ewdocha gebe ihre Tochter Gala dem Koschuch. Niemand wollte es glauben, und als man es ihnen endlich bestätigte, hieß es allgemein: Gritzko habe die alte Ewdocha und die arme Gala durch Zauberkünste verblendet.

Das Brautpaar ward in dem benachbarten Dorfe Otinscha ehelich verbunden, und von dort begab sich Alt und Jung mit den Neuvermählten nach Gritzko's Wohnung. Es war im Herbst; der Regen floß in Strömen, und durch den Fichtenwald stürmte es dergestalt, daß den Leuten ein eiskalter Schauder durch die Glieder fuhr. — Als man aber in der warmen reinlichen und geräumigen, unlängst erst weiß getünchten Behausung Gritzko's angelangt war, als jeder Kosak sein halbes Quart guten Kirsch- oder Vogelbeer-Branntwein zu sich genommen hatte, und die jungen Mädchen mit Eingemachten bewirthet worden waren, — da nahmen Späße, Gesänge und lustige Erzählungen kein Ende. — Es fehlte nur noch der blinde Musikant Choma Golowatir aus Koropa. — „Gewiß hat ihn das schlechte Wetter abgehalten,“ zischelten sich die jungen Mädchen einander zu. — Da kehrte eine von den anwesenden Frauen, die kurz vorher das Zimmer verlassen hatte, mit der Nachricht zurück, es sey ein Unbekannter draußen, der Gritzko zu sprechen wünsche. Diesen hatte man noch nie so ausgelassen lustig gesehen; er scherzte und tändelte mit seiner jungen Frau, trank tapfer mit einem Jeden, und war so freigebig mit seinen Späßen gegen die jungen Leute, daß sie vor Lachen hätten bersten mögen. „Hol' ihn der Teufel!“ antwortete er der Berichterstatterin, stand unwillig von seinem Sitze auf, und näherte sich der Thüre, durch welche in demselben Augenblick der Unbekannte hereintrat: wahrscheinlich war es ihm zu kalt und zu langwei-

lig vor der Thüre geworden. Gritzko erblaßte, und zitterte am ganzen Leibe, als schüttele ihn das Fieber.

„Wie geht's, Herr Gritzko!“ sagte der Unbekannte dem Neuvermählten; „komme ich zur rechten Zeit?“

„Ich bitte ergebenst, näher zu treten,“ antwortete Koschuch mit erzwungener Freundlichkeit.

Der fremde Kosak, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, setzte sich sogleich an den Tisch, goß sich ein ganzes Quart Branntwein ein, und trank es mit einem Zuge aus, ohne auch nur einen Tropfen zu vergießen. Dann nahm er in größter Geschwindigkeit ein ganz gebratenes Spanferkel mit allen Knochen zu sich, und setzte darauf ein zweytes Quart Branntwein. — Alles sah ihn mit großen Augen an, und in der Hütte war es still geworden, als beginge man eine Todtenfeier. Nachdem er sich satt gegessen und getrunken, löste er seinen Gürtel, stopfte seine kurze Tabakspfeife, die er aus den Stiefeln hervorzog, und machte sich's am Tische bequem, als kümmere er sich um die ganze Welt nicht. — Als er bey einer Wendung seines Kopfes Gritzko halb todt neben sich stehen sah, rief er ihm traulich zu: „Ey, Herr Bruder! warum stellst Du mir nicht Dein schönes junges Weib vor? Du weißt, Gritzko, daß ich vor alten Zeiten nicht besser war, wie andere Menschen, und mit Jünglingen und Mädchen zu thun hatte. Die Zeiten sind nun freilich vorbey! Ich habe jetzt ganz andere Beschäftigung.“ Dabey warf er einen bedeutenden Seitenblick auf Gritzko.

Wider Willen führte dieser die arme Gala dem unheimlichen Menschen vor.

„Ein herrliches Weibchen!“ rief der Unbekannte aus, Gala auf die erröthenden Wangen klopfend: wahrlich, ein herrliches Weibchen! Du hast einen guten Geschmack, Koschuch! Schade nur, daß in dieser Nacht ..“

Das Uebrige sagte er dem Neuvermählten in's Ohr, der am ganzen Leibe zitterte, wie Espenlaub.

„He! he!“ fuhr der Unbekannte fort, Gritzko's Verwirrung nicht bemerkend: „He! he! Ihr habt ja keine Musik! Was ist das für eine Kosaken-Hochzeit ohne Musik?“

Einer der Gäste, dreister als die übrigen, erwiederte, daß das schlechte Wetter wahrscheinlich den Koropa'schen Spielmann abgehalten hätte, zu erscheinen.

„Liegt es nur daran? Da will ich Euch, meinem Freunde Koschuch zu Gefallen, aus der Noth helfen. Zufällig habe ich meine Geige bey mir, und bin ich gleich kein Musikant von Profession, so will ich Euch dennoch nicht schlechter zum Tanz spielen, als Euer Freund aus Koropa!“

Er ging aus dem Zimmer und kehrte sogleich wieder mit einer Geige zurück. Alle waren vor Erstaunen außer sich, und besonders die Frau, die den Unbekannten angemeldet hatte, und die einen Eid ablegen wollte, daß er, als sie ihm am Thore begegnete, keine Geige bey sich gehabt habe.

Dem möge nun gewesen seyn, wie ihm wolle; der Unbekannte bestieg einen Tisch, und fing so lustig und fertig an, auf seinem Instrumente zu spielen, als wäre er in seinem Leben nichts als Geigenspieler gewesen. — Die jungen Leute, alle Furcht vergessend, begannen, aus allen Kräften zu springen und zu tanzen, so daß die Fenster zitterten.

„Und warum tanzest Du nicht, Freund Gritzko?“ schrie der Musikant, ohne sich in seinem Spiel unterbrechen zu lassen. „Du warst doch sonst immer ein tüchtiger Tänzer!“

Bey diesen Worten klopfte er mit seinem Bogen auf Gritzko's Kopf. Kaum war dieß geschehen, als der

Berührte seinen Kummer vergaß; er begann, zu tanzen, zu singen, zu pfeiffen und zu lärmen, seine Lustigkeit hatte aber so etwas Seltsames an sich, daß man ihn eher für einen Wahnsinnigen, als für einen Menschen hätte halten sollen, der so eben einem schönen Mädchen angetraut worden war.

Die Wahrheit zu gestehen, versetzte das Spiel des Unbekannten die ganze Gesellschaft in eine Art von unwillkürlicher fremdartiger Lustigkeit: Alle tanzten und lachten wie unsinnig, und doch lag es ihnen schwer am Herzen. Die tollsten Gedanken durchzogen das Hirn, und sogar die Luft im Zimmer war drückend und beängstigend geworden.

Als um Mitternacht die Hähne krähten, steckte der Unbekannte seine Geige ein, sprang vom Tisch, und trat auf den Neuvermählten zu.

„Es ist Zeit, Gritzko!“ sagte er, seine Hand ergreifend.

„Noch eine Nacht! Nur noch eine Nacht!“ flehte Koschuch, dem alle Glieder schlotterten.

„Nein!“ antwortete der Unbekannte.

„Gewähre mir wenigstens eine Stunde, nur eine einzige Stunde...“

„Nein!“ erwiederte Jener in dumpfem Tone.

„Aber doch eine Viertelstunde,“ bat er, auf die Kniee sinkend.

„Du jammerst mich,“ sagte der Unbekannte, sich an Gritzko's Verzweiflung weidend. „Wenn Deine Frau dieses Papier unterzeichnet, so gebe ich Dir noch acht Tage Zeit.“

Es muß hier bemerkt werden, daß Gala bey ihrem Oheim, der in Koropa Kirchendiener war, lesen und schreiben gelernt hatte.

Der Unbekannten nahm aus der Tasche ein rothes Papier und eine silberne Feder. Als Gritzko diesen Apparat erblickte, schrie er aus allen Kräften:

„Nein! Um nichts in der Welt!“

„Nun, so lass' uns gehen!“ sagte kaltblütig der Unbekannte, „und Du wirst mich führen.“

Höflich um sich her grüßend, umfaßte er Gritzko, und sagte freundlich zu der Neuvermählten:

„Zürne nicht, schöne Gala! daß ich Deinen Liebsten entführe; Du wirst ihn bald wiedersehen, mein Herzchen!“

Und sie entfernten sich.

Am nächsten Tage entdeckte man nach langen Suchen Gritzko's Leichnam unter einer großen vom Blitz zersplitterten Eiche an der Straße nach Nechajeff. Als man seine Todten-Messe hielt, verlöschten die Kerzen in der Kirche, und unter dem Volk ging das Gerücht, sein Leichnam sey am Tage nach seiner Bestattung aus dem Grabe gestohlen worden.

Die arme Gala verlor den Verstand, und starb ein Jahr darauf, gerade an dem Tage und zu der Stunde, als sie den ihr bestimmten Gatten verlor. (C. H.)

Anekdote.

Ein Lehrer, den seine Frau mit guten Rathschlägen unterstützte, und die er deßwegen seine gute Seele, in Beyseyn seiner Zöglinge, nannte, katechesirte einst:

Lehrer. Aus was besteht der Mensch.

Schüler. Aus Seele und Leib.

Lehrer. Kann man die Seele sehen?

Schüler. Nein!

Lehrer. Warum nicht?

Schüler. Weil sie nicht zu Hause ist.

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 5tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Blumen im Garten des Lebens.

Zwar schildert der Schwärmer, der Menschenfeind,
Als schaurige Wüste das Leben,
Er siehet nur Dornen uns droh'n;
Für ihn sind die Blüthen der Freude entfloh'n,
Er weiß nur vor Stürmen zu beben.

Doch schön ist die Erde! dem Weisen ist
Das Leben ein freundlicher Garten;
Es blühen dem Pilger der Blumen viel
Vom Anfang der Wallfahrt bis an das Ziel; —
Nur muß er behutsam sie warten.

Der Garten des Lebens ist anmuthsvoll,
Ihn pflanzte das freundlichste Wesen,
Ein gütiger Vater, der herzlich uns liebt,
Und liebliche Blüthen und Früchte uns giebt.
Der hat uns zu Gärtnern erlesen.

Die Lilie der Unschuld — wie prächtig sie
Die silbernen Kelche entfaltet! —

Wie schimmert und duftet sie, weit und breit,
Von keinem giftigen Hauch entweiht.
Von keinem Flecken entstaltet.

Die Rose der Liebe — sie blühet hold,
Sie hauchet balsamische Düfte!
Im Herzen des Edeln, da welket sie nie,
Da blühet, da duftet und segnet sie
Voll Anmuth noch jenseits der Grüfte.

O schön ist der blühende Rosenstrauch
Von freundlichen Myrten beschattet!
Es strahlet noch höher der Rosen Glanz,
Umdunkelt vom freundlichen Myrtenkranz,
Wenn Liebe mit Tugend sich gattet.

Je länger je lieber verbreitet alsdann
Die Ranken voll duftender Blüthen;
Und sanft wie der Epheu um Ulmen sich schlingt,
Umart dich die Huldin der Freude, und bringt
Dir Wonne und himmlischen Frieden!

Und welket auch manchmal ein Blümchen dahin,
Versenget von Stürmen der Leiden —
Laß manches im Winter des Lebens verblühen,
Dich tröstet weissagend das Immergrün
Der Hoffnung mit künftigen Freuden.

Wer nennt die Blüthen, wer mißt die Zahl
Der Blumen im Garten des Lebens?
Zähl' alle Töchter der Frühlingsflur,
Des Sommergefildes, du mühest dich nur —
Sie aufzuzählen vergebens.

Die Blüthen des Frohsinns, der Häuslichkeit,
Sie strahlen im herrlichen Glanze,
Sie blühen so lieblich, sie duften so mild
Wie Kinder des Lenzes im Maiengefild',
Und reihen sich freundlich zum Kranze.

Ein liebliches Blümchen, bescheiden und klein,
Will ich in das Kränzchen noch schlingen,
Ein Blümchen, das traulich zum Herzen spricht,
Das stille bescheid'ne Vergißmeinnicht:
Wem dürft' ich das Blümchen nicht bringen?

G. A. Neuhofer.

Der Mönch und die Gräfin.

Novelle von Eduard von Schenk.

In jener Zeit des Jahres, wo der Winter noch gegen den hereinbrechenden Frühling ankämpft, wie im Leben und in der Geschichte der Menschheit die Einrichtungen der alten gegen die Ideen einer neuen Generation, — in der Mitte des März reiste ich nach München. Das Wetter war trüb und feucht, ich hoffte noch Freysing zu erreichen; allein die Nacht überraschte und zwang mich, mein Nachtquartier in einem jener Orte zu nehmen, die man in Altbayern Märkte nennt, und die ein Mitteldring sind zwischen Städtchen und Dorf. Aber es war keiner jener schönen wahrhaft lachenden Märkte, wie Rosenheim oder Tölz, welche ländlichen Wirthinnen im schönsten Sonntagsstaat zu vergleichen sind, sondern eine lange Doppelreihe schlechter, einzeln stehender Häuser, durch welche eine ungepflasterte, schmutzige oder staubige Straße hinzieht.

In der Mitte des Ortes befindet sich das Schloß der Gutsherrschaft, gegenüber das Wirthshaus, bey welchem ich, ohne einen Blick auf jenes zu werfen, schnell ausstieg, und eintrat, um ein warmes Zimmer zu finden.

Ich hatte mich während des Fahrens durch Wälder und Auen, Nebel und Nacht in meinen Mantel gehüllt, und war in Gedanken und Träumereien versunken; Kutscher und Bedienter saßend schweigsam auf dem Bock; in meinem Innern flutete ein Meer von Ideen, Bildern und Erinnerungen, in deren Fülle ich spielte wie der Taucher im Abgrund der See, und ich holte manche Perle daraus empor, um sie zur künftigen Fassung in dem Schrein meines Gedächtnisses aufzubewahren. Noch glänzender und lebendiger war dieser innere Farbenzauber durch

die äußere Nacht geworden, die mich umgab; mein körperliches Auge und Ohr ruhten aus, indeß die geistigen Sinne schwelgten; erstere wurden dadurch des Sehens und Hörens, des Lichtes und Tones entwohnt, und schracken daher zusammen, als beym Halten des Wagens plötzlich der Wirth mit einem Lichte vor mir stand, und mich mit der Frage, ob ich hier zu übernachten gedenke, wie aus einen Traum erweckte. — Ich stieg aus, ohne zu wissen, wohin ich trat; in einem unbehaglichen Mittelzustand zwischen Betäubung und Blendung ließ ich mich in das Wirthshaus durch Gänge und über Treppen führen, und kam erst recht zu mir selbst, als ich mich in dem für mich bestimmten Zimmer befand, der Wirth zwey Lichter auf den Tisch stellte, und ich, ermüdet von der schwankenden Bewegung des Wagens und vom Schaukeln auf den Wogen meiner Phantasie, mich auf ein großes Sofa ruhig niederlassen konnte. — Das Zimmer war wohl das beste im Wirthshause, allein von Mobilien so voll, daß man sich kaum rühren konnte. Eine ganze Trödelbude schien darin ausgelagert. Zwey ungeheure Beten, von Federn hoch angeschwellt und überworfen mit Decken von Kattun mit blutrothen Blumen auf weißem Grunde, — ein Sofa mit hoher Rückenwand von grünem abgenutztem Tuch, — ein großer Tisch nebst Kommoden von Eichenholz, beyde mit ausgeschweiften Füßen, als ob ein Satyr sich in Holz verwandelt hätte und einige Stühle, mit Lehnen von geflochtenem Rohr, deren Sitze mit einem alten sogenannten geflammten Seidenzeuge, aus den Siebenziger Jahren überzogen waren, — bildeten die Einrichtung, welche eben so wenig zu weißen Wänden des Zimmers als unter sich zueinander paßten. — An den Wänden hiengen, außer dem Spiegel zwischen den beyden Fenstern, nur zwey alte Gemälde. Von jeher gewohnt, auf

den Reisen in den Wirthshäusern die Bilder, Kupferstiche und Lithographieen, als die stummen, aber oft richtigen Zeugen und Zeichen des Geschmacks, des Hasses, der Liebe, der Gesinnung und Sitten des Volkes mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten, erhob ich mich alsbald wieder, ergriff ein Licht, und besah bey seinem Scheine die beyden Gemälde. — Es waren zwey Bildnisse, ein Herr und eine Dame; das erstere unbedeutend, das letztere aber von solcher — ich kann nicht sagen Schönheit, — aber von solcher Anziehungskraft, daß ich mich gleich niedersetzte und folgende Zeilen, die ich ihrer Unmittelbarkeit wegen hier nur wiederhole, in meine Brieftasche schrieb: „Zwey Portraits, wahrscheinlich von Demarée aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das erste ein Mann von etwa vierzig Jahren in der Kleidung des Georgi Ritterordens, ein funkelnder Stahlharnisch unter weitem, blauem, bauschigtem Mantel zu gepuderten Haaren, und Spitzen an Kragen und Aermeln; große Züge, aus denen Stolz ohne Würde, Derbheit ohne geistige Kraft spricht, dem Scheine nach ein gewöhnlicher Mensch. Das andere Portrait dagegen, eine Frau darstellend, von so unendlichem Liebreitz der Gestalt und Züge, daß dadurch selbst die an sich häßliche Tracht höchst anmuthig wird. Ganz ohne Schmuck, umhüllt blos ein weißes Sommerkleid, das jedoch jetzt für einen Winteranzug zu schwer seyn würde, mit großen Schleifen von Spitzen und himmelblauem Seidenbande die Gestalt, den Kopf aber eine kleine Haube mit ein Paar steifen Spitzen, welche die Flügel derselben bilden, und das Haar ganz bedecken, die schöne Stirn aber frey lassen. Aus dieser Haube, aus diesem steifen Anzuge blickt ein Gesicht hervor, regelmäßig und doch lieblich, voll Schwermuth und doch voll Freundlichkeit, braune Augen unter den feinsten Brauen, zart geformte Wan

gen, ein sanft geschlossener Mund mit den blühendsten Lippen, den Beschauer in Zweifel lassend, ob er eine Frau oder eine Jungfrau vor sich sieht, wahrscheinlich eine Braut, vergleichbar jener schönsten Gattung von Rosen, welche den Uebergang von der weißen zur rothen Rose bilden und deren schneeigte Blätter nur von einem leisen röthlichen Schimmer angehaucht sind."

Kaum hatte ich diese Zeile niedergeschrieben, als der Wirth wider ins Zimmer trat. — Meine erste Frage war: Wenn stellen diese beyden Porträts vor? — Es ist der Graf und Gräfin von N...., erwiederte er, und fuhr auf meine weiteren Fragen fort: Dieser Ort war eine Hofmark und kam an den Grafen durch seine Gemahlin. Ich habe die Gräfin noch gekannt, sie war eine gar liebe fromme Frau, eine wahre Mutter der Armen. Sie hatte eine besondere Vorliebe für unsern Markt; obgleich ihr Gemahl Statthalter in Ingolstadt war, kam sie doch jedes Jahr auf einige Monate hierher, und als sie später kränklich wurde, wünschte sie bey uns zu sterben; sie starb auch hier, und ist in der Pfarrkirche gegenüber begraben. Sie lebte sonst gut mit ihrem Herrn, obwohl sie ihm keine Kinder brachte, und man sie nie fröhlich gesehen hat. Sonst kann ich wenig von ihr sagen, ich war noch ein Knabe, als sie starb. Unser Herr Pfarrer aber weiß mehr von ihr zu erzählen, noch mehr wüßte vielleicht der Pater Maurus, ein fast achtzigjähriger Greis, der hier lebt, und von hier gebürtig ist, und der mit ihr erzogen worden seyn soll. — Wem gehört denn jetzt diese Hofmark? fragte ich den Wirth. — Sie fiel nach dem Tode des Statthalters an dessen Verwandte, ward aber vor wenigen Jahren an einen geadelten Großhändler verkauft. Da gieng es nun freilich auf einmal ganz anders her; alles wurde neu eingerichtet, der prachtvolle Schloßgarten zerstört und in

eine kleine Wildniß umgewandelt, die sie einen englischen Park nennen, die ganze Einrichtung des Schloßes, alle Mobilien und Bilder wurden versteigert, wobey ich denn diese beyden Portraits unserer unvergeßlichen Gutsherrschaften an mich brachte. Allein nicht blos der alte Hausrath, auch das alte Vertrauen zwischen Gutsherrn und Grundholden mußte fort. Früher war jeder Unterthan, wie jeder Schrein des Schloßes, ein werthes Erbstück der Familie; wie auch die Besitzer wechselten, sie gehörten immer zu einem Hause, und achteten die Einrichtungen und Neigungen ihrer Vorfahren; bey diesen altadelichen Herren, wie streng sie auch oft waren, oder bey deren Frauen fand der Grundhold fast immer Schutz, Hilfe, Trost; es war ein ganz väterliches Verhältniß. Jetzt ist es anders; die Güter gehen wie leichte Tauschwaaren von einer Hand in die andere, und jede sucht, während der kurzen Zeit dieses Besitzes, so viel Geld heraus zu schlagen, als möglich. Da wird und bleibt sich denn alles fremd, da ist an kein Mitleid zu denken, und gerade diejenigen, welche sich aus niedern Ständen zum Reichthum aufgeschwungen, sind die ärgsten. Sie schätzen alles nur nach dem Zins, den es ihnen trägt, so auch jeden Grundholden nur nach dem Anwesen, das er besitzt und nach dem Gefäll, das er ihnen davon reicht. — Ich mußte dem Wirth Recht geben, dachte aber noch der Gräfin, und fragte ihn weiter: Ist der Pfarhof in der Nähe? — „Ja, gleich drüben, neben der Kirche." — Glaubt Ihr, daß der Herr Pfarrer noch zu sprechen? — „Ich zweifle nicht, es ist erst acht Uhr, er wird jetzt zu Nacht gespeist haben, und vielleicht mit seinem Caplan noch ein Stündchen beysammen sitzen." —

Der Wirth entfernte sich, ich sah wider auf das Bild der Frau, ich las nun in ihren Zügen noch mehr als vorher, es war mir, als ob hinter diesen schwer-

müthig freundlichen Augen eine ganze Geschichte von Lust und Leid verborgen läge, als ob mir dies Bild, wenn es reden könnte, viel Rührendes zu erzählen hätte. Ich wunderte mich über mich selbst, daß diese fremde, schon seit einem Menschenalter verstorbene Frau mich im Bilde mehr anzog, als eine lebende mich hätte anziehen können, ich schalt meine Neugier kindisch, aber sie stieg immer mehr, ich konnte ihr nicht länger widerstehen, nahm meinen Hut, und ließ mich zum Pfarrhof hinüber führen. — Ich war im Hingehn in einiger Verlegenheit, wie ich bey dem Pfarrer meine Neugier rechtfertigen, und meine Fragen über die Geschichte der Gräfin einleiten sollte. Allein diese Verlegenheit war bald gehoben, als ich in ihm einen Mann wieder fand, der sich schon früher in einer Amtssache an mich gewendet hatte, mich auch gleichfalls im Augenblick erkannte, und auf das freudigste willkommen hieß.

Nach einigen allgemeinen Wechselreden über den Zweck meiner Reise, über sein und mein Befinden, über Zeit und Wetter entfernte sich der junge Hülfsgeistliche, den ich bey ihm am Nachtisch getroffen; wir waren jetzt allein, setzten uns zusammen, und ich nahm nun keinen Anstand, ihm die eigentliche Absicht meines Besuches zu vertrauen. — Es freut mich, erwiederte er, daß das Bild jener edeln Frau, und was Sie vom Wirth über dieselbe gehört, Sie eine Geschichte ahnen ließ, die zwar nicht weniger als wunderbar oder äusserlich merkwürdig und auffallend, in ihrer Zeit fast spurlos vorüber gegangen, auch bisher nur wenigen Menschen bekannt geworden, dafür aber in Bezug auf das innere Leben zweyer schönen und reinen Seele in hohem Grade anziehend ist. Die Bildnisse zweyer Personen aus dieser Geschichte haben Sie bereits in Wirthshause kennen gelernt, doch gehört dazu noch ein drittes. Blicken Sie

hierher! — Er stand bey diesen Worten auf, ergriff ein Licht und leuchtete zu einem an der Wand hangenden Bilde hinan, welches ebenfalls in den Siebziger Jahren gemalt zu seyn schien. — Es war ein junger Mann von etwa zwey und zwanzig Jahren, in einfacher, schwarzer Kleidung, ohne äußere Standeszeichen, aber ein angeborner Seelenadel sprach aus dem ganzen Antlitz. Die hellbraunen Haare waren in kurze natürliche Locken geschlagen, das große dunkle Auge blickte mit jener stillen, freundlichen, aber unwiderstehlichen Gewalt, wie sie nur ein reines Gemüth auszuüben vermag, tief in die Seele des Beschauers hinein, der Mund schien die etwas aufgeworfenen blühenden Lippen eben zur anmuthigen Rede öffnen zu wollen; über das ganze Antlitz war die reinste Fülle körperlicher und geistiger Gesundheit, jenes innere und äussere Wohlseyn ausgegossen, dessen Anblick so wohl thut. — Wer ist dieser junge Mann? fragte ich den Pfarrer. — Es ist der hier wohnende acht und siebzig jährige Pater Maurus in seiner Jugend, antwortete der Pfarrer. — Den mir schon der Wirth genannt hat? frug ich weiter. Er soll die Gräfin in ihrer Jugend gekannt haben. — Und ist die Hauptperson in dieser Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen im Begriffe stehe, erwiederte der Pfarrer, wenn Sie mir anderes bey einem Glase alten Weins noch ein Stündchen zuhören wollen.

Der Pfarrer setzte sich nach diesen Worten wieder mit mir an den Tisch, ließ Wein bringen, und begann, während alles im Pfarrhofe still war, folgende Erzählung:

Vor einem halben Jahrhundert gehörte diese Hofmark noch den Grafen von M......, einem der ältesten Geschlechter des bayerischen Adels. Der letzte dieses Geschlechts wollte unabhängig, frey von jedem Dienste des Staates oder des Militairs, nur von seinen eigenen Ein=

künften und auf seinen ererbten Besitzungen leben, deren Werth und Umfang auch ein selbständiges, würdevolles Daseyn vollkommen sicherten. Selbst an den Hof knüpfte ihn kein anderes Band, als daß er churfürstlicher Kammerherr und Ritter des St. Georgi Ordens war; er kam nur nach München, wenn es diese Würden unausweichlich erheischten, oder wenn er seinem Landesherrn, dem vielgeliebten Churfürsten Maximilian Joseph III., an festlichen Tagen seine Glückswünsche darzubringen hatte; seine Gemahlin aber wohnte das ganze Jahr hindurch hier, wo sie der Erziehung ihrer beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, lebte. — Die Tochter war das ältere dieser Kinder und ein Mädchen von der anziehendsten Schönheit, die selbst ihr Name anzudeuten schien; sie hieß Hyazinthe, und der knospenartige Reitz ihrer Gestalt und ihres Antlitzes war ähnlich jenen Hyazinthenblumen, in deren zarten, leicht beweglichen, fast durchscheinenden Glocken Weiß und Rosenroth sich auf so anmuthige und liebliche Weise vermischen. Dabey verrieth sie schon in früher Jugend ein liebevolles, reiches und tiefes Gemüth und einen Geist, der, ohne zu glänzen, alles wahre und Gute und Schöne, was ihm dargeboten wurde, mit lebendiger Empfänglichkeit in sich aufnahm und sich zu eigen machte. Ihre Erziehung war mit Sorgfalt geleitet worden, und ihre Bildung stand in mehrfacher Hinsicht höher, als die gewöhnliche der bayerischen Fräulein damaliger Zeit. Geläufigkeit im Sprechen des Französischen, jedoch ohne nähere Kenntniß der französischen Literatur, so wie Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten hatte sie ihrer Erzieherin, einem alternden Fräulein aus einer herabgekommenen adelichen Familie, das zugleich Gesellschafterin der Mutter war zu verdanken. Im ganzen Gebiete der Oekonomie war, sie durch ihre Mutter gründlich unterrichtet; die Kennt-

niß der deutschen Sprache und in den übrigen Gegenständen hatte sie von einem Geistlichen des Ortes erhalten, Religionslehre und Religionsübung aber waren die Grundlagen ihrer Bildung. — Etwa um vier Jahre jünger als Hyazinthe war ihr Bruder Leopold, der einzige Sohn des Hauses, auf dessen zwey Augen die Hoffnung seines Fortblühens beruhte, und der unter der Leitung seines Hofmeisters Joseph Holder die gediegenste und reichhaltigste Entwickelung schöner natürlicher Anlagen versprach.

Joseph Holder war der Sohn des gräflichen Gerichtshalters, ein Jüngling von ausgezeichneten Fähigkeiten, von aufstrebendem Geiste, von dem reinsten Gemüthe, von unbefleckter Sittlichkeit und tiefer Religiosität. Der Graf hatte ihn zum dereinstigen Amtsnachfolger seines bejahrten Vaters bestimmt, und ihn in den Elementarkenntnissen gemeinschaftlich mit Hyazinthen unterrichten, dann aber am Gymnasium zu München studieren lassen. Er hatte dasselbe vollendet und befand sich bereits an Lyceum, als auch der junge Graf das Studium der alten Sprachen beginnen sollte. Leopold wurde deshalb schon als Knabe nach München geschickt, dort einer nahverwandten, hochgestellten Familie anvertraut und Holder ihm als Lehrer und Erzieher beygegeben. Der Jüngling ergriff diesen Beruf mit gleichem Ernste, wie seine eigenen Studien, und die Eltern erfreuten sich immer mit inniger Lust des körperlichen Gedeihens und der geistigen Fortschritte ihres Sohnes, wenn derselbe in jedem Herbste mit seinem treuen Mentor hieherkam, und die Ferien auf diesem heitern Landsitze zubrachte. — Graf Leopold war ein vierzehnjähriger Knabe, Joseph ein zwanzigjähriger Jüngling, als sie im Jahre 1775 die Ferien hieher führten. Sie fanden die einförmige Stille dieses ländlichen Aufenthaltes durch ein geräuschvolles Leben un-

terbrochen; eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft hatte sich hier versammelt. Mehrere Gutsherren waren aus der Nachbarschaft mit ihren Frauen und Kindern hieher geladen, um einige Tage in den Freuden der Jagd, des Spiels, der Tafel und andern Unterhaltungen zuzubringen, wohl auch in der geheimen Absicht, ihnen die Fortschritte des jungen Grafen zu zeigen. — Die Gesellschaft war gerade Nachmittags, an einem heitern Septemberabend, im Garten versammelt; die Damen in ihren schwerstoffenen, mit Spitzen reich besetzten Kleidern saßen noch in einem luftigen Gartensaale beym Koffee, die Herren mit ihren gestickten Röcken von Seide und Sammt, den kleinen Zierdegen an der Seite, spazierten zwischen den dichtbelaubten, sorgfältig zugeschornen Wänden von Buchen und Taxus oder unter den langen großen Lindengängen des Gartens auf und nieder, unterhielten sich über die bevorstehende Jagd oder belustigten sich am Anschauen der Springbrunen, deren marmorne Tritonen leuchtende Wasserstrahlen aus Muscheln hervorbliesen, und an all den Herrlichkeiten, welche noch vor zehn Jahren den Schloßgarten drüben schmückten, und damals allen Gärten der Großen und Reichen einen zwar steifen und eintönigen, aber zugleich ernsten, stillen, und großartigen Charakter gaben. Jetzt hat man daraus einen so genannten englischen Garten machen wollen, wodurch das Ganze, nachdem man die Spuren der frühern Regelmässigkeit doch nicht ganz verwischen konnte, nur den unheimlichen Charakter willkürlicher Zerstörung und Verwirrung trägt. — Der junge Graf wurde von den Eltern und Gästen mit großer Freude bewillkommt. Die ganze Gesellschaft hatte sich bald um ihn versammelt, sich theils aus wahrer, theils aus blos höflicher Theilnahme um sein Befinden, seine Beschäftigungen erkundigt und staunendes Lob über ihn ergoßen. Joseph wurde von den

Eltern mit freundlichem Wohlwollen, von den meisten Uebrigen aber als bürgerlicher Jüngling anfangs nur mit gnädiger Herablassung aufgenommen, obwohl seine Erscheinung beym ersten Blick für ihn einnehmen mußte. Wenn seine Wohlgestalt, seine edeln Züge, die jugendliche Blüthe seines Angesichts sogleich das Auge bestach, so gewann die Bescheidenheit und Seelenreinheit, die aus diesem Angesicht sprach, auch das innere, geistige Auge eines Jeden, der ihn nur einmal gesehen und gesprochen. — Ich blickte bey diesen Worten des Pfarres unwillkürlich auf das Bild an der Wand. So, dachte ich mir, müsse Joseph ausgesehen haben.

Ein Wesen, — fuhr der Pfarrer fort, — fühlte sich von Josephs Anblick seltsam überrascht, nämlich Hyazinthe. Sie hatte ihn seit den vorigen Herbstferien nicht mehr gesehen, er war indeß zum vollkommenen Jüngling erblüht. Nicht minder überraschte aber auch ihn die Erscheinung der jungen Gräfin. Das Mädchen hatte sich indeß zur reifen Jungfrau entwickelt; im verflossenen Jahre fast noch wie ein Kind betrachtet und behandelt, saß sie jetzt im Kreise der erwachsenen Frauen, zwar noch mit bescheidenem Schweigen, aber schon mit würdiger Haltung im Bewußtseyn ihres Geschlechtes und Standes. Beyde hatten früher gemeinsamen Unterricht genossen, und noch im vorigen Jahre die Spiele und Belustigungen des jungen Grafen, so wie alle ländlichen Vergnügungen in unbefangener Fröhlichkeit miteinander getheilt; nunmehr lag eine unendliche Kluft, nicht blos zwischen Damals und Jetzt, sondern auch zwischen ihnen selbst, sie waren sich fremd geworden, sie fühlten sich wechselseitig angezogen, aber es war ihnen, als ob sie sich zum erstenmale sähen. — Unter den Gästen befand sich auch ein junger Cavalier, ein naher Verwandter des Grafen, der eben von einer Reise durch das nördliche Deutschland zurückgekehrt

war. Eine solche Reise gehörte damals unter den höhern Ständen in Bayern noch zu den Seltenheiten; die Söhne des Adels wurden meist entweder nach Wien oder Paris oder nach Italien gesendet. Norddeutschland blieb ihnen, der Verschiedenheit der Religion wegen, größtentheils untersagt, eine Ausnahme machte nur Dresden, wo ein, dem bayerischen oft nahe verwandtes, katholisches Fürstenhaus herrschte, wo jedoch Hof und Land sich schroff gegenüberstanden, und weder die Bildung des einen, noch die Religion des andern sich wechselseitig durchdrangen. Daher kam es, daß unter dem bayerischen Adel damals viel Sinn für bildende Kunst und Musik, viel Kenntniß der französischen und italienischen Literatur verbreitet war, die ächte deutsche Bildung dagegen ungefähr so, wie die schönsten Blumen der heimathlichen Flur von einem Zier- und Treibhausgärtner, d. h. mit Geringschätzung behandelt oder ganz ignorirt wurden. — Eine Ausnahme von dieser einseitigen Bildung des bayerischen Adels machte der Cavalier, von dem ich eben gesprochen; es war der Graf von Törring-Guttenzell, ein in jeder Hinsicht augezeichneter Mann, von durchaus gründlicher umfassender Bildung in fast allen Zweigen des Wissens, die Poesie liebend und übend, schon damals troß seiner Jugend wegen seines uralten Adels, Reichthums und glühenden Patriotismus auch bey denjenigen seiner Standesgenossen in hohem Ansehen stehend, die seine Bildung nicht verstanden oder sie als die Grille eines Sonderlings belächelten. — Dieser Mann fühlte sich durch das in bescheidener Hülle vielsprechende Wesen des jungen Holder lebhaft angezogen, er näherte sich ihm, ein Gespräch über die deutsche Literatur anbindend. Joseph war wohl gründlich, aber in einer Schule gebildet, welche mit strenger Wachsamkeit von ihren Zöglingen alles entfernt hielt, was die Reinheit der Religion oder der Sit-

ten hätte gefährden können; er kannte zwar die ältern, unschuldigen Werke unserer Literatur, die strengen Dichtungen des großen Haller, die Satyren Rabeners ohne Galle und ohne Stachel, die Fabeln und Lieder des gottesfürchtigen Fürchtegott Gellert, die Idyllen Geßners mit ihrer idealen Natur und ihren idealen Menschen, die Gesänge des frommen Barden Sined; er war begeistert von den erhabenen Dichtungen Klopstocks, die wie ein plötzlich dem Himmel entsprungener Strom mit nie gehörten Klängen und Gedanken durch Deutschland dahinrauschten. Als aber der Graf von Törring von den großen scharfsinnigen Werken Lessings, von welchem Holder nur die Fabeln kannte, und von den so eben erschienenen Hervorbringungen eines jungen Dichters, Namens Göthe, sprach, der, alle bisher betretenen Pfade verschmähend, eine ganz neue Bahn wandle, und durch zwey seltsame, wunderbare Werke nämlich Werthers Leiden und Götz von Berlichingen die deutsche Literatur mit einem gänzlichen Umschwung bedrohe, da mußte sich Joseph gestehen, daß er in Kenntniß der vaterländischen Literatur weiter zurück sey, als er selber geahndet. — Während die beyden jungen Männer über diesen anregenden Gegenstand mit großer Lebendigkeit sprachen, hatte sich allmählich ein Theil der übrigen Gesellschaft um sie versammelt, die Damen selbst waren aufmerksam geworden, verließen die gewöhnlichen Quellen ihrer Unterhaltung, und, obwohl sie Göthen nie hatten nennen hören, so war doch ihre Neugierde durch alles, was Graf Törring von Werthers Leiden und vom Götz von Berlichingen erzählte, in so hohem Grade gespannt worden, daß die meisten den lebhaften Wunsch äußerten, diese Werke kennen zu lernen. — Mit Vergnügen entspreche ich diesem Wunsch, sagte der Graf. In Norddeutschland ist kein gebildeter Zirkel, in welchem jene Werke in diesem

Augenblick nicht gelesen oder besprochen werden; es wäre doch eine Schande, wenn in Bayern dasselbe nicht wenigstens in einem Zirkel geschähe. — Noch an dem nämlichen Abend las der Graf den Götz von Berlichingen und an den folgenden Tagen, wo die Herren nicht in den Wald zur Jagd oder die Damen in die Nachbarschaft zu Besuchen hinausgelockt wurden, Werthers Leiden vor.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Es ist von Purpur, und ist von Gold,
Und freut viel Menschenherzen,
Doch wer zu sehr sich darein verliebt,
Dem bringt es große Schmerzen.

Es lag vom dunkeln Gewölbe versteckt,
Doch siegreich ist es erstanden,
In gierigen Zügen getrunken wird
Sein Gold in allen Ländern.

Es steigert mächtig die Phantasie,
Erregt zu großen Gedanken,
Versetzt, wo sich's in Strömen ergießt,
Weit über der Erde Schranken.

Es machte, ich muß es nur eingesteh'n,
Viel mächt'ge Häupter drehen,
Sie können, bezwungen von seiner Macht,
Nicht gerade vorwärtsgehen. —

„Dein Räthsel ist heute nicht allzu schwer,
Es handelt ja wieder vom Weine?“ —
Verzeiht! es rathet so leicht sich nicht:
Nichts Irdisches ist, was ich meine.

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 6tes Stück.

Ruf an die Herzen.

Hinaus, hinaus, o fühlend Herz!
Hinaus in Gottes Nähe!
Vergiß des Winters Last und Schmerz!
Blick dankend auf zur Höhe!
Wie hoch auf den Sternen
In endlosen Fernen,
So überall
Auf Erden ertönet des Dankes Schall.

Wie groß Gott, unser Vater, ist —
Wer kann es ganz ergründen?!
Kein Menschenherz es je ermißt,
Wie gut er ist zu finden.
In einsamer Kammer,
In Jubel und Jammer,
Und überall
Auf Erden ertönet des Glaubens Schall.

Es kleidet sich in frisches Grün
Die alte Mutter Erde,
Und Millionen Blumen blühn
Durch Gottes Wort: „Es werde!“
Es schwirrt in den Lüften,
Es regt sich in Klüften,
Und überall
Auf Erden ertönet der Freude Schall.

Es eilet froh hinaus aufs Feld
Der Landmann, auszustreuen

Den Saamen — ob es Gott gefällt,
Zu geben ihm Gedeihen.
Auf Feldern, in Gründen,
Wo Leben zu finden,
Und überall
Auf Erden ertönet der Hoffnung Schall.

Es bringt des Blitzes Wunderlicht
Gedeihn für Feld und Saamen,
Und aus der Wolke rollend spricht
Der Donner Gottes Namen.
Ein heiliges Beben
Ergreifet das Leben,
Und überall
Auf Erden ertönet der Ehrfurcht Schall.

Hinaus, hinaus, o fühlend Herz!
Hinaus in Gottes Nähe!
Vergiß des Winters Last und Schmerz!
Blick betend auf zur Höhe!
Wie hoch auf den Sternen
In endlosen Fernen,
So überall
Auf Erden ertönet des Gebetes Schall.

Der Mönch und die Gräfin.

Novelle von Eduard von Schenk.

(Fortsetzung.)

Der Eindruck, den diese Werke, trefflich vorgetragen, auf die Gesellschaft hervorbrachten, war natürlich sehr verschieden; einige staunten die Neuheit derselben in Inhalt und Sache schweigend an, andere waren entzückt, andere fühlten sich durch die Derbheit des deutschen Ritters und durch die ihnen unsittlich scheinende Leidenschaft des jungen Werthers abgestoßen, alle aber waren von dieser neuen Erscheinung fast überwältigt, es war, als ob Natur und Wahrheit sich plötzlich jeder fremden Hülle

entledigt hätten, und in angeborner einfacher Schönheit unter die Menschen träten. — Auf kein Gemüth aber machten diese Vorlesungen einen tiefern Eindruck, als auf Hyazinthe und Joseph. Das bis in die kleinsten Züge vollendete Bild einer hoffnungslosen Liebe vom Moment des Entstehens bis zum sittlichen und physischen Untergang des Liebenden erweckte in diesen jungfräulichen Herzen nie gekannte Empfindungen und Vorstellungen. Sie fanden in ihren eigenen Busen die Gefühle wieder, die sie mit solcher Lebendigkeit geschildert hörten; die Liebe, welche in ihnen noch ungekannt schlummerte, ward erweckt und erkannt bey dem hellen Schimmer, womit jenes Buch sie durchleuchtete, es glich der Lampe der Psyche, deren Schein und herabträuflendes Oel in jener sinnvollen Mythe den schlafenden Amor aufschreckt. — Doch waren sie weit entfernt, ihre Neigung sich wechselseitig zu gestehen, oder auch nur durch einen Wink zu verrathen, obgleich es nicht fehlen konnte, daß bey der ungezwungeneren Sitte des Landlebens und bey dem traulichen Verhältnisse Josephs zum gräflichen Hause er und Hyazinthe sich sehr oft allein, höchstens in Gegenwart des jungen Grafen, sahen und sprachen. Niemanden fiel es auf, und Niemand fand es bedenklich, wenn Beyde zuweilen eine Stunde lang in den kühlen Bogengängen oder in den schattenden Alleen des Gartens miteinander lustwandelten, während die fremden Herren auf die Jagd gezogen waren, oder die Damen noch am Putztische verweilten. Hatten sie ja doch auch früher alle Winkel des nämlichen Gartens miteinander durchgangen und durchschlüpft. Nur ihnen selbst war der große Unterschied zwischen den Spatziergängen dieses und der vorigen Jahre bemerklich. Ehemals waren ihre Gespräche und Unterhaltungen immer nur kindlich unbefangen oder scherzhaft gewesen; jetzt unterhielten sie sich stets mit einiger

Zurückhaltung, suchten sich aber troß ihrer gegenseitigen Befangenheit immer wieder auf und der Gegenstand ihrer Gespräche war — die Liebe, zwar nicht die ihrige, jedoch die in Göthe's Roman geschilderte, und ein solch ununterbrochenes unwillkürliches Besprechen einer Leidenschaft überhaupt ist gewiß das erste und sicherste Zeichen, daß man selbst sie empfindet. — Dabey versetzten sie sich, gleich allen jungen Lesern und Leserinnen eines anziehenden Romans an die Stelle der darin geschilderten Personen, und erklärten sich wechselseitig, wie sie selbst in den Lagen derselben handeln würden. Merkwürdig war es hiebey, daß Hyazinthe Lottens Handlungsweise gegen Werther sowohl als Werthes Selbstmord, wenn auch nicht rechtfertigte., doch begreiflich und entschuldbar fand, während Joseph sich mit aller Kraft gegen ein so schmachvolles Unterliegen einer für göttliche Freyheit geschaffenen und erlösten Seele unter dem Druck einer irdischen Leidenschaft auf das entschiedenste aussprach. — Als die Jagden vorüber, jene zahlreichen Gäste hinweggezogen und die Mitglieder der gräflichen Familie wieder auf sich beschränkt waren, sahen sich zwar Joseph und Hyazinthe während des Restes der Ferienzeit noch eben so oft, aber seltner allein. Von ihrer aufkeimenden Neigung ahndete Niemand etwas, weil Niemand an die Möglichkeit derselben dachte. Wohl wurden auch in diesem engen Zirkel noch zuweilen die von dem Grafen Törring vorgelesenen Werke berührt, allein der alte Graf und dessen Gemahlin waren von dem Inhalt derselben nicht sehr erbaut, und es freute sie, als Joseph sich auch hier gegen die dem Werther zum Grunde liegenden moralischen Prinzipien laut und entschieden erklärte, und, um dem verführerischen Leidenshelden ein literarisches und sittliches Gegengewicht entgegen zu stellen, einige der schönsten Stellen aus Klopstoks Messias, dem

wahren Helden des Leidens und der Liebe, mit tiefgefühlter, ungeheuchelter Begeisterung vorlas.

Gleich nach dem Schluße der Ferien reiste Joseph mit seinem Zögling nach München zurück, und erst der darauf folgende Herbst führte ihn wieder hieher. Seine ehrerbietige Begrüßung beym ersten Wiedersehen wurde von Hyazinthen mit schweigendem Erröthen beantwortet, und er bemerkte, daß in ihr Antlitz seitdem der Ausdruck stiller Schwermuth getreten sey, deren Ursache er wohl ahndete, jedoch sich nicht zu gestehen wagte, obgleich er selbst das nämliche Gefühl, wenn auch nicht die nämliche Stimmung, theilte, denn ernste Heiterkeit war ein so fester Grundsatz seines Charakters, das jede melancholische Laune ihm fremd blieb. Er entdeckte bald, was eigentlich jene erhöhte, schwärmerische Stimmung in dem Gemüthe des Fräuleins erregt und genährt hatte. Die glänzende Gesellschaft vom vorigen Jahre versammelte sich auch dießmal wieder in dem geräumigen Schloße; der Graf und die Gräfin waren größtentheils mit ihren Gästen beschäftiget, Hyazinthe theilte diese häuslichen Pflichten und Sorgen wohl auch, aber sie konnte doch, besonders in den frühern Morgenstunden, täglich mit Joseph einige Zeit allein durch die Lindenreihen und Buchengänge des Gartens lustwandeln. Ihre Gespräche berührten die Literatur, und da konnte Hyazinthe nicht unterlassen, ihm von mehrern Büchern zu erzählen, die er kaum dem Namen nach kannte. In jener Zeit hatten nämlich Werthers Leiden, besonders im südlichen Deutschland, eine Flut von Nachahmungen hervorgerufen, unter denen Siegwart und der gute Jüngling Engelhof das meiste Glück und Aufsehen machten, und in Verbindung mit einigen rührenden Schauspielen, wodurch Göthe durch seine Stella ebenfalls das Muster gegeben hatte, die ganze Lesewelt in jene Stimmung versetzten, welche die empfind-

same genannt wurde, ein Beywort, welches damals noch kein spottendes sondern ein lobendes war, bis die Mode der Empfindsamkeit selbst, wie alles Einseitige und Uebertriebene, in ihrer eigenen Lächerlichkeit untergieng. Doch war der Einfluß jener Gattung von Literatur nicht bloß auf die damalige, sondern auch auf die folgende Zeit unberechenbar; ihre Wirkung beruhte größtentheils auf dem Kampf und Gegensatz der noch schroff ausgeschiedenen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem scheinbaren Widerspruche mit den natürlichen Zuständen der Menschheit, also auf einem von den Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte niemals gebrauchten Hebel. Vorzüglich war es der Unterschied der Stände, das Verhältniß der Fürsten und Obrigkeiten zu den Untergebenen, welches die Dichter jener Periode als eine unversiegbare Quelle von Unglück und Jammer darstellten, und so die alten, festen Dämme, welche die geselligen Verhältnisse seit einem Jahrtausend schieden und ordneten, erst durch eine Flut' von Thränen unterwühlten, bis die folgenden Jahrzehnte sie unter Blutströmen fast gänzlich zerstörten — Diese ganze Literatur des Tages war an Joseph spurlos und unbemerkt vorübergegangen. In einer strengen Schule ausschließlich beschäftigt mit dem Studium der alten Klassiker, der Geschichte und einer von positiver Religion ausgehenden und zu ihr zurückführenden Philosophie war keine Welle jener Flut von Romanen und Schauspielen in seine Studierstube gedrungen, die er schon seines jungen Zöglings wegen rein hielt, wie ein Heiligthum. Hyazinthe dagegen hatte durch eine benachbarte Freundin willkommene Gelegenheit zur Lesung der vorhin genannten, so wie auch einiger frühern englischen Romane, namentlich des Grandison, gefunden, und ihr jugendliches, ohnehin schon vom Feuer einer ersten Neigung tief ergriffenes, Gemüth entzündete sich immer mehr an jenen

Büchern, und schwelgte in überspanntem Mitgefühl bey den Leiden Mariannens und Clementinens. — Mit schwärmerischem Entzücken schilderte sie ihrem jungen Freunde den Eindruck ihrer seitherigen Lesungen und ihr Gefühl; alles andere vergessend, ergoß sie sich in die wehmüthigsten Klagen über die starre Gewalt geselliger Verhältnisse, welche gleich achtbare Stände und — gleichgestimmte Herzen wie durch Klüfte voneinander trenne, und wie nur die Liebe diese Klüfte zu überfliegen vermöge. — Joseph erschrack bey diesen Worten und bey dem Ton, der sie begleitete; er hatte einen solchen Gedanken noch kaum zu denken gewagt, allein das Wort war einmal über die Lippen der schönen Gräfin gekommen, und hatte den Brand nicht erst in sein Herz geworfen, sondern zur vollen Flamme angefacht; es war ihm, als ob ein Engel vor ihm stände, und ihm, dem armen Erdensohn, die Hand reiche zum Aufschwung in höhere Regionen. Er konnte nicht mehr widerstehn, seine Willenskraft war für einen Augenblick gebrochen, er blickte sie bebend an, und als er eine Thräne in ihrem Auge leuchten sah, da faßte er ihre Hand, allein bey dem ersten, leisen Druck derselben bebte er zurück, wie ein auf der That betretener Dieb; seine Besinnung kehrte wieder, mit ihr sein fester Entschluß, und er begann ein anderes Gespräch, eh' noch jene allgemeine Aeusserung auf sein besonderes Verhältniß zu dem Fräulein Anwendung finden konnte. Indessen kamen noch mehrere Momente dieser Art, und manche äussere Veranlassung erschwerte den Kampf und Sieg des Jünglings. — Der Graf von Törring war auch dießmal wieder hier, unterhielt sich vielfach mit Joseph, und zeichnete ihn bey jeder Gelegenheit aus, was dessen Werth nicht blos in Hyazinthens, sondern mehr noch in den Augen ihrer Aeltern sehr erhöhte.

An einem trüben Abend überraschte Graf Törring den Cirkel durch Vorlesung eines Werkes seiner eigenen Muse, nämlich der Agnes Bernauerin. Dieses Schauspiel, welches bald darauf über alle deutschen Bühnen gieng, besonders aber in Bayern auch in den kleinsten Städtchen jeden Rathhaussaal in ein Theater, alle jungen Leute in Schauspieler verwandelte, und den Zuschauern zahllose Thränen entlockte, hat doch wohl nie und nirgends einen tiefern Eindruck hervorgebracht, als auf die Gemüther Josephs und Hyazinthens. Auch hier war wieder das Mißverhältniß der Stände die Quelle des Unglücks zweyer Liebenden, zugleich aber ihrer süßesten Freuden und der innigsten Theilnahme an ihrem Geschick. Wohl hatte Graf Törring durch die weisen Lehren, die er seinem biedern Ahnherrn, dem alten Torringer, in den Mund legt, seine Standesgenossen mit Herzog Albrechts Liebesschwärmerey wieder zu versöhnen gesucht; die unbefangenen Zuhörer erkannten dieß an, für die jüngern aber, besonders für Hyazinthen, giengen jene Worte verloren, in ihrem Herzen klangen nur die Töne der, alle Verhältnisse überflügelnden Liebe des bayerischen Herzogs und der armen Bürgertochter wieder. — Demohngeachtet wäre das Gefühl, welches durch diese Aufregungen von Außen in Hyazinthen täglich mehr zum Selbsterkennen kam, vielleicht für immer in ihrer Brust verschlossen geblieben, wenn nicht ein trauriges Ereigniß ihm Muth und Sprache gegeben hätte. — Bald nach jener Lesung ward der junge Graf Leopold von den Pocken ergriffen, die plötzlich in der Umgegend ausbrachen. Angst und Schrecken bemächtigte sich nicht blos der gräflichen Familie, sondern aller Gäste bey dem Erscheinen einer Krankheit, gegen welche damals eben so wenig eine vorbeugende Schutzkraft, als irgend ein Heilmittel bekannt war. — Die Gäste stoben sogleich auseinander,

der erkrankte junge Graf ward in ein besonderes Zimmer gebracht, und Hyazinthen, welche die Blattern noch nicht gehabt, der Zutritt zu ihm, ohngeachtet ihres Widerstrebens, von den Aeltern strenge verboten; die Mutter jedoch, welche bereits in früher Jugend jene Krankheit überstanden hatte, übernahm die Pflege ihres Sohnes. Daß Joseph diese Pflege mit ihr theile, und sich dadurch zugleich der Gefahr der Ansteckung aussetze, ward ihm nicht zugemuthet, ja Hyazinthe bestand darauf, daß er, gleich ihr, von dem Kranken entfernt bleiben solle. Joseph aber ließ sich nicht abhalten, er erklärte, daß er seinen geliebten Zögling in keinem Falle verlassen werde, die Pflege desselben eine heilige Pflicht für ihn sey, und daß sein Leben in Gottes Hand stehe. Seine Bitten, seine Forderungen drangen durch; die Mutter und er warteten abwechselnd den Knaben, und blieben Tag und Nacht an seinem Lager. Als aber sein Züstand vom Arzt für hoffnungslos erklärt wurde, unterlag die ohnehin leidende Gesundheit der Gräfin dem doppeltem Kampfe mit ruhloser Sorge und mit namenlosem Schmerz; sie erkrankte; Joseph blieb allein bei Leopold, tröstete, pflegte, hob und legte ihn während aller noch übrigen Tage und Nächte ohne Scheu vor Ansteckung, bis der Knabe in seinen Armen starb. — Er mußte dann noch dem verzweifelnden Vater, selbst trostlos, die Kunde von dem Tode des einzigen Sohnes hinterbringen, zur feierlichen Bestattung desselben das Erforderliche besorgen, und sich sofort auf einige Zeit in das nahegelegene Haus seines Vaters zurückziehen, um den Hauch der tödlichen Krankheit, den er ein Paar Wochen hindurch eingeathmet, nicht noch weiter im Schloße zu verbreiten.

Acht Tage nach der Beerdigung seines geliebten Zöglings und nachdem jeder Grund zur Furcht vor Ansteckung verschwunden seyn mußte, machte Joseph wieder den ersten

schweren Gang in das Schloß hinüber. Er erkannte kaum mehr den Grafen, so hatte der Schmerz und das Hinsterben der schönsten, letzten Hoffnung seines Stammes ihn gebeugt, die Gräfin lag noch krank darnieder, Hyazinthe brach in einen Strom von Thränen aus, da sie ihn erblickte; alles, was sie seitdem erfahren und erlitten, drängte sich in einen Moment zusammen, und sie mußte alle ihre Kräfte sammeln, um sich nur aufrecht zu erhalten. — Der Graf, nachdem er sich gefaßt, dankte dem Jüngling für die liebevolle Pflege, die er seinem hingeschiedenen Sohne gewidmet, und von welcher er selbst täglich Zeuge gewesen, er erneuerte zugleich sein Versprechen, jedenfalls für Josephs Zukunft zu sorgen, ihn die Rechte an der Hochschule in Ingolstadt studiren zu lassen und ihm die Gerichtshaltersstelle seines Vaters zu sichern. Sein Bildniß, das in München nebst dem seines verewigten Zöglings gemalt worden, solle im Schloß unter den Familien-Portraits aufgehangen werden. — Noch ehe der Jüngling seinen Dank für so viel Gnade stammeln konnte, hatte sich der Graf schon entfernt, und wieder an das Krankenlager seiner Gemahlin begeben. — Hyazinthe war jetzt mit Joseph allein. Sie eilte auf ihn zu, nahm ihn bey der Hand, und dankte ihm weinend für die ihrem Bruder bewährte aufopfernde Liebe; sie setzte hinzu, daß sie ihn immer hoch geachtet habe, daß sie ihn aber jetzt bewundern müße. Er stand beschämt, sie sahen sich einen Moment schweigend an, ihr großes schönes Auge ruhte mit einem Blick, wie ihn nur die Liebe und nur die erste Liebe hat, auf dem klaren Auge, auf dem bleich gewordenen Antlitz des Jünglings. Sie beyde waren aufgeregt durch gemeinsamen Schmerz und der Schmerz ist es, der Liebende noch inniger verbindet und schneller zusammenführt, als die Freude. Doch bekämpfte Joseph noch immer sein Gefühl; als ihm aber Hyazinthe

sagte, wie sehr sie auch für ihn gebangt, wie sie immer nach ihm sich erkundigt, wie sie im äußersten Jammer über den Tod ihres Bruders doch darin Trost gefunden, daß die Gefahr wenigstens an ihm vorübergegangen, da wäre er zu ihren Füssen niedergestürzt, wenn eine solche Huldigung überhaupt in der Natur des einfachen Jünglings gelegen hätte, allein er faßte ihre Hand, und bedeckte sie mit heißen Thränen. Er fühlte sich dann sanft zu ihr hinaufgezogen, und Hyazinthe lag in seinen Armen. — Doch auch das war und blieb nur ein Augenblick. Wie von seinem Schutzengel ergriffen und emporgerissen, bebte Joseph zurück, und rief: Ewiger Gott! Was hab ich gethan? Wen wag' ich zu lieben! Wer sind Sie und wer bin ich? — Und in welchem Moment! Ihr Bruder todt! Ihre Mutter krank! Vergeben Sie, vergeßen Sie! — Mit diesen Worten stürzte er hinaus, und eilte hinüber in seine väterliche Wohnung. Dort, nach langem innern Kampfe mit dem erhebendsten Gefühl erwiederter Liebe, mit dunkeln, kaum geträumten Hoffnungen, aber auch mit Uebermacht aller äussern, seiner Liebe feindselig entgegentretenden Verhältnisse faßte er den männlichen Entschluß, auch in diesem wichtigsten Moment seines Lebens, wie immer, seinem ersten Gefühl zu folgen, und seinem Glück zu entsagen, um der Geliebten nicht unabsehbares Unglück zu bereiten. — Er sah Hyazinthen nur noch einmal, am Bette ihrer Mutter, deren Krankheit immer bedenklicher wurde. Der Tod des einzigen Sohnes hatte ihre ohnehin erschwachenden Kräfte unrettbar gebrochen; sie lebte nur noch in der Erinnerung an ihn, sie wollte, was auch ihr Gatte und der Arzt dagegen vorstellen mochten, über seine letzten Stunden von der Zeit an, wo sie ihn hatte verlassen müssen, genauen Bericht vernehmen, und ließ darum Joseph zu sich kommen. Der Graf und Hyazinthe

waren zugegen. Joseph erzählte von dem Sterben seines jungen Zöglings mit tiefer Rührung, die noch erhöht wurde durch das Gefühl seiner eigenen Lage. Nachdem er geendet, nahm er Abschied von der Gräfin, die ihn segnete, von dem Grafen, der ihn unter Thränen umarmte, von Hyazinthen, die ihm in einem Blick alles zu sagen versuchte, was sie fühlte, dachte und hoffte. — Joseph aber hatte keine andere Hoffnung und keinen andern Wunsch, als unter den ernsten Studien in Ingolstadt, wo er sich jetzt befand, seine Liebe zu vergessen. Zwar lebte er, seiner Weise nach, sehr zurückgezogen, die oft rohen Vergnügungen der Studenten waren seiner innersten, mehr auf das Contemplative gerichteten, Natur zuwider, selbst die Umgebung von Ingolstadt bot keinen Reitz dar; dagegen warf er sich mit dem größten Fleiß und Eifer in das Studium der Geschichte und Rechtwissenschaft. Jedoch gelang es ihm nicht ganz, durch die ernsten Bilder der Themis und Klio das liebliche Bild Hyazinthens auszulöschen, vielmehr wurde es immer wieder aufgefrischt durch die Nachrichten, welche ihm sein Vater über alle nur irgend erhebliche Ereignisse im gräflichen Hause, seine dankbare Theilnahme an den Geschicken desselben kennend, ununterbrochen mittheilte. — Die erste wichtige Botschaft, die er von dorther empfing, war der Tod der alten Gräfin. Der Kummer über den Verlust des Sohnes hatte ihre Lebenskraft allmählich aufgezehrt. Joseph schrieb darüber einen Brief voll tiefer Betrübniß und zugleich voll inniger Tröstung an den Grafen; Hyazinthens erwähnte er darin nur, um auf das Einzige, was dem Greise noch geblieben, aber auch auf den hohen Werth dieses Einzigen hinzudeuten. — Bald darauf erhielt Joseph die Kunde, daß der neu ernannte Statthalter von Ingolstadt, der Graf von N. hier auf dem Schloße angekommen sey, und einige Tage daselbst ver-

weilen werde. Die vermuthliche Absicht dieses Besuches war im Briefe angedeutet, der Erfolg aber wegen der doppelten tiefen Trauer im gräflichen Hause noch nicht bekannt geworden, alles jedoch darauf gefaßt, daß Hyazinthe, nun eine der reichsten Erbinnen in Bayern, bald ihr Trauergewand mit dem Hochzeitkleide vertauschen werde. — Joseph erkannte bey dieser Nachricht die ganze Stärke seiner Liebe; sie überraschte ihn nicht, aber sie schlug ihn nieder, und trotz aller seiner mannhaften Vorsätze und vermeinten Siege, fühlte er sich höchst unglücklich, ja wie vernichtet, als nach ein Paar Wochen der Statthalter seinen Einzug in Ingolstadt hielt, als er den Mann sah, dem Hyazinthe bestimmt schien, und als er in diesem Manne, ohngeachtet alles ihn umgebenden Pompes von Rossen und Wagen, von Prachtkleidern und Orden, von Begleitern und Dienern, nur einen ganz gewöhnlichen Menschen zu erblicken glaubte. — Das muß er auch wirklich gewesen seyn, — fiel ich dem Pfarrer in die Rede, — oder seine Physionomie im Bilde müßte ein umgekehrter Heuchler seyn, der unter gemeiner Hülle Ungewöhnliches verbirgt. — Ein aussergewöhnlicher Mensch, — fuhr der Pfarer fort — war nun freylich der Statthalter nicht, aber auch kein gemeiner. Ohne hohem Geist, aber voll gesunden Verstandes, kein Feldherr, aber ein tapferer, seinem Fürsten treu ergebener Soldat, ohne Bildung, aber nicht ohne Würde, oft rauh und im Zorn aufbrausend, aber von Grund aus gutmüthig, mit allen Vorurtheilen seines Standes behaftet, aber auch mit mehrern Vorzügen desselben geschmückt, ohne Sinn für feinere Empfindung, aber stets fröhlicher Laune, trat er als ein Mann auf, der zwar, ohne seine hohe Geburt und Stellung, nicht sehr bemerkt worden wäre, aber mit denselben für eine der ersten Parthien des Landes galt. — Der Graf machte sehr häufig kleine Reisen von In=

golstadt nach dem Wohnsitz Hyazinthens, und Joseph sah in ihm schon, mit entschiedener Resignation, den erklärten Bräutigam derselben, als ihm plötzlich durch seinen Vater ein Brief zukam, den diesem eine alte Beschließerin des gräflichen Hauses unter dem Vorwande, daß er nur zurückgelassene Effekten betreffe, jedoch mit wichtig thuender Anempfehlung der größten Verschwiegenheit und Sorgfalt, für Joseph übergeben hatte. — Die Züge der Aufschrift des Briefes waren Joseph unbekannt; aber welch ein Gefühl durchbebte ihn, als er ihn eröffnete und Hyazinthens Hand erkannte! Wie steigerte sich dieß Gefühl, als er, seinen Augen kaum trauend, den Inhalt las! — Hyazinthe schrieb ihm, daß sie jenen Augenblick, in welchen sie beyde, von wechselseitiger, lang gehegter und geahndeter Liebe überwältigt, einander in die Arme gesunken, als den entscheidensten ihres Lebens ansehe; daß sie ihm damals im Innersten unverbrüchliche Treue gelobt, und diese jetzt zu erproben im Begriffe stehe; daß der Statthalter bereits förmlich um ihre Hand geworben, und ihr Vater sie ihm gerne zugesagt, daß sie selbst aber bisher noch eine nur ausweichende Antwort gegeben, jedoch ein entschiedenes Nein zu sprechen, dem Vater ihre Liebe zu entdecken, und ihn um den höchsten Beweis seiner Zärtlichkeit, um seine Einwilligung zu einem dereinstigen Ehebündniß mit Joseph anzuflehen bereit sey, sobald dieser seine Zustimmung hiezu erklärt habe; wie aber auch sein Ausspruch falle, die Gattin des Grafen könne und werde sie niemals werden. — Den Inhalt dieser mit dem glühendsten Ausdruck leidenschaftlicher Liebe niedergeschriebenen Zeilen konnte Joseph kaum fassen und tragen. Es ward ihm zu enge zwischen den Wänden seiner stillen Kammer, in den Mauern der Stadt, hinter den dumpfen Bollwerken der Festung; er mußte hinaus in die freye Natur, auf die offene Flur, unter den wei-

ten Himmel. — Als er zum Thor hinausstürmte, sprengte eben der Statthalter herein, zurückkehrend von einem Spazierritt, umgeben von einem glänzenden Gefolge. Joseph sah ihn an, und Selbstgefühl hob seine Brust bey dem Gedanken, daß ihm in seiner Armuth und Unscheinbarkeit das schönste, edelste Fräulein des Landes den Vorzug gebe vor dem vornehmen Ritter, mit all seinem Prunke. Dieß Selbstgefühl wurde zum verachtenden Stolz, als der Graf keinen Blick auf ihn herabwarf, und den beglückten Nebenbuhler in seiner Nähe kaum zu bemerken schien. — Aber wie ganz anders ward ihm, als er draußen war, fern vom Qualm und aller Eitelkeit der Stadt, einsam am Strande der mächtig rauschenden Donau, deren flüchtige und doch stets sich erneuernde Wellen ihm die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge und zugleich die Ewigkeit der menschlichen Bestimmung in Erinnerung brachte, allein mit Gott unter Gottes freiem Himmel. Sein jetziger Kampf mit sich selbst war der heftigste, aber auch der kürzeste. Er warf sich auf einer Anhöhe am Ufer nieder, weinte und betete laut und innig. Mit erhöhter Kraft stand er auf, eilte nach Hause und beantwortete Hyazinthens Brief noch in der Nacht des nämlichen Tages. — Er schilderte ihr vorerst auch seine glühende Liebe, und wie überschwänglich ihn das Bewußtseyn erhebe, von ihr geliebt zu werden. Auch er halte jenen Moment ihrer ersten Umarmung für einen der entscheidendsten seines Lebens, denn für ihn sey es zugleich die letzte. Wie mächtig auch seine Leidenschaft sey, so erkenne er doch eine höhere Macht, die der Pflicht und des Gewissens. Diese aber gebiete ihm, Hyazinthen für immer zu entsagen. Der hohe Adel ihrer Geburt und die Bürgerlichkeit seiner Herkunft, ihr Reichthum und seine Armuth hätten eine unüberschreitbare Kluft zwischen sie geworfen; könne auch die Liebe sie

überspringen, so würde doch bald die Reue nachhinken, denn nie werde ihr Vater, nie nach dem Tode desselben ihre zahlreiche und glänzende Verwandtschaft in eine solche Mißheirath willigen; sie werde aus dem Kreise derselben verstossen, er mit höhnischer Kälte, wenn nicht mit offener Verachtung zurückgewiesen werden. Seine Liebe zu ihr verbiete ihm, sie aus solcher Fülle des Glanzes und des Glückes in seine niedere, dürftige Sphäre herabzuziehen, so wie sein eigenes Selbstgefühl ihm verbiete, sich irgend einer Kränkung oder einem entehrenden Argwohn auszusetzen, und das ungeheure Opfer ihres Namens, ihres Vermögens, ihrer Stellung, des mangelnden Vatersegens und einer zürnenden Verwandtschaft anzunehmen, wenn er es nicht durch gleiche Opfer aufzuwiegen vermöge. Er beschwöre sie daher, dem Statthalter ihre Hand zu reichen. Um ihr jedoch zu beweisen, daß nur Pflicht und Liebe gegen sie ihn zu dieser Erklärung bestimme, werde er alsbald einen Beruf ergreifen, der einen Verzicht auf jedes andere Glück der Liebe in sich schließe. — Er sendete diesen Brief auf sicherm, verborgenem Wege an Hyazinthen, und gieng alsdann zum Rektor, um sich als Theolog einschreiben zu lassen, wozu er auch die Einwilligung seines Vaters und des alten Grafen erbat und erhielt. Er that diesen entscheidenden Schritt um so fester und schneller, da derselbe keinen Rückschritt mehr zuließ. — Allein auch das schien ihm bald darauf noch nicht genug, weder für sich noch für Hyazinthen. Er hatte seine eigenes Leben der schönsten Blüthen, er hatte die Welt der höchsten irdischen Freuden beraubt, die sie ihm bieten konnte; diese Welt erschien ihm jetzt wie ein todter Leichnam, ihr Getümmel ängstete ihn und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der tiefsten Einsamkeit und Zurückgezogenhet so wie nach andern höhern Freuden, die er ahndete, ergriff sein Innerstes. Dazu kam noch Hyazinthens Antwort auf seinen Brief, die nur der Ausdruck einer an allem Erdenglück verzweifelnden Seele war, und wieder mit der Betheurung schloß, daß, wenn sie nicht Josephs Gattin werden könne, sie auch die keines andern Mannes werden wolle, daß sie ihn jedoch für sie nicht verloren gebe, so lange sein Bund mit der Kirche noch nicht unauflöslich geworden. — Da faßte Joseph den letzten Entschluß; er trat als Noviz in das unweit Ingolstadt am Felsengestade der Donau, still wie ein Einsiedler, gelegene Benediktiner-Kloster — Weltenburg. —

(Schluß folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 7tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Post-Stationen des Lebens.

Gemälde nach Langbein.

Das Leben eine Reise, — und zwar mit Extrapost? — Wunderlich! Und doch ist an dem Dinge viel Wahres. — Geht's nicht so rasch dahin, das blumen- und dornenreiche Leben, wie die lachenden Auen und öden Steppen, die an dem schnell geführten Wagen der Extrapost gleichsam vorüberzufliegen scheinen? — Und die Poststationen des Lebens, sind sie sich alle gleich? — Nein! wahrhaftig nicht, so wenig als die in den Preußischen Staaten. — Und das Schlimmste dabey ist, daß da keine Königlichen und Fürstlichen Edikte im Stande sind, dem Uebel abzuhelfen, ja, daß selbst Könige und Fürsten, nolens — volens, diese Lebens-Poststationen mitmachen müssen; denn auf diesen Postfahrten geht's Alles nach dem Mandate der Allerhöchsten Majestät des Königs

aller Könige. Das ist aber auch gar ein mächtiger Monarch und weiser, guter Herr; es muß also doch auch wohl gut seyn, daß er die Poststationen nicht alle über einen Kamm geschoren hat. — Doch, damit wir uns nicht allzulange beym Präludiren aufhalten, wollen wir gleich zur ersten Lebens=Poststation übergehen. — Diese beginnen wir im Arme der Mutter, die freundlich und liebevoll auf den Säugling herabsieht, — an der Hand des Vaters, der den munteren Knaben, das liebliche Mädchen, sorgsam leitend, einführt in's rosige Leben der Kindheit. Da schlummern noch die schwarzen Sorgen, die wie das Gefolge der Nacht, die Lebensreise oft uns verbittern. Jegliches Blümchen, wo es eben uns aufblüht, pflücken wir freudig, und haschen mit kindischer Begier nach ihnen. Wenn dann auch ein Dorn einmal Hand oder Fuß verwundet, — schnell heilt sich wieder die leichte Wunde; denn sorgende, liebevolle Aeltern gießen Balsam hinein. — Gold'nes Paradies unserer Kindheit, köstlichste der Lebensstationen, — ach, nur zu schnell bist du durcheilt!

Nun kommen frische Pferde vor den Wagen, muthiger noch und kräftiger, als die ersten waren. Und das thut der große Posthalter mit weiser Absicht. Feuer und und Jugendkraft glühen in dem Busen des Jünglings und der Jungfrau; — es ist die Zeit der schönsten Entwickelung, der sich in einen Mittelpunkt concentrirenden Ausbildung des Charakters und der Lebensordnung. Aber so muthig auch die Pferde dieser zweyten Station sind, so leicht würde doch ihre Kraft erlahmen, wenn nicht Gott Amor die Zügeln lenkte. Aber das ist auch ein schalkhafter und oft tükischer Postillon und macht nicht selten das alte Vorspann wild und verwirrt, — so daß die Zügel und Leinen zerreissen, und der schöne Wagen oft so lange im Schmutz sitzen bleibt, bis es

ihm gefällt, uns wieder herauszuziehen, und weiter bringen zu lassen. — Doch Wechsel ist die Blüthe des Lebens. Wir kommen zur dritten Station.

Neuer Vorspann! neues Geschirr! aber da muß der Reisende auch auf seiner Hut seyn, daß der Postillon der Liebe die Pferde nicht zu scharf anstrengt, sie gut füttert, und für gehörige Erhaltung des Geschirrs sorgt. Denn sonst ist die dritte Poststation sehr beschwerlich, und macht uns oft viel zu schaffen. Die Wege, so blumenreich und angenehm sie uns meist am Anfang erscheinen, werden doch oft holprig und schlecht, und nicht immer führt eine wohl erhaltene Chausee zum erwünschten Ziele. Der schöne Wagen wird je mehr und mehr belastet, — eine treue Ehehälfte sitzt an unserer Seite, — auch Knaben und Mädchen werden mit der Zeit eingeladen, — Amor macht sich aus dem Staube, und läßt nur den Hymen zurück, der mit seiner Fackel den Eheleuten vorleuchten soll, oft nur mit einem spärlichem Lichte.

Die Extrapost geht langsamer, — es muß bedächtig gefahren werden, damit der Wagen nicht umfalle, oder ein Rad zerbrochen werde. —

So kommt man zur vierten Station. Der schöne Wagen ist nun schon altmodisch geworden, und die junge Welt hat sich längst einen neuen angeschafft. Da die letzte Poststation nicht so stark frequentirt wird, so sind auch die Postpferde nicht so oft ausrangirt und durch neue ersetzt worden. Die alten Klepper gehn langsam und im bedächtigen Schritte, und ziehen die alte Extrapost-Kalesche nur langsam nach. Mit schneeweißen Haaren sitzen die Alten im Wagen, und sehen nur dann und wann noch einmal durch das Hinterglas der Kutsche zurück in das schöne Land der Vergangenheit. — Ihr

Blick ist in die Zukunft gerichtet; die Hoffnung nur auf den ewigen Frühling, der, wie der irdische, den Schmetterling aus der Puppe zaubert, — auch uns vergnügt und erquickt sie noch.

Am Ende der letzten Lebensstation wird dann auch noch der Postillon gewechselt. Ein gar wunderlicher, dürrer Kleppermensch, in schwarzer Uniform, sitzt auf dem Kutschbocke, und peitscht die abgemagerten Pferde, die über Stock und Stein mit schwerfälligem Tritt dahin traben.

Doch der unerbetene Gast, — Freund Postillon mit schwarzer Uniform, — ist nicht einmal so delikat, zu warten, bis wir zur letzten Lebensstation gekommen sind, — nein! auch früher oft setzt er sich unaufgefordert auf den Kutschbock, und macht die erste, zweyte und dritte Station schon zur letzten.

Alles Sträuben ist vergebens. Knaben und Mädchen, Jüngling und Jungfrau, Mann und Frau, Greis und Matrone, alle fährt er, und bringt sie zum bestimmten Ziele. Doch so grämlich er auch aussieht, — so gut hat er's doch im Sinne. Das stäte Reisen macht den Wanderer müde, — er sehnt sich nach Erholung und Ruhe; wie einst Charon müde Wanderer über den Styx ins Elysium schiffte: so schafft Freund Postillon uns in das Land der ewigen Ruhe, und der dürre Klappermann wandelt in der letzten Todesstunde sich um zum Seraph des Lichtes, der als lächelnder Bote ewigen Friedens uns in die selige Heimath führt.

Dt. Eylau im Novbr.

Julius Ehrhart.

Der Mönch und die Gräfin.

Novelle von Eduard von Schenk.

(Schluß.)

So hatten sich die Verhältnisse gestaltet, als der Graf von Törring den alten Grafen besuchte. Er war seit dem Tode Leopolds nicht mehr in diesem Hause der Trauer gewesen. Er erfuhr dort die Werbung des Statthalters und Hyazinthens ausweichende Antwort; er konnte sich den Grund dieser Weigerung nicht vorstellen. Er sprach darüber mit ihr in einer vertraulichen Stunde, da sie mit einander allein einen Gang durch den Garten machten. Sie hatte das größte Vertrauen zu dem Grafen, als einem nahen Verwandten ihres Hauses, als einem Manne, dessen Geist über alle Vorurtheile erhaben war, dessen tief empfindendes Gemüth sich in seinen Schriften wiederspiegelte. Sie befand sich mit ihm auf derselben Stelle des Gartens, wo Josephs Hand zum erstenmale in der ihrigen gebebt. Diese Erinnerung überwältigte sie, unter Thränen gestand sie dem Grafen ihre Liebe zu dem Sohne des Gerichtshalters, legte ihm dann ihre und seine Briefe vor. Die letztern bestärkten nicht nur des Grafen Hochachtung für Joseph, sie erweckten in ihm die innigste Bewunderung für seinen Charakter. Allein jede seiner Zeilen war eine Waffe gegen Hyazinthens Weigerung, der Graf brauchte bloß die Gedanken Josephs näher zu entwickeln und aus dem Schatze seiner Erfahrungen zu bekräftigen. Er zeigte sich zuerst als mitfühlender Freund, dann aber als Verwandter des alten Hauses, als Staats- und Weltmann, der alle Verhältnisse überschaute. Selbst Dichter, zeigte er ihr zugleich, wie wenig die Grundsätze, die sie aus Romanen geschöpft, Halt und Anwendung hätten für das Leben. Seine Vor-

stellungen wirkten; Hyazinthe hatte bisher die Sache immer nur mit sich selbst, noch nie mit einem Dritten unbefangen besprochen, ihre schwärmerische Leidenschaft erschrack und erblaßte vor dem ihr mit Ernst und Milde vorgehaltenen Spiegel der Vernunft und der kindlichen Pflicht. Die Fäden des damaligen geselligen Lebens waren fest und streng gezogen; Hyazinthe sah sich von ihnen eng umsponnen, sie sah die Unmöglichkeit, dieses Netz zu zerreissen und den ihr entsagenden, schon einer andern höheren Braut, der Kirche, angehörenden Geliebten jemals zu besitzen, und so erklärte sie denn endlich, zum großen Troste ihres alten Vaters, daß sie dem Statthalter ihre Hand zu reichen bereit sey. — Nach beendigter Trauerzeit ward die Vermählung vollzogen, ohne Prunk und nur im Kreise der nächsten Verwandten und Freunde, wie es die Braut unter dem Vorwande der Todesfälle, die ihr Haus in so kurzer Zeit erlitten, gewünscht hatte. — Die neuen Ehegatten sollten gleich darauf nach Ingolstadt abreisen, allein der alte Graf konnte sich nicht so rasch von seiner Tochter trennen; er hielt die Neuvermählten noch einige Zeit bei sich zurück, ließ von München den damals berühmtesten Portraitmaler kommen und durch denselben die Bildnisse Hyazinthens und ihres Gemahls verfertigen. Diese Bilder schmückten lange den großen Saal des Schloßes, bis sie nach einem halben Jahrhundert in das Wirthshaus hinüberwanderten, wo Sie, mein Herr, dieselben gesehen. — Glänzend war der Einzug der jungen, schönen Statthalterin in Ingolstadt, Feste folgten dort auf Feste, aber in Mitte dieses Schimmers und Geräusches dachte ihr Herz nur an Joseph. Ein schmerzlich süßes Gefühl lag für sie in dem Gedanken, daß auch er erst vor Kurzem durch diese Straße gewandelt; sie erkundigte sich nach ihm, als dem Sohne ihres Gerichtshalters, bei dem Rektor

der Universität, und ihr Herz schlug stärker bei allem Lobe, das ihm gespendet wurde; sie ließ sich das Haus zeigen, wo er gewohnt, sie wäre gerne hineingegangen, und hätte auch sein stilles Kämmerlein besucht, doch durfte sie einen solchen Schritt nicht wagen. — Wenn sie aber auf den hohen Basteien an der Donau lustwandelte, schwärmte sie in der Idee, daß diese Wellen auch an Weltenburg vorbeirauschten, und auch von ihm in seiner einsamen Zelle, — vielleicht in Gedanken an sie, — gehört und begrüßt würden. — Mit diesen Erinnerungen und Phantasieen beschäftigt, ohne Freude und ohne Antheil an andern Freuden und Leiden, lebte sie einige Jahre hindurch an der Seite eines Gemahls, den sie nicht lieben konnte, aber in mancher Beziehung achten mußte, und vor dem sie ihren Gram zu verbergen vergebens bemüht war. Sie zog sich immer mehr in sich selbst zurück und ihre liebsten Erholungen waren Besuche bei ihrem alten Vater, wo sie stets die Zimmer bewohnte, die sie als unvermählt inne gehabt hatte, und wo jede Stelle, jeder Baum des Gartens sie an Joseph erinnerte.

Um sie zu erheitern, schlug ihr Gemahl in einer schönen Sommerwoche ihr vor, eine Lustfahrt auf der Donau bis Weltenburg und Kehlheim zu machen, und vor dort aus wieder zu Lande nach Ingolstadt zurückzukehren. Sie erschrak bei diesem Vorschlag, doch hatte sie keinen Vorwand zur Weigerung, und eine tiefe Sehnsucht trieb sie unwiderstehlich nach dem Orte, wo der Mann ihrer ersten und einzigen Liebe, obgleich auf ewig, fur sie verloren, jetzt weilte. Sie machten die Donaufahrt an einem heitern Tage auf einem zierlich ausgeschmückten Schiffe in Begleitung mehrerer Freunde und Diener. Heftiger schlug das Herz der Gräfin, als sie auf einmal das Kloster Weltenburg im Schoose der hoch und schweigend aus dem Strome sich erhebenden Felsen

erblickte. Behend stieg sie aus, als man dort landete, und der Prälat des Klosters am Ufer die vornehmen, ihm angekündigten Gäste empfing. Er führte sie alsdann in die Kirche, in den Garten und zur Mittagszeit in die Prälatur, wo ein Mahl ihrer harrte. Joseph war nirgends zu sehen, und die Gräfin hatte nicht den Muth, nach ihm zu fragen, ihr Herz war wie gepresst; auch wagte sie kaum zu athmen, da der Prälat selbst mit ihr von Joseph, als einem Schützling ihres Vaters, zu reden begann, und die Tugenden, den Eifer, die Frömmigkeit und Wissenschaft dieses jungen Conventualen nicht genug rühmen konnte, der vor ein paar Jahren seine feierlichen Gelübde abgelegt, dabei den Namen Maurus angenommen, und vor wenigen Monaten, zum Priester geweiht, seine erste Messe gelesen hatte. — Nach dem Mahl hatte der Statthalter noch einiges mit dem Prälaten zu sprechen; die Gräfin aber fühlte den Drang, ihr Herz vor dem ewigen Herzenskundigen auszuschütten, und den Gott des Friedens um Frieden zu bitten für ihr heftig durchstürmtes Gemüth. Sie gieng noch einmal, allein, in die Kirche. Dieser prächtige Tempel, den Asams Kunst ein halbes Jahrhundert vorher mit Marmor, Stucco, Fresken und einer fast magischen, durch sonnengelbe Fenster hereinfallenden Beleuchtung verschwenderisch ausgestattet, ließ die tief bewegte Gräfin nicht zum ruhigen Gebete kommen; sie schwankte zum Choraltar. An den Stufen desselben kniete ein Mönch, in so tiefer Betrachtung versunken, daß er nichts um sich zu bemerken schien. Erst als das Kleid der Gräfin, von schwerem Seidenstoff, dicht hinter ihm rauschte, ward er aufgeschreckt aus seinem Gebet, er raffte sich plötzlich empor und blickte um. Es war Joseph, es war der Pater Maurus, der nun auf einmal vor Hyazinthen, vor der Statthalterin von Ingolstadt stand.

Sie drohte bey diesem Anblick umzusinken, sie mußte sich in einen Kirchenstuhl niederlassen; der junge Mönch stand noch immer vor ihr. Nachdem sie sich etwas erholt, konnte sie nur zu ihm sagen: So sehen wir uns wider! — Wir sehen uns wider, versetzte er, vor den Augen des Allerheiligsten; wir können es mit Freudigkeit und Ruhe, wir haben unser Gewissen nicht befleckt. — Freude? Ruhe, erwiederte Hyazinthe; die mögen in Ihrer Zelle wohnen, nicht im Innern der Statthalterin. Ich bin unglücklich, nicht durch meinen Gemahl, sondern durch mein eigenes Herz. Doch, weh' mir! jedes weitere Wort hierüber, jeder Gedanke, den ich verfolge, ist ein doppelter Frevel. Ich kann nur schweigen und leiden, bis es endet. — Joseph durchschaute bei diesen Worten, diesem Ton, diesem Blick ihr Innerstes, trat ihr näher, und sagte mit leiser, aber feyerlicher Stimme; Hören Sie mich nur einen Augenblick an! — Heute Morgen las ich in einem Kirchenvater eine Geschichte aus den ersten Zeiten des Christenthums. Eine römische Frau, entsproßen aus patrizischem Geschlechte, hatte in ihrer Jugend einen Freygelassenen geliebt; später ward sie von ihren Eltern mit einem römischen Senator vermählt; doch in ihrem Herzen blieb noch die Neigung zu dem ersten Geliebten, und sie fühlte sich sehr unglücklich, und konnte troß alles Betens nicht Ruhe finden. Da sagte ihr eines Tages ein Priester, dem sie sich anvertraut: Mit Beten und Fasten allein ist's nicht gethan; nur in den Gedanken ringend mit deiner irdischen Liebe, denkst du stets an sie, und pflegest sie dadurch noch mehr. Bekämpfe sie durch Werke, und du wirst sie überwinden. Werde eine Wohlthäterin der Armen, Pflegerin der Kranken, Trösterin der Bedrängten, Mutter der Weisen, — und du wirst Glück und Ruhe wieder finden. — Die römische Frau befolgte den Rath des Priesters, und vergaß ihre sündige Liebe, und fand Glück und Ruhe

wieder. — Kaum hatte Pater Maurus geendet, so trat der Statthalter mit dem Prälaten in die Kirche. Der Mönch entfernte sich bey ihrem Eintritte schnell durch den Chor, und eilte zurück in seine Zelle. Die Gräfin aber war wunderbar ergriffen von seinen Worten, sie fühlte sich gestärkt, ermuthigt, gehoben. — Sie verließ mit ihrem Gemahl das Kloster, und setzte ihre Fahrt von Weltenburg nach Kehlheim fort; da kamen ihr die steilen Felsen, zwischen deren hohen Wänden sich die mächtige Donau hindurchzwängt, wie eben so viel ewige Kanzeln vor, von denen Engel ihr die Worte Josephs mit himmlischen Stimmen wiederholten. — Von diesem Tag an war sie wie verwandelt; statt freudlos ihre Tage in unthätiger, theilnahmloser Melancholie hinzuschmachten, begann sie ein thätiges Leben, reich an Werken der Liebe. Sie ward alsbald nicht blos eine Wohlthäterin, sondern eine wahre Mutter der Armen und Kranken, sowohl in Ingolstadt als hier, wo sie auch nach dem bald darauf erfolgten Tode ihres Vaters den größten Theil des Sommers zubrachte. — Ihre Ehe blieb kinderlos, aber alle Kinder dieses Ortes waren die ihrigen; sie gründete treffliche Schulen, sie unterrichtete im Schloße selbst die Mädchen in allen weiblichen Handarbeiten; sie stiftete ein Spital, besuchte dort oft die Kranken und Gebrechlichen, und pflegte und tröstete sie. Alles das trug sie aber nicht zur Schau, dünkte sich auch nicht besser und frömmer, als andere, suchte zwar die Zerstreuungen der Welt noch immer nicht auf, bewegte sich aber in geselligen Kreisen mit Heiterkeit und Anmuth; verschwunden blieben ihr zwar für immer Scherz und Fröhlichkeit, aber auch die Traurigkeit, sie war ruhig und fühlte sich glücklich. — Und dieses Leben setzte sie viele Jahre hindurch fort; nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich ganz hieher zurück, um ausschließlich den Werken christlicher Liebe zu leben,

bis sie starb, tief betrauert von allen Bewohnern der Hofmark. Und noch lebt ihr Andenken unter uns; — obgleich schon zwanzig Jahre seit ihrem Tode verflossen, ist ihr Grabstein in der Kirche noch stets umgeben von Gläubigen, die der Verstorbenen durch Gebet danken wollen für alle Wohlthaten, die sie von der Lebenden empfangen, obwohl sie, ein hienieden schon geläuterter, jetzt gewiß seliger Geist unserer Gebete nicht mehr bedarf. —

Der Pfarrer schwieg. Nach einer Pause fragte ich ihn: Und Joseph? Haben Sie mir von ihm nichts mehr zu erzählen? — Auch Pater Maurus, fuhr der Pfarrer fort, mußte bald aus dem beschaulichen in ein äußerlich thätiges Leben übertreten. Seinen Vorgesetzten entgieng nicht die männliche Reife und Festigkeit seines Charakters und seine Frömmigkeit. Seine Milde und wissenschaftliche Bildung kannten sie schon lange. Er ward Expositus auf einer der Pfarreyen des Klosters; dort befand er sich noch, als bald nach dem Eintritt des neuen Jahrhunderts alle Klöster Bayerns, mit ihnen auch Weltenburg, nach fast eilfhundertjähriger Dauer, aufgehoben wurden. Tief betrauerte Maurus dieses Ereigniß, vor allem der Kirche und der Wissenschaft willen, dann aber auch um seiner selbst willen; denn es war ihm immer ein beseligender Gedanke, einst den Abend seiner Tage in Abgeschiedenheit zuzubringen und in stiller klösterliche Zelle ganz seinem Heile und den Wissenschaften zu leben. Doch gewährte es ihm einigen Trost, daß er nach der Säkularisation zum Pfarrrr der Gemeinde ernannt wurde, deren Seelsorger er bisher gewesen. Er befand sich im rüstigsten Mannesalter; mit rastlosem Eifer und unerschütterlicher Kraft wirkte er dort fort für religiöse und sittliche Bildung, für Kirche und Schule, von seinen Pfarrkindern verehrt wie ein Heiliger, von seinen Mitbrüdern

immer geliebt und oft besucht, in der Nähe und Ferne, mündlich und schriftlich, Trost, Rath und Segen spendend. Die Gräfin sah er nicht mehr wieder; sie schrieben sich auch nicht, selbst dann nicht, nachdem die Gräfin Wittwe und er Pfarrer geworden. Erst vom Sterbebette aus sandte sie ihm einen schon vorher verfaßten Brief als letztes Vermächtniß. Was er enthielt, hat Niemand erfahren. Vielleicht stand sein Inhalt im Zusammenhang mit dem Schritt, denn er später that; denn einige Jahre nach dem Tode der Gräfin, als er seine Kraft nachlassen, und die Gebrechen des Alters herannahen fühlte, entsagte er seiner Pfarrey, verließ seine Gemeinde, ohne etwas anderes mitzunehmen, als ihr dankbares Andenken, und zog hieher, wo er mit freudiger Rührung aufgenommen wurde. Hier wirkt er, — so weit es sein Alter gestattet, — noch thätig fort zum Heile der Seelen, theilt seine Klosterpension mit den Armen und Kranken, und pflegt besonders die von der Gräfin gestifteten Anstalten. Doch spricht er fast nie mehr von ihr und dann nur weniges mit der größten Achtung und Ehrerbietung. Ich kenne ihn schon seit fünfzehn Jahren, und habe immer theils unter ihm, theils neben ihm gewirkt; allein seine frühere Geschichte, die ich Ihnen so eben erzählte, habe ich nicht von ihm selbst, sondern größtentheils von Vertrauten der Gräfin erfahren.

Es ist wohl nicht möglich, ihn zu sehen, zu sprechen, näher kennen zu lernen? fragte ich voll verzeihlicher Neugierde. — „Ihn zu sprechen, wird sehr schwer halten, wenn Sie nicht ein wichtiges Geschäft zu ihm führt; denn er lebt sehr zurückgezogen, vermeidet alle, nicht durchaus nothwendigen Besuche, und widmet alle Zeit, die ihm die Werke der Barmherzigkeit noch übrig lassen, dem Gebet, der Betrachtung und dem Studium. Aber sehen können Sie ihn, wenn Sie morgen früh sechs Uhr sich in unsere Kirche

bemühen wollen; er liest dort täglich um diese Stunde die Messe — nicht weit vom Grabe der Satthalterin."
— Ich werde nicht fehlen, versetzte ich; ich bin begierig, ob ich in dem Antlitz des Jubelkreises noch einige Züge aus dem Bilde dieses schönen Jünglings finden kann. Doch — erlauben Sie mir noch die letzte Frage, — wie kam dieß Bildniß in Ihre Hände?

Auf die sonderbarste Weise, antwortete der Pfarrer, die zugleich ein neuer Beweis ist, von den versteckten Tiefen des weiblichen Gemüths. — Als längere Zeit nach dem Tode der Gräfin diese Hofmark nebst dem Schloße von ihrem Erben verkauft, und die Einrichtung des Schloßes von dem Käufer wieder versteigert wurde, da kam eine alte, jetzt auch verstorbene Kammerfrau der Gräfin zu mir, und bat mich dringend, daß ich doch ein Gemälde, eine Landschaft vorstellend, welches im Schlafzimmer der Verewigten hieng, an mich bringen möchte. Ich that es; als man aber das Bild abnehmen wollte, fand sich, daß es mit dem Rahmen in die Tapete des Zimmers eingelassen und fest in die Wand genagelt war. Nachdem man die Nägel an drey Seiten herausgehoben, sprang das Gemälde durch den Druck einer Feder, wie ein Fensterladen, hervor, und zeigte auf der Rückseite ein männliches Bildniß. Die Kammerfrau, welche mir schon früher einen Theil der so eben erzählten Geschichte vertraut hatte, sagte mir, daß es Joseph Holders Bildniß sey, und ich erkannte dann sogleich seine Züge. Sie setzte hinzu, daß die Gräfin, noch als unvermählt, dieß Bildniß in ihr Schlafzimmer habe bringen, und durch solche Vorrichtung verbergen lassen, daß es auch nach ihrer Vermählung nicht aus diesem Zimmer entfernt, sondern erst nach ihrem Besuche in Weltenburg auf ihren Befehl fest in die Wand genagelt, und seitdem nicht mehr geöffnet worden sey. —
Unter dieser Erzählung des Pfarrers war Mitternacht

herangenaht; ich dankte ihm für sein freundliches Vertrauen, und kehrte zurück in das Wirthshaus. Dort betrachtete ich die Bildnisse, besonders jenes der Gräfin, welches mich schon vorhin so angezogen hatte, mit erhöhter Theilnahme; selbst die alten Sofa's und Sessel auf denen sie geruht hatte, waren mir nun werth geworden, und in Gedanken an ihr Schicksal schlief ich ein. —

Am Morgen des folgenden Tages war ich schon vor sechs Uhr in der Kirche. Ich suchte und fand sogleich den Grabstein der Gräfin; er war seitwärts zur Linken des Hochaltars in die Wand eingesenkt, von Marmor, aber einfach, mit bescheidener Inschrift. — Bald darauf ertönte das Glöcklein, und aus der Sakristey trat ein ehrwürdiger Greis im Meßgewande mit reichen, silberweißen Locken, mit reinem fast leuchtendem Antlitz, in welchem ich die Züge aus dem Bildniß des Jünglings wieder zu erkennen glaubte. Er las die Messe mit einer Würde, Andacht und Inbrunst, die sich den versammelten Gläubigen mittheilen mußten. Als er am Schluße der heiligen Handlung den Segen gab, war es mir, als ob ein Engel mich segnete. Langsam schritt er wieder in die Sakristey, kehrte bald zurück im schwarzen Talar, kniete auf einem Betschemel nieder, der zunächst am Grabstein stand, und betete mit tief gesenktem Blicke den Receß. — Zögernd entfernte ich mich aus der Kirche, und als ich einige Minuten später, meine Reise fortsetzend, aus dem Orte hinwegfuhr, dachte ich noch lange an die Hauptpersonen dieser Geschichte. Rührend und zugleich erhebend war mir das geistige Bündniß zweyer edeln Seelen, deren erst irdische Liebe sich allmählich zur himmlischen verklärt und mit derselben verschmolzen hatte, ja in ihr untergegangen und darum würdig war, noch über den Wechsel aller menschlichen Verhältnisse, über das Grab hinaus, bis in die Ewigkeit fortzudauern.

Mannigfaltiges.

Der Einfluß des Mondes auf die Menschen. — In Martins history of the british colonie's ist eine lange Abhandlung über des Mondes Einfluß auf den Menschen, aus der hier das Merkwürdigste erwähnt werden soll. — Alle, welche bisher die von dem Klima

der zwischen den Wendekreisen gelegenen Ländern erzeugten Phänomene beobachtet, haben dem Einfluße, welchen man in dieser Zone dem Monde zuschreiben muß, nie eine genügende Aufmerksamkeit gewidmet. Ist man darin einverstanden, daß des Mondes Druck oder anziehende Kraft auf Ebbe und Fluth mächtig wirkt, darf man auch nicht besorgen, zu behaupten, daß unsere Athmosphäre einer ähnlichen Wirkung unterworfen ist. — So viel ist gewiß, daß in den Niederungen der zwischen den Wendekreisen befindlichen Gegenden ein aufmerksamer Naturbeobachter betroffen wird von dem Einfluße des Mondes auf die Jahreszeiten eben so wohl, als auf das Thier- und Pflanzenreich. Zu Demarara giebt es in einem Jahre dreyzehn Frühlinge und dreyzehn Herbste; denn es ist erwiesen, daß der Saft der Bäume dreyzehnmal abwechselnd in die Zweige dringt, und wieder zu den Wurzeln zurückkehrt. — Der Wallaba, ein harzhaltiger, in den Waldungen Demerara's häufig vorhandener Baum, der eine gewiße Aehnlichkeit mit dem Mahagoni hat, bietet ein Merkwürdiges Beyspiel dieser Art dar. Fällt man ihn in der Nacht, einige Tage vor den Vollmond, so kann man sein Holz mit der größten Leichtigkeit in ausserordentlich düne und regelmäßige Scheite spalten, indessen taugt es alsdann nichts zum Bauverbrauch, und verfault bald; — macht man Bambus-Ballisaden von der Dicke eines Arms, und schneidet man sie ab, während dem Vollmond, so dauern sie 10 und 12 Jahre, während, wenn man sie beym Vollmond nimmt, sie in weniger den 2 Jahren ganz verfaulen. Dieselbe Bemerkung findet ihre Anwendung gleichermaßen auf alle übrigen Waldbäume. Des Mondes Wirkung auf das thierische Leben wird ebenfalls durch sehr viele Beyspiele beurkundet. „Ich habe in Afrika neugeborne Thiere einige Stunden nach ihrer Geburt umkommen sehen; (sagt unser Gewährsmann) weil sie dem Lichte des Vollmondes ausgesetzt geblieben. Es ist dasselbe mit frischgefangenen Fischen, und mit Fleisch, die im Mondschein verfaulen, und die man selbst nicht durch Einsalzen davor verwahren kann.“ — Der Seemann, welcher unvorsichtig genug auf dem Verdeck schläft, sein Gesicht dem Vollmond zugewendet, wird mit nächtlicher Blindheit (Nyktolopie) geschlagen, und manchmal schwillt sein Kopf auf eine erschreckliche Weise. Die Anfälle der Wahnsinnigen verdoppeln sich beym Neu- und Vollmond. Die feuchte Kälte des Wechselfiebers ist am Empfindlichsten beym Aufgang dieses Gestirnes, dessen mildes Licht kaum über die Erde hin zu streifen scheint. Des Mondes

Einwirkungen sind ausserordentlich stark, und man kann dreist behaupten, daß er unter den Gegenständen, welche auf unsern Dunstkreis bestimmten Einfluß ausüben, den ersten Rang behauptet.

Das Examinatorium. — Bey einem Examen für Schulamtscandidaten erfolgten auf die gestellten Fragen unter vielen passenden auch manche sonderbare Antworten, von denen wir hier einige zur Erschütterung des Zwerchfelles folgen lassen.

Frage. — Welche Körper gehören unter die brennbaren Fossilien?

Antw. — Das Baumöl.

Frage. — Was ist Maturität?

Antw. — Maturität — oder, wie einige sagen, Matulität — ist eine neuerfundene Dampfmaschine mit 180 Pferde Kraft, deren Maschinenmeister noch nicht bekannt ist.

Frage. — Was sind die Wolken?

Antw. — Der schwarze Himmel, was in der Luft hängt.

Frage. — Welche Körper können als Spiegel dienen?

Antw. — Diejenigen, die von einer besondern Erdmassa zusammengesetzt sind, — Metall, Wasser.

Frage. — Was sind Christale?

Antw. — Der Torf, der Lehm.

Frage. — An welche Länder gränzt Wirtemberg?

Antw. — An Bayern, Baden und Oestreich; — doch, behaupten will ich es nicht.

Frage. — Warum ist der Wallfisch kein Fisch?

Antw. — Weil er sich nicht überall befindet, und umherschwimmt, wie andere Fische.

Frage. — Zu welcher Gattung von Thieren gehört der Krebs?

Antw. — Zu den häßlich aussehenden, aber wohl schmeckenden Thieren.

Frage. — Welche Regierungsform hatten die Römer?

Antw. — Die Regierform der Römer bis auf Christi Geburt war das päpstliche.

Frage. — Was versteht man unter den Kreuzzügen?

Antw. — Die Kreuzzüge sind Reisen, welche unsere Vorfahren zur Ehre des Herrn machten.

Frage. — Wodurch entstand der trojanische Krieg?

Antw. — Durch den König Pharus.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 8tes Stück.

Das Duell zwischen Dreyen.
(Eine westindische Kriminalgeschichte.)

Als ich während meines Aufenthaltes auf Jamaica eines Tages einen der hohen Gebirgsrücken überstieg, die eine natürliche Gränze vieler der Kirchspiele im Innern des Landes bilden, war ich überrascht, auf einem ebenen Raume des Gipfels mehrere große, mit Eisen beschlagene Baumstämme liegen zu sehen, die zu irgend einem großen Gebäude bestimmt zu seyn schienen.

„Erräthst du wohl, fragte ein mich begleitender Freund, zu welchem Zwecke diese Stämme hieher gebracht wurden?“ — „Ich will es dir sagen, fuhr er fort, nachdem ich meine Ungeschicklichkeit im Rathen bekannt hatte; es sind die Ueberreste eines Galgens, an dem vor einigen Jahren (1820) mehrere unglückliche Neger wegen versuchten Aufstandes hingerichtet wurden.“

„Mich dünkt, davon gehört zu haben, erwiederte ich, und, gleich Andern, wunderte ich mich damals über die widersprechenden Angaben in dieser Hinsicht.“

Mein Freund erzählte mir jetzt mehrere auf die entdeckte Verschwörung bezügliche Umstände, so wie man sie aus dem Munde der Hingerichteten vernommen hatte. Eine der einleitenden Ceremonien bey ihren geheimen

Versammlungen bestand darin, daß sie die Flaschen auf den Tisch setzten, eine mit Branntwein, die andere mit Rum und die dritte mit Gin oder Whisky gefüllt. Die beyden ersten wurden dann in einen Napf zusammengegossen und von den versammelten Verschwornen feierlich ausgetrunken, zum Wahrzeichen des treuen Zusammenhaltens der verschiedenen farbigen Klassen, während man das ungefärbte geistige Getränk, die dritte Flasche, auf den Boden schüttete, um dadurch die blutdürstigen Gesinnung gegen die weiße Bevölkerung anzudeuten.

Mein Freund gedachte ferner noch eines seltsamen Vorfalls, dessen er bey der Hinrichtnng der Neger Zeuge war, die man, um den übrigen Sklaven ein abschreckendes Beyspiel zu geben, auf jenem Platze vornahm, und der er, als Offizier der Miliz, beyzuwohnen verpflichtet war. Einer der Verschwörer, der besonders thätig gewesen war, Anhänger für seine Sache zu werben, wurde verurtheilt, erst gehangen und dann geköpft zu werden, weil man den Kopf auf einer langen Stange auf dem Richtplatz aufstecken wollte. Als der Scharfrichter sich anschickte, den letzten Theil des Spruchs zu vollziehen, trat der Bruder des Hingerichteten vor, und bat um die Vergünstigung, dem Leichnam den Kopf abschlagen zu dürfen. Die Neger in den Kolonien hegen den Glauben, daß ihre Seelen und ihre Körper nach dem Tode in die Heimath kommen, um dort wieder vereinigt zu werden, und diese Vereinigung wird, wie sie meinen, verhindert, wenn die Trennung des Hauptes von einem andern, als einen Blutsfreunde des Verstorbenen, vorgenommen würde. Diese seltsame und empörende Forderung wurde wohlbedächtig von der Behörde genehmigt, was den Landsleuten des Hingerichteten zu nicht geringer Zufriedenheit gereichte, — und dann das blutige Haupt auf den Pfahl gesteckt. Dort grinste er, zum Schre-

cken aller Vorübergehenden, mehrere Tage lang herab, und Jedermann war von Herzen froh, als man endlich gerathen fand, ihn wegnehmen zu lassen. Ein roher Wagehals, ein irländischer Aufseher, Namens Lacy, kletterte, als er eines Nachts von einem Trinkgelage über den Richtplatz heimkehrte, den Pfahl hinan, und steckte dem Haupte seine Tabackspfeife in den Mund. Dieser Schelmenstreich, der Einige belustigte, die Neger aber auf's tiefste erbitterte, wurde am andern Tage bald ruchbar, und so fand man denn für Nothwendig, um die aufgebrachten Schwarzen zu beruhigen, den Kopf herabnehmen und den Freunden des Hingerichteten übergeben zu lassen.

Einige Monate nach dieser Unterredung mit meinem Freunde geschah es, daß ich, auf einer Reise nach dem nördlichen Theil der Insel, spät am Nachmittag, im Kirchspiel St** von einem Gewitter überfallen wurde. Ich war über diesen Aufenthalt, aus mehr als einer Ursache, sehr verdrießlich. In den Bezirken, in welchen die großen Pflanzungen liegen, auf denen gewöhnlich die Eigenthümer mit ihren Familien wohnen, findet man meist eine eben so achtbare als angenehme Gesellschaft, allein zwischen den Bergen, wo nur kleine ärmliche Pflanzungen unter Aufsehern mit einem kleinen Gehalt zu finden sind, kann man nur auf eine nichts weniger als angenehme Herberge rechnen, worüber man sich nicht besonders wundern wird, wenn man erfährt, daß die meisten dieser Aufseher Menschen sind (oder wenigstens waren), die von ihren Freunden weniger deßhalb nach den Kolonien entfernt wurden, um ihnen ein Auskommen zu verschaffen, sondern vielmehr, um sich ihrer zu entledigen. Die Pflanzungen des Kirchspiels St.** wurden ehemals von fünf oder sechs Taugenichtsen dieser Art verwaltet, von deren schwelgerischer, liederlicher Lebensart ich schon oft hatte reden hören. Sie trennten sich das

ganze Jahr hindurch nicht, sondern kamen, der Reihe nach, in ihren Wohnungen zusammen, wo sie acht Tage bey einander blieben, die sie fortwährend in Saus und Braus zubrachten. Es mag seltsam scheinen, aber es ist gewiß, daß man unter den Wendekreisen dem Trunk bis zu einem Grad ungestraft nachhängen kann, der dem Bewohner eines kältern Klima's bald verderblich werden würde.

Es war mir sehr ärgerlich, die Gastfreundschaft eines Menschen solcher Art nachsuchen zu müssen; — allein Noth kennt kein Gebot, und so dankte ich dennoch meinem guten Geschicke, daß ich mich, gerade als das Ungewitter losbrach, nur noch einen Büchsenschuß weit von einer jener Pflanzungen entfernt befand. Als ich an die Thür klopfte, erkannte ich aus dem lauten Gelächter, das mir von Innen entgegen schallte, daß ich gerade zur Vesperversammlung dieser lockern Brüder gekommen sey. Man nahm mich mit jener offenen Gastfreundschaft auf, die ein Charakterzug der Kolonisten ist, und so war ich bald heimisch in der lustigen Gesellschaft, die außer mir in noch sechs Personen bestand. Fünf von ihnen gehörten dem brüderlichen Bunde der Aufseher an, von denen drey Schotten, einer ein Engländer und einer ein Irländer waren, welcher letztere, wie ich bald erfuhr, jenem Negerhaupt die Tabackspfeife in den Mund gesteckt hatte. Der sechste war ein Fremder, der Schutz gegen das Wetter gesucht, und, gleich mir, hier gefunden hatte; ich erinnerte mich, ihn einigemal in Kingston gesehen zu haben, und er schien ein achtungswerther, unterrichteter Mann zu seyn. Ich war sehr erfreut, in dieser rohen Gesellschaft doch wenigstens Einen gesitteten Mann zu treffen, und, so viel ich bemerken konnte, war die Freude gegenseitig. Die Aufseher waren noch ziemlich nüchtern, schienen aber entschlossen, sich später um so besser an's Trinken halten zu wollen. Da ich keinen

andern Ausweg sah, als die Nacht über auszuhalten, wo ich war, so beschloß ich, wenigstens munter zu bleiben, um mit Tagesanbruch diese Höhle der Trunkenheit verlassen zu können. Der andere Fremde schien, gleich mir, gesinnt zu seyn, und in [der] That wäre das ekelhafte Getränk, das man uns vorsetzte, allein schon hinreichend gewesen, uns vor jeder Ausschweifung zu bewahren. Die Gesellschaft ließ sich indeß durch unsere Enthaltsamkeit keineswegs in ihrer Fröhlichkeit stören; vielmehr mußte eben unsere Gegenwart ihnen als Anlaß zu noch größerer Unmäßigkeit dienen. Bewillkommungsreden wurden an uns gehalten, die mit Gesängen schlossen, Wetten eingegangen, die nie zur Entscheidung kamen, und Ausforderungen gemacht und angenommen, an die man am folgenden Morgen nicht mehr dachte. Was uns besonders auffiel, war, daß der Branntwein, den sie hinabgossen, statt sie zu betäuben, sie nur immer ausgelassener machte. Nur der Engländer, der sehr passend Bull hieß, machte hievon eine Ausnahme, und schlich sich endlich, da er, aller Anstrengung ungeachtet, nicht länger aushalten konnte, zu Bette. Es verging einige Zeit, bevor seine Gefährten seine Entfernung bemerkten; als sie sie aber endlich gewahr wurden, brachen sie in die lästerlichsten Schmähungen aus, als ob der Flüchtling das schändlichste Verbrechen begangen hätte, und zuletzt wurde einmüthig beschlossen, ihn aus dem Hause zu werfen. Die ganze Gesellschaft begab sich demnach nach seinem Zimmer, allein Bull hatte die Vorsicht gebraucht, sich einzuriegeln, und war besonnen genug, gegen alles Schlagen gegen die Thür sowohl, als auch gegen die Schimpfreden und Spöttereien seiner Freunde, mit denen sie ihn zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen gedachten, taub zu bleiben. Aehnliche Versuche am Fenster blieben ebenfalls fruchtlos, da die Jalousien fest ver-

schlossen waren. Bey allen diesen Vorgängen waren niemand geschäftiger als der Irländer, der bey dieser Gelegenheit den ganzen Scharfsinn seiner Nation in Erfindung von Schabernack aller Art entwickelte. Einer seiner Vorschläge bestand unter andern darin, etwa ein Dutzend Angelhacken an die dazu gehörige Schnur zu binden, den Apparat zwischen den Jalousien durchzupraktiziren, und den Schuldiger, gleich einem Fisch, von seinem Lager aufzuziehen. Da indeß der Wirth sein Fischergeräth nicht an eine solche Expedition wagen wollte, so hatte der Irländer sogleich ein anderes Mittel bey der Hand, um den Engländer dem Zustand eines Fisches so nahe als möglich zu bringen. Er holte nämlich eine große Spritze herbey, die er aus der schmutzigen Pfütze vor der Thüre füllte, die Röhre zwischen den Jalousien durchsteckte, und den Dissidenten entleerte. Die Dosis brauchte nicht repetirt zu werden, denn nach Verlauf von einigen Minuten stürzte John Bull, Wuth und Rum schäumend, die Beinkleider umgekehrt am Leibe, und das Hemd, wie ein Abwaschlumpen triefend von Unrath, unter gräulichen Flüchen in das Zimmer, in dem wir uns befanden. Sein Erscheinen erregte ein schallendes Gelächter seiner Verfolger, allein es bedurfte nicht mehr als dieß, um John Bulls Wuth auf den höchsten Grad zu steigern. Wie ein Rasender stürzte er auf den Irländer zu, der, über seinen Einfall triumphirend, das Instrument behend um den Kopf schwang, das ihm so übel mitgespielt hatte, und schlug ihn zu Boden. Dieser Schimpf war zu groß, Pat*) sprang wie ein Löwe auf, und wollte auf seinen Gegner los, allein die übrige Gesellschaft, der ein solcher Auftritt vor Fremden doch et-

---

*) Abkürzung des in Irland sehr gewöhnlichen Taufnamens Patrick.

was zu schimpflich vorkam, hielt beyde auseinander, und bestand darauf, daß sie ihren Handel als Gentlemen*) ausmachen sollten. Der Vorschlag ward angenommen, und beide Gegner riefen fast zu gleicher Zeit, daß dieß auf der Stelle geschehen müsse. Nicht wenig bestürzt darüber, daß wir am Ende noch Zeugen eines Mordes seyn könnten, versuchten wir — der andere Fremde und ich — die streitenden Partheien zu besänftigen, fest überzeugt, daß der ganze Vorfall nach einigen Stunden Schlaf von beyden Seiten vergessen seyn würde. Unsere Vermittlung schien indeß die Katastrophe nur zu beschleunigen, denn der Umstand, daß Fremde Zeugen des ärgerlichen Schauspiels gewesen waren, spornte beyde Theile nur noch eifriger, sich als Gentlemen zu zeigen.

Die beyden Trunkenen schrieen wie Wahnsinnige von beleidigter Ehre und Satisfaction, und ich war schon im Begriff, meinem Diener einen Wink zu geben, unsere Maulthiere zu satteln, als der Umstand, daß unser Wirth keine Pistolen im Hause hatte, die Sache fürs erste beyzulegen schien. Die Hoffnung, die mich auf einen Augenblick belebte, schwand indeß bald wieder, als einer der Freunde ausrief, Musketen! — in gewisser Entfernung aufgestellte Laternen böten ja ein eben so ehrenvolles Auskunftmittel, und zu meinem nicht geringen Schrecken fand der Vorschlag allgemeinen Beyfall. Die Musketen wurden herbeygeholt und brauchbar gefunden, allein nun stellte sich ein neues Hinderniß in den Weg: es waren nämlich keine Kugeln im Hause und auch keine Form, um welche zu gießen. Schon schöpfte ich neue Hoffnung,

---

*) Jeder Weiße, von welchem Stande er auch immer seyn möge, gilt in Jamaica als Gentleman, wenn er nur immer bereit ist, seine Ansprüche mit Pistolen zu unterstützen.

wurde aber nochmals bitter getäuscht. „Ihr habt doch Bley genug am Schutzbrett vom Mühlkanal," rief einer von der Gesellschaft, — „warum nehmt ihr denn nicht gehacktes Bley;" tönte es im Chorus wieder, und es erfolgte der Befehl, Alles herzurichten. Ich ergriff jetzt meinen Hut, und schlüpfte zur Thür hinaus, fest entschlossen, mich davon zu machen, als der andere Fremde mich einhollte.

„Ich bitte Sie, mein Herr!" redete er mich an, „überlassen wir diese Wahnsinnigen doch nicht sich selbst, sonst morden sie sich gewiß."

„Aber, mein Gott! wie können wir helfen?" fragte ich, ziemlich verwirrt.

„Das weiß ich selbst noch nicht," erwiederte er, „allein unsere Pflicht erheischt, zu bleiben, und unser Möglichstes zu thun, um Blutvergießen zu verhüten.

Dieser Aufforderung konnte ich nicht widerstehen, und ließ mich also geduldig in's Haus zurückführen; kaum waren wir aber eingetreten, so wurden wir noch tiefer in den schmutzigen Handel verwickelt. Da wir an den tragikomischen Auftritten des Abends durchaus keinen Antheil genommen hatten, und deßhalb als unparteiisch betrachtet wurden, hatte man uns, während unserer Abwesenheit, zu Sekundanten gewählt. Ich war eben bereit, zu erklären, daß ich mit der ganzen Sache nichts zu schaffen haben wolle, als der andere Fremde, indem er mich verstohlen am Rocke zupfte, in unser beyder Namen erklärte, daß wir bereit seyen, den Vorschlag anzunehmen. Da ich nicht anders glaubte, als er habe ein Mittel gefunden, die unglückliche Katastrophe abzuwenden, so gab ich, wiewohl nicht ohne Widerwillen, meine Zustimmung, und wir wurden nun in ein Seitenzimmer genöthigt, wo wir Pulver, Bley und Musketen fanden, um die Ladung zu besorgen, während ein Neger fortging, Laternen zu holen.

„Hör," sagte mein Gefährte zu einem andern Neger, „schaffe doch ein paar Lappen Leinwand herbey, um die Musketen auszuwischen, und dann, setzte er leiser hinzu, röste ein paar Hände voll Kaffeebohnen, und bringe sie her. Hast du verstanden?" — „Ja, Massa!" sagte der Neger, „gut verstanden," und rannte fort, um zu berichten, daß die beyden Fremden Kaffee trinken wollten, während Massa Buschers sich mit Flinten todt schössen.

„Aber," sagte ich zu meinem Gefährten, „was gedenken Sie, nun zu thun?" — „Die beyden Gewehre mit Kaffee zu laden, statt mit Bley, bis die Gerechtigkeit kommt, nach der ich meinen Diener bereits geschickt habe. Unsere Aufgabe ist jetzt, die Formalitäten so sehr als möglich in die Länge zu ziehen."

Als der Neger mit Leinwand und Bley und Kaffee zurückkam, suchten wir so viel als möglich Zeit gewinnen, unter dem Vorwande, die Gewehre zu reinigen u. s. w., bis endlich die Betheiligten nicht länger warten wollten. Wir begaben uns also nach dem Kampfplatze, einem ungefähr 40 Schritte in's Gevierte haltenden Raum, dicht hinter dem Hause, der von drey Seiten mit einer dicken Mauer von Lehm eingefaßt war. Unterhalb des Hauses stieg ein Felsstück, eine Zubehör des naheliegenden Gebirgsrückens, fast senkrecht empor, und zwischen ihm und dem Hause befand sich ein kleiner Fluß. Da das Loos mich zum Sekundanten des Irländers bestimmt hatte, so stellte ich ihn zunächst des Hauses, während der Engländer an das entgegengesetzte Ende geführt wurde.

Als Alles bereit und man übereingekommen war, daß gefeuert werden sollte, wenn ich drey gezählt hätte, so wurde das Signal gegeben, und unmittelbar darauf fielen die Schüsse.

„Es wurden drey Flinten abgefeuert!" rief ich augenblicklich. — „Ja," entgegnete der Sekundant des

Engländers, „es schoß jemand dort hinter der Hecke (zunächst des Felsens), und, was seh' ich! — Herr Bull ist getroffen!"

Alle Anwesenden, mit Inbegriff des Irländers, liefen nach dem Unglücksplatze, als in demselben Augenblicke der Mond aus den Wolken trat, und unser Wirth ausrief: „Ich sehe ihn, ich sehe den Schurken! dort schwingt er sich auf den Felsen. Lacy, wenn du ein braver Kerl bist, so lauf um die Hunde, wir müssen den Halunken haben, und sollten wir ihn bis auf den Gipfel des blauen Berges verfolgen! Binnen weniger als einer Minute stürzte der Irländer aus dem Hause, von einem Paar jener gewaltigen Bluthunde begleitet, die man jetzt auf den meisten Pflanzungen nur noch als Wachhunde hält, und zwey oder drey Pallasche in den Händen. Im Vorübereilen rief er mir noch zu: „Sorgen Sie für den armen Bull!" sprang dann über die Mauer und eilte, von der ganzen Gesellschaft, — den Fremden und mich ausgenommen, — gefolgt, dem Flüchtling nach. Alles dieß geschah in kürzerer Zeit, als man braucht, es zu erzählen. Der arme Verwundete stöhnte jämmerlich; wir hoben ihn auf und trugen ihn so sanft als möglich nach dem Hause, in das fast zu gleicher Zeit mit uns, und zu unserer großen Freude, der Wundarzt des Bezirkes trat. Er hatte, so wie wir, auf einer benachbarten Pflanzung Schutz gegen das Ungewitter gesucht, und war eben, als er seine Reise fortsetzen wollte, dem an die Gerichte gesandten Diener begegnet, von dem er genug erfuhr, um einen Umweg nicht zu scheuen. Er untersuchte, ohne Zeitverlust, die Wunde, die er sehr gefährlich fand; mehrere viereckige Stücke Blei waren tief in den Rücken und die Weichen gedrungen, woraus deutlich hervorging, daß der Schuß von hinten gefallen war. Es floß nur wenig Blut, was aber der Wundarzt als ge-

fährliches Symptom erklärte, und der Puls des Leidenden ging so schwach, daß der Arzt Bedenken trug, das Bley herauszuschneiden.

Nach Verlauf von etwa zwanzig Minuten kehrten die Verfolger mit dem Gefangenen zurück, den die Hunde eingeholt, zu Boden geworfen und beynahe erwürgt hatten, ehe man ihn aus ihren Klauen befreyen konnte. Er wurde von den Pflanzern und dem Wundarzt als der Driver oder Oberneger einer benachbarten Pflanzung und als ein Mann erkannt, der sich stets durch gutes Betragen und friedliche Gemüthsart ausgezeichnet habe. Wenn dieß in der That der Charakter dieses Menschen war, so mußte ich mir bekennen, nie ein Gesicht gesehen zu haben, das einen solchen Ruf mehr Lügen gestraft hätte. Es trug ganz das Gepräge thierischer Rohheit und Leidenschaftlichkeit, und um den Mund zuckte ein höhnisches Lächeln, das befriedigte Rache auszusprechen schien. Das Haar des Negers war stark mit Grau vermischt, und obgleich von noch kräftigem Aussehen, schien er doch schon über 60 Jahre alt zu seyn. Auf die von den Pflanzern an ihn gerichteten Fragen beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen, und nur dem Wundarzte, der mehr Einfluß auf ihn zu üben schien, ertheilte er kurze, mürrische Antworten. Das Eingeständniß seines Verbrechens war eben so wenig aus ihm herauszubringen, als der Beweggrund, der ihn dazu veranlaßt hatte, und so brachte man ihn dann in ein anstoßendes Zimmer, wo er bis zu Ankunft der Gerichte von zwey Negern bewacht wurde. Binnen einer Stunde kam der Richter, ein benachbarter achtungswerther Pflanzer, an, und erkundigte sich sogleich genau nach allen Nebenumstände des Verbrechens. Der Fremde und ich waren die Einzigen, welche eine zusammenhängende, verständliche Erzählung von dem ganzen Hergang zu geben vermochten, und un-

ser Zeugniß war von der Art, daß der Irländer von jeder Schuld an dem Morde des Engländers freigesprochen wurde. Mehrere andere Umstände trugen indeß, außer den schon erwähnten, nicht wenig dazu bey, den Neger zu verdächtigen. Der zuerst von den Fremden nach der Obrigkeit abgeschickte Diener sagte nämlich aus, daß er auf der Straße einem bewaffneten Neger begegnet sey, der, als er den Zweck seines Ausgangs erfahren, sich eilig in der Richtung nach dem Hause zu aufgemacht habe, und einer der Neger unsers Wirths erzählte, daß ihm, als er die Laternen aus den Wirthschaftsgebäuden geholt habe, der Gefangene, den er sehr gut kenne, in den Weg getreten sey, und ihn sehr angelegentlich über das Duell, welches statt haben werde, ausgeforscht habe; dann sey er nach den Platze gegangen, wo es vor sich gehen sollte. Alle diese zusammentreffenden Umstände setzten es fast außer Zweifel, daß der Neger der Thäter sey, nur blieb die Ursache, die ihn zu diesem Verbrechen bewogen haben konnte, noch immer ein Räthsel. Man führte den Neger zum Verhör, aber es war weiter nichts aus ihm zu bringen als: „Er habe gegen Massa Bull nie etwas Böses im Sinne gehabt.“

Der Morgen traf uns noch mit diesen traurigen Gegenständen beschäftigt, und ich setzte gerade in dem Augenblicke meine Reise fort, als der Verbrecher auf dem entgegengesetzten Wege nach Kingston gebracht wurde. — Alles, was sich noch auf jene unglückliche Nacht und die Lösung des Räthsels bezieht, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: der unglückliche Bull litt noch mehrere Wochen furchtbare Schmerzen und dann starb er. Der Neger wurde zu Kingston vor die nächsten Assisen gestellt, und obschon er die That nicht eingestand, des sprechenden Beweises wegen, zum Tode verurtheilt. Als er sah, daß keine Hoffnung mehr für ihn war, ge=

stand er freiwillig alles, was er bisher hartnäckig geläugnet hatte. Er war der Bruder jenes Unglücklichen, der, wie im Eingang unserer Erzählung erwähnt wurde, vor mehreren Jahren wegen Meuterei hingerichtet worden war, und mit dessen aufgestecktem Haupte der Irländer sich jene Unwürdigkeit erlaubt hatte. Diesem letztern hatte er von jenem Augenblicke an den unversöhnlichsten Haß geschworen, und mit unermüdlicher Beharrlichkeit immer nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet. Mit der Absicht, seinem Opfer abzulauern, wenn es nach Hause zurückkehren werde, hatte er sich an jenem Abend nach der Pflanzung auf den Weg gemacht, als der nach der Obrigkeit gesandte Diener ihm aufstieß, und durch seine Erzählung den Neger auf den Gedanken brachte; seine Rache auf Kosten eines Dritten zu befriedigen. Den Erfolg seines Planes haben wir vernommen: in der Verwirrung und Dunkelheit der Nacht hatte er sich in der Person geirrt, und so mußte ein Unschuldiger für den Uebermuth des Irländers büßen.

Mannigfaltiges.

Der östreichische Kaiserstaat. — Das Kaiserthum Oestreich, a) aus den deutsch-illyrischen Ländern, b) aus dem lombardisch-venetianischem Königreiche, c) aus den böhmischen und ungarischem Ländern bestehend, enthält einen Flächenraum von 12,153 □ Meilen. — Ungarn, Galizien, Mähren, Böhmen und das lombardisch-venetianische Königreich sind als Haupt-Kornspeicher der östreichischen Monarchie anzusehen. Sie liefern jährlich bey 210 Millionen Metzen Getreid verschiedener Gattung. — Obgleich Ober-Oestreich, Schlesien und Galizien gar keinen, und Böhmen nur wenig Weinbau haben, so wird doch derselbe in den übrigen Provinzen so stark betrieben, daß man das Gesammt-Erzeugniß an Weinen aller Art in einem Jahre auf 40 Millionen Wiener-Eimer annehmen kann, worunter sich der ungarische

T…aler vorzüglich auszeichnet. — Mehr denn der 4te Theil des Staates ist noch mit Waldungen bedeckt. Der jährliche Holz-Ertrag kann auf 24—30 Millionen Wiener-Klafter angeschlagen werden. — Den Stand des Hornviehes kann man jahrlich also annehmen: Ochsen 3½, Kühe 6, und Kälber 2½ Millionen. Auch die Pferdezucht ist ausgebreitet; man berechnet die Zahl dieser edlen Thiere jährlich auf 2,200,000. — Noch eifriger wird die Schafzucht unterhalten; man kann die stehende Zahl der Schafe auf 20 Millionen annehmen, wovon ⅗ edle und veredelte sind; Ziegen zählt man 850,000 Stück. Die Seidenkultur ist bedeutend, deren jährliches Erträgniß nahe bey 40 Millionen Zentner an roher abgesponnener Seide berechnet wird. — Mehr denn 80 Arten von Schwimmvögeln umwohnen die Seen der Alpen und Ungarns. — Die Ausbeute aus den verschiedenen Bergwerken ist anzunehmen: an Gold: 4000 Mark; Silber: 108,000 Mark; Kopfer: 70,000 Zentner; Quecksilber: 2,100 Zentner; Bley: 100,000 Zentner; Eisen: 1,260,000 Zentner. — In Siebenbürgen sind die ergiebigsten Gold-, in Ungarn die reichsten Silber- und Kupferminen anzutreffen. — An Salz hat die Monarchie eine unerschöpfliche Quelle. Die ganze Ausbeute soll jährlich über 5,850,000 Zentner betragen. — Die ganze Bevölkerung des Kaiserstaates läßt sich unter folgende 5 Volksstämme reihen: Germanen oder Deutsche: 6,200,000; die Slaven, sie bilden fast die Hälfte der Bevölkerung; die Italiäner: 4,650,000; die Wallachen; 1,820,000; die Magiaren oder Ungarn: 4,500,000; die Juden: 840,000; hinzukommen noch 110,000 Zigeuner, 4,000 Griechen, 13,500 Armenier. Die Gesammtbevölkerung beträgt 33,281,869 Menschen, welche 792 Städte, 2,545 Märkte, 72,135 Dörfer und 4,460,000 Häuser bewohnen. — Seit Joseph des II. Regierung, und besonders unter Kaiser Franz, hat sich die Gewerbs-Industrie vorzüglich in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Steyermark, Tyrol, Illyrien und dem lombardisch-venetianischen Königreiche außerordentlich gehoben. Der Handel hat durch Anlegung von Kanälen, Kunststraßen und Eisenbahnen ebenfalls sehr gewonnen. Die Straße, welche von der Lombardey über das Stilfserjoch nach Tyrol führt, ist die höchste und großartigste in Europa. (M. s. Lesefr. Jhrg. 1834. Band IV. Pag. 161.) Hinsichtlich der Geisteskultur behauptet Oesterreich einen ehrenvollen Rang. Glanzpunkte der östreichischen Gelehrsamkeit sind Mathematik, Naturkunde,

Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunde und Philologie. An gelehrten Schulen zählt man 9 Universitäten, 230 Gymnasien, 20 theologische Lehranstalten, 23 katholische Lyzeen, und Akademien, 15 Lehranstalten für Philosophie, 50 Militärknaben-Erziehungshäuser, nebst einer Menge spezieller Erziehungs-Anstalten. Auch zählt der Staat 33 Gesellschaften der Wissenschaften, des Ackerbaues und der Künste. — Den stärksten Buchhandel betreiben die Städte Wien, Prag, Pesth, Mailand und Venedig. Im Umfange der Monarchie befinden sich 8 Brandassecuranzen, und Triest zählt allein 19 Assecuranz-Anstalten. — Die herrschende Religion ist die katholische, doch haben in den ungarischen Ländern und im lombardisch-venetianischen Königreiche die Protestanten beinahe gleiche Rechte mit den Katholiken, so wie auch in Siebenbürgen die Unitarier. In allen übrigen Provinzen werden die Protestanten, die nichtunirten Griechen und die Juden tolerirt. Man zählt im Staate 26,990 000 Katholiken, 3,040,000 Griechen, 1,660,000 Reformirte, 1,190,000 Lutheraner, 489,000 Juden, 50,000 Unitarier, 13,500 Armenier, 500 Muhammedaner rc. Die lateinische Kirche hat 13 Erzbißthümer, mit 58 Suffraganbischöfen, 2 Vicariate, und 5 Bißthümer. — Der prächtige Hofstaat zerfällt in 4 Stäbe, 8 Hofdienste und 3 Leibgarden. Die deutsche adelige oder Arcieren Leibgarde wurde 1760; die ungarische adelige 1764, und die Trabanten oder vormalige Schweizergarde 1767 gestiftet. —

Die Orden des östreichischen Hauses theilen sich in Hofehren-, Verdienstorden und geistliche Orden; zur ersten Klasse gehören: 1) der Orden des goldenen Vliesses für Personen aus regierenden Fürstenhäusern, oder vom höchsten Adel katholischer Religion, 1430 gestiftet; 2) der 1668 entstandene Sternkreuz-Orden für adelige Damen. Zur zweyten Klasse: der 1757 gestiftete Marien-Theresien-Orden für verdiente Offiziere jeden Ranges, Standes und jeder Religion; 2) der Elisabeth-Theresien-Orden für verdiente Generale und Staabsoffiziere, welcher 1750 gestiftet und 1771 erneuert wurde; 3) der 1764 ins Daseyn gerufene königlich ungarische St. Stephans-Orden für verdiente adelige und katholische Civil-Personen ohne Unterschied der Nation; 4) der 1808 gestiftete Leopold-Orden, und 5) der 1805 von Napoleon gestiftete, und 1816 von Kaiser Franz I. bestättigte Orden der eisernen Krone, beyde für Civil- und Militärverdienste ohne Unterschied des Standes und der Religion.

Hieher gehören noch: das, für, während der Kriegsjahre 1813 und 1814 erworbene Verdienste gestiftete goldene und silberne Ehrenkreuz, und das militärische Ehrenkreuz aus dem Metalle eroberter Kanonen. Zur dritten Klasse sind zu zählen: der deutsche Ritterorden, der Johanniter-Orden, und jener der Kreuzritter vom rothen Stern. — Die jährlichen gesammten Einkünfte des Staates dürften mehr als 150 Millionen, — die Schulden aber 450 Millionen Gulden betragen. — Die Militärmacht beläuft sich im Friedensstande auf 271,000 Mann; in Kriegszeiten jedoch ist sie schon bis auf 750,000 Mann gesteigert worden. Sie besteht aus 58 Linien- und 17 Nationalgränzregimenter, aus 20 Grenadierbataillons, 1 Tyroler-Jägerregiment, 12 Jägerbataillons, 5 Garnisonsbataillons; aus 8 Kürasier-, 6 Dragoner-, 7 Chevauxlegers-, 12 Husaren-, und 4 Uhlanenregimentern; ferner aus 5 Artillerie-Feldregimentern, die zur Bedienung von 1500 Kanonen (Feld- und Belagerungsgeschütz) bestimmt sind, und dem Raketenkorps, Pionirkorps, aus dem Pontoniersbataillons, Czaikistenbataillon und dem Militär-Fuhrwesen-Corps. Die kleine Seemacht unter dem Befehle eines Vice-Admirals besteht aus 4 Linien-Schiffen, 8 Fregatten, 4 Korvetten, 6 Briggs, 7 Goeletten, (Schonern) vielen Kanonenboten, Quardaporti (Wachtschiffen) ɪc. Die Flagge der östreichischen Schiffe ist roth mit einem weißen Querstreifen, worauf das östreichische Wappenschild mit einer Krone aufgenäht ist. Nebst dem Korps der Matrosen gehört zum Seedienste: ein Marine-Geniekorps, ein Marine-Artilleriekorps und ein Marine-Infanteriebataillons. — Oestreich zählt 26 Hauptfestungen, nebstdem versieht es die Festungen Piacenza in Parma, Ferrara und Commachio im Kirchenstaate, und theilt mit Preussen das Besatzungsrecht der deutschen Bundesfestung Mainz. — Zum deutschen Bundesheer hat der Staat ein Kontingent von 94,822 Mann zu stellen, welches die drey ersten Heerhaufen bildet. —

Einen umfassenden Bericht über diesen Staat liefert Blumenbach's Gemälde der östreichischen Monarchie. 3 Bde. Wien b. Beck. —

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 9tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter; von W. v. Hoven.

(Manuscript.)

Erstes Kapitel.

Schwer und bang
Tönt der Glocke
Grabgesang;
Ernst geleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Schiller.

Ein rauher Frühlings-Tag des Jahres 1236 neigte sich zu Ende; aus den tiefen Klüften kolossaler Felsberge stieg die Nacht, und dehnte sich in feierlichem Ernste über eines der romantischen Thäler Tyrols; dunkelgraue Wol-

ken verhüllten die schimmernde Pracht der Berggipfel, die sonst in sanfter Röthe den Abend verschönten, und senkten sich immer tiefer herab, eine triebe Nacht verkündigend. Ein heftiger, ungestümer Nordwind rauschte, daß die Bäume und knospenden Sträucher sich frostig schüttelten, und der sonst ruhige Fluß in der Tiefe schneller in murrenden Wellen dahinströmte; die bunten Bewohner der Luft, die sonst den Abend mit Gesang erfüllten, schwiegen, furchtsam verborgen in ihren Nestern, und nur der dumpfe Donner vom Regen gestärkter Wasserfälle war vernehmbar aus der Ferne. Von dem gesegneten Thalgrunde waren selbst die Menschen verschwunden, die sich in ihre Hütten zurückgezogen, und Alles schien öde und leer. Nur von dem Schlot der Eisenwerke, die sich am Flusse ausdehnten, strömte manchmal eine Masse Feuerfunken in die dunkle Luft hinaus als das einzige Zeichen geschäftiger Wesen.

Da stand an einen Felsen gelehnt ein adeliger Jüngling von deutscher, kräftiger Gestalt, in stilles Nachdenken versunken, nicht achtend der aufgeregten Natur um ihn her. Seine dunkle Kleidung war einfach und anschliessend. An einem breiten Gürtel von glänzenden Eisenstricken, in dem ein goldverzirter Dolch stack, trug er ein breites Schwert. Ueber sein dunkelblaues Barett bog sich schwankend eine weiße Feder zurück. In seiner linken Hand hielt er eine Mandoline, die sich auf den grünen Boden stützte, und mit der rechten faßte er einen Felsen; sein schönes dunkelblaues Auge und sein edles, von Syriens Sonne verbranntes Gesicht, dem ein starker Bart und die Fülle dunkelblonder Locken, die unter dem Barett hervorquollen, ein männliches Aussehen gaben, war empor auf eine; auf majestätischem Felsen thronende Burg gewandt, von der er aber nur die Thürme mit ihren Erkern und Seitenmauern und das Hauptgebäude

mit seinem gezackten Dache in dunkler Contour erkennen konnte, und nur dann und wann war es ein günstiger Zufall, wenn ein Mondstrahl durch zerrissene Wolken fiel, und sich in den wenigen Fenstern des Schlosses spiegelte; denn dahin blickte der Jüngling. Es waren die Fenster von den Zimmern der Geliebten und ihres Vaters, und nur diese mit seltener Kostbarkeit der Glasfenster geschmückt.

Zum erstenmale, seit er das gelobte Land verlassen, indem er für die Religion mit ausgezeichnetem Muthe gekämpft hatte, schwieg in ihm die rastlose Sehnsucht nach der Geliebten und nach der Heimath; sie war ernstem Nachdenken gewichen. Es war ihm, als halte ihn eine unsichtbare Hand von jener Burg zurück, in der er sonst freien Zutritt gehabt; es war ihm, als müsse er erst erfahren, was in den gefahrvollen Jahren seiner Abwesenheit Alles vorgefallen sey, damit ihn eine traurige Nachricht nicht zu sehr überrasche; als müsse er, wie beym Anbeginne seiner Liebe, erst wieder das holde Wesen mit den Tönen der Laute und des Gesanges an die Felsenmauer locken, ob sie ihm wohl wieder so freudig entgegen komme, wie damals. Einmal hob er das Instrument zum Spiele; aber der ungestüme Wind riß die Töne, die er ihm entlockte, hinweg, daß sie mißklingend in seinem Rauschen verschmolzen. Unmuthig stellte er die Mandoline nieder und versank wieder in das vorige Nachdenken.

Ungeduldig stampfte indeß sein feuriger Araber, ein herrliches Pferd, die Frucht eines Siegs über die Sarazenen, das in einiger Entfernung an einen Baum gebunden stand. Die Eisenrüstung des Ritters war kunstgerecht hinter dem Sattel desselben befestigt, da diese in dem reichen Venedig einer leichtern schmucken Kleidung hatte weichen müssen. Neben diesem stand ein alter deutscher Gaul, die Rosinante des Knappen, die dürr und

matt den Kopf hängte. Der alte Knecht selbst, als er gesehen, daß sein Herr Halt mache und nachdenke, hatte sich nicht weit von ihm ins niedrige kalte Gras gelegt, und war unwillkührlich eingeschlafen.

Der treue Begleiter seines Herrn in Palästina's heißen Gefilden, hatten ihn die Entbehrungen jenes Landes und der angestrengte Dienst um so mehr angegriffen, als sie Jenen kühner und kräftiger gemacht hatten. Seine Knie waren eingeknickt, sein Rücken gebeugt von der Last seines Alters und seine Bewegungen zitternd, aber trotz diesen Zeichen von Schwäche war sein, von grauen Braunen beschattetes, Auge noch gutmüthig lebhaft, sein Herz schlug noch warm. Alt geworden im Dienste seines Herrn kannte er nach so vielen Beschwerlichkeiten keinen süßern Trost, als die Hoffnung, in die Heimath zurückgekehrt, sorgenlos und in Ruhe sein Lebensende erwarten zu dürfen. Sein alter Gaul, den er oft gegen ein junges Pferd hätte austauschen können, wenn er nicht einen Stolz dareingesetzt hätte, ihn wieder nach Haus zu bringen, war nächst seinem Herrn, für den er alles that, für den er Blut und Leben gern geopfert, seine größte Freude; und wenn er in seiner braunen, fast ganz ledernen Kleidung, ausgenommen Brustpanzer und Blechhaube, darauf saß, bildete er den komischsten Contrast gegen seinen majestätischen Herrn.

Das Dunkel der Nacht stieg immer mehr, und immer noch stand der Ritter am Felsen, auf die Burg empor schauend, immer noch den Ernst tiefen Nachdenkens auf dem Gesichte, als er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich auf einem Felsen emporschwang, der der Burg etwas näher zu seyn schien. Es war ihm, als vernehme er den Ton klagender, feierlich tönender Trompeten, die Spitzenbogen der Burgkapelle sah er sich mit Licht füllen, und langsam ernste Glo-

ckenschläge erschallen, wie wenn sonst Jemand von der edlen Familie zur Gruft gebracht ward. Noch einige Augenblick sah er hinauf, dann sprang er herab, entschlossen, erfahren zu müssen, was dieser nächtliche Gottesdienst bedeute; finstere Ahnungen stiegen ängstigend in seinem Herzen auf, und trieben ihn fort. Er band sein Pferd los und rief dem Knappen, aufzustehn, erhielt aber keine Antwort; er rüttelte ihn, aber der gute Alte schlief fest und schnarchte laut. Da ließ ihn der Jüngling liegen, sich nicht länger aufzuhalten. Ohnehin gesonnen, bald wieder zurückzukehren, schwang er sich auf sein Pferd und ritt den Hügel hinab, an dessen Fuß der Weg vorbey lief, der auf die Burg führte.

Neben einer schroffen Felswand, von der wildes Gesträuch rauschte, gieng es dann empor, und der ungeduldige Reiter spornte, von einer Mischung von Neugier und Angst getrieben, das Pferd zur Eile an, als er plötzlich zwey Gestalten vor sich herschreiten sah.

Die Eine, so viel er in der Dunkelheit erkennen konnte, nachdem verhüllenden Kleide, dem breiten Hut und langem Stabe zu ertheilen, war ein Pilger, die andere ein Mönch in langem Gewande, der die schützende Kapuze weit über den Kopf gezogen hatte, laut athmend von der Anstrengung des Bergsteigens.

„Stephanus, ehrwürdiger Herr! Seyd ihr es, der vor mir herwandelt?“ rief der Ritter, dem die Gestalt aus früherer Zeit bekannt seyn mochte, und hielt das Pferd in seinem raschen Schritte an. Der Mönch blieb stehen, und blickte um, der Pilger ebenfalls auf der andern Seite.

„„Wer ist es, der so wunderbar mich in der Nacht erkennt? redet unbekannter Freund! wer seyd ihr?““ fragte der Mönch.

„Hildebold von Schwangau!“

— „„Der nach dem gelobten Lande zog?““ — „Ja, ehrwürdiger Herr! ich war dort, und kann mich rühmen, meine Pflicht gethan zu haben.“

„„O, so laßt mich eure Hand küssen,““ fuhr der Mönch fort, die das Schwert für unser größtes Heiligthum geführt hat, obgleich ich euch selbst tadeln muß, daß ihr sie sobald wieder dem geweihten Dienste entzogen.““ Ihr seyd der Erste, der zurück kommt von dem letzten Züge.

„Nehmt es nicht so streng,“ frommer Mann! versetzte Hildebold, „meine Sehnsucht trieb mich dem zurückkehrenden Haufen voraus. Das langsame Fortrücken der Menge machte mich ungeduldig, daß ich vorauseilte, meine Freunde, meine Heimath bald wieder zu begrüßen, aber ich glaube, hieher bin ich zu keiner guten Stunde gekommen.“ —

„„Nein, bey Gott nicht,““ antwortete Stephanus.““ — „„Ihr kommt gerade noch zur Zeit, euern Freund zum letztenmal zu sehen.““

„Meinen Freund? fragte der Ritter staunend,“ ist der alte Herr gestorben, den ich noch so stolz und kräftig verließ.“ —

„„Der alte gnädige Herr nicht,““ fuhr der Mönch fort, „„die Bestimmungen des unergründlichen Gottes haben ihm aber schweres Leiden bereitet. Trauer und Jammer ist bey ihm eingezogen, was er hinnehmen mag für seinen Uebermuth, mit dem er oft seine Leute und die frommen Diener Gottes behandelt hat. Sein Sohn Okarius ist erschlagen worden auf der Jagd im Scharner Wald, und jetzt wird er mit großem Gepräng zur Gruft seiner Väter gebracht werden, welcher Handlung wir auch beywohnen wollen. Unser schwacher Segen soll ihn begleiten und ein Tropfen kühlenden Wassers seyn für ihn in dem Feuer der Verdammniß.““

„O! daß dieß die erste Kunde ist von einem meiner Frunde," rief Hildebold schmerzlich, — „daß das erste, was ich sehen werde, von denen, die mir werth sind, ein solcher Trauerfall seyn muß, der gewiß auch meines Freundes Vater so erschüttern wird, daß er bald dem Todten nachfolgt." —

„Wollte Gott," versetzte der Mönch, indem er wieder bergauf schritt, und ihm die Andern folgten, „wollte Gott, es wäre dieß alles, was ihn schmerzliches bedroht, aber es sind schlimme Vorbedeutungen, schlimme Zeichen geschehen, die noch Schrecklicheres verkünden; denn gestern schlug der Bliß bey ganz heiterm Himmel in die älteste Linde im Schloßgarten und zerriß sie; und der Todtenvogel rief heute Nacht noch bey dem Todten zum Fenster herein."

„Und eure Weisheit kann solche Dinge für Vorbedeutungen halten," fragte Hildebold etwas scharf.

„Glaubt ihr es nicht?" versetzte der Mönch, „ist das der reine Gottesglaube, den ihr aus dem gelobten Lande mitgebracht habt. Glaubt ihr denn, der Gott, der zu Moses im Busch, zu Samuel im Schlafe sprach, der den Aposteln Zeichen gab, ist jetzt nicht mehr derselbe, herrscht nicht mehr über der Welt? Oder könnt ihr den Unwandelbaren eines Wechsels beschuldigen? — dann wäre er nicht der große Beherrscher; aber, wenn ihr es nicht könnt, so hütet euch, sein Wirken vielleicht blos dem Ungefähr des Zufalls zuzuschreiben."" „Ihr seyd ein beredter Mann," antwortete Hildebold, „und ich kann euch nicht widerstreiten; Gott wirkt überall, das glaubt selbst der Sarazene (der Mönch schlug bey dem Namen ein Kreuz), darum schweigen wir von dem, was überzeugt die Seele glaubt, und sagt mir lieber, wer hat meinen Freund erschlagen?"

„Wer ihn erschlagen," versetzte der Mönch, „das ist ein ungelöstes Räthsel. Seit einiger Zeit, obgleich selten, jagte ein fremder Ritter in den Wäldern, Niemand kannte ihn, Niemanden stand er Rede; Okarius bekam Streit mit ihm, wie sein Knappe aussagte, und der Fremdling stieß ihn mit schnellgezücktem Schwerte augenblicks von seinem Rappen, und entfloh; Okarius starb gleich darauf, und seinen Mörder hat Niemand mit einem Auge mehr gesehen: nur Gott, der Allessehende, der ihn gewiß zu Gericht ziehen wird, auch, ohne daß es Menschen thun." „Auch, ohne daß es Menschen thun," wiederholte der Pilger langsam, der bisher schweigend nebenher geschritten war, als wenn er diese Worte recht überlegen müßte, „und wenn ihm im Beichtstuhl die Sünde vergeben," fuhr er fort, „darf ihn ein weltliches Gericht noch dafür strafen?"

„Sein Kopf kann noch unter dem Henkers-Beil fallen," antwortete der Mönch, „aber seine Seele geht rein in das Paradies." —

Während des Gespräches waren sie an das noch offene hochgewölbte Thor des Schlosses Eggenstein gekommen, über dem sich ein colossaler Thurm erhob. Ihre Schritte, wie der Hufschlag des Pferdes, hallte laut unter dem Thorweg, und gleich trat ihnen der alte graue Thorwart entgegen; ein großes Bund Schlüssel trug er an einem Ledergürtel, aus seinem eingefallenen Gesichte, mit vorstehenden Backenknochen, sprach tiefer Schmerz, er trug eine Lampe, zu sehen, wer gekommen sey, aber ein heftiger Zugwind löschte sie aus, trotz dem, daß er die dürre Hand schützend vorgehalten. Er fragte den Ritter nach seinem Namen, während er den Mönch und den Pilger, wie Wohlbekannte, vorübergehen ließ. Hildebold nannte sich ihm.

„Ach, du lieber Gott! rief der Greis mit bebender Stimme, „daß ihr gerade jetzt kommen müßt, wo euch kein freundlicher Willkomm erwartet. Das Fräulein hat zwar schon oft von euch gesprochen, meine Viola sagte mir oft, mit welcher Sehnsucht sie eurer Zurückkunft harre. Aber jetzt beherrscht ihr Herz unnennbare Trauer um den verlornen Bruder. Der Tod hat ihn weggerissen aus dem Leben in der schönsten Blüthe. Horcht, (es erklingen Trauerklänge) sie halten noch ein feierliches Gebeth für ihn. O, gestrenger Herr! geht hin in die Kapelle, weihet ihm auch noch ein Gebeth, denn er starb mit all seinen Sünden.

„Es thut mir leid, jetzt zu euch gekommen zu seyn," antwortete Hildebold; „aber dennoch, meinen Waffenbruder noch einmal zu sehen, wenn gleich die Augen erlöscht sind, und das frohe Herz nicht mehr schlägt, — das mahnt mich, länger zu bleiben, als ich es wollte."

Er stieg vom Pferde, das der Alte wegführte, und trat über dem Burghof in die Kapelle. Der Mönch, der als Einsiedler eine Stunde weit von Eggenstein in einer Höhle lebte, und der Pilger, standen ganz im Hintergrunde derselben, als könnten ihre Augen den Glanz der zahllosen Lichter nicht ertragen, die das Allerheiligste der Kapelle umgaben, und nichts von ihrem hellen Schein verloren, durch die schwarzen Vorhänge in der Runde. In der Mitte vor dem Allerheiligsten stand eine Bahre, mit schwarzem Tuche bedeckt, und darauf lag der unglückliche Okarius in voller Rüstung; von seinem spiegelnden, polirten Harnisch warfen die vielen Lichter, die um ihn standen, einen blendenden Schein zurück, so daß Hildebold, der lange hinsah, nur mit Mühe unter dem offenen Helme das blasse Gesicht, die eingesunkenen Augen und die bleyfarbenen Lippen unterscheiden konnte. Der traurige Anblick ergriff ihn, Thränen traten ihm in die

Augen; Wehmuth und Schmerz bewegten seine Seele bey dem Gedanken, daß er so wunderbar erhalten worden sey in den drohenden Gefahren im fernern Lande und auch auf unsicherm Meere; während sein Freund in der Heimath friedenreichem Gefilde so früh den Tod gefunden habe. Er sank in die Kniee, bethete ein Gebeth des Dankes für seine Erhaltung und eines für seinen Freund, den er ins Leben zurückwünschte.

Eine feierliche Stille herrschte, nur von der Stimme des Geistlichen unterbrochen, der am Altare bethete. Als dieser geendigt hatte, erhoben sich alle, Hildebold ebenfalls, und seine Augen fielen auf eine schlanke weibliche Gestalt, die, von ihm etwas entfernt, in frommer Andacht in einen Bethstuhl hingesunken lag. Es war Engelbertha, des Burgherrn Tochter, die Geliebte. Sein Schmerz um den Todten verstummte, als er sie wieder sah, wie einen bethenden Engel, ein Idealbild in hoher Vollendung; ihr großes blaues Auge, um das der Schmerz einen sanften Ring gezogen hatte, das auf dem Gnadenbilde des Erlösers ruhte, ihr sanftgerötheter Mund, der halbgeöffnet leise Andachtsworte hauchte, nur dem Allwissenden verständlich, ihre zarten Hände, gefaltet erhoben, zum Zeichen ihres innigen Flehens, ihre Gestalt, von einem dunkeln faltenreichen Gewande umflossen, — dieß alles machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Die Anbethende fand er anbethungswürdig; die Liebe, alles andere Gefühl in seinem Herzen verdrängend, erfüllte ihn plötzlich wieder ganz, und er wäre in seeliges Anschauen Engelbertha's versunken, wenn nicht ein Herold aus der Menge getreten wäre, um den Leichenzug in die Gruft hinab zu ordnen. Er ward gestört in seinen Gedanken, weggedrängt von seinem Platze, und als er wieder hinsah, war sie verschwunden.

Der Herold gab nun ein Zeichen mit einem Stabe; Trompeten und Pauken erklangen in gedämpftem feierlichem Tone. Der Zug begann; schwarz gekleidete Männer gingen voraus, dann folgte der Geistliche, ein alter Mann, mit wenig grauen Haaren auf dem Scheitel, der Eremit und der Pilger mit tiefgesenkten Häuptern hinter ihm. Dann ward der Todte von sechs Männern getragen, hinter ihm her schritt der alte Eggensteiner, sein Vater, dessen Blick beständig und starr auf den Todten gerichtet war, als wenn er noch hoffe, daß dieser die Augen wieder aufschlage, und nur selten rollte eine Thräne über die gelblichten Wangen in den grauen Bart, noch seltener erhob sich aus seiner Brust ein Seufzer, den er aber dann heftig ausstieß. Seine Kleidung war schwarz und violett, als stützenden Stab brauchte er einen bloßen Degen; so wankte er fort, ohne auch nur einen Blick auf seine Umgebung zu werfen. Einige seiner ergrauten Freunde, in Rüstung und in Tuchkleidung folgten nach, unter die sich Hildebold mischte; dann folgten die übrigen Diener des Hauses, Kerzen tragend.

So ging der Zug, die Kapelle hinaus, durch einen Gang, der jetzt zu einer eisernen Thüre führte, an deren Seiten zwey Gewappnete in ernster Ruhe mit langen Spießen standen. Eine Treppe führte hinab in die Gruft, die in einen Felsen eingehauen war. Wenn man hinunter kam, bemerkte man, daß die vielen Weihrauchfässer, die in Thätigkeit waren, nicht den Modergeruch vertilgen konnten, der die Gruft erfüllte. Im Hintergrund des in Spitzbogen ausgehauenen Gewölbes standen schon mehrere Särge auf Stufen in einer Reihe, auf jedem derselben lag ein Schild mit Inschrift versehen; vor diesen stand ein leerer Sarg, von Stein ausgehauen, ebenfalls auf einer Erhöhung, bestimmt für Okarius, mit dem eine neue Reihe begann.

Als der feierliche Zug unten angekommen, und sich alle zu beyden Seiten aufgestellt hatten, ward der Todte mit vieler Ceremonie, die der Geistliche ausführte, nebst vielen Kräutern, die ihn vor Verwesung schützen sollten, in den Sarg gelegt. Als aber die Träger herantraten, einen schweren Deckel von Eichenholz darauf zu legen, neigte sich der alte Eggensteiner noch einmal über ihn, sich mit zitternder Hand auf den Rand des Sarges stützend. Eine ungeheure schmerzliche Bewegung hob seine Brust, seine Augen starrten auf die geschlossenen des Todten. „O mein Sohn!“ rief er bebend, „so mußtest du von mir scheiden, — in der Gruft meiner Väter ruhen, eilig von mir gerissen, — so bist du, mein einziger, letzter Trost, dahin! nicht mehr öffnest du die stolzen Augen dem segnenden Tageslicht. Ach! dem letzten Sprossen unsers alten Stammes, den ich erzog, daß er nach mir leben sollte, glücklich und groß, ihm muß ich in das Grab sehen. O, unglückseliger Vater! daß du jetzt noch leben mußt, um solchen Trennungsschmerz zu empfinden, um nur noch mit Leid und Qual das elende Leben zu fristen, und bald dem Todten nachzufolgen; — aber mich mahnt eine innere Stimme; nicht vergebens soll noch mein schwaches Herz schlagen; nicht vergebens diese Nerven noch empfinden. Alle meine Kräfte will ich zusammenfassen für eine einzige That, die dein Tod mit furchtbarer Stimme fordert, für die Vergeltung deines Mordes. — Rache! Sie sey das Einzige fortan, für welches ich noch denke und lebe, und wenn ich sie vollbracht habe, dann will ich gerne sterben, zu dir eilen und dir die befriedigende Nachricht bringen, ich habe dich gerächt. Erd und Himmel, Berg und Thal will ich beschwören, daß sie mir deinen Mörder ausstoßen aus ihren Kreisen; — so weit die große Sonne scheint,

soll mein Fluch auf ihm ruhen, er soll nicht mehr Ruhe finden, bis ich ihn in meiner Gewalt habe. Meines Gottes und meines weltlichen Herrn Fürsprache soll nichts mehr gelten vor meiner Rache. Der Mörder soll sterben, und selbst im Grabe soll er nicht Ruhe haben!" Er schwieg einige Augenblicke, dann wandte er sich an die umstehenden, und fuhr fort: „Und ihr meine Freunde! die ihr Söhne habt, und meinen Schmerz begreifen könnt, und ihr junge thatenrüstige Männer! in denen Gefühl von Recht und Liebe wohnt, hier streckt eure Hand aus über den Todten, wie ich, und versprecht mir mit eurem Männerworte, mir alle Hülfe und Vorschub zu leisten, den flüchtigen Mörder zu entdecken, — versprecht mir, daß ihr nie, unter keinem Vorwand, der gerechten Strafe ihn entziehen wollt. Ich fordere es als Ritter und als Freund." —

Mit bleichen Gesichtern umgaben die Rittter den Sarg, und streckten die Hände aus; „wir versprechen es," sagten sie einstimmig, aber mehr, um den Greis zu beruhigen, als um in Wirklichkeit zu halten, was sie versprachen. Da trat auch der Pilger, der bisher entfernt gestanden, heran; sein breiter Hut beschattete das Gesicht, das das Licht vermied, er streckte auch die rechte Hand über den Todten, und fügte noch mit dumpfer Stimme hinzu: „Und selbst im Grab soll er nicht Ruhe haben."

„Edler unbekannter Mann!" sprach darauf der Eggensteiner, „wer ihr auch seyd, ihr fühlt mit mir, was mein leidendes Herz allein zu stärken vermag, ich danke euch." Der Pilger verneigte sich schweigend gegen ihn, und trat wieder auf seinen vorigen Platz zurück.

Jetzt ward der Sarg zugedeckt. Tiefe Stille herschte, nur von Seufzern und Klagetönen unterbrochen. Halb ohnmächtig sank der Greis in die Arme eines seiner

Freunde, und wollte sich nicht wegführen lassen, bis der Geistliche abermals ein Gebeth sprach, und ein silbernes Gefäß mit Weihwasser gebracht ward, aus dem jeder der Anwesenden einige Tropfen mit dem frommen Zeichen des Kreutzes auf den Sarg sprengte, und dann vorüberging, die Gruft zu verlassen; nur der Pilger that es nicht; mit verschränkten Armen, in denen der Wanderstab ruhte, mit gesenktem Haupte stand er an einen Pfeiler gelehnt, in einer Stellung, die für den frommen Pilger nicht paßte, wobei er manchmal zwischen den Zähnen etwas Unverständliches murmelte, von einem innern Grimme bewegt, bis der Einsiedler-Mönch ihn erinnerte, daß es Zeit sey, die Gruft zu verlassen.

Zweytes Kapitel.

Und jetzt reißt mein — — Schicksal
Mich . . . .
In den Strudel dieses Hasses,
Dieses Unglücks mich hinein.
Braut von Massina, v. Schiller.

Hildebold stieg neben dem alten Ritter die Stufen empor, als er die Gruft verließ. Er wollte ihn anreden, aber stets hielt ihn das finstere thränennasse Gesicht des Alten davon ab.

Oben an der eisernen Thüre erwartete Engelbertha ihren Vater. Auf Viola, die blühende Tochter des Thorwarts, gestützt, stand sie da wie eine Lilie neben einer Rose; sie hatte es nicht über sich vermocht, in die Gruft hinabzusteigen. Zu sehr ergriffen von dem schmerzlichen Gefühle über den Verlust ihres Bruders, fühlte sie sich zu schwach den Anblick der Gruft zu ertragen. Ihr Vater schritt mit niedergeschlagenen Augen an ihr vorüber, sie nicht bemerkend, und so kam es, daß sie, als sie ihm nachfolgen wollte, dem jungen Ritter gerade entgegen trat. Sie bebte

zusammen, als ob sie sich vor ihm fürchtete, und schlug die Augen nieder; er aber ergriff ihre Hand und sprach sanft: „Engelbertha! das ist nicht das selige Wiedersehen, wie wir es gehofft haben, wie nur es die Sehnsucht vormalte, die mich zuerst zu dir führte.

„„Vergebt es mir!““ antwortete sie leise, „und heftete einen Blick voll zarter Wehmuth auf ihn.“ „Unsere Schuld ist es nicht, der Schmerz, einen theuren Bruder auf so bedaurungswürdige Weise zu verlieren, macht mein Herz bluten. Wie ich, Gott sey gedankt! sehe, seyd ihr glücklicher gewesen in schweren Gefahren, als er in friedlicher Heimath. Ein besseres Loos ist euch geworden, als ihm, denn in seinen heitersten Tag brach plötzlich die tiefste Nacht; er war ein Stern, aus seiner Bahn gerissen, ehe ihn sein Gott abrief.“

„Tröste dich,“ versetzte Hildebold, „Gott ist den Todten näher als den Lebendigen. Glücklicher als wir, ist er schon in die Wohnungen des Friedens eingegangen, wo er keinen Schmerz mehr kennt, und keine frevelnde Hand mehr Macht über ihn hat.

„O Gott!“ seufzte sie, „er starb mit all' seinen Sünden, ohne daß ein heiliges Sakrament ihm den Tod erleichtert hätte.“ —

„Ein Engel vermag viel, der für ihn bittet, antwortete der Ritter mit leiser Anspielung.“

„O ruhig, sprach das Mädchen sanft, ruhig! daß der Geist des Unglücklichen nicht zürne. Lasset ihn in Frieden mit dem Munde, und wirket nur für ihn mit euerm Gebeth, daß er bald eingehe in das Paradies.“

„Während des Gespräches waren sie an eine Treppe gekommen, auf deren erste Engelbertha stehen blieb.“ „Und nun verzeiht mir, edler Freund!“ fuhr sie fort, „daß ich jetzt schon wieder von euch scheiden muß; meinen Vater darf ich nicht allein lassen, und Niemand

will er um sich haben, als mich. Lebt wohl, vielleicht sehen wir uns, wenn ihr heute Nacht bey uns bleibt."

„Nein," versetzte Hildebold, ich will noch fort; meine Sehnsucht ruft mich auch noch zu meiner Familie; ich muß wissen, wie es meiner theuren Mutter geht, und den Weg noch sobald als möglich zurücklegen, der mich von ihr scheidet. „„Aber kommt wieder!"" bath Engelbertha, „„vielleicht könnt ihr meinem Vater den Verlornen ersetzen, ihn zerstreuen, und trösten; ich vermag es mit dem aufrichtigsten Willen nicht; der eigene Schmerz in der Brust raubt mir die Kraft dazu.""

„Was ich vermag, geschieht aus ganz ergebenem Herzen, versetzte Hildebold. Deine Liebe, meine Treue! wird mich bald zu dir zurückführen." — „Aber," unterbrach ihn Engelbertha, „so schnell scheidet nicht von unserm Hause, als von mir; geht hinüber in die Gaststube. Viola soll euch Wein bringen, und nun lebt wohl; meine Pflicht zwingt mich, wenn gleich ungerne, zu scheiden — „lebt wohl!" Sie drückte ihm die Hand, er aber zog sie an sich, und drückte einen Kuß auf ihre bleichen Wangen, die sie ihm nicht entzog; dann stieg sie langsam die breiten Stufen hinan, wo er ihr nachsah, bis sie auf einer Gallerie und mit ihr, vorleuchtend, Viola verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Drey der Zeichen hab' ich nur,
2 — 3 — 1, das ist ein Schwur,
Ein Geschlechtswort 1 — 3 — 2,
Und ein Herrscher 1 — 2 — 3.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts,

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 10tes Stück.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;
von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

Hildebold schritt den Gang hinab, nach Engelbertha's Wunsch noch einige Augenblicke zu bleiben. Es war schon alles still und leer geworden; die Ritter und Freunde alle hatten die Burg verlassen, und eine öde Ruhe herrschte nunmehr.

Die Gaststube war ein Gemach im untern Geschoß, nicht weit von dem Hauptthor in Bogenwölbung erbaut; an den Wänden hin liefen breite Bänke zur Bequemlichkeit der Gäste; in der Nähe des hohen Fensters stand ein brauner Tisch mit dicken ausgebogenen Füßen, hölzerne Stühle davor. Auf dem Tische selbst stand eine Oellampe, die mit sparsamem Lichte das Zimmer erhellte.

Als Hildebold in dieses Gemach treten wollte, hörte er heftig reden, und auf- und abgehen, und, als er die Thür öffnete, zischen, wie wenn man Jemand schweigen gebiethen will. Es war der Mönch, der die Hand über die Augen hielt, um zu sehen, wer komme, und hinter dem Tische bey einer Kanne Wein saß, und der Pilger, der mit ihm auf die Burg gekommen, welcher mit

verschränkten Armen mitten im Gemache stand, und schwieg, von dem wahrscheinlich ihm unwillkommenen Gaste unterbrochen. Er warf nur finstere Blicke auf den Ritter, und schien mit Ungeduld sein Weggehen zu erwarten. Als aber dieser einen Stuhl herbeyrückte, und länger bleiben zu wollen schien, ergriff er seinen Wanderstab, und ermahnte den Einsiedler, mit ihm die Burg zu verlassen.

„Wartet noch eine kurze Zeit, dann gehen wir mit einander," sprach dieser, als Viola eintrat, und Wein brachte; der Pilger aber, in schrecklicher Bewegung, schritt auf und ab, leise nur murmelnd, bis er laut in die Worte ausbrach, die er nicht mehr unterdrücken zu können schien. „Du hast es nun gehört, Bethbruder! mit eigenen Ohren."

„So seyd doch nur ruhig," unterbrach ihn der Mönch, „es ist menschlich, seinem Zorn sich hinzugeben, aber göttlich, ihn zu unterdrücken; — ihr seyd zu heftig."

„Und selbst im Grab soll er nicht Ruhe haben!" — fuhr der Pilger fort mit bitterm Lachen, „das ist ein satanischer Fluch für eine gute Gesinnung." — „Es war ein strenges Wort," entgegnete der Mönch, „er sollte an Hiob gedacht haben, der alles verlor, und doch mit Gottergebung und Geduld seine Armuth ertrug; dann hätte er es sicher nicht ausgesprochen."

„Es ist das Wort des Wahnsinns und der Bosheit," fuhr der Pilger fort, beherrscht von einem innern Grimme, „aber es soll ihn reuen; ich will ihm ein Licht aufstecken, daß er zittern soll, daß er nie wieder einen Menschen verflucht, über eine That, die er nicht beurtheilen kann. Sein Stolz greift dem Rechte vor, sein Hochmuth, den er selbst schon gegen den Lehensherrn gezeigt hat, sprach selbst aus ihm in der Gruft der Todten." — Er machte eine Pause und schritt vorwärts: „Ich bin ge-

wohnt, das Gute, das mir gethan wird, doppelt zu vergelten, aber das Böse, das mir geschieht, fordert auch doppelte und schnelle Rache." —

Der Einsiedler schüttelte unwillig den Kopf, und Hildebold horchte gespannt auf, schwieg aber, den Pilger nicht in seinen Aeußerungen zu stören, bis er klarer wisse, was sie zu bedeuten hätten, und that, als beachte er ihn gar nicht.

„Warte, alter Eggensteiner! die Nacht ist noch nicht vorüber," zürnte der Pilger wieder, „die du vielleicht mit Angst durchwachst. Warte, Okarius! ich will dir das Bett wärmen, es wird dir ohnehin kalt seyn in deinem steinernen Schlafzimmer." „Wie meint ihr das," fragte jetzt Hildebold aufstehend, „redet deutlicher!" Der Pilger sah ihn finster an, und fragte: Seyd ihr ein Mann, der Gefühl für Recht und Ehre hat?

„Ich glaube, es schon bewiesen zu haben."

Seyd ihr ein Mann, der Ueberlegung und Verstand über ein wahnsinniges Vorurtheil setzt?

— „„Nun?"" —

„Dann fragt euer Inneres, ob es nicht über des alten Ritters Ausspruch zürnen muß, ob es euch nicht sagt, daß nur ein rasender Wahnsinn so sprechen kann."

„Vergebt seinem Schmerz," versetzte Hildebold sanft, „der schwache Greis kann ihm nicht gebiethen."

„O nein!" rief der Pilger bitter, „der Schmerz kann üble Folgen haben, wenn eine handelnde Leidenschaft daraus wird. Darum vertheidigt ihn nicht, oder ich erkenne euch als meinen Feind und den Feind des Rechtes und des Landes."

„Was mir aus euerm Munde von keiner Bedeutung scheint," antwortete Hildebold mit Spott. —

„Glaubt ihr? Ich habe Macht, meine Feinde alle zu verderben, wenn ich will, und dieser Eggensteiner ist

heute mein größter geworden. — Seine Worte gehen mich an!" —

„Wie?" rief Hildebold, ihr weckt selbst den Verdacht in mir, daß ihr der Mörder des Okarius seyd; — ihr geht nicht über diese Schwelle, bis ihr euch erklärt habt. —

„Mörder? — Mörder!" rief der Pilger mit blitzenden Augen und aufgeworfenen Lippen, „so nennst du mich? Weißt du, was du sagst! hast du deine Worte überlegt — elender Knabe!" —

Hildebold zog schnell das Schwert. „Nicht mehr von der Stelle! bis ihr euch erklärt, ob der edle Jüngling von eurer Hand fiel, oder ich vergehe mich an eurem Stolze."

„Im Namen Gottes und seiner Heiligen, haltet ein!" rief der Mönch dazwischen, mit unsicherer Stimme, und suchte hinter dem Tische hervorzukommen.

„Bube! ich soll dir wohl Rechenschaft geben von meinem Thun," fuhr der Pilger heftiger fort, „du glaubst gewiß, ich bin nicht vorgesehen, aber ich will dir die Antwort blutig auf die Sirne schreiben." Er zog ein langes Schwert unter seinem Mantel hervor, und führte einen gewaltigen Hieb auf den Ritter, der ihn aber geschickt auffing.

Die Schwerter klirrten, jeder der Fechtenden suchte die Thüre zu gewinnen, der eine zu flüchten, der andere Hülfe zu erhalten, als plötzlich der Pilger rief: „ich bin verwundet;" sein Blut rann, obgleich wenig, herab. Da fiel der Mönch dem Ritter in die Arme, und hemmte seine Streiche, worauf der Pilger augenblicklich mit dem Ausrufe: „Bube! auch du sollst mich fürchten lernen," verschwand.

„Laß mich los!" rief Hildebold, und suchte sich von dem Mönche los zu machen, der ihn im Namen aller

Heiligen umklammert hielt, und nicht los lassen wollte; — „ich muß ihn verfolgen!“

„In meiner Gegenwart soll kein Unglück geschehen,“ antwortete dieser, „bleibt! ich befehle es euch im Namen des Allmächtigen,“ und hing sich noch fester an ihn; da warf ihn der Ritter gewaltsam von sich, und stürzte hinaus, den Flüchtigen einzuholen; aber es war zu spät; sein Nachforschen war vergebens, er fand ihn nicht mehr.

Mißmuthig kehrte er zum Mönche zurück, der ganz nüchtern geworden zu seyn schien, und noch laut athmete von der Anstrengung, mit der er ihn festgehalten hatte.

„Ihr kennt den Fremdling,“ sagte er hastig zu ihm, „und als ein Mann von Ehre fordere ich Auskunft von euch.“ „Ich? antwortete der Einsiedler verlegen; — ich kenne ihn nicht.“

„Ihr kammt doch mit ihm hieher, und spracht so vertraut mit ihm, wie mit einem Wohlbekannten.“

„Jeder Mensch ist mein Vertrauter, und keinem Menschen verschliesse ich mein Ohr, wo es meine Pflicht verlangt, und wo ich dem Geringsten, wie dem Höchsten auf einen guten Weg bringen kann, so geschieht es gerne.“

„Nun ja, dem wenigstens habt ihr auf einen guten Weg geholfen,“ versetzte Hildebold mit Spott.

„Spotte nicht, sündiger Mensch!“ rief der Mönch herrisch, „meine Gesinnungen sind rein, wie die Quelle des Felsens, rein wie die Sonne. Ich fühle mich gerechtfertigt vor meinem eigenen Gewissen in meinem Thun; anderer Entscheidung bedarf ich nicht.“ —

Ich will nicht rechten mit euch, entgegnete Hildebold; redet nur, in welchem Verhältnisse ihr zu dem Entflohenen steht; zur Sicherheit der Bewohner dieses Schlosses fordere ich euch auf, daß ihr seine Pläne, um die ihr wißt, berichtet, um die Bosheit eines Bösewichts un=

schädlich zu machen, um die Folgen zu verhüten, die aufgeregter Haß haben kann. „Könnt ich Groll hegen," antwortete der Mönch, „so wäre ich verschwiegen gegen euch, aber damit ihr seht, daß selbst unbillige Behandlung nichts über meine Wahrheitsliebe vermag, so hört mir aufmerksam zu (er setzte sich nieder, und that einen langen Zug aus der Kanne); alles, was ich weiß, soll für euch kein Geheimniß seyn: —

Vorgestern am Abende, es dämmerte schon stark in meinem Thalgrunde, kam jemand in meine Höhle, in der ich in stilles Gebeth versunken lag. Ich blickte auf, und sah einen großen majestätischen Mann vor mir in sonderbarer Jägertracht; der kurze dunkle Rock reichte bis an das Kinn hinauf, ein breiter Hut verdunkelte das Gesicht, ich konnte nur Auge und Nase erkennen, und müßte lügen, wenn ich sein Antlitz mehr beschreiben könnte. Er sprach mit mir sehr fromm und gut, dabey war er sehr mildthätig gegen mich armen Mann. Im Laufe des Gespräches gestand er mir offen, daß er im Streit einen Ritter, und zwar Okarius von Eggenstein erstochen habe, welches er seiner heftigen Natur zur Last legte. Er fragte mich wie ein frommer Christ, was er beginnen müße, welcher Buße er sich zu unterwerfen habe, diese schwere, drückende Schuld von seinem Herzen zu wälzen. Ich sagte es ihm, und das bleibt Geheimniß, dabey machte ich ihm die Bedingung, daß er mitgehe zum Vater des Erschlagenen, daß er auch von diesem Verzeihung erlange. Er wollte es, kam heute Abend wiederum zu mir in Pilgerkleidung, damit man ihn nicht zu frühe kenne, um mit mir dem Begräbnisse des Todten beyzuwohnen, wobey ich jede sich darbiethende Gelegenheit ergreifen wollte, für ihn zu sprechen, wie ich es mir immer zur Pflicht mache, Friede zu stiften auf der unruhigen Welt und zu versöhnen, was Leidenschaft trennte. Wir kamen

hieher, wie ihr es selbst wißt, friedlich und fromm, und ich hoffte, alles nach seinem Wunsche ausführen zu können, als sich, ohne meinem Willen, die Sache zum Bösen wendete. In der Gruft hörte der Jäger oder Pilger, wie ihr wollt, Flüche gegen sich aussprechen, und alle Kräfte der Natur auffordern, ihn zu verfolgen; da wandelte sich sein gutes Vorhaben in fürchterliche Wuth. Voll verderblicher Pläne verließ er die Gruft, in welcher der alte Eggensteiner den Spott nicht verstand, den er ihm anthat, als er die Hand über den Todten hielt, sprechend: „Und selbst im Grab soll er nicht Ruhe haben!“ — er meinte, Okarius soll nicht Ruhe haben, nicht sein Mörder, — und heute Nacht, noch ehe die Burg auf irgend eine Weise mit Mannschaft verstärkt werden kann, will er sie mit Feuer und Schwert verheeren; ich fürchte, er hält sein Wort; beleidigter Stolz, verkannte Güte sprach aus ihm. Seiner nicht mehr mächtig, gab er sich seinen aufgeregten Empfindungen hin, als ihr zu uns eintratet, und dadurch, daß ihr ihn zu einem Geständnisse zwingen wolltet, daß ihr ihn sogar verwundetet, ehe ich es verhindern konnte, ist die Sache noch schlimmer geworden, und mein Streben unnütz gewesen, daß ich ihn hier aufhielt, Zeit zu gewinnen, damit sich seine Wuth läge, daß ich ihm seine Rachepläne ausreden könnte. Leider! daß es umsonst war. —

„Laßt seinen Zorn austoben,“ sagte Hildebold, als der Mönch eine Pause machte, „ich glaube nicht, daß er so mächtig ist, mir und dem alten, ohnehin unglücklichen, Manne, schaden zu können.“

Der Mönch zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht; wollte Gott! es wäre so, wie ihr sagt; ich erzählte euch, was ich wußte, nehmt es als einen Beweis, wie ich offen handle gegen Jedermann. Mehr fordert nicht von mir!“

„Nehmt meinen Dank," antwortete der Ritter, „meinen herzlichen Dank, wenn ihr wahr gesprochen habt, wenn ich euren Worten glauben darf."

Der Mönch schwieg, beleidigt von diesem Zweifel, und warf einen finstern Blick auf Hildebold, und bald darauf, ohne noch ein Wort weiter zu sprechen, verließ er unwillig die Gaststube und die Burg.

Hildebold aber schritt auf und nieder, alles das überlegend, was er jetzt vernommen hatte. Viele Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, ob die angedrohte Gefahr wirklich vorhanden seyn könne oder nicht, und lange ward er nicht mit sich einig, wie diese abzuwenden sey, und welche Maßregeln dagegen ergriffen werden sollten.

Drittes Kapitel.

Banquo:
Der Himmel wölkt sich, sicher haben wir
Noch heute Nacht Gewitter, und — —
Erster Bandit: (auf ihn hinstürzend) 's schlägt ein!
Banquo: flieh!

Shakspeares Macbeth.

In der alten, mit Eichenholz getäfelten Stube im ersten Stockwerke seiner Burg saß der alte Eggensteiner an einem schwarz bedeckten Tische, finster über sein Schicksal brütend. Mit aufgestützten Armen saß er da, und faßte mit seinen magern Händen die wenigen weißen Locken, die an beiden Seiten seines Hauptes glänzten. Seine Augen, sonst so feurig und so lebhaft, waren jetzt fast glanzlos und starr auf den Boden geheftet und nur dann und wann stöhnte er unvernehmliche Worte tiefen Grames.

Engelbertha saß stille neben ihm, obgleich die Thränen, die über ihre bleichen Wangen zitterten, die heftige

Bewegung ihres Herzens verriethen. Ihr sanftes Auge ruhte auf dem theuren Vater, dessen Anblick ihren Schmerz nur erhöhte. Umsonst hatte sie, die selbst Trost bedurfte, den unglücklichen Mann zu trösten gesucht; er verschmähte allen Trost, und wollte sich ganz seinem Schmerze hingeben, daß er ihn verzehre. Zwey lange Nächte waren schon an ihm vorübergegangen, ohne daß ein erquickender Schlaf seine Augen einmal geschlossen hätte, und die dritte war bereits im Beginnen, und er nicht zu vermögen, sich zur Ruhe zu begeben. Ein leises Anklopfen drang plötzlich zu seinen Ohren. Er richtete sich auf, und rief unwillkürlich: Herein! Die Thüre öffnete sich, und ein junger Ritter trat herein in glänzender Rüstung. Okarius! rief der Alte, indem er auffuhr, als wenn er Geister sähe, und wollte auf jenen zustürzen.

„Beruhigt euch, theurer Vater!“ sprach Engelbertha sanft, indem sie ihn aufhielt; „es ist Hildebold von Schwangau, der von dem heiligen Lande zurückgekehrt ist, — nach einem langen glücklichen Kampfe.“

„Vergebt es mir, gestrenger Herr und Freund!“ sagte dieser, indem er dem Alten die Hand reichte, „wenn ich euch noch so spät in eurer Ruhe störe; ein wichtiges Geschäft will es; darum gebietet einige Augenblicke eurem Schmerz, um etwas zu vernehmen, das eurer Ueberlegung bedarf.“ — „O Gott!“ unterbrach ihn der Greis, „so seyd ihr so wohlerhalten zurückgekehrt, nach tausend Beschwerden, und mein Okarius schläft schon in der kalten Gruft meiner Väter; zerschmettert ward die theure Blume, die ich aufzog, noch ehe sie in ihrer schönsten Pracht blühte, — o verfluchter Mörder!“ —

„Ich weiß es,“ versetzte Hildebold theilnehmend, „und fühle mit euch den herben Schmerz, der eure Brust durchwühlt, aber eine heilige Pflicht ist es mir geworden, euch warnend mitzutheilen, was ich so eben erfah-

ren. Darum hört! — Jener Pilger, der der Beysetzung eures Sohnes, den Gott selig habe, beygewohnt hat, verrieth sich gegen mich, daß er der Mörder eures Sohnes sey, (lebhaftes Staunen mahlte sich in dem Gesicht des Alten, als er dieß vernahm) der Fluch, den ihr über ihn ausgesprochen, die Rache, die ihr ihm gedroht habt, hat in ihm den Entschluß hervorgebracht, auf die fürchterlichste Weise eure Aussprüche zu rächen, und er will, ehe ihr noch Hülfe erhalten könnt von euern Freunden, diese Burg überfallen, und mit Feuer und Schwert verheeren, auf daß an euerm Sohne das geschehe, was ihr ihm zugefügt wißen wolltet; — ihr sagtet nämlich: „Und selbst im Grab soll er nicht Ruhe haben!“

„Gott, der großen Welt! habe Dank,“ rief der Greis ausser sich, und seine Augen belebte ein neues Feuer, „er wird kommen, sich zu rächen, und so in meine Hände fallen. Sein gerechtes Loos erwartet ihn. Das ist ein Fingerzeig von Oben.“

„Vater!“ sagte Engelbertha sanft, „mäßigt euch, und seyd vorsichtig, eine finstere Ahnung sagt mir, daß uns nichts Tröstliches erwarte.“

„Sorge dich nicht, Engelbertha! versetzte er schnell, geh, hole mir mein großes Schwert, das ich erst meinem Okarius schenkte, und meinen Brustharnisch. — Hildebold! ihr bleibt bey mir; was auch kommen mag, seyd mir ein helfender Gefährte. — Wenn er schon da wäre, ich wollte ihm zeigen, welche Kraft gerechtes Rachegefühl auch in meine alten Glieder gießt; Angesicht gegen Angesicht will ich mit ihm zusammentreffen, und meine Wohllust sey es, ihm dieselbe Wunde zu schlagen, an denen mein Einziger, mein Okarius, verblutete. Ich will ihm freudig ins Gesicht schauen, wenn er unter wilden Zuckungen die falsche Seele aushaucht, wenn er zur

quälenden Hölle fährt, während mein Sohn gen Himmel empor schwebt."

O, besänftigt euch! bath Engelbertha, indem sie das Schwert ihm hinreichte; nicht dieses Schwert solltet ihr verlangen, euern Schmerz auszugleichen, — edle Vergebung ist des Christen würdiger, darum denkt nur auf Vertheidigung, nicht auf Rache.

„Alles will ich vergeben," antwortete er, „was mir die Menschen zeitlebens Unbilliges zugefügt haben, den grimmigsten Haß meinen Feinden, die schwersten Bedrückungen von meinem Landesherrn, das Auflehnen meinen Untergebenen. Alles, Alles! — aber den Mord meines einzigen Sohnes vergebe ich nicht! — um dessen Leben ich mein eigenes hingegeben hätte, um dessen Glück ich sorgte, so lange er athmete, um dessen Erhaltung ich mit Inbrunst bethete, — dessen Mörder sollte ich nicht strafen wollen? da müßte die heilige Flamme des Vatergefühls erloschen seyn in mir. Nein! der ist keines Glückes werth, der es sich gleichgiltig rauben läßt." Meinen Helm noch, Engelbertha! — Wenn erst seine Mutter noch gelebt hätte bey seinem gräßlichen Umfall, — der Schmerz hätte sie augenblicklich getödtet.

Während dieser Worte, die seine Leidenschaft ausdrückten, war er fertig mit seinem Anzuge. Mit einer Kraft, die sonst seinem Alter fremd war, trat er auf, daß der Boden zitterte. Wie von jugendlicher Gluth durchströmt, stieg er mit Hildebold die Treppe hinab. Engelbertha blieb traurig zurück mit Viola, die sie zu sich rief.

Im Hofraume angekommen ließ der Alte alle seine Leute zusammen kommen, jedem einen Posten anzuweisen, damit kein Ueberfall möglich werde, und doch der Erwartete in ihre Hände falle. —

Die Burg Eggenstein lag auf einem etwas hohen, aber doch nicht steilen Felsen, und ein guter Bergsteiger

konnte von allen Seiten daran hinaufglimmen; da dieses aber nur einzeln und langsam geschehen konnte, so war in dieser Beziehung die Vertheidigung leicht; dazu war sie noch von einer Mauer umschlossen, die fünf Thürme mit einander in einem unregelmäßigen Fünfeck verband. Außer der Mauer, etwas tiefer als die Burg, dehnte sich gegen Westen ein schöner Garten aus, an dessen äußerstem Ende ein schmaler Pfad in das Thal hinabführte, der aber in dunkler Nacht nicht wohl zu betreten war. Innerhalb der Mauer hob sich das Hauptgebäude mit vielen Erkern und Thürmen in einem länglichen Quadrat, in dessen Mitte sich der kleine Burghof befand. In diesem stand nun der alte Eggensteiner, theilte Befehle aus, und ermahnte zur Wachsamkeit, als man plötzlich einen Lärm hörte, der die Knechte, trotz seines Rufens, auseinander trieb.

Der alte Thorwart stürzte in den Hof. „Gewalt gnädiger Herr!“ rief er, „das Thor ist erbrochen; Helft!“ — er sank angstvoll nieder, und der alte Ritter nebst Hildebold, von einigen treuen Dienern begleitet, eilten nach dem Hauptthore zu; während die übrigen Diener, die noch unbewaffnet waren, sich furchtsam zu verbergen suchten. Unter dem Hauptthore angekommen, sehen sie mit Verwunderung, stille, wie eine Mauer, eine gedrängte Reihe schwarzer, schmutziger Männer stehen, von denen Jeder in der linken Hand eine hellbrennende Fackel, die kaum erst angezündet war, und in der Rechten eine eiserne Keule oder eine spitzige Eisenstange trug. Es waren lauter rohe, gemeine Knechte von den Eisenwerken in dem Thale, mit häßlichen Gesichtern, auf denen das Lächeln der Schadenfreude lag. Charakterlos und arm, ließen sie sich zu allem gebrauchen, was eine Belohnung abwarf, die sie wahrscheinlich auch hieher geführt hatte.

Sie regten sich nicht, und sahen mit grinzendem Lächeln die Kommenden an.

Was wollt ihr? elende Knechte! rief der alte Eggensteiner den Unbeweglichen zu, daß ihr in mein Haus eindringt, wie Räuber und Mörder. Kehrt um, Verblendete! — der ist des Todes, der sich weiter wagt. — Zurück!

„Erd und Himmel hat mich ausgestossen,“ ertönte, nach einer Pause, eine kräftige Stimme halb feierlich, halb spottend; — „Du selbst hast mich hieher beschworen, und nicht umsonst will ich deinen Willen, den ich sonst verachte, befolgt haben; aber hier ist die Gränze, bis hieher folgte ich deinem Willen: von jetzt an folgst du, dem meinigen, und giebst dich in meine Gewalt!

„Eher in die Gewalt der Hölle, elender Thor!“ rief der Greis grimmig; trete vor, wenn du Muth hast; Angesicht gegen Angesicht will ich mit dir kämpfen. Ein lautes Gelächter erscholl. „Nun denn! rief die vorige Stimme wieder, so gehe die Rache ihren strafenden Gang! Vorwärts! tönte das Kommando, und die ganze Reihe rauschte mit großen Schritten unaufhaltsam vorwärts. Wüthend stürzte sich der Greis auf sie, und trennte sie; Hildebold folgte kühn; aber die Verwegenheit, gegen solche Uebermacht zu kämpfen, fiel unglücklich aus. Im Getümmel verlor er den Greis aus dem Gesichte, den er nicht verlassen wollte, und ward bis in den Hof zurück gedrängt. Es regnete Keulenhiebe, troß dem er sich wacker vertheidigte und manchem eine Wunde beybrachte, die die Feinde nur noch mehr erbitterten. Im Rücken plötzlich von kräftigen Armen angefallen, war er gezwungen, sich zu ergeben.

Sie entwaffneten ihn, und zerbrachen das Schwert, das er so lange glücklich geführt hatte. Da trat ein majestätischer Mann herbey in dunkler Rüstung, und ge-

schlossenem Visier, gab dreyen der Knechte Befehl, den Ueberwundenen zu bewachen, bis er wieder komme, und eilte dann in das Haus. Hildebold hatte an der Stimme den Pilger erkannt, mit dem er schon heute in Streit gewesen, und fühlte mit Recht eine quälende Sorge, was ihn erwarten werde in der Macht eines heftigen und, wie es schien, starken Feindes; doch mit männlicher Fassung hielt er sich ruhig, und blickte hinauf an dem Gebäude, dessen Fenster sich allenthalben erhellten, so daß selbst der Hof erleuchtet ward. Die kräftige Stimme des Anführers und das höhnische Lachen der rohen Gesellen schallte herab, und mit steigender Angst um die geliebte Engelbertha hörte er Thüren krachen, Fenster und Geschirre klirren, das Getäfel in den Stuben unter Gelächter einschlagen. Gefundener Wein ward unter Jubelgeschrei ausgetheilt, und feuerte nur noch mehr an, zum Werke der Zerstörung. Die Wächter Hildebolds hörten und sahen dieß mit neidischen Augen; man schien sie ganz vergessen zu haben, was die hungrigen Leute beleidigte. „Wir sollen hier mit trocknem Munde stehen?" sprach der eine, „während die andern den besten Wein trinken! Jakob, Paul! ihr seyd stark genug, den wehrlosen Burschen zu bewachen. Ich will uns auch etwas holen." Die beiden waren es zufrieden, und er ging. Kaum, daß er weg war, stürzte Engelbertha in den Hof in ungeheurer Angst. „Hülfe! Rettung! rief sie bebend, — Gott der Welt! — Hildebold! — laß mich nicht in den Händen dieser Wilden, entreiße mich diesen Elenden!" Als sie aber sah, daß auch er schon unter Bewachung stand, sank sie ohnmächtig nieder. Die Wächter Hildebolds blickten mit Wohlgefallen auf die schöne Gestalt Engelbertha's; unfähig eines mitleidigen Gefühls regten sich ihre rohen Sinne. Sie traten zusammen, und flüsterten mit einander; da raffte Hildebold alle seine Kraft zusammen, faß-

te die beyden mit einem Male um den Leib, so daß jeder den andern an einer Bewegung hinderte, und trug sie schnell an eine niedrige Mauer vor einen Abgrund, in den er sie, trotz alles Rufens, das durch das Getöse im Hause selbst übertobt ward, hinabstürzte.

Schnell besonnen sprang er nach seinem Pferde, das im nahen Stalle stand, hob die ohnmächtige Engelbertha mit kräftigem Arme hinauf, schwang sich auf den Araber, und jagte zur Gartenthüre, die er noch offen sah, hinaus; — über die niedrige Gartenmauer setzte er keck, und führte dann das Pferd sicher den schmalen Weg ins Thal hinab, der ihm bekannt war, da er auf diesem manchmal in vergangenen Zeiten zu der Geliebten herauf gestiegen war. Bald war er glücklich die jähe Höhe hinab, und sah sich nicht um, sah nicht wie oben die schmutzigen Gesichter über die Gartenmauer sahen, den schnell vermißten Flüchtling zu erspähen, wie sie Fackeln in das stürmische Dunkel herabwarfen, die Abgründe zu erhellen, und ihn mit seiner Beute zu entdecken, was aber glücklich nicht gelang. In ungeheuer Angst, das regungslose Mädchen in dem Arm, deren schönes Haupt an seiner heftig schlagenden Brust lag, wußte er im ersten Augenblicke nicht, wohin er sich wenden sollte, ihr zuerst Hülfe und Rettung zu bringen. Nach den Eisenwerken, die zunächst lagen, wollte er nicht, weil es ihm nicht sicher und rathsam schien, und nach einem jeden andern Orte war es zu weit. Da fiel ihm zum Glück der Einsiedler ein, der, nur eine Stunde entfernt, in einer Höhle wohnte, und auch etwas von Arznei verstand. Rasch lenkte er sein Pferd nach einem Hohlweg, und spornte es, keine Zeit zu verlieren, daß die Geliebte ins Leben zurückgerufen werde; aber es schien ihm, als ob der Weg sich unter dem Hufschlag seines schnellen Pferdes wunderbar verlängere. Die Felsenkolosse neben ihm

in dunklen Contouren schienen mit ihm sich fortzubringen. Der Wind, der ihm schauerlich entgegenheulte, der Regen, der noch fiel, und den ohnehin schlechten Weg noch mehr verdorben hatte, das grauenhafte Dunkel der Nacht, das ihn nur die nächsten Gegenstände in unsichern Umrissen erkennen ließ, — alles verband sich, seine Hast zu hemmen. Da dünkte es ihm, als tauche aus dem Dunkel eine weiße Gestalt, die er immer deutlicher zu sehen glaubte, und wie sie ihm nahte, und neben dem Pferde herschwebte, wie sie ihre Hand ausstreckte, und ihm in die Zügel griff, als wolle sie ihm aufhalten. Da glaubte er sogar den Geist des erschlagenen Okarius zu erkennen, der ihm wehmüthig nachsehe und winke, umzukehren auf seinem Wege.

„Hinweg, Trugbild der Nacht!“ rief er plötzlich von einem schauerlichen Gefühle ergriffen, „und hemme nicht meine Hast.“ Das Bild verschwand, und gleich darauf sah er Licht durch eine Felsspalte schimmern, das ihm sagte, daß er an des Einsiedlers Höhle sey. Als er näher kam, erlöschte das Licht, und war nur noch ein matter Dämmerschein. Er ritt bis an den Eingang der Höhle; aber alles war still und ruhig darin.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Willst du nach dem Münzamt gehen,
Kennst du mich als Menschen,
Suchst du auf der Wiese mich,
Dort erschein' als Käfer ich,
Und, wo sie in den Bergen bauen,
Kannst du mich als Hammer schauen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 11tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter; von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

„Stephanus, ehrwürdiger Herr!“ rief er hinein; es erfolgte aber keine Antwort. Da rief er noch einmal und lauter; nun bewegte sich's, und er sah beym Scheine einer schwach brennenden Lampe, die in der Mitte der Höhle hing, den Mönch ihm entgegentreten.

„Wer stört mich so spät in meiner Ruhe?“ — fragte Stephanus gedehnt, — „kaum, daß ich Gott danke, nach einem stürmischen Tage Ruhe zu finden, so ruft man mich wieder.“

„Die Nothwendigkeit entschuldigt,“ antwortete Hildebold. „Darum fragt nicht lange, guter Mann! helft

einem unglücklichen Mädchen. Gerettet habe ich es aus Räuberhänden, ohnmächtig habe ich es hieher gebracht in eure sichere Einsamkeit. Ihr seyd ein weiser Mann, eure Kunst vermag gewiß, es ins Leben zurückzurufen. Darum helft, und erfüllet meinen einzigen Wunsch."

Finster, ohne Antwort, half ihm der Einsiedler vom Pferde. Dann steckte er einen Kienspan an der Lampe an, und befahl dem Ritter, der Engelbertha im Arme hielt, zu folgen. Er schritt voran in eine kleine Höhle an der Seite hin, in der ein weiches Lager von Moos und dürren Blättern sich befand. Hier hieß er die Ohnmächtige niederlegen, und holte eine kleine Phiole von einem Brette, das zwischen zwey Felsen eingefugt war.

„Mein Herz sagt mir," hob er nach einer Pause an, während er dem Mädchen das stark riechende Wasser mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes in das Gesicht sprengte, „ihr habt eine sehr unedle That begangen, o, der Sittenverderbniß unserer argen Zeit! ihr habt die Verwirrung eines Augenblicks benützt, sie zu entführen, in eure Gewalt sucht ihr sie zu bringen, eurer unwürdigen Leidenschaft besinnungslos gehorchend; — o! ich durchblicke euch!" —

„Sonderbarer Mann!" versetzte Hildebold, „bey Gott und meiner Rittereehre! aus den Klauen elender Menschen habe ich sie gerettet, glaubt meinem Schwur, wenn euch meine Worte nicht genügen."

„Seit ihr meine Worte in Zweifel gezogen, traue ich den eurigen nicht mehr," antwortete er finster, aber stille, „seht — sie beginnt zu athmen, der bleiche Mund bewegt sich leise wieder." —

„„Gott, der Allmächtige sey gelobt,"" rief der Ritter feurig, sank auf ein Knie, und hob dankend die Hände gen Himmel. „„Wäre sie nicht mehr zurückgekehrt ins Leben, ich wäre ihr nachgefolgt in die Ewigkeit.""

„Ruhig, ruhig!“ geboth der Einsiedler feierlich; „an diesem Orte verstummt alle Leidenschaft, hier gebiethet auch der Eurigen; entweiht diese Halle nicht mit den Ausbrüchen irdischer Liebe.“ Der Ritter schwieg; Engelbertha schlug die Augen auf, blickte aber noch matt und regungslos empor. Stephanus, dieß bemerkend, winkte Hildebold, die Höhle zu verlassen. Als dieser aber seinen Wink nicht befolgte, steckte er eine irdene Lampe an, und stellte sie, in Ermanglung eines Tisches, auf den moosbedeckten Boden, von wo aus sie auf die feuchtglänzenden Felswände ein unheimliches Licht warf, und ging aus der Höhle.

Wo bin ich, flüsterte das Mädchen, nach einer Pause, in der Hildebold ihre zarte Hand erfaßt hatte.

„Engelbertha!“ antwortete er tröstend, „du bist bey mir, fasse dich, nach deinem eigenen Willen bist du gerettet aus den Händen deiner Feinde durch die alles besiegende Liebe.“ — Der wiederkommende Stephanus unterbrach ihn in seiner Erklärung. Er brachte ein irdenes Gefäß. „Edles Fräulein!“ hub er an, indem er dem Jüngling wieder ein Zeichen gab, sich zu entfernen; „verhaltet euch ruhig, und nehmt diesen Trank, der einen wohlthätigen Schlummer über eure Sinne ausgiessen wird, daß ihr morgen mit eurer vorigen Gesundheit wieder erwachet.“ Er richtete sie auf, und sie trank. „Wo ist mein Vater,“ fragte sie, als sie das Gefäß zurückgab.

„Er ist in Gottes Hand, wie wir alle,“ antwortete der Einsiedler, „der allmächtige Lenker der Dinge hat ihm seinen Weg genau vorgezeichnet, den er wandeln wird in jeglicher Bedrängniß, und ich glaube auch, er wird gerettet seyn von der Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, darum denket jetzt nicht an die Bündnisse des Blutes. Bethet und denket an Gott, den Allwaltenden,“ denn ihr seyd krank, und nur friedlicher Schlaf, den ihr

nicht durch finstere Gedanken verscheuchen dürft, kann euch stärken."

„Gott, dein Wille geschehe!" seufzte das Fräulein, und sank auf das weiche Lager zurück. „Nun kommt, Ritter!" sagte der Mönch zu Hildebold, „überlaßt die Kranke der Ruhe, die sie nur allzusehr bedarf. Mit dem Tage kehrt ihre volle Gesundheit wieder, kommt! hier braucht es keines Wächters, denn in meiner Nähe ist sie sicher." Da sah der Jüngling noch einmal, mit stiller wehmüthiger Seligkeit, auf die bleichen Züge der Geliebten, die die Augen schon wieder geschlossen hatte. „Wir sehen uns wieder, und glücklicher als jetzt," flüsterte er, nicht ahnend, was ihm bevorstand, und folgte dem vorangehenden Stephanus in die große Höhle.

Der Einsiedler both ihm Wein und Speise an; er dankte für beydes, und sah sich in der Höhle etwas befremdet um, denn als er eingetreten war, hatte er im Vorbeygehen einen alten Mann in einem Winkel schlafend gesehen; dieser war jetzt verschwunden; jedoch unbekümmert darüber setzte er sich am Ausgang der Höhle, in der Engelbertha schlief, nieder, und versank in stilles Nachdenken. Der Einsiedler saß nicht weit von ihm, und las in einem Buche, wobey er dem Weine, den er in bedeutender Menge hatte, fleißig zusprach. Vor ihm auf einem kleinen Tische lag ein Todtenkopf, dahinter stand ein geschnitztes Kreuz mit Gold verziert, über dem die spärlich brennende Lampe hing, die, von der Zugluft bewegt, beständig hin und her flakerte.

Die dunkeln Granitfelsen der Höhle, von unregelmäßiger Bildung, wölbten sich darüber, und von dem schauerlichen Lichte erhellt, machten sie einen sonderbaren Eindruck auf den Ritter, als dieser mit einemmale bemerkte, daß der Mönch, immer öfter, über sein Buch herüber auf ihn sah, ob er nicht schlafe. An-

fangs hielt er es für zufällig, später aber dachte er mit einiger Unruhe, daß die lauernden Blicke, die jener immer häufiger auf ihn warf, bestimmten Grund haben müßten, und er beschloß, nicht zu schlafen, sondern sich blos schlafend zu stellen. Aber der ermüdete Körper forderte Erholung, und ehe er es wollte, verschwammen die Gegenstände vor seinen halbgeöffneten Augen in dunkle Massen, bis ihn der unwillkommene Schlaf völlig überwältigte.

Viertes Kapitel.

Wer über gewisse Dinge den Verstand
nicht verliert,
Der hat keinen zu verlieren.

Lessing.

Ein lauter Donner weckte den alten Knappen Hildebolds von seinem Schlafe auf dem Hügel, wo ihn sein Herr verlassen hatte. Er schlug die Augen auf. Es war hell um ihn; aber von keinem gewöhnlichen Lichte. Ueberrascht sprang er auf, und sah mit starren Augen, daß die Burg, die er, als er sich niedergelegt hatte, still in der Dämmerung vor sich gesehen, in vollen Flammen stand. Der wolkenbedeckte Himmel war wie mit Purpur überzogen, der auf die schroffen Felsenwände umher einen grauenhaften Schein warf. Der Einsturz des mittlern Gebäudes hatte den Donner verursacht, der ihn aufgeweckt, und es stand nichts mehr davon; nur die äußern, von Stein erbauten, Thürme ragten, wie schwarze Colosse, aus den Flammen hervor. Lange staunte der Knappe das ungeheure Schauspiel des verzehrenden Elementes an, starr vor Entsetzen. Endlich erholte er sich und sein erster Gedanke war sein Herr. Er war überzeugt, daß dieser, dessen feuriges Herz er kannte, wo es galt, Nothleidenden zu Hülfe zu eilen, auch jetzt zu Hülfe geeilt sey; aber daß er ihn,

seinen treuen Begleiter — seinen Schatten — schlafend zurückgelassen, das verstand er nicht, und im Zweifel, ob er seinen Herrn aufsuchen, oder hier, ihn erwartend, bleiben sollte, schwankte er lange, bis er sich endlich entschloß, den Ritter aufzusuchen. Er band sein altes Pferd, das zitternd in die Luft roch, los, und stieg, es hinter sich nachziehend, den Hügel hinab, um Erkundigungen einzuziehen. Als er in der Nähe Niemanden sah, den er nach seinen Herrn hätte fragen können, schritt er auf eine traurige Gruppe zu, die er in der Ferne bemerkte.

Die Gruppe bildete der alte Eggenstein, der todtenbleich auf einem Felsenstück saß, und sein grauer Thorwart mit Viola, seiner Tochter. Es war dem treuen Diener gelungen, seinen unglücklichen Herrn, den die neue Begebenheit ganz vernichtet hatte, nach vielen Bemühungen aus den Händen der Meuterer zu retten. Zufrieden mit dieser That suchte er jetzt, seine weinende Viola zu trösten und zu beruhigen.

„Sey ruhig, liebes Kind,“ sprach er sanft. „Sieh mich an, der ich mit dem stärkenden Glauben an Gott, dasselbe Leid trage, wie du; ich bin ruhiger geworden, ich athme schon leichter, daß nur der Anfall von Wuth bey meinem guten Herrn vorüber ist.“

„O! diese bösen Menschen haben uns hinausgestoßen,“ jammerte das Mädchen, „in die stürmische Nacht; von allem entlößt, was wir bedürfen, wissen wir nicht, ob meine theure Herrin Engelbertha gerettet ist aus den Händen der Bösewichte, und ich weiß nicht, wo ich ein Obdach finden soll für dein schwaches Alter.“ —

„Sorge nicht, Viola, Gott waltet!“ versetzte ihr Vater tröstend, „er hat dich mir gelassen, dieß ist das schönste Zeichen seiner Huld und Gnade; nach allem

Uebrigen frage ich nichts, — nur das Schicksal meines alten unglücklichen Herrn schmerzt mich. Er, der sonst für uns alle dachte, und mit seltener Weisheit das Regiment führte, er ist zum willenlosen Geschöpfe herabgesunken, er hat, fürchte ich, ganz den Verstand verloren. Keine Antwort giebt er auf alle Fragen, alle Bitten; er läßt sich führen, wohin man will, und brütet finster fort, gewiß, ohne daß ihm klar ist, über was. — Er nur hat Alles verloren!" —

Ein lautes Geschrey aus der Ferne unterbrach den Alten; ängstlich wandten sich seine Blicke der Gegend zu, wo es hergekommen, und er sah einen Haufen roher Gesellen von der brennenden Burg herabsteigen. Es waren die häßlichen Brandstifter, die, trunken von dem gefundenen Wein, und im Wahne verübter Heldenthaten, Arm in Arm hingen und mit weniger Beute beladen, den Schauplatz ihrer Schandthat verließen, wobey sie mit rauhen Kehlen sangen:

Das Feuer brennt so klar und heiß,
Als wär es in der Hölle,
Drum rühre dich mit Kraft und Fleiß
Du säumiger Geselle.
Ich habe mich fürbaß gerührt
Mit aller meiner Stärke,
So gieb den Ton, der sich gebührt,
Und staune ob dem Werke. — —

Sie zogen in einiger Entfernung vorüber, die Unglücklichen nicht bemerkend, und bald verschmolz ihr heiserer Gesang im Rauschen des immer lauter tobenden Windes. Traurig sah ihnen der Thorwart nach, dann hob er die Augen gen Himmel; „Herr! vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun; ihr Anführer hat

die ganze Schuld zu verantworten,“ seufzte er, als Balthasar vom Hügel herabkam, seinen Gaul nach sich ziehend, und nach dem Ritter Hildebold von Schwangau fragte. „Wo er ist,“ antwortete der Thorwart, „wissen wir nicht bestimmt zu sagen, wahrscheinlich aber ist er und das Edelfräulein durch seinen Muth gerettet worden, denn ich hörte, daß sie ihn und das Fräulein Engelbertha suchten, aber nicht fanden.

„Wenn er das Fräulein gerettet hat,“ versetzte Balthasar, „dann weiß ich ihn schon zu finden, dann hat ihm ein Unglück das Glück früher bereitet, die Geliebte nach Hause führen zu können, was sein liebster Wunsch war, den er immer aussprach. S'ist freilich ein schönes Stück Weg zurückzulegen bis Schwangau, aber es wäre nicht das einzige Ausserordentliche, was mein Herr gethan, und es wird mir dadurch klar, warum er mich zurückgelassen, da er das oft that, wenn er etwas Rasches und Kühnes ausführen wollte.

„Wollte Gott! sie wären gerettet,“ seufzte der Greis, „dann möchte doch dieser alte unglückliche Herr auch einen Zufluchtsort finden, den ich weiß nicht, wohin mit ihm, er ist krank, und bedarf sorgsamer Pflege. Seine Seele hat das ungeheure Unglück verwirrt.“ —

„Wir lassen ihn nicht!“ unterbrach ihn Viola, „wir nehmen ihn mit uns nach Alsee zu deinem Bruder, ich will ihn pflegen und warten, um ihm zu vergelten all das Gute, das er uns gethan hat.“

„Hört!“ sprach Balthasar, gerührt durch Viola's Theilnahme, „das gute Herz ersetzt noch nicht alles, was ein kranker Mann bedarf. Ich will ihn mit mir nehmen, mit meinem ruhigen Pferde bringe ich ihn nach Schwangau, wo er gewiß gut aufgenommen wird. Findet er dann seine Tochter dort, dann weiß ich gewiß, ist seine Krankheit schon halb vorüber, und wenn noch der

geschickte italienische Doktor in Füssen ist, wird er auch bald ganz genesen."

„Gott hat ihm einen Engel in eurer Gestalt gesandt," rief der Thorwart freudig.

„Nun, der Engel hätte sich seltsamlich verwandelt," meinte Balthasar lächelnd, „aber ein alter Diener kann auch einmal etwas Gutes thun, ohne Engel zu seyn; aber nun kommt! mich treibt es fort zu meinem Herrn, und das Wetter ist zu unfreundlich, als daß wir uns länger hier verweilen sollten; kommt, alter Herr!" Er führte sein Pferd vor ihn hin, aber der alte Eggenstein war wie taub, und starrte nur immerfort in das Feuer, das jetzt etwas nachgelassen hatte. Da ergriff ihn Balthasar, und hob ihn auf sein Pferd. Wie gefühllos blieb er sitzen, und ließ sich wegtragen. Der Knappe schritt neben ihm her, und hielt ihn im Sattel. Der alte Thorwart und Viola begleiteten ihn eine Strecke; dann schieden sie weinend von ihm, wo sich die Straße trennte, und zogen fort gen Allsee, in die Gegend des Schloßes Tyrol, wo des alten Thorwarts armer Bruder lebte.

Langsam trabte indeß Balthasar durch das Dunkel fort, und sah erfreut, auf der Höhe eines Berges angekommen, daß der Tag graute. Die kolossalen Formen der Felsen traten allmählig auseinander und die flimmernden Sterne erloschen in einem weichen violetten Dufte. Der Himmel war heiterer geworden und die Wolken sanken immer tiefer in die Bergkluften, in denen sie vor der sich majestätisch erhebenden Sonne verschwanden.

Ein frommes Liedchen leise vor sich hinsingend kam Balthasar in dem nächsten Thalgrunde an, und sah mit innerer Freude in blauer noch düsterer Ferne die wohlbekannten Berge, in deren Nähe Hohenschwangau liegt; dort war das Ziel seiner Wünsche, dort hoffte er, in

wohlthätiger Ruhe sein mühevolles Leben beschließen zu können. Er überließ sich diesen erquickenden Gedanken, als er plötzlich zu seinem größten Schrecken gewahrte, daß sein ernster Reisegefährte, die Augen wild bewegte, und convulsivische Bewegungen machte. Er bekreußte sich dreymal, und hielt das Pferd an in steigender Angst, was daraus werden sollte.

Er wußte sich nicht zu rathen, und fing an, laut zu beten, als glücklicherweise ihm ein Landmann zu Hülfe eilte, der die Krankheit des Alten zu verstehen schien, und ihm nach Kräften den Unglücklichen zu beruhigen half. Als sie sich noch mit diesem beschäftigten und der Anfall von Wuth vorüber zu seyn schien, ertönte fröhlicher Hörnerklang. Balthasar blickte auf, und sah einen Zug stattlicher Reiter die Straße daherziehen. Der Erste derselben schien der Vornehmste, und trug grüne Kleider mit Gold besetzt und einen reichen Federhut; auf seinem blühenden Gesichte lag die Heiterkeit einer frohen Seele.

„Das ist der junge Herr von Hohenschwangau," sprach der Landmann zu dem Knappen, der den Jüngling mit zweifelhaften Blicken betrachtete, „er war heute Nacht in Isterberg."

„Ja, bey Gott!" rief Balthasar, ihn schnell erkennend, und eilte auf den schönen Reiter zu, der sein Pferd, als er näher kam, überrascht anhielt. Er ergriff des Jünglings Hand, und bedeckte sie mit Küssen.

„Gottlob, lieber gnädiger Herr!" rief er freudig, „daß ich jetzt schon das ersehnte Glück habe, euch wieder zu sehen nach so langer Entfernung."

„Wie, Balthasar! bist du es,?" fragte der Jüngling erstaunt, „und ohne deinen Herr?"

„Ja, ich bin es," antwortete er, „bin derselbe, der die alte Liebe zu seiner Herrschaft mit sich bringt über

Land und Meer; aber Ihr seyd nicht mehr derselbe; — blühender, kräftiger seyd ihr geworden, und ich wünschte, daß ich alle so wieder fände; es ist doch Niemand von meiner verehrten Familie ein Unglück zugestoßen während unserer Abwesenheit?“ — Nein, Gottlob! erwiederte der Jüngling; aber so rede nur, befriedige meine Ungeduld, wo ist mein Bruder?

Soviel ich weiß, auf dem Heimweg mit seiner Braut!

Mit seiner Braut? fragte jener verwundert, er wird doch nicht sein Herz in Syrien verschenkt haben?

„Nicht doch, lieber Herr! Heute Nacht brannte die Burg dieses Mannes ab,“ — er zeugte auf den alten Eggensteiner, um den sich jetzt auch die Diener des Jünglings annahmen, — „von schlechten Menschen angezündet. Mit seinem Hab und Gut verlor er sein regelrechtes Denken, da er auch seine Tochter verloren zu haben glaubt. Euer Bruder soll sie, wie man mir sagte, gerettet und mit sich nach Hause genommen haben. Er liebte sie ja außerordentlich, und also denke ich nicht anders, als daß er die Gelegenheit benützt hat, sie als Braut nach Hause zu führen, von dem Umständen aufgefordert. Ist er denn euch nicht begegnet? Gewiß ist er schon voraus.“

„Ich habe ihn nicht gesehen,“ versetzte der Jüngling, „aber es ist möglich, daß wir ihn verfehlt haben, weil wir in Isterberg übernachtet haben. Die freudige Kunde, daß mein Bruder wohlerhalten zurückkehre vom heiligen Lande, hat uns ihm entgegengeführt, Triumphbogen sind gebaut, Kränze gewunden und alles vorbereitet, ihm den Tag der Ankunft in seiner Heimath zu einem schönen Festtage zu machen.“ — „Nun Freunde! (er wendete sich zu seinen Begleitern) kehren wir um, ich hoffe, wir finden ihn noch auf dem Wege; es wäre Schade, wenn er unvorbereitet käme, und uns das Vergnügen

eines Einzuges mit ihm entrissen würde, auf den Alles mit Freude wartet. Balthasar! alter treuer Diener! auch du wirst eine große Rolle dabey spielen.“ —

„Ja, lieber, gnädiger Herr! wie mich das freut,“ erwiederte Balthasar, — und eine Thräne trat ihm ins Auge, — „und wie wird sich euer Bruder freuen, wie wird er sich glücklich fühlen, daß man ihn so ehrt; aber er verdient es. Er war ein Held überall, und ihr werdet mit Entzücken hören, was seine Kampfgenossen viel Schönes von ihm zu erzählen wissen; ich kann es nicht, wie es sich gehört.“ — —

„Ich kenne ihn,“ versetzte Heinrich, „er ist edler Thaten fähig; — aber, Freunde, kommt! die Sehnsucht nach ihm löscht sich nur in dem Entzücken an seiner Brust.“ Er gab ein Zeichen mit der Hand, und der Zug wandte sich wieder gen Hohenschwangau, von wo er ausgegangen.

Heinrich fragte überall, ob man seinen Bruder nicht gesehen, denn er konnte es nicht erwarten, bis er ihn an die Brust drücken könne in seliger Wonne des Wiedersehens. Voll Entzücken hatte er die Kunde von seiner Zurückkunft vernommen, und voll freudiger Erwartung suchte er ihn jetzt mit seinen frohen Begleitern auf.

Nur einer war freude- und empfindungslos, der unglückliche Eggenstein, was dem Jüngling sehr leid war, der heute gern Jederman glücklich gewußt hätte; aber er nahm sich vor, diesem, so bald als möglich, alle Hülfe angedeihen zu lassen, ihn dem geselligen Leben wieder zu geben, und den harten Schlag des Schicksals, der ihn getroffen, zu lindern und wirkungslos zu machen.

Fünftes Kapitel.

Trau, Schau, Wem.
Sprichwort.

— bedrängt von tausend Schmerzen,
Wohl von äußerm Zwang umwebt,
Heft'ger nur im innern Herzen
Die gequälte Brust sich hebt.
Luise Brachmann.

Nach einem kurzen, nicht erquickenden, Schlummer bewegte sich Engelbertha, — aber noch umflog ihre Seele jenes träumerische Halbwachen, in dem sich die Seele mehr des innern als des äußern Lebens bewußt ist. Ein sonderbarer Traum beschäftigte sie. Sie hatte ihre theure, längst verstorbene Mutter wiedergesehen, die ihr Trost zugesprochen, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft, und sie hielt es für kein gutes Zeichen, daß ihr ihr Vater mit der Mutter zugleich erschienen war. Sie flüsterte ein frommes Gebeth für die Erhaltung ihres Vaters, dann erst verließ sie das undeutliche Bewußtseyn ihrer selbst, und sie erwachte vollends, aber mit steigender Angst; denn sie wußte nicht, wo sie sich befand. Erst nach einigem Nachdenken glaubte sie, sich Dunkel erinnern zu können, daß Hildebold sie aus den Händen roher Menschen gerettet, und sie zu dem Einsiedler Stephanus in Sicherheit gebracht habe.

Sie richtete sich halb von dem ungewohnten Lager auf, und blickte voll banger Erwartung umher. Es herrschte noch tiefes Dunkel, — die Lampe auf dem Boden war längst erloschen; — erst nach einiger Zeit fiel ein graues Dämmerlicht von oben herab durch eine lang gespaltene Felsenöffnung, die halb mit Buschwerk verdeckt war. Der Regen troff durch sie beständig herab in schwachen eintönigen Schlägen, die nur dann und wann das schauerliche Lied des Sturmes übertönte,

der sich draußen in den Felsklüften fing. Engelbertha schauerte zusammen bey dem Gedanken an ihre Lage; bey den schauerlichen Bildern der vergangenen Nacht, die mit schrecklicher Klarheit vor ihrer Seele auftauchten.

„Allmächtiger Gott!“ — rief sie schmerzlich und verllte sich das Gesicht mit den Händen, die sie mit Thränen benetzte, — „so ist das alles fürchterliche Wahrheit, was ich so gern für einen schrecklichen Traum gehalten hätte!“ Sie überließ sich ihrem Schmerze, und weinte bitterlich, als ein fernes Licht die Höhle erhellte; es kam näher, und bald erkannten ihre getrübten Augen den frommen Einsiedler, der mit einer kleinen Lampe in der Hand sich ihr nahte.

„Gelobt sey Jesus Christus,“ sagte er mit andächtiger Stimmung, als er eintrat.

„In Ewigkeit! Amen!“ setzte sie, wie es Sitte war, hinzu.

„Wie fühlt ihr euch, edles Fräulein!“ fragte er, „nach einer verhängnißvollen Nacht, die Gott, der Allweise euch erleben ließ?“ —

„Ich fühle mich ruhig, aber schwach,“ antwortete sie mit erzwungener Fassung. „Ich hoffte, der Schlaf sollte euch stärken,“ fuhr er fort, „obgleich das Lager für euch ein ungewohntes ist; nehmt vorlieb; ich bin nicht eingerichtet, so zarte Gäste zu bewirthen, aber tretet heraus aus dieser kalten Höhle; ich habe ein Feuer draußen angezündet; denn, was ich zu eurer Bequemlichkeit zu thun vermag in meiner Armuth, geschieht mit bereitwilligem Herzen.“ —

„Ich danke euch, guter Vater!“ antwortete sie, und ließ sich von ihm in die große Höhle führen. „Es thut meinem verarmtem Herzen wohl, eine theilnehmende Seele in Euch zu finden.“

Stephanus dankte ihr für die freundschaftlichen Worte. „Alles Unglück erregt meine Theilnahme," sprach er, und rückte einen Schemel an ein hellloderndes Feuer, das in einem Winkel brannte, dessen Rauch noch oben die Höhle füllte, und durch den hohen Ausgang hinaus quoll. Engelbertha setzte sich nieder, während der Einsiedler vor dem Feuer stehen blieb, und die Hände wärmend dagegen hielt. „War mir doch, als wäre Hildebold da gewesen, flüsterte sie, indem sie in der leeren Höhle umherblickte."

„Hildebold?" fragte Stephanus unwissend.

„Ja, Hildebold von Schwangau!" fuhr sie fort. —

Hildebold von Schwangau? wiederholte er staunender als vorher. Edles Fräulein! nein, vielleicht, daß ihr ihn im Traum gesehen, vielleicht, daß ihr an ihn dachtet, und ihn euch nahe glaubtet; aber hier war er nicht.

„Nicht?" fragte sie, und blickte den Mönch groß an, der starr ins Feuer sah. „Ich glaube doch nicht, so deutlich von ihm geträumt zu haben; wer war es denn, der mich hieher brachte, war es doch er, der mich den Händen roher Menschen entriß."

„Sonderbar!" erwiederte Stephanus mit Kopfschütteln, „welche Täuschung eurer Sinne umfängt euch, edles Fräulein! Wenn er es gewesen wäre, der euch mit Kühnheit von dem Schauplatze schlechter Thaten führte, so wäre er gewiß zu eurem Schutze da geblieben. Er hätte euch nicht gegen alle Rittersitte wieder verlassen, hier, wo nur ein alter schwacher Mann in Gottesfurcht lebt, der nur für den Himmel wirkt, und für das irdische nicht viel thun kann. — Wer euch aber gerettet, wem es gelungen, euch in diesen Zufluchtsort zu bringen, das verschweigt euch die Bescheidenheit. Darum dringt nicht in mich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II. — Die Kaiserin machte einst, theils zu ihrem Vergnügen und aus Wißbegier, theils um ihre Achtung für das Verdienst zu bezeigen, auf einer Kriegs-Jacht eine Fahrt zwischen Kronstadt und St. Petersburg. Der Abend brach ein, und ein heftiges Gewitter verfinsterte den Himmel. Eine der begleitenden Jachten stieß auf die Kaiserliche Jacht, und veranlaßte Schrecken, Geschrey und Lärm, bis die beyden Fahrzeuge endlich, ohne bedeutende Beschädigung, von einander getrennt wurden. Die Kaiserin war während der ganzen Zeit in ihrer Kajüte, wo sie sich bereits zur Nachtruhe zurückgezogen hatte, ruhig liegen geblieben, überzeugt, wie sie am folgenden Morgen erklärte, man würde sie, im Falle wirklicher Gefahr, davon benachrichtigt haben. Der Capitain der Jacht, die das Zusammenstoßen veranlaßte, hatte sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt. Als die Monarchin es erfuhr, seufzte sie, und sagte: „Es thut mir leid, daß er mich nicht besser kannte.“ — Katharina bewies Greisen und verdienstvollen Leuten die größte Achtung. Einst auf einem Balle bey Hofe, saß sie dem alten Grafen Ostermann gegenüber, neben welchem ein Page stand. Diesem gab sie einen Wink, sich zu ihr zu begeben. Der Graf, in der Meinung, ihm gelte der Wink, stand auf, und näherte sich der Kaiserin, die sich sogleich erhob, den Grafen zu einem Fenster führte, dort einige Worte mit ihm sprach, und dann wieder ihren Platz einnahm, wo sie gegen die, über ihre Herablassung erstaunte, Gräfin Golowin äußerte: „Es wäre dem alten Manu unangenehm gewesen, zu hören, daß mein Wink nicht ihm gegolten; jetzt wird er mit mir zufrieden seyn.“ — Einst übersandte der Ober-Befehlshaber von Moskau dem Grafen Samoiloff mehrere gegen die Monarchin gerichtete Verse, deren Verfasser bereits entdeckt war. Der Graf stattete darüber seinen Bericht an die Kaiserin ab. Sie verlangte, die Verse zu sehen. Der Graf zögerte, und bemerkte, sie wären zu zügellos. „Gieb sie nur her,“ fuhr Katharina fort, „was die Frau nicht lesen darf, das muß die Kaiserin lesen.“ Sie nahm die Verse, las sie; ihre Augen funkelten vor Aerger und Zorn, und mit großen Schritten ging sie im Kabinette auf und nieder. Bald aber gewann sie ihren Gleichmuth wieder, näherte sich dem Kamin, warf das Papier in's Feuer, und sagte, sich zum Grafen wendend: „Nenne mir den Namen des Verfassers nicht! — ich will nichts von ihm wissen.“

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts,

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 12tes Stück.

Hildebold von Schwangau.
Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;
von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

„Ich fühle, daß ihr Recht habt“ versetzte Engelbertha sanft, „vergebt meinem Irrglauben. Ach, diese Anhäufung von traurigen Begebenheiten hat mein Denken verwirrt; die Sorge um meinen Vater, der Schmerz um ihn hat mich ganz betäubt; ach! wenn nur das Schicksal blos nach seiner Habe gegriffen, und nicht nach ihm selbst.“

„Betet für ihn, denn er ist ein Mensch, wie wir alle,“ versetzte Stephanus, „Gott verhängt oft viel über einen Einzigen, um Vielen seine Macht zu zeigen; unglücklich ist der, den das traurige Loos trifft, aber er ist ein Auserwählter des Herrn, und wird dann näher stehen dem Himmelsthrone des Gewaltigen, wenn er treu ausharrte in jedem Schmerz, wenn er treu die schwere Prüfung im Leiden aushielt, und nicht verzweifelte an seinem Gott.“

„Er sey ihm gnädig und barmherzig,“ flüsterte Engelbertha, indem Thränen über ihre bleichen Wangen rollten, und sie die Hände faltete. „Amen,“ setzte der

Einsiedler hinzu, und schob dürres Reisig ins Feuer. Eine lange Pause erfolgte. Die Jungfrau hing ihren Gedanken nach, und der Mönch verließ die Höhle; bald kehrte er wieder, und brachte etwas dürres Obst auf einer hölzernen Scheibe, und Wein in einem irdenen Becher. Er bot es ihr an. Sie dankte ihm, und sagte „Wenn ihr mir etwas geben wollt, ehrwürdiger Mann! so gebt mir einen väterlichen Rath, was ich jetzt beginnen soll; von allen verlassen, eine arme Waise, fühle ich mich zu schmerzlich angegriffen, als daß ich mir selbst rathen könnte; darum steht mir bey; seyd mein Freund und Vater."

„Das will ich euch seyn," antwortete er, „und ich verhehle nicht, daß ich schon an euer weiteres Fortkommen gedacht habe; denn hier ist kein Bleiben für ein zartes, weibliches Wesen: darum hört mich. Trost und Ruhe ist das erste, was ihr bedürft, eure gebeugte Seele wieder aufzurichten, um in dem Sturm des Lebens einen Anker auszuwerfen, einen Haltpunkt zu haben; darum, wenn ihr meinem väterlichen Rathe folgen wollt, so begebt euch in ein Kloster. In dem Schoos der heil. Kirche findet ihr die verlorene Seelenruhe wieder, und lernt mit Geduld ertragen, was Gott über euch verhängt hat. Geht in das Kloster zu den Barmherzigen. Abgezogen von der Welt, die euch unverdient schwere Leiden bereitete, erhebt sich das schwächste Gemüth durch die Riesenstärke des Glaubens."

Engelbertha schüttelte schweigend den Kopf.

„Glaubt ihr mir nicht?" fuhr Stephanus lebhaft fort; „o! befleckt nicht euern Glauben mit einem Zweifel an die Religion. Seyd versichert, in jenen stillen Mauern wohnet der Friede, und wartet auf die Unglücklichen, daß er ihr Leid tilge, und das Herz erheben zu Gott dem Allgütigen." —

„Ich will zu meinem Vater,“ unterbrach sie ihn, „er bedarf des Trostes eher als ich. Zu ihm bringt mich!“

„Gern, Fräulein!“ erwiederte Stephanus, „wenn ihr mir sagt, wo wir ihn finden. So viel ich weiß, ist eure Burg jetzt nichts mehr als ein Steinhaufen, und es ist sehr zur fürchten, daß euer alter Vater auf eine traurige Weise heimgegangen ist zu seinen Vätern mit schuldbelasteter Seele, wie sein Sohn. O, verschmäht es nicht, für ihn zu bethen, die Barmherzigkeit Gottes anzurufen, ihr, sein einziges Kind — verschmäht es nicht!“ —

„Ihr thut mir weh, wenn ihr so hart von mir sprecht, ich habe für meinen Vater gebethet von Kindheit auf, jeden Morgen und jeden Abend, und werde es auch ferner aus treuem, kindlichen Herzen thun; — ob in der stillen Zelle oder in dem Tempel der weiten Natur, das gilt ja gleich.

„Wie? edles Fräulein! rief Stephanus entrüstet, wie mögt ihr solchen Irrglauben Raum geben! Warum ziehen Millionen gläubige Seelen nach dem heiligen Lande, um an dem Grabe des Erlösers zu bethen. Ist nicht ein Ort geweihter, als der andere, dann verlieren wir alle Achtung vor dem gewaltigen Rom, und dem heiligen Stuhle Petri, und die Kirche ist nicht mehr, als jedes andere Haus, indem man seinem Gewerbe nachgeht. O, kehrt zurück! das Glück, das ihr in eurer Jugend genossen, hat euch im Glauben lau gemacht, darum versöhnet Gott und büsset im Kloster.“

„In's Kloster kann ich nicht gehen,“ antwortete sie bestimmt, „mein Herz ist dagegen.“

„Nun so mögt ihr euch mit Gott selbst rathen, ich habe das meinige gethan,“ antwortete Stephanus.

„Ach, seyd nicht unwillig, ehrwürdiger Herr! ist denn kein anderer Ausweg? mein Vater hatte ja viele Freun-

te; ein jeder wird mir Schutz geben in meiner bedrängden Lage. —

„Sagt mir nichts von Freunden," unterbrach sie der Einsiedler, „es sind Fahnen im Winde; wo das Glück ist, da wenden sie sich hin, sie sind Heuchler, sie weinen mit den Trauernden und wenden sich davon ab, als geschehe es vor Schmerz, aber nur, um ihre Freude zu verbergen. — Glaubt mir! das Glück findet überall Freunde, das Unglück findet nur Einen getreuen — und diesen in der Religion." Er schwieg, und sah sie forschend an; aber sie weinte bittere Thränen, während er dann, ein Gebeth murmelnd, in der Höhle auf und abging, die jetzt fast ganz hell geworden war; das Tageslicht drang durch den Eingang und einige schmalen Felsspalten herein. Endlich blieb er wieder vor ihr stehen, mit der Rechten seinen grauen Bart fassend.

„Eines," sprach er langsam, „Eines noch fällt mir bey, das euch vielleicht ein besserer Rath ist, als der vorige. Unsere gnädige Herrin und Gräfin von Tyrol ist eine edle, gutherzige Dame, eine Schützerin aller Leidenden; zu ihr will ich ich euch führen, und ich weiß gewiß, ihr werdet willkommen seyn. Dort könnt ihr auch zuerst erfahren, wo euer Vater ist; denn ich zweifle nicht, daß sein erster Gang an den Hof seines gnädigen Herrn von Tyrol seyn wird, Gerechtigkeit zu suchen für die Unbild, die ihm wiederfahren ist von rohen Menschen, falls ihm Gott das Leben erhalten hat. Sollte ich anders wo etwas von ihm erfahren, so bringe ich euch Kunde. — Das ist das letzte, was ich thun kann, und ich hoffe, ihr schlagt dieses nicht aus; die Gräfin von Tyrol ist edel und die Einzige, die euch keine Wohlthat je vorrücken oder anrechnen wird."

Engelbertha sann eine Weile. „Sey es, in Gottesnamen!" sagte sie dann, „führet mich hin zu ihr, wenn

ich meinen Vater nicht finde. Mein Dank wird euch nie vergessen.“

„Der Herr segne euch für diesen Entschluß,“ versetzte Stephanus freudig; „ehe der Abend sich wieder auf die Erde senkt, werdet ihr überzeugt seyn, daß ich gut für euch dachte.“ Er trank seinen Becher Wein mit einem Zug aus, verrichtete mit Engelbertha ein lautes Geberh, dann nahm er die Insignien seines Glaubens, ein paar schöne Leuchter und das Crucifix, und verbarg sie in einer kleinen Höhle, vor der ein Teppich hing. Als er dieß Geschäft beendigt hatte, machte er sich zur Abreise fertig, in der Hoffnung, für Engelbertha ein Maulthier oder einen Esel zu bekommen, da sie ohne allzugroße Anstrengung den Weg nicht zu Fuß zurücklegen konnte.

Sechstes Kapitel.

Der Himmel heiter und das Herz so
 trübe,
Von Gram und tiefem Schmerz gebeugt,
Und jede Stimme süßen Trostes schweigt!
Das Glück ist hin, und mit ihm seine
 Liebe. —

J. W...g.

Der Himmel hatte sich aufgeheitert, die düstern Regenwolken waren verschwunden. Herrlich glänzten die Schneegipfel im freundlichen Strahl der Sonne, der über sie herabfiel, und in brausenden Wasserfällen, die von den Höhen schäumend herabstürzten, prächtige Farbenbogen warf. Die Luft war kalt, aber stärkend. Aus dem Thale schwebten die Lerchen zwitschernd empor gegen den blauen Himmel, gleichsam ein Danklied singend für die überstandene rauhe Nacht. Die noch wenig begrünten Bäume und Büsche schüttelten den Regen ab, und hoben die Zweige gestärkt empor gegen die erquickende Sonne. Noch stieg der Rauch von dem Schloße Eggen-

stein auf, wie eine schräge Säule, als Engelbertha am Fuße des Berges, auf dem die Burg gestanden, zwischen niederm Gebüsch hinritt, auf einem Maulthier sitzend. Sie hatte vergebens nach ihrem Vater gefragt, Niemand wußte etwas von ihm. Jedermann, der zu Hülfe hatte eilen wollen bey dem Brande in der Nacht, war von den Meuterern zurückgetrieben worden, und so konnte ihr Niemand über den theuren Vater Auskunft geben. Da weinte sie bittere Thränen; der fürchterliche Gedanke, daß er in den Flammen den Tod gefunden, ergriff sie mit unnennbarem Schmerz; in fieberhafter Aufregung beschäftigte ihre Seele die Vorstellung seines qualvollen Todes, so daß sie nicht auf Stephanus hörte, der, das Maulthier führend, mit einem großen Stabe neben ihr herging, und Legenden von frommen Martyrinnen erzählte, um ihr Kraft zu geben, auch ihr Leiden mit mehr Standhaftigkeit zu ertragen, aber umsonst! — in den Anblick der rauchenden Ruine versunken, unter der ihre Voreltern, ihre theure Mutter, ihr Bruder, und vielleicht auch ihr Vater begraben lag, wollte sie gar nicht das Thal verlassen. Sie wollte hier ihren Schmerz austoben lassen, bis sie, von ihm überwältigt, in die Arme des Todes sinke, und auch hier begraben werde unter das große Denkmal der Verstorbenen, das ihnen ein Bösewicht gesetzt.

„Edles Fräulein! begegnet euerm Schmerz,“ begann Stephanus mit Wärme, als er sie in starrer Verzweiflung in die Rauchwolke blicken sah, „erringt euch in edler Fassung die Dulderkrone des Christen; sie macht den Menschen zum Engel, sie öffnet euch das Paradies.“ —

„O! daß Gott nicht seinen zerschmetternden Blitz herabschleuderte auf diese Rotte! die ein so gräßliches Werk vollbrachte,“ rief sie, auf diese Unmenschen, die so

grausam mit frevelnder Hand die Wohnungen des Glückes vernichteten.

„Ladet nicht das Gewicht einer Unthat auf die Menschen allein, edles Fräulein!“ sprach Stephanus, „sonst müßet ihr auch dem ewigen Lenker seine Weisheit absprechen; es ist dieß nicht allein das Werk eines Bösewichts, es ist das unabwendbare Schicksal, das hier waltete nach Gottes Rathschluß. Darum faßt euch, die schwere Leidensprüfung zu bestehen; vergesset, was bisher geschah, und beginnt ein neues Leben nach diesem ernsten Abschnitt!“

„Das vermag ich nicht,“ sagte sie kopfschüttelnd, „ich gehöre noch mit ganzer Seele der Vergangenheit an, ich kann die Meinen nicht vergessen, nicht den unglücklichen Vater, der mit sorgender Seele mich von Jugend auf gepflegt; — nie will ich und kann ich ihn vergessen, so lange ich lebe.“

„Nicht vergessen sollt ihr ihn, daß wäre Uebermenschliches verlangt,“ entgegnete Stephanus, „aber den rasenden Schmerz bändigen, der aus euerm Angesichte spricht; nur in frommer Andacht sollet ihr an ihn denken, nicht mit dem Gefühle irdischen Jammers. Der Mensch vermag viel zu überwinden, ich hab es selbst erfahren; den eigenen Vater sah ich auf dem Blutgerüste unter dem scharfen Beil des Henkers fallen, und mußte noch das „Schuldig“ über ihn aussprechen. Ich glaubte damals auch, daß mir das Herz breche, aber die Kraft der Religion richtete mich wieder auf, und ich ward der treueste, ergebenste Diener meines Herrn, des Grafen von Tyrol, gegen den mein Vater das Land aufwiegelte.“ „Gott hab ihn selig,“ seufzte er, und schritt, selbst in Gedanken versinkend, fort.

Der Weg lief an einer Felsenwand vorbey, und führte über einen Berg in ein anderes Thal; auf der

Höhe warf Engelbertha noch einmal den thränenden Blick auf die Trümmer ihrer Heimath, auf das schöne Thal zurück. Noch einmal — und es verschwand. — Ein wahres Paradies entfaltete sich ihrem Blicke, das sie von dem Berge aus mit einemmale überschauen konnte. Glänzende Bäche durchzogen es, wie schimmernde Bänder. Frisches Grün, welches lebhaft mit dem Dunkel alter Tannen und Fichten wechselte, fiel wohlthuend in das Auge. Blühende Bäume, ausgestreut hie und da zwischen kleinen Hütten, bildeten ländliche Gruppen voll Anmuth. Stephanus machte Engelbertha aufmerksam auf die Schönheit der Natur; die grotesken Felsenmassen, die sich seitwärts erhoben, die Schneegipfel, die wie Opale im Morgenglanz schimmerten, auf die Herrden, die das Thal durchzogen; aber umsonst, sie beobachtete es nicht. Selbst nicht die Kreuzritter, die aus dem Thal herauf zogen, erregten ihre Aufmerksamkeit.

Diese kamen indeß näher, und Stephanus führte das Maulthier auf die Seite, um ihnen nicht im Wege zu seyn. Die Ritter aber, einige in Mänteln, einige in glänzender Rüstung, steckten die Köpfe zusammen, und machten ihre Bemerkungen über den Mönch, der eine Jungfrau begleite. Einige sogar blieben aus dem Zuge zurück, und beobachteten sie genauer.

„Das wäre ein herrlicher Fang, flüsterte der Eine, der etwas vorgebeugt auf dem Pferde saß, und listig mit stechenden Augen unter dem glänzenden Helm hervorblickte."

„Ruhig!" antwortete sein Freund, ein stattlicher junger Ritter, der eine violette Schärpe trug, „zähme deine Zunge! Ein wunderbares Geschick führte sie mir entgegen. Ja, sie ist es!" —

„Um die du dich im Kampfe geschont hast,?" lachte sein Frennd. Der Ritter hörte es nicht; seine blauen Augen ruhten auf der Jungfrau, als befange ihn noch ein Zweifel. „Sie ist es, die ewigtheure Engelbertha,"

rief er dann erwachend, und ritt zu ihr hin. „Gott zum Gruße, edles, theures Fräulein!“ sprach er, „der erste Augenblick, wo ich euch wiedersehe nach gefahrvollen Tagen sey zum Zeichen meiner dauernden Ergebenheit wieder euerm Dienste geweiht! Schützend will ich euch begleiten, wohin ihr geht, obgleich euer trauriges Angesicht mir sagt, daß es kein Freudengang ist.“

„Ich danke euch, Hartwich!“ entgegnete Engelbertha sanft, und machte eine abweisende Bewegung mit der Hand.

„Zurück, was wollt ihr?“ rief Stephanus vortretend, „daß ihr euch hier aufdrängt, wo man eurer nicht bedarf. Ist das die Sitte eurer Religion, die ihr mitbringt aus dem gelobten Lande. Zieht mit Gott eure Wege, die Braut Gottes bedarf eures Schutzes nicht.“

„Ist es möglich!“ rief der Jüngling in aufgeregter Leidenschaft.

„Sie geht in das Kloster der Barmherzigen,“ setzte Stephanus hinzu.

„Unglückliches Mädchen! was bewegt dich, die herrliche Blüthe der Jugend ungekannt welken zu lassen in öder Zelle,“ fuhr der Jüngling fort, „das Leben abzuschwören, um sich hinter düstern Mauern zu begraben. Sprich! es ist eine Lüge; — meine seligste Hoffnung vernichtet sonst dein Wille.“ —

„Geht, mit Gott!“ antwortete Engelbertha, ohne aufzublicken, und der Einsiedler führte das Thier fort, den Staunenden allein lassend.

„Meine Liebe, mein Leben nimmst du mit dir,“ rief ihr der Jüngling schmerzlich zu, indem er ihr nachsah, „aber sey, wo du willst, verberge dich in die düstern Mauern eines Klosters, verberge dich in ferne Lande, verberge dich in den Schoos der stillen Erde, Geliebte! ich sehe dich dennoch wieder, und wenn sich tausend Hindernisse zwischen uns werfen!“

„Wahrlich! Du bist nahe daran, ein vollständiger Narr zu werden,“ setzte sein Freund lachend hinzu. — „Hat denn trotz all meinem Bemühen keine gesunde Idee über die Nichtigkeit der Liebe in dir Wurzel geschlagen, bis dich deine nutzlos verlorne Jugend von ihrer Wahrheit überzeugen wird? Komm! träume nicht lange, wir müssen fort!“

Er wandte sein Roß; ungern folgte sein Freund, der, auf der Höhe des Berges angekommen, mit Staunen die rauchenden Trümmer von Eggenstein sah.

Stephanus entschuldigte sich indessen bey Engelbertha, daß er mit einer Nothlüge die unwillkommenen Begleiter abgefertigt habe, welches sonst nicht so leicht gelungen wäre. Sie aber schwieg, immer in tiefen Schmerz verloren. — In der Nähe des Klosters der barmherzigen Schwestern, das wie ein herrliches Schloß von einer sanften Anhöhe herabblickte, mit goldenen Kuppeln auf den vielen Thürmen, neben denen sich ein großer Garten ausdehnte, über dessen starke Mauer hohe Pappeln und blühende Kirschbäume sahen, machte Stephanus nochmals den Versuch, die Jungfrau zum Eintritte in dasselbe zu bewegen. Sie weigerte sich aber neuerdings, indem sie in diesem Begehren nur das Wirken der Habsucht und Eitelkeit, ein frommes Werk gethan zu haben, sah. Scheinbar verstimmt schritt Stephanus fortan neben ihr her durch Flur und Wald, Berg und Thal, an schönen Oertern und an dem Schloße Tyrol vorbey, das eine herrliche Bergkrone, die Residenz des alten Grafen zu Görtz und Tyrol war. Hinter diesem durchzogen sie eine finstere Bergschlucht, die jähabsteigende Felsen bildeten; bald aber öffneten sie sich, und das Panorama einer herrlichen Gegend entzückte das Auge. Rauschende Bäche durchzogen sie, Blüthen dufteten darin, und die Bäume schienen weiter vorgerückt in ihrem Wachsthum, als

alle bisher gesehenen. Bald erhob sich in eines Haines Mitte ein Schloß, das aus mehreren Theilen zu bestehen schien, auf welches Stephanus zulenkte. Sie kamen ihm näher, die, in der Ferne niedrig scheinenden, Thürme wuchsen immer mehr, und bald kamen sie über eine große Zugbrücke auf einen kleinen Platz vor dem Schloße. An dem Thor stieg Engelbertha ab, und erwartete mit einer gewissen Gleichgültigkeit, was ihr hier begegnen werde. Stephanus ließ sie einige Zeit allein bey dem alten Schloßwart, nachdem er sich nach der Gräfin von Tyrol erkundigt hatte. Bald kam er zurück mit heiterm Gesichte, und führte Engelbertha durch lange Gänge in den schönen und schattigen Garten des Schloßes.

Der Tag neigte sich bereits, als sie durch lange Alleen gingen; die Sonne war schon hinter den silbernen Scheiteln der Eisberge verborgen, und nur zwischen den steilen Abschüssen derselben fielen helle Strahlen, wie weiße Streifen, in das Thal. Die Luft war mild und angenehm geworden, und flüsterte freundliche Grüße durch die aufbrechenden Knospen der Gebüsche, die reichen Tulpen schwankten lieblich nickend den Kommenden entgegen. Da sah Engelbertha auf einem grünen Hügel in einem geschnitzten und reich vergoldeten Lehnstuhle eine blasse Dame sitzen, in violett sammtenem Kleide, dessen Gürtel aus glänzender Seide bestand. Ihre Wangen schien stiller Gram etwas eingedrückt zu haben. Ihr Auge, sanft und blau, ruhte wehmüthig auf abendbeleuchteten Bergen. Ihre Finger blitzten von steinbesetzten Ringen, und das Diadem in den braunen Haaren verrieth ihren Reichthum. Vor ihr hüpfte ein kleiner Knabe, der mit einem Stocke ein Lämmchen schlug.

Die Dame war die Gemahlin des jungen Grafen von Tyrol, mit ihrem kleinen, aber wilden Knaben. — Stephanus führte Engelbertha zu ihr.

„Ist dieses die Unglückliche, von der ihr mir gesagt habt,“ fragte ihn die Gräfin, und betrachtete Engelbertha mit Wohlgefallen. Stephanus verneigte sich bejahend. „Sey mir willkommen!“ fuhr sie sanft fort, indem sie ihr die Hand zum Kusse reichte, „du wirst fortan bey mir bleiben, wenn du meinen Willen aufmerksam erfüllst; bey meiner Rosalie wirst du wohnen, und von ihr alles empfangen, was du bedarfst. Deine einzige Arbeit wird seyn, mit ihr die Pflege für diesen Knaben zu theilen.“

„Es wird mir meine liebste Pflicht seyn, Euren Willen zu erfüllen,“ antwortete Engelbertha demüthig, und mein letzter Trost, in meiner traurigen Lage eine so edle Beschützerin gefunden zu haben. —

„Gut,“ sagte die Gräfin, „vielleicht wird es dir noch größerer Trost seyn, wenn du erfährst, daß auch ich, so wenig es dir scheint, Trost bedarf.“ — „Rosalie!“ sprach sie dann, zu einer blühenden Jungfrau gewendet, die aus einem Buschwerk herbeytrat, „sieh hier deine zukünftige Gesellschafterin! sey ihre Freundin, treu und offen gegen sie, wie du immer bist. Ihr sanftes Gemüth, das aus den Augen spricht, wird deiner raschen Jugend ein guter Zügel seyn, so wie die Heiterkeit deines Herzens segensreich ihre Trauer, die zwar die eingetretenen schmerzlichen Begebenheiten rechtfertigen, bekämpfen wird; — und ihr, edler Mann!“ fuhr sie zu Stephanus gewendet fort, „nehmt meinen Dank für eure gute That, wirket so fort in der Welt, — die guten Handlungen halten ohnehin nicht das Gleichgewicht mit den Bösen. Die Menschheit bedarf solcher Männer, die nur das Gute wollen, und die auf Irrwegen wandelnden zurückführen auf den Weg der Tugend mit schonender Geduld und Sanftmuth. Gottes Segen lohne euch dafür, menschlicher entschädigt nicht für das mühselige Werk. Nun lebt

wohl, frommer Stephanus! geht in mein Haus, und laßt euch alles reichen, was ihr bedürfet, — und wenn ihr könnt, so kommet bald wieder zu uns. — Lebet wohl!“

Sie gab ihm ein Zeichen mit der Hand, und er verließ gehorsam den Garten. Die Gräfin aber blickte wieder stille und wehmüthig gen Himmel, während Rosalia Engelbertha tröstete, die, immer wieder von Schmerz überwältigt, in Thränen ausbrach. Sie vernahm mit inniger Theilnahme die traurigen Begebenheiten der vergangenen Nacht, und gewann die unglückliche Jungfrau, je mehr sie von ihr hörte, je mehr sie mit ihr umging, immer lieber.

Als der Abend anbrach, orangenfarbige Wolkenstreifen allmählig in Purpur und Violett übergingen, und der flimmernde Abendstern sich über die weißen Gletscher erhob, verließ die Gräfin ihren Sitz, und schritt, langsam und nachdenkend, in das Schloß. Rosalia und Engelbertha folgten ihr mit dem Knaben. Ueber breite Treppen stiegen sie empor in das erste Stockwerk, wo die Gräfin in einer Thüre verschwand; — sie aber gingen einen Gang hinab in Rosaliens Zimmer, das diese fortan mit Engelbertha theilen sollte.

Es war ein niedliches Gemach, mit allem versehen, was ein Mädchen verlangen konnte. Italiens Galanterien und alle Bequemlichkeiten fand sie hier. Neben diesem war ein Zimmer für den Knaben, den sie zur Ruhe brachten. Engelbertha, in dieser neuen ungewohnten Lage, befiel ein ängstlicher Mißmuth, dem sie nicht gebiethen konnte. Wie betäubt, that sie nur mechanisch, was Rosalie, sie zu zerstreuen, von ihr verlangte; sie überhörte fast ganz, wie die theilnehmende Freundin ihr von ihrer neuen Herrin erzählte, daß diese mit inniger Liebe an ihrem Gatten, dem jungen Grafen von Grötz

und Tyrol, hänge, aber von diesem nicht geachtet werde, daß er nur dann und wann sie besuche, mehr um des Knaben willen, als um sie, daß er diesen schon längst ihrer Mutterliebe entrissen haben würde, wenn diese es geduldet hätte, daß es der Gräfin gränzenloser Kummer sey, daß ihr Gemahl, dem sie von ganzer Seele ergeben, lieber hinausstürme in Jagd und Kampf, als im häuslichen Frieden bey Mutter und Kind zu weilen, und oft Wochen und Monden lang nicht zu ihr komme. Engelbertha hatte keine Aufmerksamkeit für sie, und Rosalie bemerkte traurig, daß sie noch nicht im Stande sey, den Schmerz der neuen Freundinn auf irgend ein Weise zu lindern." Da klingelte es. „Die Gräfin ruft uns, Engelbertha!" sagte Rosalie, „komm, wir müßen zu ihr, da der Knabe schläft." Sie gingen durch einige Zimmer in das äußerst prachtvolle Gemach der Gräfin. Sie selbst lag auf einem dunkelrothen Ruhebette; vor ihr auf einem großen Arm-Leuchter braunten viele Lichter, die einen freundlichen Schein auf die blaße Gräfin warfen, deren braune Locken jetzt entfesselt auf den weißen Busen fielen.

„Rosalia," sprach sie sanft, „mein weiches Herz ist bewegt, komm mit den Tönen der Harfe und deiner lieblichen Stimme, banne den Schmerz, der mich quält, wieder in seine Schranken, du vermagst es; singe mein Lieblingslied von unerwiederter Liebe, die auch mein Herz so gränzenlos unglücklich macht. — Schweigend holte hierauf Rosalie eine große, schön gezierte Harfe, und setzte sich der Gräfin gegenüber. Engelbertha blieb hinter ihr stehen. Ein wohlthätiges Gefühl durchbebte sie, als jene melodische, sanfte Akkorde den Saiten entlockte, die wohltönend im Gemach verhallten, zu dem Gesang:

Schön wie eine Rose blühte
Auf des Riesen Burg

Edla, göttlich vom Gemüthe
Viele Jahre durch.
Jener Riese, Herr im Lande,
War ihr Ehgemahl,
Der nicht Seelenfreuden kannte,
Ihr zu stiller, langer Qual:
Jagen, und der Sturm des Krieges
War ihm einz'ge Lust,
Nimmer im Triumph des Sieges
Kehrt er froh an ihre Brust.
Zarte Worte sprach er selten,
Die die Liebe spricht,
Ihr Beschützer konnt' er gelten,
Ihr Geliebter war er nicht.
Doch sie wünschte eine gleiche
Treue Seele sich,
Daß der Gram der Sehnsucht schweige,
Der nicht aus dem Herzen wich,
Doch kein Schicksal hat Erbarmen
Daß sie diese fand.
Bis in eines Engels Armen
Sie von dieser Erde schwand.

Die Gräfin liebte dieses Lied, und sehr oft mußte es ihr Rosalie singen; sie verglich sich gerne mit Edla, und den Riesen mit ihrem kalten stolzen Gatten; sie sang oft selbst die Melodie mit sanfter Wehmuth nach, und nicht selten, wenn Rosalie das Lied geendigt hatte, war sie aufgeregter als vorher. Auch heute hatte es eine wunderbare Macht auf sie geübt; Thränen traten ihr in die Augen, aber damit die Mädchen nicht Zeugen ihrer Rührung seyn sollten, winkte sie ihnen hinweg, indem sie mit erstickter Stimme: „Gute Nacht“ sagte. Diese gingen sogleich in ihr Zimmer zurück, wo Engelbertha aber nicht die ersehnte Ruhe fand.

Die Brust von Gefühlen zerrissen, die ihr allen Schlaf raubten, lag sie lange auf dem weichen Bette, und blickte nach den Fenstern, durch die des Mondes silberne Strahlen fielen, als ob sie schon vor Mitternacht den nächsten Tag erwarte. Sie beneidete Rosalie, die mit dem Frieden der reinsten Unschuld in der Brust, ihr gegenüber schlief, und hielt sich ruhig, die Freundin nicht zu wecken, oder zu stören, flüsterte ein brünstiges Gebeth zu Gott um baldige Erlösung von ihrem Schmerze, und eines für die unglückselig Hingeschiedenen. (Forts. f.)

Wahlspruch.

Ein freier, ächter, deutscher Muth,
Niemals von Furcht geschwächt,
Und heiliger Begeist'rung Gluth
Für Ehre, Pflicht und Recht;
Der Menschheit stets die Kraft geweiht,
Dem Schwachen Schirm und Hort,
Und wie ein festgeschworner Eid
Des deutschen Mannes Wort; —
Und Glaub an Gottes Vaterhuld,
Kraft in des Lebens Streit,
Im Leiden männliche Geduld,
Im Glück Gelassenheit;
Und Hoffnung, fest und unverzagt:
Daß aus der tiefen Nacht
Doch endlich eine Sonne strahlt
Mit jugendlicher Pracht; —
Und treue Lieb in treuer Brust,
Die niemals wankt und flieht,
Ob bittrer Schmerz, ob frohe Lust
Auch tief das Herz durchglüht;
Dem Feind ein offnes Angesicht,
Und, bis das Aug' im Tode bricht,
Dem Freunde Freundestreu'; —
Fern jeder falsche, eitle Wahn,
Fern jeder leere Tand,
Und über alles zugethan
Dem lieben Vaterland;
Zu seinem Stolz, zu seiner Zier
Die höchste Kraft zu weihn;
Das soll der Wahlspruch für und für
Des deutschen Mannes seyn! —

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 1ster Band, 13tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Ein Herr van Kuik betrat das Fagelsche Comptoir, und meldete die Ankunft seines Prinzipals, des achtbaren, hochansehnlichen Herrn Peter Bauch, der Nachts zu Brüssel eingetroffen, und im Gasthofe zum Herzog Alba abgestiegen, da ihm auf der Reise das Ableben der Frau Juliana kund geworden, und er darum das Trauerhaus, das ihm vom künftigen Schwiegerpapa zum Quartier geöffnet worden, nicht ohne Anmeldung mit seiner plötzlichen Ankunft hatte bekästigen wollen. Herr Servatius war entzückt über den ungewöhnlichen Zartsinn des Holländers, brach in hohe Lobreden aus, und quetschte dabey dem steifen, ehrbaren amsterdammer Commis die Hände, sandte auch sogleich als Ambassador seinen Erasmus ab, den alten Handelsfreund wie im Triumph einzuholen, und befahl dem Factor Wulf Menzelein aus

dem Werketag einen Sonntag zu machen für sich und alle Arbeiter, dagegen Diener und Mägde in doppelte Thätigkeit zu pressen, um Haus und Tafel zu einem Feste in den Stand zu setzen, wie es nur irgend die Trauerzeit erlauben möchte. Mit Schrecken dachte er dabey an die kränkelnde Braut, die unmöglich dem soliden Geschmacke des Holländers in ihrem jetzigen Zustande gerecht seyn durfte, verwünschte noch mehr den windigen Neffen Jac, nach welchem er schickte, um durch ihn die Mädchen instruiren zu lassen, der aber die tristen Hausräume früh Morgens verlassen, um seine Jugendbekanntschaften aufzufrischen, und mit einigen seiner frühern Genossen die Umgegend der Stadt, die er als seine Stiefmutter zu betrachten hatte, zu durchwandern, und in seinen Jugend-Erinnerungen zu schwelgen, und zu vergessen, was ihn seit seiner Wiederkehr bedrückte. —

Durch den Factor wurde den erschreckten Schwestern die Ankunft des Holländers kurz und trocken gemeldet, und wenige Stunden hernach führte der Vater mit strengem Gesicht, in dessen Augen die eingeschüchterten Töchter so deutlich lasen, als wäre ein Commandobuch vor ihnen aufgeschlagen, den fürchterlichen Fremden ein.

Herr Peter Bauch war ein kleines Männlein, in der Form einem Kugelfisch nicht unähnlich. In seinem Lebensbuche mochte die Zahl 365 schon sechzig Mahle und darüber addirt worden seyn, doch hatte sein apfelrundes Gesicht, wenn auch mit der Theebläße seiner Landsleute gemalt, wenige Falten, und eine wohlthuende Gutmüthigkeit lag auf den stumpfen, wenig von dem Innern sagenden Gesichtszügen verbreitet, und kam noch mehr in den kleinen Augen zu Tage, deren Farbe in einem matten Blaugrün spielte. Sein Anzug mußte dagegen jedes weibliche Wesen für den Träger gewinnen, denn wenn auch Form und Schnitt bequem und dem Alter

anpassend erschien, so leuchtete doch aus jedem Theile desselben die höchste Sauberkeit ins Auge und das feine Tuch, Knöpfe und Schnallen vom edelsten Metall, die zart gebauete Stutzperücke, der lange Rohrstock mit schwerem Goldknopfe, Alles deutete den reichen, wie den ordnungsliebenden, und auf sich selbst viel haltenden Millionär an, der gewürdigt worden, unter den hochmögenden Staatenherren seinen Ehrenplatz nehmen zu dürfen.

Nach der ersten förmlichen Begrüßung legte der Holländer ohne weitere Komplimente sein dreyeckichtes Tressenhütlein auf den Spiegeltisch, stellte den Rohrstock vorsichtig daneben, und nahm wie etwas Gebührendes den Sessel in Besitz, den ihm der Hausherr unterschob. Seine kleinen blinzelnden Aeuglein liefen alsdann über die beiden Mädchen auf und nieder, und an den über dem runden Korpus gefalteten weißen speckichten Händen sah man die beyden Daumen gleich zwey kleinen Mühlenwellen sich beständig um einander wälzen, wodurch zugleich zwey kostbare Brillantringe an den Zeigfingern des alten Brautwerbers sichtbarer wurden, und die Augen des Herrn Servatius van Fagel magnetisch fesselten.

Renata hielt ihre Blicke dagegen fest auf die Schwester gerichtet, und Mitleid wie Besorgniß sprachen sich in ihren schönen Augen aus, und nicht ohne Grund. Floriana hatte sich ehrfurchtsvoll verneigt, und einen Augenblick nur den gefürchteten Werber angeschaut; langsam glitt sie dann auf den Stuhl zurück, von dem sie sich erhoben; das blasse Antlitz färbte sich mit hohen Rosen, dagegen neigte sich das Köpfchen, die Blicke wurzelten fest am Boden, doch aus dem starren Blick schoß zuweilen ein heimlicher Strahl, der jetzt aussah wie der zuckende Blick der Verzweiflung, und im nächsten Augenblicke dem aufschießenden Irrlicht des Wahnwitzes glich. Aengstlich trat Renata dem alten Herrn einen Schritt

näher, und mit bebenden Lippen beantwortete sie hastig und fast vorlaut die Reden, die von dem Munde des Herrn Peter Bauch schnell und fest, aber stets von kleinen Pausen unterbrochen, an die Mädchen gerichtet wurden. —

„Ein Paar liebe Fräulein!“ sagte der alte Herr mit fast zärtlichen Tönen. „Wohlgestaltet, echte Farbe, sittige Tracht, nichts Welsches oder Frankreichsches daran! Gratuliere, mein Herr und wackerer Freund in Mercurio!“ —

„Amsterdam ist eine Pracht-Residenz, das Eldorado der Kaufleute;“ fing er dann wiederum an; „alle wie Könige darin; ein Rathhaus auf lauter Mastbäumen, im Haus und Stall blanker Estrich, man getraut sich kaum, in Pantoffeln aufzutreten, das Serviettchen hier ist kaum so weiß wie der Boden, auf dem eine edle Frau von Amsterdam spatzirt.“ „Sie können doch Thee brauen, selbst mit den eigenen Händchen?“ fragte er wiederum nach einer Pause. „Mehr zu thun hat unsere Künftige nicht, und mag übrigens sie am Kamin sitzen, und commandiren wie eine Prinzeß in Ostindien.“ —

Er erzählte dann, gleichfalls in Absätzen, von seinem Hause an der Amstel, von seinen Gärten, seinen Tulipanen-Beeten, von seinen Zuckerbäckereien, seinen Segeltuchfabriken, seinen Gewürzmagazinen, seinen Leinwandbleichen mit der Wohlbehaglichkeit eines gemachten Mannes. — „Viel Aufsicht nöthig, viel Plackerei, viele Aegerniß!“ setzte er hinzu; „aber nichts fällt auf die junge Frau, wenn sie nicht will ihren Spaß haben am Zuschauen und regieren unserer kleinen Welt, und sich einem Halbtausend Dienstbaren präsentiren als die vermögende Frau, die zu commandiren hat den Herrn selber. Mag den Garten lassen verschneiden in chinesische Figuren oder zu allen Bestien, die in der Arche Noäh

verpackt lagen, mag für einige tausend Gulden Zwiebeln verschreiben aus Harlem, mag beim Goldschmid sorgen für neue Spangen und kostbar Gestein, mag entgegen fahren den Häringsbuisen oder der Zimmt- und Ingwer-Flottille auf unserer vergoldeten Jacht durch das Ypsilon; Niemand wird ihr legen eine Sandbank vor den Willen, denn wir Amsterdammer Herren sind Löwen und Bären auf dem Börsesaal, aber im Hause Lämmer, Lämmer, weich wie Lyoner Sammet und zart, wie Spitzenkram aus dieser Stadt.“ —

So plapperte Herr Peter Bauch gutmüthig ein Halbstündchen, dann stand plötzlich das Mühlenrädchen seiner beiden Daumen still, er erhob sich schwerfällig, und als ihm mit schneller Höflichkeit der Hausherr Hütlein und Stock gereicht, warf er noch einen langen, freundlichen Blick auf beide Schwestern, nickte mehrere Mahle mit dem ehrwürdigen Haupte, und schritt durch die von Herrn Servatius aufgestoßene Thür langsam und gravitätisch hinaus. „Gratulire nochmals zur guten Waare;“ sprach er draußen. „Echter Mocka ohne Seewasser! Wahrhafte Gewürzneglein mit krausen, frischen, duftigen Kelchen! Nehme keine Aussteuer, braucht sich nicht zu geniren der Herr Patron! Nur ein Testament auf Leben und Sterben, ein bündig Papierchen, daß das Kind weiß, was sie hat vom Vater, daß ihr die Advokaten keine Molestie machen. Herr Peter Bauch thut desgleichen auf Leben und Sterben, oder hat's vielmehr schon gethan; unser van Kuik führt's in der Reisetasche, bündig gemacht vor dem Rathhause zu Amsterdam, Frauenpfennig, Nadelgeld, Witthumsschatz; sollet zufrieden seyn, Herr Patron! der hochmögende Herr Witten van Hamsteede, der Baas von Holland, hat nicht mehr verschrieben.“ —

Herr Servatius wurde die Fröhlichkeit selbst, mühsam rettete der Holländer seine weichen Flaumenhände

vor dem quetschenden Handdrücken des künftigen Schwiegervaters, verbat sich dringend die stürmischen Umhalsungen wegen seines Asthma's, das feindselig durch jeden Druck des Bäuchleins erregt werde, und trieb den Fabrikherrn, ihm seine Manufacturen zu zeigen, deren Ruf bis an den Rand des Ypsilons gedrungen. —

Indeß dieses auf dem Vorplatze des Fagelschen Hauses vorging, lagen innen im Weiberzimmer die beyden Schwestern, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, sich in den Armen. — „Eh in die Sienne als in dieses Menschen Haus!“ rief Floriana. „Eh die Speise der Fische als das Opfer dieses Moloches.“ — „Muth! Muth, meine Floriana! Die Hochzeit ist ja nicht morgen. Die gute Mutter schützt Dich auch jetzt noch, wie sie es im Leben that, durch das Trauerkleid, das Du trägst um sie.“ —

„Auch nicht einen Tag seine Verlobte!“ rief Floriana heftiger. „Lieber zerschlüge ich diese Stirn am Steinkreuz auf der Mutter Grabe, und rettete mich zu ihr.“

„Freilich wär's da freundlicher als im Arme dieses Pagoden;“ seufzte Renata mit; „seine Finger schienen auch hier wie im süßen Traume Dukaten zu zählen, sein Leib kam mir vor, wie ein überfüllter Geldsack, sein breites Unterkinn wie die stramme Geldkatze eines Frachtfahrers, und die Freundlichkeit seiner kleinen Augen schien uns nur wie schöne Tulipanen zu begrüßen, die er für die Zier seiner Gärten zu kaufen gesonnen.“ —

„O, hilf mir zur Rettung von dem schrecklichen Menschen!“ bat Floriana, ihr fast zu Füßen fallend: „rufe den Vetter Jac auf, mir zu helfen! Sende nach Carlos! O bey dem Geiste unserer Mutter beschwöre ich Dich.“ —

„Verzweifle nicht, Mädchen!“ tröstete Renata, „birg deinen Abscheu vor dem Vater, er würde dadurch nur zu dem Aeußersten getrieben werden, Dir selbst zum

Schaden. Erzwinge Ruhe and Gleichmuth. Zwischen jetzt und dem Kirchgange liegen lange Monate, und selbst die Verlobniß wird durch deine kaum bezwungene Krankheit Aufschub finden."

Milder schluchzte die Braut, als aber der Factor Menzelein jetzt listig schmunzelnd hereintrat, und die Jungfer Renata zur Küche beorderte, wo das Recept zum Dauphins-Kuchen der Köchin ermangele, als er dabei die Gratulation, von wegen des großen Glücks, das dem Hause widerfahren solle, abstattete, und hämisch vertrauete, wie er die beiden weltberühmten Handelsleute behorcht, wie der gewichtige Herr Peter Bauch erklärt, daß er nur wenige Tage in Brüssel zu bleiben vermöchte, daß seine Affairen keinen Aufschub vergönnten, daß man die Trauerzeit zu ignoriren beschlossen, daß der Bräutigam die schöne Braut mit nach Amsterdam in Begleitung des Vaters oder des Bruders oder des jungen Waels nehmen würde, um dort das beglückende Bündniß ohne Hinderung und Verzug zu vollziehen, — da stürzte Floriana an der Schwester Seite wie sinnlos in die Knie und preßte das Gesicht, wimmernd wie eine Sterbende, in die Polsterkissen des Sessels.

Der Donner rollte in kurzen Zwischenräumen wie des Weltgeistes zürnendes Murren; in Süden leuchteten kurze Blitze, wie wenn ein Warnungsengel auf Augenblicke den Vorhang höbe vom Reiche der Ewigkeit, doch ihn schnell wieder fallen ließe, um das Menschenauge nicht erblinden zu machen; die Nacht war früher hereingebrochen durch das schwarze Wolkentuch, das den ganzen Himmel überzogen, und dann und wann fuhr ein scharfer Sturmstoß durch die Luft, schüttelte die Baumwipfel, sausete in den Winkeln der Kirche wie ein ge-

fangener Geist, und alle Wetterfahnen in Brüssel kreischten wie Höllenspuck, der seiner Bande frei geworden bis zum Morgenroth.

Auf dem Grabe der Frau Juliana kniete eine weibliche Gestalt, schwarz ihr Gewand, wie die sie umgebende Nacht, nur bemerkbar durch das weiße Tuch, welches nach Nonnenweise Haar und Stirn umschloß. Es war Renata. Sie schien die Finsterniß vergessen zu haben, welche dräuend waltete, sie schien das Wetter nicht zu bemerken, welches hinter ihr aufzog. Sie betete mit Inbrunst, das that sich kund an den fest verfalteten zusammen gepreßten Fingern, an der hochfliegenden Brust, an den zuckenden Lippen, doch waren ihre Augen nicht nach oben, wo der Glaube dem Erhörenden seinen Thron stellt, sondern nach unten gerichtet, und zuweilen bildeten sich laute Worte auf dem Munde der Beterin, wenn das Herz in Beklommenheit und Qual das Geheimniß des Gebets vergaß. —

„Mutter!“ betete sie, „steige auf zu mir, und leihe mir deine Kraft und deine Entschlossenheit! Ich bin ja auch dein Kind, und will ja thun in deinem Sinn. O du hast meine Liebe nicht ganz erkannt, wie du gingest auf Erden, aber nun siehst du heller, und mußt wissen, daß Renata dich angebetet wie Gottesbild, daß ihre Liebe zu dir unbefleckt war durch Neid und Mißgunst, daß sie Alles, was du liebtest, mehr liebte um deinetwillen, daß sie dich ehrt in deinem Lieblingskinde, und gehorsam thut, was deine Stimme ihr zuflisterte, als heute in der Dämmerung ihr däuchte, du ständest ihr nahe. Gieb ihr denn Kraft, daß ihr Herz nicht bricht, ihre Zunge nicht erlahmt vor dem Opfer, giebt ihre kalte Entschlossenheit, zu ertragen, was sie muß, ein ganzes Leben hindurch.“ —

Der letzte Gedanke ergriff das Wesen der Beterin bis in seine tiefsten Tiefen, und die Erschütterung beugte sie, und drückte sie also, daß ihre Stirn fast die Grasspitzen der Rasendecke des mütterlichen Grabes berührte. Ein besonderes Geräusch störte sie aus ihrer Andacht. Heischere, dumpfe Töne trafen über den Friedhof her ihr Ohr. Bey einem leuchtenden Blitz sah sie eine schwarze, fast riesige Gestalt zwischen den Grabsteinen, sie schien von einem Hügel zum andern zu springen, oder zu taumeln zwischen den Gedächtnißsteinen, deutlicher und näher klangen die Töne, die ihr zuweilen wie bekannt, dann wiederum grauenvoll fremd waren. „Laßt los," stöhnte die rauhe Stimme, die tief aus dem Grabe einer zerrissenen Brust herauf quoll, „los sage ich, Ihr Memmen! Kennt Ihr mich nicht? Mörder! ruft Ihr hinterdrein? Wer sagt's Euch? Still! wollt Ihr anders ein ganz Gehirn mit zu Bett nehmen, — still! sage ich. Ha, ha! Nun mag er sie nehmen, der gelbe Quittenapfel. Wohl bekomm's, Herr Kamerad!" —

Der nächtliche Stürmer war jetzt bis nahe an das Grab gekommen, und ein neuer Blitzstrahl beleuchtete ihn, wie er in dem schmalen Zwischenraume der Hügel gerade auf die Betende daher schoß, und der Blitz zeigte blanke Waffen in seinen fechtenden Händen. Mit einem Angstkreisch fuhr Renata in die Höhe, und floh zur Seite fort, aber auch der Feind that einen dumpfen Schrei, stand festgewurzelt, und schwankte wie die nächste Linde im Sturmstoß, und als das flüchtende Mädchen nochmals zurücksah, lag die dunkele Riesengestalt niedergestreckt auf dem Hügel der Mutter und ein Röcheln schlug an ihr Ohr, wie das eines Sterbenden. — —

Das väterliche Haus war glücklich erreicht, und die Flüchtende schöpfte den ersten freien Athemzug wieder, doch bebte sie noch im innern Frost, wenn sie sich den

grauenvollen Störer ihrer Andacht vormalte in der erhitzten Phantasie, der ein trunkener Soldat oder ein blessirter Raufbold gewesen seyn mußte. Doch eine neue Aengstlichkeit befiel das bange Herz, da trotz der späten Stunde, wo der Sitte nach Alles sich schon zur Nachtruhe anzuschicken pflegte, laute, lärmende Stimmen von innen erklangen, und die obern Fenster alle hell waren, und schwankende Lichter und flüchtige Menschenschatten sich hinter den Scheiben bewegten. Sie eilte in die Seitenthür, durch die sie vorhin das Haus verlassen, wand das Tuch von ihrem Haupte, und schlüpfte mit schnellen Schritten, welche ängstende Neugier beflügelte, zu dem untern, weiten Vorplatz des Hauses, von welchem man durch die gewundene Haupttreppe hindurch bis in den höchsten Stock hinauf zu schauen vermochte. Alle Hausgenossen waren auf den Beinen. Die erste Person, die ihr hellbeleuchtet ins Auge sprang, war der holländische Bräutigam, der durch des Vaters Gastlichkeit ins Haus quartiert, jetzt auf der Vortreppe des ersten Stocks dastand, einer chinesischen Speckfsteinfigur gar ähnlich, im schneeweißen Schlafrock mit rosenfarbenem Gurt, mit der weißen Zuckerhut-förmigen Nachthaube über dem blassen Apfelgesicht und mit blutfarbenen Pantoffeln angethan. Vergebens fragte Herr Peter Bauch mit kalten, phlegmatischen Tönen, ob Feuer in der Fabrik, oder ob die Franzosen die brüsseler Wälle bestürmten, daß man müde Leute also aus den Betten getrommelt; aber Niemand antwortete ihm von all den Dienstleuten, welche die Treppen auf und ab an ihm vorüber flogen, und Renata drückte die Augen zu vor dem Götzenbilde, das ihr wie ein Kinderspeisender Moloch erscheinen mußte; doch die tobende Stimme ihres Vaters im obern Stock, Waels hellklingende Antworten, und Bruders Erasmus Fisteltöne, die unten laut wurden, und in langsamer Perora-

tion die Diener steuerten, daß sie die Stadt nicht herbeyschreien möchten um eine so miserable Kleinigkeit, machte sie wiederum wach, und zog ihren angehaltenen Fuß vorwärts. Herr van Kuik, der Begleiter des Amsterdammers, trat jetzt zu ihr, und indem er respectvoll den Hut von dem schlichten, blonden Haare nahm, sprach er in fast scheuen Worten seine Theilnahme aus über ein Unheil, das die respektable Familie betroffen; suchte sie jedoch zugleich milde zu beruhigen, da von Gefahr nicht die Rede seyn könne. —

Jac Wael war erst beim Einbruch der Nacht von seiner Lustparthie heimgekommen. Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er in einem Winkel verschiedene Gestalten, hörte ein Stimmchen: „Das ist er selbst!“ flistern, und bemerkte einen Mann, der gleich darauf mit raschem Schritt ihm entgegen kam. Er setzte sich in eine wehrende Fechterstellung, da er über dem Mantel des Angreifers einen Federhut erkannte, doch das Wort desselben klang nicht wie Feindseligkeit, sondern wie Bitte, und ein scharfes Auge fand, als der Mantel sich öffnete, schnell die Gestalt und das Gesicht des jungen Spaniers heraus, den er schon einmal im Fagelschen Gehöft gesehen. —

„Verzeiht, Herr!“ redete der Offizier ihn mit einer Stimme an, der man die heftigste Gemüthsbewegung abhorchte; „eine Donna, der mein Herz, mein Leben gehört, hat mich an Euch verwiesen.“ —

„Floriana?“ fragte Wael lächelnd.

„Sie selbst,“ antwortete Gastanaga, „Aber der Ton, mit dem Ihr fragt, macht mich zweifeln an Euch, macht mich glauben, die lieblichste, herrlichste Blume Brabants habe sich geirrt, da sie Euch ihre Stütze genannt.“ —

„Bedarf die Blume der Stütze so sehr?“ fragte Jac aufmerksamer. „Als ich sie verließ, war Windstille über ihr und neben ihr.“ —

„Ein Orkan ist aufgezogen,“ fiel heftig der Spanier ein, „und sie bricht, wird ihr nicht schneller Schutz, und er muß ihr werden durch mich, mit Euch, ohne Euch, — und sollte Brüssel darum in Asche versinken.“ —

Mit Hast erzählte er nun dem wiederum Lächelnden, daß er einen Brief von Florianen empfangen, den die höchste Verzweiflung dictirt haben müsse, der den Liebhaber zittern machte, um das Leben der Liebling. Der alte Bräutigam sey eingetroffen, und auf den nächsten Morgen sey Alles zu dem verhaßten Verlobungsacte vorbereitet worden. Floriana schwur in dem Briefe, ehe sich das Leben selbst zu kürzen, als den Ring des Holländers an ihren Finger zu stecken. Sie beschwor den Geliebten, sie zu retten noch in dieser Nacht, sey es, auf welche Weise er es thunlich fände. Sie klagte, wie die Schwester sie verlassen in höchster Noth, wie der Freund nicht daheim; sie trug ihm auf, diesen aufzusuchen ohne Aufschub, ihm zu vertrauen, mit ihm zu verabreden.

„Und welche Pläne haben sich in Euch gestaltet?“ fragte Jac neugierieg, als Gastanaga geendet.

„Zwei Wege liegen offen;“ antwortete der Spanier entschlossen. „Auf dem Einen fährt mein Degen durch die Brust des Nebenbuhlers, ehe seine Hand mein Heiligthum entweiht; auf dem zweiten trage ich meine Angebetete noch in dieser Nacht aus dem väterlichen Hause, und rette sie mir, weit fort, in mein herrliches Vaterland. Meine Pferde sind gesattelt, ein Urlaubschein des Ohms ruhet in meiner Brusttasche, am westlichen Thore hat meine Compagnie die Wacht, — nur Florianens Einwilligung, Euer Beistand, die Flucht zu bewerkstelligen, und zwei Glückliche sind gemacht, dem armen sinn-

verwirrten Mädchen ist die grause Sünde des Selbstmordes, mir ein Mord erspart. 'Werdet Ihr zögern, der Gott unserer Liebe zu seyn?" —

„Und wie wird es werden nach der Entführung?" fragte Wael, erregt und gewonnen durch die stürmische Entschlossenheit des Edelmanns. „Wird Don Carlos de Gastanaga die sittsame Jungfrau, deren unbefleckten Ruf seine kecke That arg beleidigen möchte, auch am nächsten Morgen in dem ersten Gotteshause, das ihm das Morgenlicht zeigt, in die ihr gebührenden Rechte setzen, um ihre Opfer zu lohnen? denn, — lieber sähe ich die schöne Base im Leichtuch, als wie eine fahrende Frau hinter dem Sattel ein Abenteurers."

Der Spanier fuhr einen Schritt zurück, und seine schwarzen Augensterne funkelten durch das Dunkel. „Herr! rief er, die Hand am Degen. „Doch Eure Sorge zeugt von der Liebe, die Ihr der Verwandten schenkt;' setzte er sogleich sanft hinzu. „Floriana meine Gattin zu nennen ist das höchste Ziel aller meiner Wünsche. Bey meinem Wappen, bey meinem Degen, bey dem Gotte, der dort leuchtet! die erste Stunde der Sicherheit macht Fräulein van Fagel zu Marquise Gastanaga. Aber nun eilet auch, ehe das Haus sich uns verschließt, schafft mir ein kurz Gespräch mit Florianen; — zu mir in die Nacht heraus zu kommen, versagte sie durch die Botin, nur von Euch erwartet sie so Rath als That." —

Wael überlegte nur eine kurze Weile, dann führte er den jungen Fremdling durch die ihm bekannten Verstecke der Magazingebäude glücklich in das Haus, schlüpfte vorsichtig mit ihm die Stiegen hinauf, hoch ins Erkergeschoß, wo Jac sein altes Quartier wieder bezogen hatte. Das Mädchen zu sich hinauf zu locken, dem widersprach sein Zartgefühl; da trafen seine suchenden Gedanken auf die freundliche Vita, er wußte ja, daß Haupt-

mann Barnabas für heute zu dem Geburtstagsfeste eines Kameraden geladen worden, kannte des Vetters Liebe für Becher und Würfelspiel, und war sicher, daß derselbe nicht vor Tage zu der einsamen Frau kehren werde. Rasch stieg er hinab in den Stock, welchen Dame Vita bewohnte, und wider Erwarten fand er die günstigste Aufnahme für sein Gesuch. Vita kannte ja selbst die scharfen Dornen, mit denen der rohe Mann so oft die Bahn des Weibes bewirft, da er sie doch zu ebnen beschworen. Sie kannte die tägliche Folter eines Lebens, welches zwey disharmonische Wesen zu theilen verdammt wurden, eine Galeerenkette, die ein Paar feindselige Naturen zusammenschmiedet ohne Hoffnung auf Erlösung. Auch sie hatte den Bräutigam mit weiblichen Augen gesehen, und Angstfieber für die arme, verurtheilte Floriana bekommen. Wael wurde mit ihr einig, durch Vita's Jungfer die schöne Base herauf citiren zu lassen, und preßte entzückt über die mitleidige Frau ihre kleine, weiße Hand an seine Lippen. —

Der Verrath hatte nicht geschlummert, Hauptmann Barnabas stammte ja von einem vorsichtigen und speculirenden Brabanter Geschlechte, und Frau Vita ward durch eine geheime Polizey bewacht, von der ihr kindliches, unbefangenes Gemüth keine Ahnung haben konnte. Kaum waren die beiden jungen Waghälse die Stufen, welche einem von ihnen zur Himmelsleiter werden sollten, hinauf gesprungen, so machte sich schon der Reitknecht des Herrn Barnabas auf die Beine, suchte den Herrn, überbrachte ihm den Rapport, und überreichte als Zeuge seines Berichts eine schwanke Feder, welche der Spanier, da er die Kapuze des Mantels über seinen Hut geschlagen, losgerissen und verloren hatte. Der Hauptmann befand sich in der bösesten Stimmung für solche Hiobspost; Frau Fortuna hatte ihm das sauerste

Gesicht gemacht, er hatte im hohen Spiel arg verloren, hatte mit glühendem Burgunder die Grillen hinunter gespület, und Feuer in seine Adern gegossen, das der Diener zu einer Flammenbrunst aufblies. Des Kameraden Quartier lag in der nächsten Straße, so war der Eifersüchtige in wenigen Sprüngen zu Hause, stand an der Gattin Zimmerthür, horchte mit fliegendem Athem, hörte trauliches Geflister, galante Schmeichelworte, jetzt den unverkennbaren Laut eines Kusses. Ein Sprung führte ihn in sein nahes Zimmer; mit zuckender Hand riß er die geladenen Pistolen von der Wand; zurück taumeln, mit einem Fußtritt die Thür von Vita's Zimmer eintreten, mit feuersprühenden Tigeraugen die Gruppe der beyden Vertrauten anstarrend, und dann mit dem Hyänen-Geheul: „Buhlerin! Ehebrecherin! Habe Deinen Lohn!" beide Schießgewehre abfeuern, — war der Inhalt weniger Minuten. —

Wael war aufgesprungen, und dem Tollen, leider zu spät, in den Arm gefallen. Die Schüsse donnerten, die getroffene Kristallampe klirrte zerschmettert, Vita's gellendes Geschrei tönte herzzerreißend, und durch den Pulverdampf sah man ihre Hände nach dem Antlitz greifen, sah helles Blut an ihren Fingern, sah sie niedersinken, indem die Lampe verlosch.

Eine Minutte noch hatte der Hauptmann, wie in Stein verwandelt, gestanden, dann schleuderte er den Hülfe rufenden Wael von sich, und stürmte die Treppe hinab. Als Wael ihm folgte, und nach Licht und Leuten rief, flog Gastanaga vom Erker herab, und fragte ängstlich nach Florianen.

„Sie ist gesund, nicht hier, sicher in ihrem Kämmerlein;" stieß Jac hervor. „Aber fort, Herr Ritter! fort ohne Zögern. Unsere Verwegenheit ist gestraft an einer Unschuldigen vor der That. An Euch ist jetzt nicht zu

denken. Fort, wollet Ihr das Unglück nicht zum Ungeheuern steigern." —

Er warf den betroffenen Mann fast die Treppe hinab hinter dem Hauptmann darein, und gerade kam der Fremde noch unaufgehalten durch die offene Hausthür davon, denn die Schüsse, das Geschrei hatten bereits alle Hausgenossen aufgeschreckt, und aus allen Gängen, aus jeder Thür stürmten die verschiedenartigsten Gestalten zu dem Vorplatze im Nachthabit, halbbekleidet, jede ein Licht oder Lämpchen in der bebenden Hand, und alle bildeten das vorworrenste Getümmel.

(Fortsetzung folgt.)

Wie viel ein Mensch schreiben kann.

Falls eine auf gewöhnlich Quartpapier geschriebene Zeile 50 Buchstaben enthält, so ist sie schon enge. Eine Seite von 20 Zeilen ist schon eine vollständige. Also gehen 1000 Buchstaben auf eine solche Seite. Nun kann aber nur ein sehr fleißiger Schreiber des Tags 50 solcher Seiten, oder 25 Blätter, oder 12½ Bogen schreiben. Diese betragen 50,000 Buchstaben. Nun rechne man nur 300 Tage im Jahre, in denen er täglich diese Portion schreiben, die übrigen auf Sonn- und Festtage, an denen er sich von seiner Arbeit erholen soll, so wird ein solcher fertiger Schreiber also in einem Jahre doch nur 15'000,000 — in 10 Jahren 150'000,000 — in 20 Jahren 300'000,000 — in 40 Jahren 600'000,000 und in 80 Jahren 1,200'000,000 Buchstaben schreiben können. So lange möchte aber freilich ein solcher Schreiber schwerlich leben, zumal, da noch seine Bildungszeit dazu gerechnet werden muß.

Scherzfrage.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Seifensieder und einem Lehrer?

Antwort. Der Eine zieht Lichter, der Andere Menschen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 14tes Stück.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;

von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

Ich? schäumte Stephanus, und tappte nach einer Axt, die neben ihm in einem Winkel stand, indem er schrie: „Verräther! — Flieht fort!“ — dann sank er wieder zusammen, und antwortete auf alle Fragen nur mit einem starren Blicke.

„Hier ist unser Forschen umsonst! komm! verlassen wir diesen entheiligten Ort,“ sagte Heinrich, unwillig über den trunkenen Mönch. Ulrich folgte, und sie beschlossen, heute noch in die nächste Stadt zu ziehen, während Balthasar vor dem kleinen Altar geknieet, und andächtig gebethet hatte. —

Es war dunkle Nacht, als sie aus der Felsenschlucht wieder in ein freies Thal kamen. Nach einem Wege von einer Stunde hob sich der Mond über eine Felsenwand empor. Sein Abbild flimmerte wie ein langer goldener Streif in dem leise bewegten See, an dem ihr Weg hinlief, und begleitete sie beständig.

Spät kamen sie am Ziel ihrer heutigen Reise an. Es war ein kleines Städtchen, in dem sie zu ihrer Verwunderung noch reges Leben trafen. Die langsam fort-

ziehenden Kreuzritter, deren Zahl immer mehr schmolz, waren es, die noch alles in Bewegung hielten. Die frommen Einwohner gaben sich alle Mühe, diese werthen Gäste mit der größten Aufmerksamkeit und Freigebigkeit zu bewirthen, welches sich diese wohl zu Nutzen machten, und oft die abgeschmacktesten Historien von den Gefahren, die sie bestanden, von dem Leben der Ungläubigen und den Wundern des heiligen Landes und des Meeres erzählten, die sich fortpflanzten, und gewöhnlich zu Legenden umgebildet wurden.

Die meisten Ritter saßen auf dem Markte in einer Halle, in Fröhlichkeit aufgelöst. Nur einer saß an einem der hintern Tische, nachdenkend den Kopf in die Hand gestützt. Er verschmähte, an Speise und Trank mehr zu nehmen, als er bedurfte, und theilte die allgemeine Heiterkeit nicht. Sein Helm, mit einer einzigen schwarzen Feder geschmückt, stand vor ihm auf dem Tische, und seine blonden Locken, ihrer Bande frei, ringelten sich über den Hals herab; sein niedergeschlagener Blick verrieth tiefe Wehmuth.

Es war Hartwich vom Keulhof. Im gegenüber saß mit verschlungenen Armen Albrecht von Landsberg, sein Freund, der mit innerm Behagen den köstlichen Wein schlürfte, den man ihm vorgesetzt hatte, und ein italienisches Liedchen vor sich hin summte, das er nur nach der Melodie kannte. Unbekümmert um die Trauer seines stillen Freundes bemühte er sich nur selten, ihn aufzuheitern. Er sah ihn ruhig an, als er aber bemerkte, daß sogar eine Thräne aus seinen Augen niederperlte, ergriff er freudig seinen Becher, und stieß, aufstehend, mit ihm an.

„Bruder! laß die Grillen fahren,“ rief er, „trübe nicht den erquickenden Gedanken, unter Tausenden einer der Wenigen zu seyn, die ihre geliebte Heimath, nach Gefahr und Kampf, wieder sehen.“ „O, nein!“

seufzte Hartwich, „ich wollte, ich wäre dort geblieben, und gefallen in dem heiligen Lande."

„Gefallen?" fragte Albrecht unwillig. „Sage mir, setzt dir die Liebe oder der Wahnsinn solche Wünsche in den Kopf? Nun, bey Gott! nur der, der alles aufgegeben hat, dem das Leben nichts Befriedigendes mehr bieten kann, der von allem verlassen und verstossen ist, — nur der kann solche Wünsche hegen."

„Und der mit seiner Liebe alles verlor, was ihm theuer war," setzte Hartwich hinzu. —

„Ist denn keine Hoffnung mehr, deine Leidenschaft zu begünstigen, oder ganz zu tilgen?" —

„Keine von beiden. Du weißt es, von einem schrecklichen Schicksal verfolgt, ist sie für diese Welt verloren, weilend in der stillen Abgezogenheit des Klosters." —

„O! da tröste dich, Freund!" rief Landsberg, „noch ist nicht alles verloren. So lange sie Novize ist, kann dir das Glück blühen, sie zu besitzen. Die Einförmigkeit des Klosterlebens wird ihr bald zuwider werden, und wie gern wird sie dann einem schönen Jüngling die Hand bieten, der sie ins freundliche Leben zurückführt."

Hartwich schüttelte den Kopf, und sah ohne Antwort wieder in düstern Gedanken vor sich hin, nicht achtend auf das, was außer ihm vorging, bis er hörte, daß Albrecht mit Jemanden spreche.

Er blickte auf, und sah zwey junge Männer mit ernsten Gesichtern, die sich nach Hildebold von Schwangau erkundigten. Er hörte, daß sie diesen umsonst überall gesucht und nirgends gefunden hätten, daß sie leider dadurch überzeugt würden, daß er bey dem Brande der Burg Eggenstein das Unglück gehabt haben müße, eines traurigen Todes zu sterben. Er hörte es mit Staunen und stillem Leid; aber doch erfüllte es ihn mit einer sonderbaren Beruhigung. —

Heinrich von Schwangau hatte auch hier umsonst gefragt, auch hier konnte man ihm über das Schicksal seines Bruders keine Auskunft geben, und er konnte sich wieder kaum der Thränen enthalten, als er daran dachte, nun seiner Mutter mit Bestimmtheit die herzzerreissende Botschaft bringen zu müßen, daß Hildebold nicht mehr zu finden sey; dazu kam noch, daß er von Hartwich erfuhr, daß Engelbertha von Eggenstein, von dem Einsiedler Stephanus begleitet, in das Kloster der Barmherzigen gegangen sey; ein Ereigniß, — aus dem er auf das Unglück seines Bruders mit Verläßigkeit schließen zu können glaubte. In fürchterlicher Bewegung schritt er auf und ab, und verschmähte und überhörte die Trostworte, die sein Freund an ihm verschwendete.

„Bey Gott!“ sagte Hartwich zu seinem Freunde, „so sehr ich Hildebold Feind war, um meiner Liebe Willen, so schmerzt mich doch sein Tod, denn selbst meine Eifersucht kann ihm keine der guten Eigenschaften absprechen, die einen teutschen Ritter zieren sollen. Er war edel, dreißig Sarazenen werden zeitlebens an ihn denken, die er ohne Lösegeld frey gab.“

„Ich auch zeitlebens,“ brumte Landsberg dazwischen; aber Hartwich fuhr fort, „schnell wie Pfeil stürtzte er auf seine Feinde und siegte immer glücklich. Er war ein Held voll Kraft, und werth eines würdigern Todes zu sterben, als dort in den Flammen. —

„Nein!“ unterbrach ihn sein Freund, „du bist irriger Meinung, die ich dir wohl nehmen könnte, wenn ich ein Geheimniß verrathen wollte. Und ich will es, wenn du mir mit Wort und Handschlag gelobst, daß keine Silbe von dem, was ich dir sage, je über deine Lippen kömmt, und du mich auch nicht weiter fragen willst darüber. Ich will mein Wort brechen, jedoch nur so weit ich es meiner Freundschaft zu dir schuldig zu seyn glaube.“

Gespannt reichte ihm Hartwich die Hand, und gelobte bey allen Heiligen sein Geheimniß so zu bewahren, als habe er es nicht erfahren. Da neigte sich Landsberg zu ihm, und zischelte: „Dieser, der hier gesucht wird, dieser Hildebold von Schwangau, dein Nebenbuhler, er ist nicht todt, — aber er wird dir nie mehr, weder in der Liebe, noch sonst auf Erden entgegentreten.“

Landsberg schwieg. Hartwichs Blicke lagen noch auf seinen Lippen. „Was muß hier vorgegangen seyn,“ sagte er halbfragend. Landsberg aber legte seine zwey Finger auf den Mund und kein aufklärender Laut kam mehr über seine Lippen. Hartwich aber, der ohne seinen Schwur zu brechen, nicht weiter fragen konnte, suchte sich umsonst das Dunkel von seines Freundes Geheimniß zu lichten; er konnte nicht einmal begreifen, wie dieser zu diesem Geheimniß gekommen, da er sich fast nie von seiner Seite entfernt hatte. Es blieb ihm ein Räthsel, wenn gleich er ihm manche Stunde opferte, es zu lösen.

Der nächste Tag war einer der traurigsten auf Hohenschwangau. Das stille, ernste Zurückkehren Heinrichs mit seinem Freunde sagte, der immer noch voll Hoffnung harrenden Burgfrau nur allzuschnell, was sie erfahren müsse. Bey dem Anblick ihrer blassen Gesichter schauerte ihr zum erstenmale vor der Wahrheit, daß ihr ersehnter Hildebold nie mehr in ihre Arme zurückkehren werde, was sie bisher fast unmöglich gefunden; und als Heinrich auf ihre Frage, ob er keine Kunde von ihm bringe, langsam den Kopf schüttelte, eilte sie lautweinend in die Burgkapelle mit einer Verzweiflung, die dem Allmächtigen seine unergründlichen Thaten als ungerecht vorwirft. Knieend vor dem Altar sprach sie in abgerissenen Sätzen voll tiefen Schmerzes ihr Gefühl aus. Fürchterlich erschüttert von der Trauerbothschaft verwirrten sich ihre

Gedanken, und zum erstenmale vielleicht in ihrem Leben stand sie ungetröstet von dem Altare auf, und verließ die Kirche wieder; ihre sonst ruhig blickenden Augen sanken bald in ausgeweinte Höhlen zurück, und melancholischer Ernst war fortan der Hauptzug in ihrem Gesichte.

Ulrich von Füßen suchte sie allein zu trösten, da Heinrich ihren Anblick vermied, der ihn mit unnennbarem Schmerz erfüllte.

„Edle Dame!“ sprach er sanft zu ihr, „ihr habt Trauriges erfahren; — ein Herz, das keinen Glauben kennt, würde es zermalmen. Die Art, wie ihr dießmal die Kirche verlassen habt, zeigte mir, daß ihr nicht den Trost in ihr gefunden, den sie dem gläubigen Christen spendet.“ Denket an den Spruch: „Große Prüfungen bringen großen Lohn?

Er wollte fortfahren, aber die Dame unterbrach ihn, und dankte ihm für seine Theilnahme mit einem gewissen Stolz. Sie wollte keinen Trost mehr, und mit ihrem Schmerze allein seyn, den Leidenskelch austrinken, der für sie mordendes Gift enthielt, da ihre alten, schwachen Nerven nicht mehr diesem Unfalle gewachsen waren. Sie wollte ihm unterliegen, um — je eher, je lieber — dort den theuren Sohn zu finden, was ihr hier nicht mehr vergönnt zu seyn schien.

Ulrich verließ sie, und sandte den alten Schloßgeistlichen zu ihr, der es dahin brachte, daß sie doch wieder wenigstens mit frommen Gebethen den Tod erwarten wollte, da sie dem Leben seine Hoffnungen, und seine Wünsche — als für immer verloren — zurückgab.

Sie ließ feyerliche Messen und Todtenämter für den Verstorbenen halten, und ihr einziges Gebeth, ihre letzte Hoffnung war, recht bald dem Seligen nachfolgen zu können. Heinrich aber, der es geahnet hatte, wie sehr seine traurige Nachricht die Mutter ergreifen werde,

der noch mit kindlicher Liebe an ihr hing, suchte einsame Plätze, sich seinem Schmerze hinzugeben, oder ihn austoben zu lassen, bis die alles vertilgende Zeit ihn in wehmüthige Erinnerung an den Todten umwandle.

Der alte Eggenstein war indessen, für alles unempfänglich, in einem Gemache des Schlosses eingeschloßen; man erwartete den Arzt Solatari, der eben verreist war, von dem man aber hoffte, daß er ihn bald herstellen, und sein zerrüttetes Denken wieder in Ordnung bringen werde.

Neuntes Kapitel.

Armes Herz! du konntest wähnen!
Ach, dein Glaube war so süß,
Doch umsonst nur ist dein Sehnen
Nach der Liebe Paradies.
Froh schlugst du mit tiefem Beben
Für das heil'ge Wunderland.
Doch vernichtet ward dein Streben, —
Und der schöne Traum entschwand.

Th. Körner.

Im schönen Schloßgarten auf einem Hügel, wo sich tausend und tausend Blüthen in den wärmenden Strahlen der Sonne erschlossen, wo die Bäume weiße Perlen ansetzten, die bald in erquickendem Dufte aufbrachen, der die milde Luft erfüllte, saß die schlanke Gräfin von Tyrol, in ihrer gewöhnlichen reichen Kleidung, in einem vergoldeten Lehnstuhl, wie auf einem Throne. Im bleichen Gesichte, wie immer, eine sanfte Wehmuth, die mehr zu-, als abzunehmen schien. Den Kopf auf die Hand gestützt, sah sie, in Gedanken verloren, in das tiefe Blau des Himmels, gleichsam, als sehne sie sich hinüber in jene Sphären, wo allein der wahre Friede herrscht, wo jeder Schmerz verstummt, und der Geist seinem allmächtigen Schöpfer näher gerückt ist, frei von den hemmenden

Fesseln des irdischen Körpers, wo die Liebe ihr beseligendes Ideal in der Gottheit wiederfindet. Sie schien es zu fühlen, daß auch ihrer Liebe Heimath dort oben sey über dem Azur des Himmels, und in tiefen Gedanken versank sie in süße Träume ruhiger Schwärmerei.

Rosalia und Engelbertha saßen nicht weit von ihr auf dem weichen Boden der blumigen Wiese, und flochten einen Kranz für den kleinen Otto, der mit einer Gerte den Vögeln nachjagte, die gleichsam, ihn neckend, sich immer vor ihm niedersetzten.

Engelbertha war ruhiger geworden; der tobende Schmerz in ihrer Brust hatte sich gelegt; in ihrem schönen wehmüthigen Gesichte lag ein frommer Zug. Die Religion hatte ihr Herz wieder aufgerichtet, aber noch häufig hob sie die blauen Augen gen Himmel mit einem tiefen Seufzer der Trauer. Das Bild des Geliebten, von dem sie auch nicht das geringste erfahren konnte, das noch immer in ihrer Seele lebte, war, troß den Stürmen des Schicksals, in ihr zum geistigen Ideale geworden, mit dem sie sich oft beschäftigte in stillen Träumereien. Rosalie, in der sie eine wahre Freundin gefunden, die jeden peinigenden Gedanken, jeden Schmerz ihr zu verscheuchen suchte, gab sich alle Mühe, mit Erzählungen aller Art, mit Scherzen und heiterer Laune sie zu erheitern, und den Gram um die verlornen Theuren in frommes Ergeben in den göttlichen Willen zu wandeln. „Engelbertha!“ sprach sie auch jetzt, da sie sah, daß diese wieder eine Thräne des Schmerzes zerdrückte, „sey nicht traurig, blicke hinaus auf die im Frühlingsschmucke, prangende Natur, dorthin, wo die Felsenberge das blaue Himmelsgewölbe zu stützen scheinen, wo die silberhelle Quelle schäumend herabstürzt und hinter Blüthenbäumen verschwindet; — wenn wir da sehen, wie Alles umher von der gütigen Hand des Schöpfers

gesegnet ist, können wir dann läugnen, Gott ist ein guter Gott?“ —

„Nein!“ antwortete Engelbertha, „wer wird, wer kann das?“

„Niemand,“ versetzte Rosalie, „aber ist dein Ausspruch nicht ein Gegensatz zu deinem Glauben, wenn du weinst und deine Trauer nicht bezwingen kannst über das, was ein gütiger Gott über dich verhängt hat.“

„Du greifst mir ins Herz, Rosalie! — wenn ich dem verstorbenen Vater eine Thräne weihe, so ist es ja nicht Zweifel an der Güte des Ewigen. Du gehst zu weit, wenn du dieß glaubst, und raubst mir eine süße, wenn gleich wehmüthige Empfindung, aber dennoch danke ich dir für deine Worte, denn ich weiß, daß sie aus einem treuen Herzen kommen, daß sie nur der Wunsch dir eingibt, mich der Freude, mich dem Leben wieder zu geben.“ Sie küßte Rosalie auf die Stirne und fuhr fort: „ich werde deine Sorgfalt für mich nicht vergessen, so lange ich lebe.“ —

Ein Trompetenstoß, vom Schloßthurme herab, unterbrach sie plötzlich; sie blickte um, und wußte nicht, was es bedeute, als sie eine majestätische Gestalt, die Allee herauf, auf den Hügel zuschreiten sah, auf dem die Gräfin saß. Es war eine seltene Erscheinung, — der junge Graf von Tyrol, der einmal wieder kam, seinen Sohn zu sehen. Die Gräfin mit verklärtem Blicke eilte ihm entgegen.

„O, mein Otto!“ rief sie im aufjauchzenden Entzücken, und hing sich an seinen Arm, „endlich sehe ich dich wieder nach langer kummervoller Zeit; ach, du bist mir so fremd geworden, als hättest du mich nie gekannt!“ —

„Mir bist du nicht fremd geworden,“ versetzte er kalt, „denn deine Zärtlichkeit werde ich nie vergessen.“

„Undank der Liebe ist dein bitterer Spott, ach! und ich kann dir doch vergeben, wenn ich dich nur wieder sehe,“ erwiederte sie wehmüthig, und ihr thränennasses

Auge hing dabey an seinen Zügen; er aber beachtete sie nicht, sondern fing den kleinen Otto, der ihm in die Arme lief, auf, und hob ihn empor. „Mein Sohn,“ rief er, ihn mit Vergnügen betrachtend, „du wirst bald stark und groß; in kurzer Zeit will ich dir ein Pferd kaufen, da sollst du mit mir auf die Jagd in die Wälder, wo die Hirsche springen und die Wölfe hausen.“ —

„Ja, o ja! auf die Jagd!“ rief der Kleine, und schlug Händchen zusammen, während seine Mutter unwillig den Kopf schüttelte.

„Was sehe ich?“ sprach der Graf erstaunt, als er Engelbertha erblickte, — brach aber schnell ab, und fragte düster; wer ist dieses Mädchen, Mathilde?

„Es ist die Tochter des unglücklichen Eggenstein, die ich in mein Haus aufnahm, da sie Alles verloren hat durch ein seltenes schweres Geschick.“

„Wirklich die Tochter?“ fragte der Graf abermals, „das habe ich nicht gewußt, daß der Ritter solch eine Tochter hatte, sonst wäre ihm wohl dieses Unglück nicht geschehen, ich hätte sein Eigenthum unter meinen besondern Schutz gestellt.“

„Unter deinen Schutz?“ fragte die Gräfin, „ach, wer weiß, ob dieser befriedigen kann; — ich kenne Jemand, der zunächst unter deinem Schutze steht, und nicht damit zufrieden ist.“

„Höll und Teufel!“ brach der Graf los, „was verlangst du von mir? soll ich meine Kräfte an den Flammen der Liebe wegschmelzen, oder, wie ein liebekranker Jüngling, mit dir die Zeit vertändeln? — das will und kann ich nicht!“ —

„O, daß sich immer ein trennendes Mißverständniß zwischen uns wirft, wenn wir uns nähern,“ rief ängstlich die Gräfin. „Du verstehst meine Worte nicht, — wenn du dich durch sie beleidigt fühlst, so vergieb mir.“

Sie umschlang ihn, Vergebung zu erhalten; er aber drückte sie kalt von sich, empfahl den Mädchen mit strengem Ernste, den Knaben mit Aufmerksamkeit zu pflegen, und eilte dann, nachdem er diesen nochmal an sein Herz gedrückt hatte, wieder fort. Die Gräfin begleitete ihn. Sie wollte ihn nicht erzürnt von sich weggehen lassen, und hoffte, den stolzen Mann, der das weibliche Geschlecht verachtete, mit der ganzen Kraft einnehmender Liebe wieder in ihre Fesseln zu schlagen. Doch mißlang dieser, wie mancher frühere, Versuch, und weinend, mit tiefbetrübtem Herzen, blieb sie in ihren Zimmern, die heftige Gemüthsbewegung vor den Mädchen nicht zu zeigen, die gewöhnlich bis Abend im Garten blieben.

Rosalia und Engelbertha hatten sich indessen wieder auf den Rasen niedergesetzt. „Die gute Gräfin," sagte Rosalie, „verschwendet ihre innige Liebe an diesen stolzen Mann, wie die Blume ihren Duft an den Felsen, sie ist zu weichmüthig für ihn, der die Perle nicht zu schätzen weiß, die er an ihr hat, nicht die großmüthige Seele, die der edelsten Thaten fähig ist, die an mir selbst so Großes gethan hat, das ich dankbar nie vergessen werde, so lange ich lebe, wofür ich ihr dienstpflichtig bin, so lang ein Athem meine Brust bewegt."

„Rosalie!" versetzte Engelbertha, „erzähle mir doch einmal davon, du hast dich schon so oft bemüht, mich mit Erzählungen zu erheitern, aber das, was ich am liebsten hören möchte, dein Schicksal, das dich sonderbar hieher führte, das sagtest du mir noch nicht; meine Neugier hast du aufgeregt; ich bitte dich daher, verschweige es mir nicht länger, damit ich die theure Herrin wieder höher schätzen lerne in der Erkenntniß ihrer hohen Seele."

„Nun denn," sagte die Freundin, „ich will deinem Wunsche Folge leisten, — was thäte ich nicht dir zu lieb, und meiner Herrin zur Ehre. Zwischen mir und

dir soll fortan kein Geheimniß mehr walten, selbst da nicht, wo es die Bescheidenheit verlangt; darum höre" und, während sie den Knaben mit Blumen beschäftigte, begann sie:

„Es war an einem Frühlingstage vor zwey Jahren — ich weiß es noch wie heute — als ich zum erstenmale bemerkte, daß mein Vater, der mich immer mit ausgezeichneter Liebe behandelte, der alles that, was er nur zu meinem Vergnügen thun konnte, mir weit düsterer vorkam, als gewöhnlich; er übersah mich fast ganz, in Nachdenken versunken. Ich, die sonst alles wußte, was er that, was er dachte, konnte ihn dießmal nicht ergründen. Mit Unwillen wies er meine Bitten um Aufklärung zurück, indem er mit Strenge mich zur Ruhe verwies."

Die folgenden Tage fielen mir mehrere Geistliche auf, die Unterredungen in Geheim mit ihm hielten, und unser Schloß Aldberg, südlich von Meran, von allen Seiten besichtigten. Alles Mangelhafte daran wurde ausgebessert, die Gräben, die fast ausgetrocknet waren, auf's neue mit Wasser gefüllt, Waffen in Menge in unser Schloß gebracht; lauter Handlungen, die ich, mitten im Frieden, nicht begreifen konnte. Bald sah ich auch, daß mein Vater sehr viele Knechte einstellte, die fleißig in den Waffen geübt, und, meistens von Geistlichen, zu Muth und Tapferkeit angespornt wurden. Mir fing an, zu grauen, da alles dieses unmöglich auf etwas Gutes zielen konnte, und ich drang heftiger in meinen Vater, mir zu sagen, was da vorgehe; aber, je mehr ich in ihn drang, desto verschwiegener war er, bis ich zufällig entdeckte, daß eine Verschwörung gegen unsern edlen Grafen von Tyrol im Werke sey, zu Gunsten Egnos, Bischofs von Trient, und eine Stunde weit von unserm Schloße sey noch eine größere Anzahl Bewaffneter, die mit uns das verbrecherische Werk ausführen sollten.

Als ich mich völlig von der Wahrheit dieses Vorhabens überzeugt hatte, bath ich meinen Vater inständig, das zu gewagte Vorhaben aufzugeben. Ich stellte ihm vor, welche fürchterliche Folgen des Mißlingen eines solchen Unternehmens gegen den gerechten Oberherrn haben könnte; aber umsonst. In der Ueberzeugung, in der ihn ein Geistlicher bestärkt hatte, daß er nur den Willen Gottes ausführe, wieß er mich strenge zurück mit dem Geboth, daß ich mich nicht unterstehen sollte, etwas von dem Vorhaben Jemand zu verrathen. So mußte ich im Stillen alles um mich geschehen lassen, und bethete im geheimen um ein gutes Ende des schlimmen Beginnens, denn eine außerordentliche Furcht vor Verrätherei bey dem Mitwissen so vieler Menschen befiel mich, und die Zukunft bewieß, daß ich nicht Unrecht hatte. Der Einsiedler Stephanus, der auch in die Verschwörung verflochten war, in die er sich mehr eingeschlichen, als man ihn dazu berufen, war der Verräther. Seit jener Zeit ist er in meiner Achtung sehr gesunken, obgleich er nur seine Pflicht that.

„In einer stürmischen Nacht, in der ich noch einmal meinen Vater mit Bitten angegangen hatte, das verbrecherische Vorhaben aufzugeben, gab es heftigen Lärm vor unserm Schlosse; ich glaubte anfangs, es sey ferner Donner und Heulen des Sturmes, als plötzlich einer unserer Diener todtenbleich in das Zimmer stürzte, rufend: „Alles ist verrathen, rette sich wer kann!“ dieser Ruf drang wie ein Dolchstoß in mein Herz; ich vermochte nichts zu sprechen, sondern sank kraftlos in einen Sessel. Mein Vater zog das Schwert, und wollte sich Bahn machen, aber umsonst; denn kaum, daß er aus dem Zimmer stürzen wollte, trat der junge Ritter von

Trostberg herein, und nahm ihn gefangen, im Namen des Grafen von Tyrol. Ich bath, ich flehte, ihn frey zu lassen, oder ihn wenigstens schonend zu behandeln, aber vergebens, sie schleppten ihn gebunden fort, mich aber ließen sie zurück. Ich sollte die einzige seyn mit meiner Bedienung, die bis auf weitere Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung im Besitze unsers Eigenthums bleiben sollte.

In welcher peinlichen Lage ich mich befand, als ich, mir selbst überlassen, über meinen Vater nachdachte, kann ich nicht beschreiben; das einzige, was ihn noch retten konnte, war, daß man die Freunde, eine Stunde weit von uns, von dem Vorfalle benachrichtigt, und daß sie noch zeitig zu seiner Rettung herbeykämen; aber wie jenen ein Zeichen geben? Ich konnte nicht fort; ich war in meinem Zimmer eingeschlossen und bewacht, und nicht im Stande, hinaus zu kommen; da gab mir Verzweiflung Muth. An zusammengebundenen Linnen ließ ich mich zum Fenster hinab, und kam glücklich in den Hof und von da in den Garten; aber jetzt war es eine schwere Aufgabe, über den mit Wasser gefüllten Graben zu kommen.

In Herzen jammernd, ging ich daran auf und ab. Glücklicher Weise erinnerte ich mich einer Stelle, wo das Wasser ziemlich niedrig war. Nichts achtend, nichts scheuend, wadete ich hinein, kam glücklich hinüber und noch über eine Mauer. Jetzt war ich frey. Mit geflügelten Schritten der Angst kam ich bald zu den Freunden des Vaters, die in einem Kloster verborgen lagen. Sie staunten, als sie den Vorfall vernahmen; dann nahm ich selbst Schild und Schwert, und eilte, von einer muthigen Schaar begleitet zurück, während die übrigen ihr Leben und ihre Freyheit in Sicherheit zu bringen suchten. Unterwegs begegnete uns ein Fähnlein Knechte, die das Kloster ebenfalls überfallen und besetzen

sollten. Meine muthigen Helfer wollten diese angreifen, ich hielt sie aber ab, denn mir galt es nur, den Vater zu befreien, welches sonst hätte mißlingen können. Wir verbargen uns daher, bis jene, nichts bemerkend, an uns vorüber gezogen waren.

An unserm Schloße angekommen, sah ich, wie man meinen Vater eben unter starker Bedeckung über die Zugbrücke brachte, um ihn nach Tyrol zu schleppen. Jetzt galt es; — Ich voran stürzten wir über sie her, glücklich befreite ich meinen Vater, der im Dunkel der Nacht entkam. Die Feinde, die im ersten Anfall gewichen waren, sammelten sich wieder und verfolgten uns. Meine Freunde wichen fechtend zurück. Ich aber, ungeübt und schon ermüdet konnte den auf mich Eindringenden nicht widerstehen und so ward ich unglücklicher Weise gefangen, doch mit dem frohen Bewußtseyn, den theuren Vater ihren Händen entrissen zu haben. Ich ward nun, statt seiner, fortgeschleppt, und in einem finstern, feuchten Kerker geworfen, in dem ich, von der Anstrengung dieser schrecklichen Nacht ermattet, das Bewußtseyn verlor. Als ich wieder zu mir kam, wurde ich vor Gericht gebracht und wie ich es erwarten konnte, als Mitschudige an Landesverrätherei zum Tode verurtheilt. Wieder in meinen Kerker zurückgebracht erwartete ich meinen Tod in christlicher Geduld.

Am dritten Tage, an dem ich den Tod durch Henkershand erleiden sollte, ward ich aber nicht von rohen Knechten abgeholt, sondern die junge Gräfin von Tyrol trat wie ein rettender Engel zu mir in den Kerker. Gerührt von der Kindesliebe, die für den Vater alles wagte, hatte sie für mich gebethen bey ihrem Schwiegervater, da sie mich zu sich nehmen wolle. Er hatte ihr die Bitte nicht verweigert, und so wurde ich durch ihr edles Herz gerettet von dem schmachvollen Tod auf

Blutgerüst. Beglückt durch ihre Güte und das Bewußtseyn, meinen Vater gerettet zu haben, und sicher zu wissen, wenn gleich in fernem Lande, lebe ich froh und heiter, gehorsam für immer meiner edlen Gebietherin, der hochherzigen Gräfin von Tyrol."

„Welch eine gute Seele! die Gräfin!" rief Engelbertha, als Rosalie geendet hatte, und eine Thräne tiefer Empfindung rollte über ihre sanftgerötheten Wangen. Auch an mir hat sie groß und edel gehandelt, und ich will dankbar ihr meine Kräfte widmen zur Vergeltung. Ach! es ist zu bedauern, daß ihre treue Liebe, die ihre höchste Seligkeit wäre, keine Gegenliebe findet bey ihrem kaltem Gatten.

„Du hast recht," versetzte Rosalie, „sie hat es nicht verdient, daß er ihre Liebe verschmäht, aber eben darum, weil sie nicht glücklich ist, wollen wir desto mehr uns bestreben, ihr Freude zu machen. Wir wollen uns vereinen, Blumen auf ihren Lebenspfad zu streuen; unsere Freundschaft sey darauf begründet, gleich bemüht zu seyn, ihr das Leben zu versüßen, da sie für uns so viel gethan." — Die Mädchen besiegelten das Einverständniß ihrer Seelen durch einen Kuß, dann verließen sie den Garten, denn es war unterdeß Abend geworden, und der kleine Otto in Rosaliens Armen eingeschlafen

Zur Gräfin durften sie nicht mehr kommen, denn diese hatte sich voll melancholischer Trauer in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Zum erstenmale seit langer Zeit verlangte sie nicht mehr, ein Lied aus Rosaliens Mund zu hören, und blieb allein mit dem Schmerz verlorner Liebe. Die Mädchen ahneten es, und fühlten ihr Leiden mit, durften aber nicht wagen, wenn gleich aus treuer Ergebenheit, mit Worten lindernden Trostes ihr zu nahen.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 15tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;

von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Erleichtert ist die kranke Seele,
Von ihrem tiefen Gram geheilt,
Wenn ihn die Freundin in Ergebung
Mit aufrichtigem Herzen theilt,
Und heiter scheint der Zukunft Himmel,
Der Nebel sinkt, die Sonne lacht; —
Doch ach! — nicht ahnt die treue Seele,
Daß noch das falsche Schicksal wacht.

M. Ch. . . s.

Mit dem Ausrufe froher Ueberraschung trat eines Tages Engelbertha mit Rosalie auf die Gallerie eines hohen Thurmes am linken Flügel des Schloßes. Welch

15

herrliches Panorama, welch reizendes Paradies breitete sich vor ihren Augen aus. Der Schnee der Gebirge warf einen blendenden Glanz herab, und ein sanfter, blauer Duft schwebte über die tiefern Felsen, wo einsame Tannen aus den Spalten emporstiegen. Quellen stürzten, wie lange Silberstreifen, von den Höhen herab, und schlängelten sich, als klare Bäche, durch blühende Gründe, grüne Wälder und kleine Oerter, abwechselnd im romantischen Chaos. Der Himmel war rein und tief blau, und nur wenige kleine Wolken schwebten im Glanz der Sonne, gleich glänzenden Engeln, mit ausgebreiteten Armen, immer mehr in den freundlichen Strahlen verschwindend. Die Luft wehte äußerst angenehm, aber doch so stark, daß Engelbertha's Locken beständig darin flatterten. Sie athmete leichter, als je, die Brust voll dankbarer Gefühle zu Gott, dem Schöpfer der schönen Natur, und zum erstenmal, seit dem Tode ihres unglücklichen Bruders, hatten ihre zarten Wangen einen Anflug von Röthe; die Lippen hatten die matte Farbe verloren, sie glühten in sanftem Purpur, wie frische Corallen; das Oval ihres Gesichtes füllte sich wieder in seiner reinen Form, und die blauen Augen hatten wieder ihren vorigen lebhaften Glanz, wenn gleich schwache Ringe um sie noch an den Kummer ihrer Seele erinnerten. Ein schwarzes Kleid mit blauer Einfassung umschloß die schöne Form ihres Körpers, und verlieh ihr einen eigenthümlichen Reiz.

Mit Staunen blickte sie jetzt herab von der Gallerie auf das Schloß, das sich unter ihren Füßen ausdehnte, und zwar in einer Größe, wie sie es nicht vermuthet hatte. Bisher zu sehr eingenommen von ihrem Schmerze, über den ungeheuren Verlust, den sie erlitten, hatte sie sich nicht darum bekümmert; jetzt zeigte es ihr ein Zufall, oder vielmehr Rosalie, daß sie nur den kleinern

Theil davon kenne, und zwar den linken Flügel mit den Gemächern der Gräfin. Der rechte Flügel war größer als dieser, an den sich der große Schloßgarten anschloß, und war meist leer und unbewohnt, da der Graf selten einen Gebrauch davon machte. Vor dem Schloße bildete ein ziemlicher Bach eine natürliche Schutzwehr, und floß dann am äußersten Ende des rechten Flügels in einen Teich, der mitten in einem Wäldchen lag, das ein jäh-aufsteigendes Ufer bedeckte. Mitten in dem Teiche stand ein grauer, viereckiger Thurm, der mit kahlen Wänden aus dem stillen Wasser hervorragte; nur wenige Oeffnungen waren daran sichtbar. Eine schmale Brücke führte aus dem Schloße zu ihm hinüber; sie war mit einem Dache gedeckt, das auf hölzernen Säulen ruhte; am Ende der Brücke war ein großes Eisengitter, das, beständig geschlossen, jedermann wehrte, dem Thurme zu nahen; damit aber auch Niemand sich dem Teiche nähern könne, zog, fünfzig Schritte vom Ufer, eine hohe Mauer einen großen Kreis um denselben, und nur eine einzige Thüre führte aus dem Schloßgarten hinein.

„Siehst du, Engelbertha!“ sagte Rosalie, als sie eine zeitlang die herrliche Umsicht genossen, indem sie auf den Thurm im Teiche zeigte, „siehst du, das ist der Thurm, von dem ich dir sagte. —

„Mir sagtest?“ fragte Engelbertha, „Rosalia! vergieb meinem schwachen Gedächtnisse, ich weiß es nicht mehr.“

„In die Nähe jenes Thurmes,“ fuhr Rosalie fort, „soll und darf Niemand kommen; es ist verbothen, welches Geboth jedoch jedermann gerne hält; — natürlich! wer wird an dem alten Gemäuer etwas Anziehendes finden? aber eben darum begreife ich nicht, warum die Gräfin seit einiger Zeit in seine Nähe geht, und die einzige verschlossene Thüre öffnet, die zu jenem Teiche führt.“

„Schwärmerei sucht die Einsamkeit," antwortete Engelbertha. —

„Ach nein, warum sollte sie jetzt erst diese Einsamkeit suchen, warum sollte sie jetzt erst dieser stille Wald anziehen? mir ist es ein Räthsel, wie noch Manches, was ich jetzt erst an ihr bemerke. Vor einigen Tagen hörte ich sie Melodien singen, die ich in meinem Leben nicht gehört habe. Meine Lieder gefallen ihr nicht mehr, deßhalb darf ich nicht vor ihr singen, überhaupt scheint mir eine Veränderung in ihrem ganzen Wesen vorgegangen zu seyn. An die Stelle ihrer frühern leidenschaftlichen Aeußerungen ist stilles Nachdenken getreten, in dem sie sich manchmal mit sanften Tönen räthselhafter Melodien unterbricht."

„Sonderbar!" versetzte Engelbertha, und schüttelte den Kopf. Sind vielleicht Gefangene in jenem Thurme? —

„So viel ich weiß, sind früher einmal welche darin gewesen, die ich heute noch bedaure; denn grenzenlos unglücklich muß Der seyn, der dort zwischen den feuchten Wänden schmachten muß. Jetzt sind wohl keine mehr darin, denn sonst würde gewiß unsere gnädige Gräfin alles thun, sie zu befreyen, um ihrem Leiden ein Ende zu machen."

„Sieh doch!" rief plötzlich Engelbertha, und zeigte auf die Brücke an dem Thurme, — diese Erscheinung steht mit deiner Aussage im Widerspruch.

Rosalie blickte hin, und sah mit Verwunderung einen alten Mann, der, gebückten Ganges, über die Brücke schritt, — in der einen Hand einen Krug, in der andern einen Korb; an der Thüre des Thurmes blieb er eine zeitlang stehen, und schaute sich aufmerksam um, dann schloß er die Thurmthüre auf, und ging hinein, hinter sich die Thüre wieder schließend. — „Darüber kann ich dir keine Aufklärung geben," sprach Rosalie, „obgleich ich es

gerne thäte. Ich glaube doch nicht, daß jetzt Gefangene darin sind, vielleicht, daß der Schloßvogt auf jenen Thurm steigt, um die Gegend zu übersehen; aber lassen wir das, erschöpfen wir uns nicht mit unsichern Muthmassungen; sage mir vielmehr, was dir gestern der alte Stephanus gebracht hat; er hatte sehr Wichtiges, Geheimnißvolles mit dir zu reden."

„O, frage mich das nicht," versetzte Engelbertha, „ich erröthe, wenn ich daran denke."

„Um es der Freundin nicht zu gestehen und mitzutheilen, willst du mit schamhafter Entschuldigung schweigen! o nein, ich bitte dich, verhehle deiner Freundin nichts."

„Wohl! ich weiß, daß du keinen Mißbrauch davon machst, darum höre: Ich hoffte, von dem Einsiedler eine Kunde von meinem Vater zu erhalten, statt dessen aber eröffnete er mir, daß der Graf von Tyrol, seit er mich zum erstenmale hier gesehen, von meinem Unglücke mit Mitleid, von meinem Anblick mit Hochachtung für mich erfüllt worden sey, und er mir sein Schlößchen Waldhaus anbiethe zu einigem Ersatz für das verlorne Eggenstein. Ich soll daher die Gräfin verlassen, bey der er mich ungern sehe, und Besitz nehmen von dem einfachen Schlößchen, das aber dabey häufig noch auch sein Aufenthalt seyn werde, da er gern in meiner Nähe weile, die er aber jetzt leider entbehren müsse, weil ich mich noch bey seiner ungeliebten Gattin befände." —

„Welche Antwort gabst du nun auf diese Nachricht?" fragte Rosalie, als Engelbertha eine Pause machte.

„Ich dankte ihm für dieß Anerbiethen, indem ich sagte, daß ich der Gräfin für ihre große Güte, mit der sie mich behandelt, Dank und Gehorsam schuldig sey; daß ich mit reiner Gesinnung sie nicht verlassen könne, und mich nicht undankbar von ihr trennen werde."

„Er liebt dich also," rief Rosalie scherzend, „er liebt dich, und was der Gräfin mit all' ihrer Zärtlichkeit nicht gelang, das erreichtest du willenlos. Engelbertha! und das freut dich nicht?" — „Spare deinen Spott," versetzte die Freundin erröthend, „mein Herz kennt nur Eine Liebe, und verlangt keine andere; wenn ich von ihm nichts mehr höre, wenn auch Er für mich verloren, dem ganz mein Herz gehörte von dem Zeitpunkte an, als es Liebe empfinden lernte, — dann lebe und empfinde ich für keinen Mann mehr auf der Welt." —

Ich achte diese Liebe, und ehre dich um so mehr, als ich deine reine Denkungsart kennen lerne, aber vergieb mir, wenn ich meine Verwunderung nicht unterdrücken kann, daß du so schnell, und ohne, daß du es wolltest, dem felsenherzigen Grafen ein milderes Gefühl einzuflößen im Stande warst, als das sonst seine Brust bewegt.

„Es ist vergeben, ehe du es verlangtest," antwortete Engelbertha, um jedoch das Gespräch abzubrechen, das sie verlegen machte, erinnerte sie, daß es Zeit sey, den Thurm zu verlassen.

Sie stiegen hinab und begaben sich in ihr Zimmer, wo sie den kleinen Otto eben erwacht fanden, dessen Schlafstunde sie benützt hatten, den Thurm zu besteigen. Die Gräfin war schon in den Garten gegangen, und die Mädchen beeilten sich, ihr nachzukommen.

Sie fanden sie nicht, und vermutheten, daß sie wieder in die Einsamkeit des Waldes jenseits der Mauer gegangen sey, um ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können, als sie plötzlich auf sie zukam mit eiligen Schritten, und Rosalien befahl, den Schloßvogt zu ihr zu rufen. Dem etwas neugierigen Mädchen war dieß ein willkommener Auftrag. Hastig eilte sie nach dem rechten Flügel des Schlosses in das Zimmer des alten Schloßvogts; er war, wie sie vermuthet hatte, nicht da.

Ein alter Diener, der beschäftigt war, Eisenzeug zu putzen, sagte ihr aber, daß er sogleich kommen müßte. Rosalie, mit der Antwort, sie wisse ihn schon zu finden, eilte (obgleich ihr dieser nachrief, zurückzubleiben) fort, durch einige lange Gänge, auf die Brücke. Am Thurme blieb sie stehen, lehnte sich an eine der hölzernen Säulen, und erwartete den Schloßvogt, den sie darin wußte.

Ein sonderbares Gefühl durchbebte sie hier, als sie den Thurm betrachtete, der in grauer gespenstiger Farbe in grauer Linie emporstrebte, als sie dann auf den stillen Teich sah, aus dem hohes Schilf stellenweise emporwuchs, das hohe Bäume überschatteten, die, wenn gleich in jugendlicher Frühlingspracht, umheimlich flüsterten. Plötzlich drangen weiche, wehmuthsvolle Laute in ihr Ohr, die aus dem stillstehenden Wasser zu kommen schienen. Sie neigte sich lauschend über die Brücke, um die Töne besser unterscheiden zu können, — da rasselten Schlüssel und Riegel, die eiserne Pforte des Thurmes drehte sich ächzend in ihren rostigen Angeln, und der alte Schloßvogt trat heraus mit einem leeren Korbe in der Hand.

Sein ohnehin unfreundliches Gesicht verfinsterte sich noch mehr, als er Rosalie im Schatten des Brückendaches stehen sah. Mit gefurchter Stirne und funkelnden Augen fragte er sie, was sie hieher führe. — Weiberneugier, und nichts Anderes — murrte er, aber hier (er wieß auf das eiserne Gitter vor der Brücke) sey ihre Gränze; weiter sollte sie sich nicht mehr wagen, oder sie werde die Eingebungen ihres Vorwitzes büßen müssen.

„Ich folge nur dem Befehle meiner gnädigen Herrin,“ sagte Rosalie. — So, unterbrach sie der Alte giftig; — „sollt ihr euch wohl hier ergötzen, und frische Luft schöpfen an diesem halbfaulen Wasser?“ —

„O nein,“ versetzte sie unwillig; „ich soll euch suchen, und zur Gräfin bescheiden in den Garten.“

„H'm, brummte er, das ist das erstemal seit langer Zeit. — Ich werde kommen. — Geht einstweilen!“ Rosalie ging, obgleich ungern, denn einige Fragen schwebten ihr auf der Zunge, die sie gern von dem Alten beantwortet gehabt hätte, aber sein mürrisches Gesicht hatte sie schüchtern gemacht, und unbefriedigt kehrte sie zur Gräfin zurück, die sich indeß auf ihrem Lieblingsplatze, dem blumigen Hügel, auf ihrem goldverzierten Sessel niedergelassen hatte. Der Schloßvogt kam bald darauf, und Engelbertha und Rosalie mußten sich auf einen Wink der Gräfin aus ihrer Nähe entfernen. Jenen aber hieß sie näher treten, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte.

„Ihr, mein alter treuer Diener!“ begann sie mit schmeichelnder Stimme, „habt mich schon oft mit freudiger Dienstfertigkeit überrascht, und dafür Beweise meines Wohlwollens erhalten, — auch heute wieder hege ich einen Wunsch, dessen Erfüllung ich von eurer gewohnten Ergebenheit erwarte. — Da mein theurer Gemahl nicht zugegen ist, der mir gewiß auf meine Frage schnell Antwort geben würde, und ich mich nicht gedulden will, bis er vielleicht wieder einmal kommt, so wende ich mich an euch, daß ihr mir sagt, wer in jenem Thurme am Teiche gefangen gehalten wird?“

Niemand, gnädige Frau! antwortete der Schloßvogt kurz.

„Niemand? Weß ist denn die Stimme, die oft so wehmüthig klagende Töne über jenes todtenstille Wasser verbreitet? —

„„Töne? gnädige Frau! — unmöglich! achtet besser darauf; ihr werdet euch überzeugen, daß sie nicht aus jenem Thurme kommen.““

„Gut denn,“ versetzte die Gräfin aufstehend, „gebt mir die Schlüssel, — ich will mich selbst von der Wahrheit eurer Aussage überzeugen, und wehe euch! wenn ihr euch einer Lüge schuldig gemacht habt.“

„Gnädige Frau!“ erwiederte der Vogt mit beleidigtem Ehrgeize, „die Schlüssel sind ein Heiligthum für mich, das ich nicht aus den Händen lassen kann und darf. Mein edler Herr — Gottes Segen begleite ihn auf allen seinen Wegen! — hat sie mir anvertraut mit dem strengsten Befehle, Niemand in jenen Thurm einzulassen.“

Die Gräfin unterdrückte ihren Unwillen über des Mannes Aeußerung, und fuhr gelassen fort: „Was mein Gemahl weiß, darf auch ich wissen; — darum brechet euern allzu eigensinnigen Gehorsam! ich verspreche euch, welch' Geheimniß auch euch immer den Mund verschließt, es nicht weiter kommen soll, als zu mir; ich verspreche euch, es so fest in meiner Brust bewahren zu wollen, als hätte ich es nie erfahren; — — brecht daher dieses unziemliche Schweigen vor mir! mit goldenem Schlüssel will ich euch den Mund öffnen, — und — seyd überzeugt, das, was ich von euch erfahre, nicht die geringsten Folgen haben wird, die ihr scheuen dürftet; — reicher Lohn wird euch dafür zu Theil.“

„Gut denn! gnädige Gräfin!“ erwiederte hierauf der Schloßvogt, indem er sich den Bart strich, „wenn ich euern Worten glauben darf.“ —

„Mit ganzer Seele,“ unterbrach sie ihn.

„Dann will ich bekennen, was ich weiß.“

Die Gräfin neigte sich zu ihm, und er begann. „Ja, es sitzt Jemand gefangen in jenem Thurme schon seit einiger Zeit, aber wer es ist, das weiß ich selbst nicht. Es ist ein schöner, junger Mann, stolz und verschlossen

gegen mich. — Er verlangt blos, vor gerechte Richter gestellt zu werden, er sey ganz unschuldig, und habe diese elende Gefangenschaft nicht verdient. — Da ich nun weiß, daß alle Gefangene und strafbare Menschen, wenn sie oft für die größten Verbrechen büßen, sich doch für höchst unschuldig ausgeben, so schenke ich ihm kein Zutrauen; er muß im Gegentheil ein großer Bösewicht seyn, da ihn der Graf in das abscheulichste Gefängniß werfen ließ, und mir auftrug, ihm auf keine Weise irgend eine Erleichterung seiner harten Lage zu gewähren. Sonderbar genug ist es aber, daß er in seinem schrecklichen Gefängnisse manchmal zierliche Lieder singt mit einer Seelenruhe, die keinem Bösewicht eigen seyn kann. — Dieses, gnädige Gräfin! ist nun Alles, was ich von ihm sagen kann; mehr kann mir keine Folter erpressen, als was meine Ergebenheit gesteht.

„Wofür ihr meinen Dank sollt klingend kennen lernen, guter Diener! sprach die Gräfin, „aber hört: durch eure Mittheilung habt ihr noch einen Wunsch in mir aufgeregt, den ihr mir auch noch erfüllen müßt. — Gönnt dem Unglücklichen einmal, eine kurze Zeit, in frischer Luft zu weilen, der er gewiß schon lange entbehrt hat; führt ihn heraus aus seinem dumpfen Kerker, daß er mit süßerer Stimme das helle freundliche Tageslicht begrüße, daß er heraustrete aus der feuchten Tiefe, wo Molche und Gewürme hausen, an die stärkende Luft, wo der Nachtigall schmelzende Töne herrlich zu den weichen Klängen seines Gesanges harmoniren müssen.

„Edle Frau!“ versetzte der Schloßvogt, „so gerne ich euch zu Diensten bin, so verbiethet mir doch meine Aengstlichkeit in der Erfüllung meiner Pflichten, die Wagniß, dem Gefangenen die Pforte zu erschliessen.“

„Wagt es immerhin! — nur ein einzigesmal! — ich stehe für die Folgen.“ — Führt ihn auf die Brücke,

wo ihm keine Flucht möglich ist, und stellt an deren Ausgang rüstige Männer. — Ich muß es gestehen, mein ganzes Mitleid nimmt der Unglückliche in Anspruch, verschaffen möchte ich ihm diese schwache Erhohlung, sehen möchte ich den unglücklichen Mann, der so schwer büßt, und leidet! — Ich werde gegenüber, im Grün des Waldes verborgen seyn, und euch zusehen, wie ihr meinen Wunsch erfüllt — in der nächsten Stunde.“ —

Kopfschüttelnd wollte der Vogt etwas sagen, — die Gräfin aber winkte ihm, zu schweigen, indem sie fortfuhr: „Eure Besorgnisse werde ich zu heben wissen mit reichem Lohne, und ewiger Verschwiegenheit. — Keine Seele soll erfahren, was ich von euch erlangt habe und was euch mein Wohlwollen, nach Erfüllung meines Wunsches, in reichem Maße errang. — Nun geht! — in einer Stunde erfüllt ihr, wie ich es nicht anders erwarte, meinen Wunsch.“ —

Der Schloßvogt ging, und kratzte sich hinter den Ohren; seine Pflicht kämpfte mit dem Wunsche der Gräfin. Doch als er deren Versprechungen erwog, siegte der Eigennutz über die Pflicht, und er entschloß sich, ihren Wunsch zu verwirklichen. — Diese aber, ungeduldig, mit bewegter Brust, konnte kaum die Zeit erwarten, in der sie den Gefangenen sehen sollte, und ehe eine halbe Stunde verflossen, war sie schon aus dem Garten durch die Thüre in der Mauer, die sie allein öffnen konnte, wieder in das Dunkel des Waldes am Teiche verschwunden.

Eilftes Kapitel.

Den Blick ich wende nach dem Friedens-
land,
Wo mich, — gerettet aus empörter Welle,
Und in der Ruhe Hafen eingeschifft, —
Kein Blick des Hohn's, kein Blick voll
Thränen, trifft! — —
Gewährt mir eines Klosters stille Zelle!
Fr. Kind.

Es war noch nicht Abend desselben Tages, aber schon streckten sich die Schatten der Berge immer weiter über die Gegend; schon begannen Nachtigallen aus den Büschen in langgehaltenen Tönen ihr Abendlied zu singen und die ganze heitere Natur auf einen schönen Abend sich zu freuen; da hing Engelbertha an Rosaliens Hals, und weinte laut, von tiefem Schmerz ergriffen, denn, — kaum, daß die Wunde, welche ihr das unerbittliche Schicksal geschlagen, zu heilen anfing, — kaum, daß ihr Herz wieder erstarkte aus einem schweren Leiden, — riß ein ungeahntes Ereigniß die kaum vernarbte Wunde wieder auf, und warf sie in eine Lage, in der sie sich nicht zu rathen wußte.

„Engelbertha, erkläre dich! — rede, was ist dir begegnet, schließ auf dein Herz der Freundin!“ bath Rosalie, die nicht wußte, was geschehen war, „Theilnahme lindert den Schmerz, und vielleicht vermag ich ihn ganz zu heben.“

„Verkannt, und aufs neue verstoßen!“ schluchzte Engelbertha; „Unschuldig, — durch einen Zufall, den ein falsches Geschick herbeyführte, in ein falsches Licht gestellt, — bin ich unglücklicher, als jemals. — Ich weiß nicht, wohin; habe keine Seele mehr, an die ich mich vertrauensvoll wenden kann, kein treues Herz, als das, was ich verlassen soll. — Die Gräfin will mich nicht mehr bey sich sehen.“ —

„Unmöglich!" rief Rosalie erschrocken, — „sage, was die Gräfin zu diesem Ausspruch bewogen haben mag, — ich begreife nicht." —

„Der Knabe warf Ball mit mir," erzählte nun Engelbertha, „auf einmal flog dieser den Hügel hinab an die Thüre jener hohen Mauer, die den Wald von diesem Garten trennt. Ich laufe ihm nach, und als ich ihn aufheben wollte, öffnet die Gräfin die Thüre, und trat mir entgegen mit finsterm Gesichte. Unwillkürlich fiel mein Blick durch einige Bäume auf die Brücke, die zu jenem Thurme im Teiche führte. Ich sah nichts, als den Schloßvogt, der einen Mann in den Thurm führte, und ahnete nicht, daß die Gräfin dieß mir zum Verbrechen anrechnen werde. Sie aber schlug die Thüre zu, und glaubte, ich habe sie belauscht, eine sträfliche Neugier habe mich verleitet, ihr Thun zu beobachten; ach! Gott weiß es, sie täuschte sich. — Streng und ernst sprach sie, daß sie mich verachte, und ich nicht mehr bey ihr bleiben könne. — Ich habe sie noch nie so heftig gesehen."

„Tröste dich, liebe Freundin!" bat Rosalie sanft, — „wenn sonst keine Gründe da sind, dich zu verstoßen, als dieser einzige, so weiß ich gewiß, sie nimmt ihr Wort zurück auf meine Bitte." —

„Ja doch, andere Gründe! ich gestehe es, aber ich frage dich, ob es ein Fehler, ein Verbrechen ist, daß ich Hildebold von Schwangau, den mir unvergeßlichen Mann, in dem Gefangenen zu erkennen glaubte, — daß ich, unbewußt meiner selbst, vorwärts stürzte, um mich zu überzeugen, ob er es wirklich sey? — Die Gräfin riß mich zurück, und ich, wie augenblicklich gefesselt, stand besinnungslos vor ihr. Mein Bewußtseyn kehrte erst allmählig wieder zurück. Ich verstummte über ihre Vorwürfe,

und hörte ihre verbannenden Aussprüche mit steigender Angst. — O! wenn nur ein gütiges Geschick mich klar überzeugte, ob Er es wirklich ist, der hier unschuldig leidet, denn er ist keines Verbrechens fähig. Befreyen müßte ich ihn, und wenn die ganze Hölle mit Riesenkraft gegen mich aufstände, und seine Erlösung meinen Tod bedingte. Pflicht und Gehorsam kenne ich dann nicht mehr, sondern nur die Liebe, die mich auffordert, seinen Kerker zu sprengen, in den ihn nur niederträchtige Verläumdung gebracht haben kann.“

Rosalie hörte mit Staunen die Ausbrüche wieder aufflammender Liebe, und besänftigte die Freundin mit Mühe. Sie stellte ihr vor, daß sie behutsam handeln müsse, und erst an das Nothwendigere denken sollte, ehe sie, von rascher Leidenschaft getrieben, alles verderbe.

„Ich will für dich sprechen,“ sagte sie sanft; „die Gräfin ist leicht zu besänftigen; — gewiß! du bleibst wieder bey uns. Kommt dann Zeit, kommt Rath. Besonnene Handlungen wirken mehr Gutes, als ungestümme Leidenschaft.“ Engelbertha hörte die Stimme ruhiger Vernunft, und bekämpfte den Sturm, der in ihrem Innern tobte, ergab sich in den Willen der Freundin, aber mit ungeheurem Schmerz erfüllte sie die Demüthigung, sich bittend wieder an die stolze Gräfin zu wenden.

Rosalia sprach für sie; mit ängstlich beklommenem Herzen trat Engelbertha wieder vor die Gräfin, als diese sie zu sich rief, und ihr Verzeihung verkündete, aber mit der Bedingung, daß sie es nie wieder wagen dürfe, verbotener Neugier nachzugeben, nie mehr forschen dürfe nach dem, was für sie ein Geheimniß seyn müsse. Sie ergab sich demüthig diesem Gebothe, und versprach, was sie gesehen, fest bey sich zu bewahren, und nicht weiter nachzuforschen — aber ihr Herz sprach mächtig dagegen, die Liebe,

die mit ganzer Macht jugendlicher Sehnsucht in ihr auflebte, mahnte sie beständig, ihre Empfindung für einen Unglücklichen höher als alles andere zu achten, und erkämpfte den Sieg in ihr.

Feste Ueberzeugung war das erste, nach dem sie strebte, aber ruhig und besonnen; doch umsonst. — Stunden wuchsen zu Tagen, und es ward ihr keine Gewißheit. Nächte durchwachte sie in ernstem Nachdenken, vergaß häufig ihres Dienstes Pflicht, und doch fand sie kein Mittel, ihrem Ziele näher zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Welches sind die Kennzeichen eines langen Lebens? — Folgende körperliche Zeichen hält man für die Bedingung eines hohen Alters; gesunde und dicht stehende Zähne, eine breite und weite Brust, rundgewölbte (nicht flügelartige) abstehende Schultern, einen nicht stark hervorragenden Unterleib, starke, mit kräftiger Musculatur versehene Gliedmassen, mäßige Fettbilduug, derbe, saftvolle, gut gefärbte Haut, hartes, borstiges, mehr blondes als schwarzes Haar, leichtes, gleichmäßiges Athmen, starke Stimme, starken, langsamen und gleichmäßigen Puls, gute Verdauung ohne übermäßige Eßlust, mäßige, nicht zu starke Hautthätigkeit, guten Schlaf, fröhliche, leichte Gemüthsstimmung und cholerisches Temperament.

Potemkin's Reichthum. — Viele Jahre hindurch war dieser Liebling der Kaiserin Katharina der Zweyten in Rußland beynahe allmächtig, von welcher er in 18 Jahren 50 Mill. Rubel erhalten hatte. Er besaß 200,000 Bauern und hatte Kisten und Kasten, welche mit Goldstücken, kostbaren Steinen und fremden Banknoten angefüllt waren. Er hatte 32 Orden und bedauerte, daß er nicht auch das blaue Band des französischen Ordens besaß. Ein Franzose berechnete sein ganzes Vermögen auf mehr als 300 Millionen Franken (über 75 Millionen Thaler.) Und dieser reiche und gewaltige Günstling starb (den 17 Oktober 1791) unter freiem Himmel in einer wüsten Gegend, nicht weit von Jassy sehr plötzlich.

Stolz eines Hundes. — Ein guter Schütze borgte von einem Freunde, der sich den Tod weniger Rebhühner vorzuwerfen hatte, einen alten Hühnerhund. Dieser suchte mehrere Völker derselben auf, der ungeschickte Schütze schoß mehrmals, ohne eines zu treffen, und der Hund drehte sich endlich mit einer gewissen Verachtung um, ging nach Hause, und konnte nie wieder dazu gebracht werden, jenen Schützen wieder auf die Rebhühnerjagd zu begleiten.

Noch ein Vortheil des Landlebens. — Die Haare der Frauen, welche auf dem Lande leben, halten sich länger, als die der Frauen, welche in der Stadt wohnen. Woher dieser Unterschied? Von der Lebensart? Von der Luft?

Schlangenfreundlichkeit.

Ehr' und Freundschaft bey den Guten
War der Schlange längst genommen.
Doch sie strebt zurück zu kommen
In den Umgang mit den Frommen.

Und sie putzt sich. Perlen schimmern,
Gold und Edelsteine flimmern.
Und sie kommt mit leisem Tritte
In der Turteltauben Mitte.

Diese sich zu retten sputen.
„Bleibt!“ ruft sie; „ich bring' euch Freude.
Seht! ich bin im Sonntagskleide.
Wer könnt' darin Böses wollen?“

Mit des Worts, des Goldes Scheine
Birgst du — sagt der Tauben eine —
Nicht der Augen furchtbar Rollen,
Nicht die Lippen, giftgeschwollen. —

Doppelt kenntlich, doppelt feindlich
Ist die Bosheit, — thut sie freundlich.

Fröhlich.

Eifersüchtige Liebe.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig,
So bekömmt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwey darunter,
Die grad' aus zu sehen taugen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 16tes Stück.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;
von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

Der Gräfin entging die Veränderung in Engelbertha's Wesen nicht. Immer mehr äußerte sie ein abstossendes Benehmen gegen sie, und suchte sie, aus wohl überdachten Gründen, immer mehr von sich zu entfernen. Auch in ihr selbst war eine große Veränderung vorgegangen. Nicht mehr sah sie mit jener seligen Erwartung von dem Schloße in's Thal hinab, nicht mehr harrte sie mit jener schwärmerischen Sehnsucht auf den Gatten, ob er nicht bald wiederkehre in ihre Arme, und zum erstenmale, seit sie ihn kannte, war ihr seine lange Abwesenheit nicht so unwillkommen, als sonst. Der Gefangene, dessen Leiden sie auf jede Weise zu erleichtern beständig bemüht war, hatte wunderbar auf sie gewirkt, so sanft und doch so männlich stolz hatte sie sich ihr Ideal nicht gedacht, das sie in ihrem Gemahl zu finden gehofft hatte. Geistvoll, edel und einnehmend fand sie sein ganzes Wesen, so daß sie im Herzen wünschte, es auf ihren Gatten übertragen zu können, und dadurch gerade ihre Liebe auf den Gefangenen übertrug.

Sie fühlte sich glücklich in seiner Nähe, in der sie sich immer häufiger befand, und sich oft freute, mit goldgefüllten Händen den mürrischen Schloßvogt kirre gemacht zu haben. Ach! sie wußte nicht, daß man sie hinterging, daß dieser falsche Graukopf ihrem Gatten beständig Bothen schickte, und ihm alles verrieth, was sie that. Sie ahnte nicht, daß ihr Gatte dem Schloßvogt den Auftrag gegeben, dem Gefangenen so viel Freiheit zu erlauben, als mit Sicherheit geschehen könne, und Sorge zu tragen, daß ihn Niemand sähe, als seine Gattin; sie ahndete nicht, daß er dadurch nur triftigere Gründe erhalten wollte, sie, der er längst überdrüßig war, gänzlich von sich zu stossen.

Sie bemerkte von dem allen nichts, und gab sich einer wachsenden Liebe hin, die ihre schwärmerische Seele immer mehr ergriff, je öfter sie mit dem Gefangenen zusammenkam. Bald wurde diesem erlaubt, unter Bedeckung in dem kleinen Haine an dem Teiche spazieren zu gehen, und der Gräfin einige Lieder zu singen, die ihr mit süßer Gewalt ins Herz drangen, die sie behielt, und oft in ihren stillen Gemächern wiederholte. —

So verflossen mehrere Tage, Engelbertha ward immer mehr von der Gräfin zurückgesetzt, und fast mit Haß behandelt, was ihr sehr wehe that, während Rosalie immer mehr das Zutrauen ihrer Gebietherin erhielt, wodurch sie selbst die Freundin vernachlässigen mußte. Engelbertha bemerkte dieß mit stiller Trauer, ertrug es aber mit frommer Geduld, bis sie eines Abends, wo sie allein mit Rosalien in ihrem Zimmer war, dieser mit Thränen um den Hals fiel, und weinend sprach: „Freundin! du letzte, die mir die Welt gab, denke daran, daß wir uns versprachen, treu mit einander in Freundschaft verbunden zu leben, — warum willst auch du dich von mir trennen? warum ziehst auch du dich von der Unglücklichen zurück,

warum verstummt deine milde tröstende Stimme, ach! warum schweigt dein Herz, dessen Theilnahme mir so wohl that?! —

„O Engelbertha! denke nicht, daß ich mich von dir zurückziehe," antwortete Rosalie, „glaube mir, ich leide mehr, als je mit dir und um dich; mein Herz ist übervoll von Empfindungen für dich, aber ich schweige, denn ich kann dir nichts Erfreuliches sagen.

„O! sprich aus, was dein Herz beengt; ich erwarte nimmer etwas Erfreuliches für mich. Verschweige mir nichts, drücke den Dolch vollends in die blutende Brust; von deiner Freundschaft verlange ich es.

„Nein!" fuhr Rosalie fort, „dringe nicht in mich, laß mich als ewiges Geheimniß bewahren, was dich nur ganz vernichten würde. Forsche nicht, denn nur noch unglücklicher wirst du, wenn ich dir sage, was ich erfahren mußte."

„Ich beschwöre dich bey Gott und allem, was heilig ist," rief Engelbertha fast ausser sich, und fiel auf ein Kniee vor der Freundin, „laß mich alles wissen, was vorging, laß mich nicht länger in dieser marternden Ungewißheit über ihn, da du mir Aufschluß geben kannst, denn du bist der Gräfin Vertraute."

„Wohl denn! du willst es," versetzte Rosalie, „über kurz oder lang mußt du es ja doch erfahren; darum höre: der Gefangene in jenem Thurme ist Hildebold von Schwangau, aber traure! — er hat dich vergessen, er liebt dich nicht mehr; die Gräfin hat sein Herz gewonnen; Ich habe mich überzeugt davon — ich sah es mit eigenen Augen, wie er fast anbethend vor der Gräfin niedersank, und ihre Hand an die Lippen drückte." —

„Unmöglich!" rief Engelbertha, und trat zurück; „bey Gott! das habe ich nicht erwartet."

„Sie will ihn befreyen," fuhr Rosalie fort, „er soll ihr seine Freyheit danken, und dafür ihr angehören; sie ist bereit, selbst das größte Opfer zu bringen, sich seiner zu versichern. — Jetzt weißt du alles; aber vergieb mir, daß ich dir die täuschende Binde vom Auge löste, daß ich dir den Wahn entriß, daß er nur dich geliebt habe."

„Nein, Rosalie!" sprach Engelbertha ängstlich, „glaube mir, er liebt die Gräfin nicht, er will sie nur bethören, daß er durch sie seine Freyheit wieder gewinne."

Die Freundin schüttelte den Kopf. „Die Eitelkeit der Männer ist größer als ihre Liebe; darum habe ich sie nie hochgeachtet. Auch ich habe meinen Glauben an treue Liebe theuer gebüßt. — Glaube mir! er liebt die Gräfin, und sollte es wirklich nicht der Fall seyn, durch sie aber seine Freyheit gewinnen, so wird er doch ihr ewiger Schuldner."

„Ihr ewiger Schuldner," wiederhohlte Engelbertha und ihre Augen befeuchteten sich, „ja, du hast recht," fuhr sie nach einer Pause fort und sank an Rosaliens Busen, „ich fühle es, die verlassene Waise Engelbertha, wie wird sie sinken gegen die reiche, mächtige Gräfin; das unglückliche arme Mädchen, wie kann es noch einen Werth haben in seinem Herzen, das eine stolze Herrin, der er Leben, Liebe und Freyheit zu danken hat, unterjochte." — O Rosalie! das Maaß meines Unglücks ist voll. — „Du hast stets Mitgefühl für mich gehabt, weine nun für mich, denn ich kann es nicht mehr; meine Thränen sind versiegt. Ich habe genug gelebt für die Welt, sie soll mir ferner kein Leid mehr bereiten, und auch die Gräfin soll mich nicht mehr sehen." —

„Um Gotteswillen! rede deutlicher," fragte Rosalie, „ich verstehe dich nicht, aber mir bangt vor dem Sinne deiner wirren Rede."

„Dort, wo der Friede wohnt, woran ich sonst mit unheimlichem Grauen dachte, dort winkt mir nun ein willkommenes Asyl in meinem bittern Schmerz. Heute bin ich das letztemal bey dir.“ —

„Warum? willst du mich denn verlassen, mich, die mit so treuer Freundschaft an dir hing, — doch nicht, weil ich dich einer Täuschung entriß? Sprich, wohin willst du?“

„In das Kloster der Barmherzigen.“

„Nein, Engelbertha! dort ist auch der Friede nicht. Wenn du ihn nicht in deiner Brust findest, findest du ihn nirgends mehr. Darum gebiethe dem Schmerz, vergesse den Mann, der deine Liebe nicht verdiente, und entreiße mir nicht den süßen Gedanken, dich aus den Tiefen des Trübsinnes in die schöne Welt wieder heraufgeführt zu haben.

„Jetzt nicht mehr!“ antwortete Engelbertha, zitternd, und küßte Rosalien dankbar für ihre Freundschaft. Heute ist der letzte Grabstein auf meine Hoffnungen gesetzt worden, und meine Trauer darüber ist meine letzte Empfindung, die ich mitnehme in die stillen Hallen des Klosters, und dort mit mir begraben lasse. Thöricht wäre es ja von dem verwaisten, verstossenen Mädchen, wenn es noch auf Liebe hoffte, wo ihr alles Glück den Rücken treulos wandte. Nein! für diese Welt lebe ich nicht mehr; meine Rechnung ist geschlossen, ich bin gefaßt, nicht länger der Spielball eines tückischen Schicksals zu seyn. Ich will heimgehen zur ewigen Ruhe. Gott erbarme sich meiner! — „Sage der Gräfin meinen Entschluß, sie auf immer zu verlassen; ich will sie, wenn es möglich ist, nicht mehr sehen. Sie ist meine Wohlthäterin und doch hat sie mir die empfindlichste Wunde geschlagen, an der ich verbluten werde und wollte Gott! es hätte schon meine letzte Stunde geschlagen.“

„Nein!“ rief Rosalie, von tiefem Schmerze ergriffen, „spreche nicht so entschieden; noch einmal bitte ich dich, überdenke deinen Entschluß! — verlorne Liebe ist noch nicht verlornes Leben.“ — Ach! daß ich dich in deinem Wahne gelassen hätte.

Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, während Engelbertha resignirt niederkniete, und ein stilles Gebeth flüsterte, doch ohne daß ihre Seele wußte, was über ihre Lippen ging. Sie vermochte die Unglückliche nicht mehr zu trösten. Vergebens both sie alle Ueberredungskunst auf, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Die Gräfin vernahm bald mit einer Mischung von Freude uud Verwunderung von Rosalie Engelbertha's Entschluß, und glaubte den Grund dazu in ihrem Benehmen gegen das Mädchen zu finden. Sie ließ sie zu sich kommen. — „Ich will nicht hoffen,“ sprach sie sanft zu ihr, „daß du dich von mir zu streng behandelt glaubtest, und mich deßhalb verlassen willst; es wäre mir leid, sehr leid um dich, — aber ich konnte nicht anders handeln, denn es ist meinem Stande angemessen, und oft meine traurige Pflicht, nicht davon abzuweichen. Indeß ist dein Entschluß, aus welchem Grunde er auch entsprungen seyn mag, ein sehr ehrenwerther. Es ist das Beste, was der Mensch thun kann, sich seinem Gotte ganz zu weihen; denn dort allein, in der stillen Zelle, ist Ruhe von der großen stürmevollen Welt, dort allein löst sich aller Schmerz in stille Wehmuth auf. Gottes Segen begleite dich, fromme Seele! nimm dieses Andenken von mir.

Sie holte aus einem vergoldeten Schrein einen Rosenkranz. „Ein frommer Pilger brachte diesen aus dem heiligen Lande mit. Er ist nun dein, und wenn ihn deine Hände zum Gebethe berühren, so denke an mich und die Mahnung unsers Glaubens: auch für seine Feinde bethe der Christ. — Komm! trete näher und kniee nieder, ich

will dir meinen Segen geben, aber denke nicht ich, sondern deine verklärte Mutter lege ihre Hand auf dich." Engelbertha kniete nieder mit lautem Schluchzen, die Gräfin legte die Hände auf sie, und sprach einen feierlichen Segen, dann hob sie sie auf und küßte sie auf die Stirne. „Du bist eine zarte Blume, die im Freien nicht gedeiht, die nicht die rauhe Luft des Weltlebens ertragen kann, und die sorgsamste Pflege in stiller Zurückgezogenheit bedarf, wo sie allein sich entfaltet in herrlicher Vollendung, verschont von dem Sturme der Welt und dem Gifthauch des Lasters. — Nun lebe wohl! alles, was du zu bedürfen glaubst, kannst du aus meinem Hause mit dir nehmen, und wenn du noch etwas auf dem Herzen hast, was ich dir thun und besorgen kann, so vertraue es mir. —

„Nichts, nichts mehr!" antwortete Engelbertha matt, und schüttelte den Kopf.

„Nun denn, so schütze dich Gott!" fuhr die Gräfin fort, „dem du dich vertrauungsvoll in die Arme werfen willst; verlasse mich, und bereite dich vor auf den wichtigen Schritt, den du thun willst, denn ich fühle mich sehr bewegt. Lebe wohl!" — Engelbertha küßte ihr die Hand und ging, von Rosalie begleitet, in ihr Gemach zurück.

Eine Mischung von Haß und Achtung, Eifersucht und Liebe bewegte ihre Brust; durch ein Gebeth suchte sie den Sturm ihres Herzens zu besänftigen, und kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, aber wieder vergebens, — ihr Mund sprach, ihr Herz wußte nichts davon. Die folgende Nacht ward ihr schrecklich lang, sie konnte die Zeit nicht erwarten, wo es ihr vergönnt war, das Schloß zu verlassen in dem sie viel Gutes und viel Schmerzliches erfahren.

Mit dem grauenden Tag erhob sie sich von dem Lager, und machte Vorbereitungen zur Abreise, und ehe die Sonne sich über die Riesenberge erhob, hatte sie schon Abschied genom-

men. Sich von Rosalie zu trennen, war ihr am härtesten; — lautweinend hing sie an ihrem Halse, und bat, sie möchte sie begleiten. Die Gräfin erlaubte es, und bald zogen sie auf Maulthieren, von einigen Dienern begleitet, das blühende Thal hinab. Die Gräfin sah ihnen betrübt nach, und doch war es ihr, als falle ihr ein Stein vom Herzen, als sie den Zug hinter den Bäumen verschwinden sah. Sie fühlte sich von einer gefährlichen Beobachterin befreyt, die ihr oft im Wege gestanden, die sie oft von sich entfernt wünschte. Sie hatte zwar ein gutes Herz, war Niemanden gram, aber, eifersüchtig auf Engelbertha, hatte diese ihre Gunst verloren, seit sie überzeugt war, daß diese nach gleichem Ziele mit ihr strebe, kein Opfer scheuend, daß diese Empfindungen der Liebe für jenen Mann hege, in dem sie nun das Ideal ihrer Seele verwirklicht zu sehen glaubte.

Zwölftes Kapitel.

„Wie unsanfte dem ein Scheiden tuet,
Als es mir hat daselbe gethan
Liebe mus Dike mit Leide vergan
Wie sanft ihm ist der sich behuet.
Nun werdent Augen viel trübe und rot
Nach lieben Freunde, so liedent sie not“ —

Hildebold von Schwangau.

In einem feuchten Kerker, in dem eine kleine Oeffnung nur ein grauenhaftes Dämmerlicht verbreitete, befand sich Hildebold von Schwangau. Finster, in Gedanken versunken, saß er, an die kalte Mauer gelehnt, mit verschränkten Armen. Wieder, wie häufig, seit er der Bewohner dieses häßlichen Kerkers geworden, beschäftigte ihn die ungelöste Frage, warum man ihn gegen alle Rittersitte so unziemlich gefangen halte. Er konnte keinen Grund

dazu auffinden, wußte sich nicht zu erinnern, Jemand gegen sich aufgebracht zu haben, als jenen Menschen, den er als Pilger kennen gelernt, der selbst gestanden, daß er der Mörder seines Freundes Okarius gewesen, der ihm die verhängnißvollen Worte zugerufen. „Auch du sollst mich fürchten lernen,!“ — aber das war nicht hinreichender Grund, zu solch schmählicher Verhaftung. Ein einzigesmal hatte sich ein Mann in der Kleidung eines Richters in seinem Kerker eingefunden, und ihm eröffnet, daß er sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, und er sich daher ruhig in das wohlverdiente Schicksal ergeben solle. Vergebens hatte er nach seinem Verbrechen gefragt, denn der Mann schien es unter seiner Würde zu halten, ihm zu antworten, und so blieb für ihn diese schmähliche Verhaftung in tiefes Dunkel gehüllt; selbst die Dame, die sich mehr, als mit Mitleid seiner annahm, der er manche Erleichterung zu danken hatte, und durch die er die Begünstigung erhalten, täglich frische Luft zu schöpfen, konnte oder wollte ihm keinen Aufschluß geben.

Doch mit männlicher Würde, wie es einem Ritter ziemt, ertrug er das Beschwerliche seiner Lage, und nur der Gedanke an seine Heimath, an seine Theuren, denen er schon so nahe war, in deren Kreis er sich längst zurückgesehnt hatte, und der Gedanke an die geliebte Engelbertha, machte ihn weich, daß er oft seinen Schmerz in weichen zärtlichen Liedern den kalten Mauern klagte. Seine Bemühungen, die Freiheit, die er widerrechtlich verloren, — sey es, auf welche Weise es wolle, — wieder zu erringen, waren bisher fruchtlos gewesen, als auf einmal neue Hoffnung in seinem Herzen auftauchte durch die schmachtende Dame, die sich ihm mit Wohlwollen näherte. Er suchte sie immer mehr mit der ganzen Macht erobernder Zärtlichkeit zu gewinnen, obgleich er nicht wußte

und nicht erfahren konnte, wer sie eigentlich sey. Der mürrische Schloßvogt, das einzige menschliche Wesen, mit dem er in nähere Verbindung kam, gab ihm keine Antwort auf seine Fragen, so seine bewaffneten Wächter, und auch die Dame wich den Fragen aus, die sie selbst betrafen.

Nachdenkend über dieses alles saß er wieder in dem Dämmerlichte des Kerkers, als Fußtritte von oben herab ihn in seinen Gedanken unterbrachen. Schlüssel klirrten, die schweren, eisernen Riegel wurden zurückgeschoben, und ein junger schöner Mann trat ein. Mit Verwunderung blickte Hildebold auf, der nur gewohnt war, den mürrischen Schloßvogt zu sehen. Ein Strahl von Freude erheiterte sein Gesicht, als er den jungen Mann erkannte, der sonst einer seiner Wächter war, ihm aber mit manchem Blicke, mancher Bewegung seine Theilnahme verrathen hatte.

„Euer gewöhnlicher Wärter, mein alter Vater, hat mir heute, von Krankheit gezwungen, seinen Dienst bey euch übertragen, was mir sehr willkommen ist,“ sprach er mit freudigem Gesichte.

„Mir nicht minder, versetzte Hildebold, denn ihr scheint mir theilnehmender und gerechter, als euer Vater.“

„Die lange Zeit des Dienstes hat ihn abgestumpft, hat ihn unempfindlich gemacht gegen Leidende, — vergebet es ihm.“

„Gerne, wenn ihr nicht meinen Glauben an eure rechtliche Gesinnung täuschen wollt, wenn ihr mir theilnehmend eine Bitte gewährt.“ —

„Jede, so weit es meine Pflicht erlaubt,“ unterbrach ihn der Jüngling rasch. „So sagt mir, wer die Dame ist, die, wie ein freundlicher Stern, in meines Lebens Dunkel leuchtet, die mit segenswerther Bemühung meine unverdiente Lage zu erleichtern sucht.“

„Ihr meint unsere gnädige Gräfin?“

„Von Eppan?“

„Nein, von Tyrol!“ —

„Gräfin von Tyrol! rief Hildebold erstaunt; o, unbegreifliches Schicksal! so bin ich in den Händen des Grafen von Tyrol, ohne daß ein gerechter Richter mich schuldig fand, ohne daß ich ihn selbst je sah, je kannte. Hier muß höllische Verläumdung ein Meisterstück gemacht haben, hier sind Menschen thätig gewesen, die mich fürchterlich haßen müssen. Doch, ich danke euch, dank euch herzlich für diese Offenbarung. Was man mit keinem Versprechen erkauft, giebt freiwillig ein gutes Herz, und das habe ich in euch gefunden, und kann es wagen, noch ein Gesuch an euch zu machen, deren Erfüllung die Zukunft reich belohnen soll.“

Redet, redet frey! bath der Jüngling, den es freute, dem Ritter dienen zu können. —

„Wenn ihr es vermöget, in die Nähe von Eggenstein zu kommen, so erkundigt euch nach Engelbertha.“

„Von Eggenstein?“ — unterbrach ihn hastig der Jüngling. —

„Ja!“

„O! da kann ich euch Kunde geben von allem, was sie bis jetzt that.“ —

Ihr seyd mir ein gottgesandter Engel! — sprecht: —

„Sie befand sich bey unsrer Gräfin, die sie bey sich aufgenommen hatte, seit sie das große Unglück getroffen, all Ihr Eigenthum zu verlieren, bis vor einigen Tagen, wo sie wohl wunderbare Ursachen bestimmten, einen großen Schritt zu thun.“ —

Nun? fragte Hildebold gespant.

„Sie ging in das Kloster der Barmherzigen Schwestern.“

„Die fromme Seele!“ seufzte der Ritter, „verfolgt von den Pfeilen des Mißgeschickes, zieht sie sich von der Welt zurück. Da sie alles — alles verloren, will sie nun in stiller Zelle voll heiliger Andacht, den Rest des verbitterten Lebens standhaft durchwandeln. Gott sende ihr einen tröstenden Engel, der sie stärke und ihr sage, daß noch ihr Freund lebt, daß er sie noch liebt, wie von Anbeginn, und die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, sie wieder an das glühende Herz zu drücken; — junger Freund! ihr wißt nicht, welchen Trost mir eure Worte gespendet haben. Nehmt mein Versprechen, fürstlich sollt ihr dafür belohnt werden, schenkt mir der Himmel meine Freiheit wieder, bey meiner Ritterehre halte ich mein Wort getreulich.“ Er drückte dem Jüngling die Hand, und ließ sich dann, von Hoffnung auf baldige Rettung beseelt, ruhiger als gewöhnlich, von Bewaffneten begleitet, aus dem Thurme in den kleinen Wald am Teiche führen.

Die Gräfin, befreyt von Engelbertha's eifersüchtiger Aufmerksamkeit, die Krankheit des Schloßvogts benützend, ließ ihn in ihren großen Garten bringen. Auf ihrem Lieblingsplatze setzte sie sich nieder; die Bewaffneten traten ehrerbietig in die Ferne zurück, und sie wandte sich zum Ritter, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte.

„Seyd mir willkommen, gefangener Sänger!“ — sprach sie mit schwärmerischem Ausdruck, — „der m i r es zu danken hat, daß ich meine Macht über Gebühr ausdehne, um seine schlimme Lage zu erleichtern und nicht in Erwägung ziehe, ob er sie verdient oder nicht.“ „Edle Dame!“ versetzte Hildebold, „meine Unschuld bedarf keiner Versicherung, und mein Recht soll mir, so Gott will, auch werden.“

„Seyd zufrieden, wenn euch glühende Liebe Ersatz zu geben sucht.“ —

„O nein! — so lange eine unübersteigliche Scheidewand den Gerechten, wie Fluchwürdig, von seiner Liebe

trennt, so lange kenne ich keine Zufriedenheit. Wenn sich die Liebe nicht frei bekennen darf vor Gott und der Welt, dann ist sie nicht jenes beseligende Gefühl, das die Erde zum Himmel umwandelt, dann ist sie nur eine Qual mehr auf der leidenvollen Welt." — Die Gräfin erröthete, und schlug die Augen nieder, dann erhob sie sie wieder mit einem tiefen Seufzer, und in Verlegenheit, was sie entgegen sollte, erwiederte sie: Ihr schwärmt über die Gränzen unserer bindenden Verhältnisse, die nur die Zeit glücklich ändern wird. Hoffet auf die Zukunft und die Kraft der Liebe, und ihr werdet euch nicht getäuscht finden."

Sie schwieg, und er, wie beruhigt durch ihre Worte, ergriff seine Mandoline, spielte und sang ein weiches wehmuthvolles Lied, voll süßer Liebe, wobey er seine Augen beständig auf der Gräfin ruhen ließ, die bezaubert von dem Liede und seinen edlen Gesichtszügen sich zu sehr vergaß, als daß er nicht überzeugt werden mußte, daß sie nur noch für ihn lebe. —

Er hatte noch nicht geendet, als Rosalie mit einem Angstrufe den Baumgang herauf eilte. Erschrocken sprang die Gräfin auf, und eilte ihr entgegen, indem sie glaubte, dem kleinen Otto sey ein Unglück begegnet, der ihr aber munter entgegenhüpfte. — „Dort, dort!" rief Rosalie, und zeigte auf die Gartenmauer, — die Gräfin sah hin, und erblickte das häßliche Gesicht eines krausköpfigen Mannes, den sie schon öfters gesehen zu haben glaubte. Seine Hände waren in die Mauer eingekrallt, das Gesicht roth und die Augen hervorgequollen von der Anstrengung des Emporhebens an derselben; er verschwand aber, als er sich verrathen sah. Die Gräfin, entrüstet über den frechen Lauscher, rief die Bewaffneten, und versprach Dem eine große Belohnung, der den Frechen zur Züchtigung bringen werde. Unverzüglich eilten die Knechte davon, um ihren Wunsche zu erfüllen.

Die Gräfin aber, die diese lästigen Zeugen ihres Thuns nur deßwegen entfernte, um mit Hildebold sich über die Ausführung eines geheim ausgedachten Planes leichter bereden zu können, um ihn von ihrer Liebe völlig zu überzeugen, indem sie ihn auf eine kluge Weise aus seinem Gefängniß befreien wollte, was sie bisher sorgsam in ihrem Busen verborgen, kehrte sinnend auf den Hügel zurück, wo sie den Sänger verlassen hatte. Doch, sie fand ihn nicht mehr. — Aengstlich sah sie umher, die Mandoline lag auf dem Boden. Da stiegen plötzlich erschütternde Zweifel in ihrem Herzen, wie Furien auf; sie konnte doch unmöglich glauben, daß er ihr Zutrauen mißbraucht habe, daß er eigenmächtig die Gelegenheit benutzt, eine unsichere Freiheit zu erringen, ohne zuvor den Rath kluger Vorsicht zu hören.

Mit bebender Stimme rief sie seinen Namen, aber er erschien nicht! eine ungeheure Angst befiel sie, gesteigert durch den Schmerz getäuschter Liebe. — Welche Verantwortung hatte sie sich zugezogen, wenn ihr Gatte zurückkehrte, und den Gefangenen, den so sicher bewachten, nicht mehr sah. Dieser Gedanke machte sie zittern. Eilig schickte sie Rosalie auf den Thurm zum Wächter, daß er die Gegend überschaue, den Flüchtling zu entdecken.

Die Wächter Hildebold's, die nicht gewagt hatten, sich weit zu entfernen, kehrten bald zurück von ihrer vergeblichen Jagd auf den Lauscher. Die Gräfin eilte auf den jungen, unerfahrnen Anführer zu. „Eilt! schnell! der Gefangene ist entflohen, eilt! ihr habt für ihn zu haften! — Erschrocken trat der Jüngling zurück. „Gott! ich bin verloren, wenn es wahr ist," rief er erblassend; „aber Gräfin! ihr theilt die Schuld! eurem Befehle folgte ich." —

„Eilt! eilt! sage ich, — rechtet jetzt nicht, — nur schnell fort!" rief die Gräfin hastig, als der Ruf des Thurmwächters

von der Zinne herab sie unterbrach, mit dem Bericht, daß er gegen Elsheim Jemand eilen sehe. „Hört ihr's, Asper!“ fuhr die Gräfin fort, „eilt, um's Himmelswillen! nehmt Pferde, Knechte! — vertheilt euch klug! fürstliche Belohnung verspreche ich dem, der mir den Flüchtling wieder bringt, ohne den wir alle verloren sind. —

„Der Jüngling stürzte fort in das Zimmer seines Vaters, Knechte und Waffen mitzunehmen. Der alte Schloßvogt, der in einem Schlafsessel saß, von Gicht geplagt, war, wie durch einen Zauber, von seinem Uebel geheilt, als er die Kunde von Hildebolds Flucht vernahm. Frisch wie ein Jüngling, aber scheltend, wie ein Eisenknecht, sprang er auf, rannte mit einem Hüfthorn vor die Thüre, und stieß dreymal hinein, worauf das ganze Hausgesinde zusammenlief, voll Neugierde über den Aufruf. Nun wählte er die brauchbaren Leute aus, theilte sie ab, und setzte sich selbst zu Pferde, dem Flüchtling nachzujagen; — in kurzer Zeit verließen sie das Schloß. Jede Abtheilung machte einen andern Weg, damit der Zug um so gewisser gelinge. Auch hatten sie Zeichen, die sie mit den Hörnern gaben, wodurch sie sich gegenseitig verstehen konnten. Der alte Schloßvogt hatte seinen Sohn zur Seite, der ihm sagte, daß der Entflohene gewiß in der Nähe des Klosters der Barmherzigen zu finden seyn werde, und er befolgte dessen Rath, dorthin zuerst ihre Aufmerksamkeit zu richten.

Die Gräfin aber ging indeß in heftiger Bewegung im Garten umher. Sie wußte sich nicht mehr zu fassen. Beleidigter Stolz und glühende Liebe kämpften in ihr, und selbst ein Strom von Thränen erleichterte ihr gepreßtes Herz nicht. „Er verachtet mich,“ jammerte sie; „er, dem ich das Gefängniß mit aller mir zu Gebot stehenden Kraft zu erleichtern suchte, dem ich auch seine Freiheit zu geben gewußt hätte, — ohne solche empörende That; — er wirft meine Liebe weg für eine zweifelhaf-

te Freyheit, die uns beyde in unendliches Elend stürzen kann; — unbegreiflich! so wirft nur der Thor die Perle weg, deren Werth er nicht kennt! — Der Unglückliche! Sie weinte, senkte den Kopf in die weiße Hand, auf den Armsessel gestützt, und schwieg, tief betrübt, — und doch sah sie in die Ferne mit einem glimmenden Funken besänftigender Hoffnung in der Brust, nicht beachtend, daß der Himmel über ihr allmählig trüber werde, und ein drohendes Gewitter im Anzug sey, bis Rosalie sie darauf aufmerksam machte. „Es ist das einzige nicht, das wir zu erwarten haben," entgegnete sie mit Bedeutung. „Wenn der gewaltige Blitz trifft, daß meinem Gatten Alles das kund wird, was hier vorging, dann kann ich ihm nicht mehr unter die Augen treten, nicht mehr ihm mit reinem Herzen an die Brust sinken, — und ihn, wie einst, beschuldigen, daß er ungerecht mich vergessen! daß er mit unverdienter Härte mich behandle, denn ich bin nicht mehr schuldlos und reines Herzens." —

Es ward immer dunkler, aber mit der Nacht und dem Herannahen der Zeit, wo die Diener von ihrem Zuge zurückkommen konnten, wuchs die Unruhe der Gräfin. Sie scheute nicht das Toben des Sturmes, und die blendenden Blitze, und oft trat sie hinaus auf den Balkon am Schloße, mit der Hoffnung in die Ferne blickend, bald die freudige Kunde zu erhalten, den geliebten Flüchtling wieder in ihre Macht zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heukäufer.

Um Heu zu kaufen, fragte heute
Der Herr von Bley vom Markt die Leute:
Ist's gut Gewächs? Ist's hart? Ist's weich?
Da sah ein Stallknecht von der Seite
Ihn an, und sprach: Kost er's, so weiß er's gleich.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 17tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;

von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

Dreyzehntes Kapitel.

Der Himmel stürmt, der Donner kracht,
Er eilet rasch von hinnen,
Es treibt ihn fort in rauher Nacht,
Die Freiheit zu gewinnen.
Nicht Glück und Freundschaft hält ihn auf,
Wenn Sturm und Donner brüllet,
Fort jaget ihn in neuer Hast
Die Rache, die ihn füllet.

L. Weiß.

Das Gewitter herrschte mit zerstörender Macht über ein schönes Thal. Den Donner vervielfachte das Echo,

das die schroffen Felsenwände immer wieder zurückwarfen. Blitze zuckten, feurig flammend aus dichten Wolken in die Finsterniß, und der Regen stürzte rauschend hernieder, daß die Bäche zu Strömen anwuchsen. Alte Eichen krachten, vom wüthenden Sturme gebrochen, daß sie zerschmettert niederstürzten; die ganze Natur, Feuer und Wasser, kämpfte mit einander, und alles schien in ein wildes Chaos sich auflösen zu wollen; — da saß in einem kleinen Häuschen bey Allsee, das sich an eine Felswand lehnte, im kleinen warmen Stübchen eine arme Familie um die schwach brennende Lampe. Gebethe der Angst flogen über ihre Lippen, wenn bey Donnerschlägen das schwache Haus erzitterte. Ein alter Tyroler, das Haupt der Familie, bekreuzte sich jedesmal dabey, und unterbrach seine Arbeit, die in Netzstricken bestand, mit einem frommen Spruch. Zu seiner Seite saß ein blühendes Mädchen, das ihm bey der Arbeit behülflich war, aber jetzt ängstlich die Aufmerksamkeit verloren hatte; ihr gegenüber ein silberhaariger Greis mit eingefallenen Zügen, ganz in Andacht versunken; seine Blicke erhoben sich oft zu einem großen Crucifix in der Ecke der Stube, und zu dem Mädchen, sanken aber immer wieder auf seinen mit Silber verzierten schwarzen Rosenkranz zurück, den er in den gefalteten Händen hielt.

„Gott im Himmel!“ seufzte das Mädchen nach einem heftigen Donnerschlage, „wenn es so schrecklich stürmt und blitzt, dann erinnere ich mich immer an jene fürchterliche Nacht, in der uns das strenge Schicksal Alles entriß, in der das verzehrende Element des Feuers das Glück vieler Menschen zerstörte.“

„Danke Gott, daß wir das Leben aus den Flammen retteten,“ versetzte der Greis, „und bethe für die Unglücklichen, die darin umkamen. Haben wir ja doch Brod und Arbeit gefunden, und was bedürfen wir mehr, um

zufrieden zu seyn? — meine Wünsche greifen nicht weiter, und ich hoffe, auch du wirst zufrieden seyn."

„Für mich verlange ich nichts mehr," versetzte das Mädchen, „aber für dein graues Haupt, liebet Vater! das der Pflege entbehrt, die ich dir dort widmen konnte, von einer edlen Gebietherin unterstützt. Mir thut es weh, wenn ich den Mann, der sonst ruhig seiner Pflicht oblag, jetzt hinaus ziehen sehen muß, bey Wind und Wetter, Holz zu fällen, und es herein zu schleppen, daß die müden Knochen darunter brechen möchten; — das schmerzt mich."

Der Greis lächelte wehmüthig. — Gutes Kind! das ist das geringere, was mir leid ist, deine Jugend macht mir mehr Kummer, daß sie jetzt so verblühen muß in stiller Einsamkeit, wo dir vielleicht nichts übrig bleibt, als uns alte Brüder in das Grab legen zu sehen, und traurig dann fortzuwandeln auf der freudenleeren Erde. —

Er schwieg betrübt; Thränen traten in seine Augen; da glaubte er zu hören, daß Jemand an dem Häuschen klopfe. „War es mir doch, als hätte man bey uns angeklopft," sprach er, „horch!" —

Es klopfte wirklich — und der alte Tyroler stand auf, nachzusehen. „Sey vorsichtig! bat das Mädchen ängstlich, vielleicht ist es der schwarze Ulrich, der, wie man sagt, in finsterer Nacht aus dem Walde zieht und die Leute listig überfällt, und beraubt."

„Der soll nur kommen!" antwortete der Alte ruhig und griff nach einer gewichtigen Axt, „dann wird es das letzte Schelmenstück seyn, das er ausübt. — Wieder klopfte es, und noch heftiger, als vorher; da traten die Brüder aus der Stube in die kleine Hausflur; Viola blieb bange unter der Stubenthüre stehen.

„Wer klopft draußen in stürmischer Nacht?" fragte der Greis mit noch kräftiger Stimme.

„Oeffnet einem Reisenden, wenn ihr gastlich und gut seyd," antwortete eine freundliche Stimme. — Die Alten sahen sich fragend an. „Sey es denn!" rief der Greis, und schob den großen Riegel zurück. — „Gott sey gelobt!" rief der eintretende, schöne Mann, vom Regen triefend, als sey er aus einem kalten Bade gestiegen: Habt Dank! die ihr mich freundlich aufnehmt in eure Mitte. —

„Herr, du mein Gott!" rief plötzlich der Greis und leuchtete dem Fremden in's Gesicht, „trügen mich meine alten Augen, oder seyd ihr es wirklich, — edler Herr von Hohenschwangau?"

„Ja, alter Franziskus," antwortete Jener freudig, „ich bin es, und ein guter Gott lenkte, daß ich zu euch, wiewohl unbewußt, meine Zuflucht nahm. Sey mir gegrüßt, Viola, freundliches Mädchen! das ich hier unerwartet finde," — er reichte der Verschämten die Hand, und trat in das kleine Zimmer.

„Aber welch ein sonderbares Geschick führt euch zu uns, in rauher, fürchterlicher Nacht; man hat euch für todt gehalten; überall sind Messen gelesen worden für eure Seelenruhe und jetzt seyd ihr wieder von den Todten auferstanden?"

„Bey Gott!" antwortete Hildebold dem Alten, „wenigstens ist es dem gleich. Im Schlafe von einer Mörderbande überfallen, mit verbundenen Augen fortgeführt, und in einen Kerker geworfen, war ich todt für die Welt, aber Gott wollte es anders; ihm und meiner Kraft vertrauend bin ich wieder frey, aber ich fürchte, man verfolgt mich; darum bitte euch um eine Waffe und um ein rasches Pferd, meinen Weg eilig fortzusetzen; nur in meinem Bayern bin ich wahrhaft frey, und erst von dort aus will ich die Pfeile gerechter Rache schleudern."

„Nein!“ bat Viola, „ihr bleibt bey uns; — „sicher ist es hier! setzt euch nieder, ich will euch bewirthen, mit allem, was ich habe. Dann ruht euch aus, und morgen mit Tagesanbruch ist es Zeit genug, weiter zu reisen.“

„Du bist ein gutes Kind,“ antwortete Hildebold, „aber ich danke dir; — in meiner Lage ist dein Rath nicht anzunehmen, darum gebt mir Waffen und was ich brauche, es soll euch dreyfach ersetzt werden, haltet mich nicht auf! Ich bin meinem Verderben noch nicht entgangen, so lange ich in den Kreisen bin, in denen meine Feinde ihre Macht entwickeln können. Ich muß fort; Mehr als die Sehnsucht nach Sicherheit treibt mich von dannen.

Folgsam brachte Franziskus ein blankes Schwert, eine Reliquie aus vergangener Zeit, und reichte es dem Ritter mit dem Bedauern, daß er kein Pferd habe, aber ihm eines von seinem nächsten Nachbarn verschaffen wolle.

„Wofür ich euch dankbar sein werde,“ sprach Hildebold, und als er sich etwas getrocknet und zur weitern Flucht fertig gemacht hatte, fuhr er fort: „Nun noch eines müßt ihr mir freundschaftlich besorgen, was ich jetzt gezwungen bin, zu unterlassen. — Viola! Franziskus! höret mich: Engelbertha ist in das Kloster zu den Barmherzigen gegangen, sie glaubte alles verloren, und will sich zurückziehen in stille Einsamkeit, sie hat gewiß auch mich todt geglaubt, und nun will die treue Seele keinem Andern Manne mehr angehören, ich verehre sie um so mehr, und wünsche sehnlichst, daß sie zurückkehre in meine Arme. Bringt ihr diesen Ring, sagt ihr, daß ich fest auf ihre Liebe vertraue und hoffe, sie in eurer Begleitung nächster Tage als meine Braut auf Hohenschwangau zu begrüßen. Ihr sollt dann bey mir bleiben und ein herrliches Fest mit mir feyern.“ — Aber ehe er noch ganz ausgesprochen, donnerten Huf-

schläge an dem Häuschen vorüber, und unterbrachen ihn. Gleich darauf klopfte es an die Thüre.

Das sind meine Verfolger! — also jetzt schon soll ich meines neuen Schwertes Schärfe versuchen, rief der Ritter mit funkelnden Augen.

„Um Gottes Willen nicht!" rief der Greis, „euer Leben ist mehr werth, als daß ihr es leichtfertig in die Schanze schlagt, kommt! ich verberge euch sicher." Er zog den Ritter zur Thüre hinaus in ein Gewölbe, das weit in den Felsen hinein ging, an dem das Haus stand. „Wenn sie euch entdecken, sagte er dann, so stürzt auf die Ersten mit Kraft, mit den Andern wollen wir schon fertig werden."

Nun eilte er zurück und öffnete die Thüre den ungestümmen Gästen, die im Namen des Grafen von Tyrol mit Gewalt drohten, wenn nicht geöffnet werde. Bewaffnete Knechte traten ein, und verlangten einen Flüchtling, dem man hier Herberge gegeben. Franziskus versicherte, Niemand gehört und gesehen zu haben. „Du alter Narr!" schrie der Anführer darauf, „ein Bauer hat es gesehen, darum gebt ihn heraus, oder ihr seyd mit Hab und Gut verloren."

Der Greis betheuerte nochmals, daß Niemand im Hause aufgenommen sey; aber ungläubig stießen ihn Jene zurück, und fingen an, Alles zu durchsuchen. Sie fanden nichts. Als der Anführer zuletzt noch die Thüre des Gewölbes entdeckte, fragte er heftig: „Wo führt diese hin? öffnet sie!" Diese, erwiederte der Greis verlegen, — da ihm der Knechte zu viele waren, um sie mit gutem Erfolge überfallen zu können, — führt in ein leeres Gewölbe, wozu der Schlüssel verlegt ist."

„Sogleich schlugen die Knechte die Thüre ein, um auch hier zu suchen. Eben war der Eingang offen und sie wollten mit Kienfackeln in das Felsengewölbe treten, als ferner Hörnerklang erscholl, der sie aufhielt.

„Verflucht!" rief der Anführer ergrimmt, „das ist das Zeichen, daß sie den Flüchtigen gefunden haben, und uns der ausgesetzte Preis verloren geht, wenn gleich wir die Schnellsten und Muthigsten waren. Nun kommt, Kameraden, schnell zurück in die Heimath! Und du Altre, — sprach er, zu Franziskus gewandt, — magst dir den Schaden, den wir hier verursacht haben, von deiner Undienstfertigkeit bezahlen lassen." — Mit Hohngelächter stürmte er hierauf mit seinen Gesellen aus dem Hause, und mit Blitzesschnelle jagten sie auf ihren Roßen davon.

Mit freudigem Rufe eilte alsdann Viola in das Gewölbe. „Dank dem Himmel, theurer Herr! ihr seyd sicher und gerettet; — weiß Gott, wen sie für euch gefangen haben; genießt nun der Ruhe in unserer armen Hütte.

Hildebold stieg aus dem Gewölbe. Die Alten, mit glänzenden, freudefunkelnden Augen führten ihn ins Zimmer zurück, brachten Wein, so rar er auch in ihrem Keller war, und wollten ihn noch länger bey sich verweilen machen. Aber er dankte für Alles, was sie ihm anboten.

„Haltet mich nicht auf!" sprach er, „es mahnt mich in meinem Herzen, nicht länger zu bleiben, daß nicht der Irrthum zu bald entdeckt werde, der hier meine Feinde täuschte. Noch ehe der Tag graut, muß ich Aufschluß haben, über alle mir zugefügte Unbill! darum fesselt mich nicht mit übelangewandter Gastlichkeit."

Die armen Gastfreundlichen bestürmten ihn nun nicht länger mit Bitten. Franziskus brachte das Pferd eines seiner Nachbarn, und nachdem Hildebold noch einmal sie ermahnt hatte, nicht zu vergessen, Engelbertha aus dem Kloster zu ihm zu führen, sprengte er fort in die rauhe Nacht.

Der Wind stürmte heftig, der Regen hatte aufgehört, und nur aus der Ferne hallte noch der Donner des wegziehenden Gewitters, kein mildes Mondlicht goß sich über die erste Natur, nur hie und da blickte ein bleiches

Sternbild durch zerrissene Wolken. Der Ritter ritt so schnell, als es sein schwaches Pferd und der vielfältig vom Wasser überschwemmte Weg erlaubte. Sehnsucht nach Rache glühte in seiner Brust, die er bald befriedigen zu können hoffte, denn — wer der Urheber aller unritterlichen Handlungen an ihm gewesen — sollte ihm heute Nacht noch der heuchlerische Stephanus sagen, von dem er sich überzeugt glaubte, daß er bedeutenden Antheil daran gehabt habe.

Er wollte ihm das Geständniß, sey es mit Güte oder Gewalt, auspreßen, und wehe dem, wer alsdann als Urheber bezeichnet werde. Die grauenhafte Nacht steigerte noch seine Gemüthsbewegung auf wunderbare Weise, und immer heftiger trieb er das schweißtriefende Pferd an, bis es erschöpft nicht mehr seinem ungeduldigen Herrn folgte, und nur matt fortschritt.

Um Mitternacht kam er in die Nähe der Höhle des Einsiedlers. Die Felsen, wie kolossale Säulen, traten näher an einander, der Weg ward rauher und unebener, der Wind, in die Felsenkluft eingeengt, heulte in schauerlichen Tönen, die Tannen aus den Felsenspalten emporragend, rauschten laut dazwischen in grauenhaften Harmonien. —

Hildebold stieg von dem matten Pferde, um den Eremiten so still als möglich zu überraschen, und schritt langsam vorwärts; — bald sah er, daß in der Höhle Feuer brenne, denn auf den Felsblöcken, der Höhle gegenüber, zeichnete ein blasser Schein vergrößert die Form des Eingangs. Näher gekommen, sah er ein Pferd an einem Baum gebunden, wodurch er vermuthete, daß vielleicht jemand bey dem Einsiedler sey, welche Vermuthung ihn noch vorsichtiger machte.

Er band nun sein Pferd ebenfalls an, zog das Schwert, und drang, darauf gestützt, bis vor die Höhle,

da blieb er unter dem Eingange stehen, in einem grauen Mantel gehüllt, den er nebst einem alten Helm von Franziskus, dem alten Schloßvogt, mitgenommen hatte. Neben dem knisternden Feuer in der Höhle saß der alte Stephanus, und sah gerade nach dem Eingang, konnte aber mit seinen geschwächten Augen den Ritter nicht erkennen. Vor ihm stand ein großer Mann mit verschränkten Armen, der Hildebold den Rücken kehrte, in ein dunkles Kleid gehüllt, das ein breiter Gürtel über den Lenden umschloß, an dem ein großes Schwert hing; sein starker, schwarzer Bart war nur von der Seite sichtbar, so wie der Federhut, der den Kopf bedeckte. Mit volltönender Stimme sprach er zu Stephanus:

„Nun siehst du, daß ich gerecht und dankbar handle, da ich in stürmischer Nacht hieher komme, dich zu warnen, denn, wie gesagt, einer meiner Knechte brachte mir die Kunde von der Flucht des Schwangauers, der mir aber deßwegen noch nicht entgangen ist; — ich erwarte von dem kecken Burschen nichts anders, als daß sein erster Gang zu dir seyn wird; dich zur Rechenschaft zu ziehen über alles, was hier und in dieser Gegend geschah. Nun sprich, was willst du thun, mit mir ziehen oder ins Kloster gehen, dem du entlaufen bist?"

Stephanus seufzte, indem er die dürren Hände in einander legte, und einen andächtigen Blick emporsendete. „Der schon aus so viel Drangsal mich errettet hat," sprach er, „der an mich die Gabe verschwendete, mit frommen Worten die schwachen Menschen von meiner Unschuld überzeugen zu können, er wird auch diesesmal mich nicht verlassen, wenn jener wirklich kommt, Auskunft von mir zu begehren über eine That, die ich nur euch zu lieb, nur um euret Willen beging. — Ich bleibe hier."

„Gut denn! sprach der Mann, du bist gewarnt, ich habe das Meinige gethan. Leb wohl!" — Er wandte

sich zum Weggehen. Da erkannte Hildebold den Pilger, der ihm in jener verhängnißvollen Nacht Rache geschworen für die Theilnahme an dem Schicksale seines Freundes, der ihn jetzt noch zu verderben suche. Sein Blut rollte schneller, Nachelust hob stürmisch seine Brust, er trat heftig einige Schritte vor. „Wer du auch bist!" rief er glühend, „elender Betrüger und Mörder! — deine Stunde ist gekommen, — hier ist die Gränze deines verderblichen Treibens."

Erschrocken trat der plötzlich Angeredete zurück, und zog sein breites blitzendes Schwert. Stephanus blinzelte mit seinen schwachen Augen, und wußte nicht, wie ihm geschah.

„Rechenschaft zu fordern und Rache zu nehmen für deine Unthaten, fuhr Jener fort, führt mich hieher, zu spät hast du deinen Heuchler gewarnt."

Ohne Antwort schleuderte plötzlich der Unbekannte mit der Linken eine Axt auf Hildebold, die aber nicht traf, sondern nur ein Stück Granit vom Felsen schlug; dann schwang er mit kräftigem Arme das Schwert, und stürzte auf seinen Feind los: „Elender! fahre hin," rief er, und wollte Hildebold durchbohren. Dieser aber schlug seinen Angriff ab. Einige Streiche fielen, und ehe der lautaufschreiende Stephanus dazwischen treten konnte, ließ sein Freund, tödtlich getroffen, das Schwert fallen, und sank mit einem fürchterlichen Fluche in seine Arme. Das Blut quoll stark aus seiner Brust, sein Athem ward kurz und laut, sein glühendes Auge schien brechen zu wollen.

„Gott sey uns gnädig und barmherzig!" rief Stephanus in ungeheurer Angst, und öffnete die Kleider des Verwundeten, das Blut mit Besprechung zu stillen; das gelang aber nicht, und er holte Balsam und Tücher,

und verband die tiefe Wunde so gut er konnte. Während dem schloß der Getroffene ohnmächtig die Augen, und Hildbold stand ernst und stille vor ihm.

„Was wollt ihr noch?“ rief der Mönch, als er aufblickte und den Ritter vor sich stehen sah, „flieht! so weit euch euer Fuß trägt, und büßet, so lange ein Athem eure Brust bewegt, denn ihr habt Fürchterliches gethan, obgleich ihr es nicht in seinem ganzen Umfange begreift?“

„Dir graut wohl, alter Sünder! daß jetzt auch deine Schande an den Tag kommen wird?“

„Nein, nein! mein Leben ist werthlos, wenn es nicht für diesen Mann wirken kann, ich fürchte nichts mehr auf der Welt, als was ich für diesen fürchte, darum überhört meine warnende Stimme nicht gleichgültig und flieht, ehe —“

„Nein! unterbrach ihn der Ritter, deine Worte sind Lüge, deine Frömmigkeit Frevel! gestehe, wer ist dieser Wüstling, daß du dich seiner so annimmst. Rede Wahrheit, oder auch du hast zum Letztenmale in dieser Welt geathmet! —

„Es ist der Graf von Tyrol,“ antwortete Stephanus mit erlöschender Stimme. —

„Gerechtigkeit des Himmels! jetzt wird Alles klar,“ rief Hildebold voll Staunen, „der Graf von Tyrol?“

„Ja, gestrenger Herr!“ fuhr der Mönch fort, „er war es, der gegen seines Vaters Gebot im Scharner-Walde jagte, nur von seinen Leuten gekannt, da er sein Aeußeres entstellte, um seiner Lust zu fröhnen, er war es, der Okarius erschlug, und die Burg Eggenstein, von des alten Ritters Fluch empört, den Flammen preis gab, er war es, dem ich aus treuer Ergebenheit und Dienstfertigkeit euch verrieth, daß ihr in seine Gewalt kamt.

— Nun wißt ihr Alles, nun durchbohre euer Schwert auch meine Brust, wenn euch die Rache an diesem noch nicht genügt, nehmt ihm jetzt seine letzte Stütze und Hülfe, wenn ihr erbarmungslos seyn könnt. Ich habe es verdient! —

„Nein," antwortete der Ritter, als er das Geständniß vernahm. „Nein, du sollst leben, krieche dein heuchlerisches Daseyn fort, sey ihm Hülfe und Rettung zu einem neuen aber bessern Leben, doch hüte dich, daß keine ähnliche That mehr dein graues Haupt entwürdige!"

„Gott wird mir gnädig seyn;" — setzte Stephanus hinzu, und sah mit erleichtertem Herzen, daß der Ritter von dannen ging. —

Hildebold aber nahm des Grafen Pferd, und ließ seinen matten Gaul zurück. Mit erneuter Sehnsucht jagte er davon, seine Familie, wie ein aus dem Tode Erstandener, zu begrüßen. Erst, als das freundliche Sonnenlicht die Spitzen der Berge vergoldete und immer weiter in die Thäler seine erwärmenden Strahlen warf, vergönnte er sich einige Augenblicke der Ruhe nach einer abentheuerlichen Nacht, um sich vorzubereiten zu seinem Eintritte in das Stammschloß Hohenschwangau, wo man ihn als todt betrauerte und stiller Schmerz und melancholischer Trübsinn alle Freude verscheuchte, die sonst, mit Glück und Frieden gepaart, im frohen Kreise herrschten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Boxerkämpfe in England.

Schon lange haben einige Organe der öffentlichen Meinung in England die Schändlichkeit jener Kämpfe und aller damit verknüpften Umstände ans Licht gezogen, und die Zeit scheint endlich gekommen, wo ein Parlamentsbeschluß die strengsten Strafen gegen alle Theilhaber und Zeugen derselben aussprechen wird. Um die Strenge eines solches Beschlusses zu begreifen, und gerecht zu finden, muß man sich einiger Maßen mit dem Abgrund von Verderbniß und Verbrechen vertraut machen, welcher dergleichen Kämpfe begleitet. Schon die Rohheit und Brutalität der gewöhnlichen Kämpfe übersteigt allen Glauben, und die englischen Zeitschriften erklären sie für die größte Schmach eines civilisirten Landes. Die Richter sind durch die zahlreichen Tödtungen, die darin vorfallen, bereits zu dem Entschluß gekommen, die strengsten Strafen gegen alle Theilhaber in Anwendung zu bringen. Zu Bury hatte ein athletischer Boxer von 24 Jahren einen alten Mann von 60 Jahren getödtet, der mehrmals seine Absicht erklärt hatte, nachzugeben, von den Umstehenden aber genöthigt worden war, fortzukämpfen, bis er erschlagen wurde. Der Assisenrichter erklärte: „es ist nöthig, ein strenges Beyspiel zu geben, um solchen brutalen Scenen ein Ende zu machen. Man muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle, die an solchen verbrecherischen Kämpfen Theil nehmen, als Kämpfer, Sekundanten oder auf andere Weise, gleich schuldig sind u. s. w.“ Zu Warrington boxten sich zwey Brüder: der, welcher den Kampf anordnete, war der Vater von beyden, und einer derselben ward getödtet. Die Frau dieses Getödteten legte Zeugniß für den Mörder ab, und wollte den Kampf als einen ehrlichen Zweykampf

betrachtet wissen. Dieß ist aus vielen schaudervollen Beyspielen nur eines ausgewählt.

Bey weitem schlimmer sind indeß die Kämpfe, welche in der Nähe in London und andern großen Städten stattfinden. Zwar kommen hier verhältnißmäßig seltener Tödtungen vor, allein die Sache ist darum keineswegs besser, denn hier sind die Kämpfe fast immer nur Mittel zum Zweck, denn dieser Zweck ist, alle Zuschauer möglichst auszuplündern. Darum werden hier die Bedingungen des Kampfes von den Kämpfern insgeheim sorgfältig vorher abgeredet, damit keinem ein solches Leid widerfahre, obgleich es sich auch manchmal zutrug, daß der Eine, zu arg mitgenommen durch die Streiche des Gegners, die geheime Uebereinkunft bekannt machen wollte, und dafür noch einen ganz unverabredeten Schlag erhielt, der ihm alles Reden für immer verleidete. Um sich einen Begriff zu machen, zu was diese Kämpfe in der Nähe großer Städte benutzt wurden, mag es hinreichen, den Schrecken zu erwähnen, den ganze Orte empfinden, wenn ein solcher Kampf in ihrer Nähe stattfinden soll.

In der Nähe von Dartford sollte am 21. Oktober vorigen Jahres ein Kampf (a stage fight) ausgefochten werden, zwischen einem ehemals transportirten Verbrecher und einem notorischen Dieb. Der Sekundant des einen dieser Schurken war der bekannte Exboxer (Exchampion) Tom Oliver, dessen Sohn an demselben Tag in London wegen Taschendiebstahl bey einem Brande verurtheilt worden war. Es wurde durch Zeugenaussagen gegen ihn bewiesen, daß er, der Vater, ein notorischer smasher*) sey, und wiederhollt wegen Verausga-

---

*) So nennt man die ziemlich zahlreiche Klasse der Metallverfälscher.

bung falschen Geldes im Gefängniß gewesen war. Eine ungeheure Menge Taschendiebe*) begab sich auf den Weg nach Dartford, und gab unterwegs eine ungeheure Menge falsches Geld aus. Als die Bewohner von Gravesend dieses furchtbare Heer auf dem Dampfboot ankommen sahen, ließ sich eine tüchtige Anzahl derselben als Spezialkonstabels einschwören, und trieb das lose Gelichter mit Gewalt aus der Stadt. Dieß ist eine Polizei, welche in England die Einwohnerschaft eines Ortes selbst ausüben kann, und es ist das einzige Mittel, sich gegen die Ueberfälle des Gesindels zu sichern, das namentlich die Wirthshäuser auf seinem Wege auf die frechste Weise zu plündern pflegt.

Mit Recht fragt man hier, aber thun denn die Magistrate einem solchen organisirten System keinen Einhalt? leider muß man darauf antworten: theils können sie nicht, theils sind sie zu nachläßig. Die Polizei ist in England, London ausgenommen, bekanntlich in den Händen des Magistrats, und wird, wie gewöhnlich, ziemlich lässig betrieben. Seit vollends die Polizei in London auf einem bessern, vielfach wirksamern Fuß gesetzt ist, machen die zahlreichen Spitzbuben Londons, — man rechnet zwischen 30 und 50,000, — namentlich die benachbarten Städte zum Schauplatz ihrer Thaten, und einer solchen Ueberschwemmung können sich diese Städte nicht erwehren, wenn nicht der Magistrat jede Verlegung eines Boxenkampfs in die Gränzen ihres Weichbilds durchaus verbietet. Dieß that unter anderm der Magistrat des Fleckens Andover, und eine Jury drückte ihm für dieß entschlossene Benehmen ihren Dank aus; aber

*) Gewöhnlich Swell mob genannt, weil sie ein großes Gedränge zu veranlassen pflegen, um bey dieser Gelegenheit zu plündern.

was geschah? die Boxer, gefolgt von dem ganzen Schwarme von Taschenspielern und Räubern aus London, Birmingham, Coventry, u. dgl., zogen alsdann bis an die Gränze des Weichbildes und der Kampf fand dennoch statt. Die Magistrate des Distriktes verletzten ihre Pflicht, indem sie den Kampf gestatteten, und so die Magistrate von Andover in der Meinung der Menge herabzusetzen suchten. Das Schlimmste aber ist, daß man mit einem Leichtsinn und einer Nachlässigkeit ohne Gleichen den übelberüchtigsten Menschen die Errichtung von Wirthshäusern gestattet, in denen nun alles mögliche Gesindel sich sammelt, und seine Pläne verabredet. Es ist charakteristisch, daß der Ehrgeiz der Boxer sich gewöhnlich dahin versteigt, in spätern Jahren ein Wirths- oder Spielhaus, und oft beydes zu erhalten, und es hat sich schon zugetragen, daß, wenn solche Leute wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt worden, ein Haufen Boxer sie den Händen der Gerechtigkeit zu entreissen suchte.

Staines und seine Nachbarschaft waren der Schauplatz vieler, theils nur zum Schein begonnener, theils wirklicher Kämpfe, in denen viele mit Todtschlag endigten, alle aber waren von Einbrüchen, Diebereien, Straßenraub und andern Verbrechen aller Art begleitet, so daß die ganze wohlhabende Einwohnerschaft von Staines, ohne Unterschied der Parteien, eine Petition ans Parlament richtete, damit diesen schändlichen Scenen ein für allemal ein Ende gemacht werde. Mehrere Mitglieder sprachen sich bey dieser Gelegenheit auf's schärfste gegen die Boxerkämpfe aus, O'Connell erklärte, daß nach dem Gesetze alle bey unglücklich ausgehenden Kämpfen Anwesenden des Mords schuldig seyen, und H. Wilkes, Mitglied für Boston, kündigte an, daß er bald möglichst eine Bill einbringen wolle, um diese reichliche Quelle von Verbrechen ein für allemal zu verstopfen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 18tes Stück.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;
von W. v. Hoven.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Mir ist der Muet worden trübe und swere
Wand mir soll doch nimmer werden gegen ihr rath
Seit sie geglaubet von mir boese Mere.
Gegen der min Herze also güetlichen stat;
Ein Teil sie an mir vergehet sich hat
Sie hete des ere daß sie ihr zorn verbere
Und ich gegen ihr so gar unschuldig were
O, was zeihent mich die Lügenere.

Hildebold v. Schwangau.

Es war freundlicher Nachmittag, abfallende Blüthenflocken streute ein angenehmer Zephyr von den Bäumen zwischen die blauen und gelben Wiesenblumen in dem Schloßgarten von Hohenschwangau. Der wolkenlose Himmel wölbte sich in tiefem Azurblau über die Natur, gereinigt von einem schweren Gewitter, dem ersten, das dieses Jahr gebracht hatte. Die Vögel sangen in tausend verschiedenen Melodien und doch in einer großen Harmonie, schwebten jubelnd empor gen Himmel oder sangen verborgen in's frische Grün erhebende Lieder; da saß an dem

Schloße auf einer Bank im Freyen der alte Eggenstein in den warmen Strahlen der Sonne, und wenn gleich in Trauerkleider gehüllt, in seinem Innern ruhiger, als er es seit langer Zeit gewesen.

Vor ihm stand der lange italienische Arzt Solatari, der blasse Mann, dessen menschenfreundlichen Bemühungen es gelungen, seine zerrütteten Sinne wieder in Ordnung zu bringen; er dachte an seine Engelbertha, seine einzige Tochter, von der er erfahren hatte, daß sie in das Kloster der barmherzigen Schwestern gegangen sey. Noch nicht lange seines regelrechten Denkens wieder fähig, war es ihm tröstlich, sie in Gottes sicherer Freystatt zu wissen, und bis jezt hatte er noch nicht gewünscht, sie daraus zu sich zu rufen. Er wußte es nicht, daß sie ihn für todt hielt, und für seine Seele täglich heiße Gebete zum Himmel schickte, er ahnete es nicht einmal, und froh, seine Gesundheit wieder erlangt zu haben, schien kein Schmerz mehr aus der Vergangenheit den ruhigen Spiegel seiner Seele zu trüben. Der Arzt sah ihn lange und prüfend an. „Edler Herr!“ sprach er dann, „mit innerer Zufriedenheit sehe ich, daß es mir, mit Gottes Hülfe, gelang, euch kräftig dem Leben wieder zu geben, und füllt mit dem Wunsche meine Brust, auch Die lebenskräftig wieder herzustellen, an der alle meine Kunst verloren scheint.“

„Ihr meint die unglückliche Edeldame?“ fragte der Greis, „hofft ihr wirklich nicht mehr, euer gegebenes Wort halten zu können?“

„Leider nicht mehr,“ antwortete der Arzt, den Kopf schüttelnd, „sie wird dem Gewichte ihres Grames erliegen, ohne daß ich es vermag, mit rettender Kunst das Unaufhaltsame zurückzuweisen.“

So wird sie sterben? fuhr der Greis fort, und sah den Arzt fragend an?

„Wenn Gott kein Wunder thut," erwiederte Solatari traurig; „wenn der Gram, der an ihrem Herzen nagt, nicht aufhört, so hilft kein Arzt, keine Kunst mehr."
„O des Jammers! seufzte Eggenstein, „den ein unbegreifliches Schicksal über uns gebracht hat, das uns den Leidenskelch so voll füllte ohne mildernden Balsam darein zu mischen. Euer Geständniß thut mir sehr leid, Solatari, denn ich weiß, daß nur Ueberzeugung aus euch spricht. Die edle Dame hat es nicht verdient, sie ist voll Sanftmuth und Milde, nimmt sich jedes Leidenden an, und kommt jedem mit trostreicher Hülfe entgegen, während es ihrem Herzen selbst an Trost gebricht." Er schüttelte den Kopf und schwieg betrübt, es bewegte ihn schmerzlich, vielleicht bald seine edle Freundin zu verlieren, der er so viel zu danken hatte. —

Während dem trat eine schwarzgekleidete Dame aus dem Schloße in den Garten, auf den Arm einer alten Dienerin gestützt; ein dunkler Schleier war von ihrem blassem Gesichte zurückgeschlagen. Mit wehmüthigem Seufzer hob sie die Augen gen Himmel.

Es war die Edeldame von Hohenschwangau, die bleich und krank im Freien sich ergehen wollte. Der Arzt trat ihr entgegen, „Willkommen edle Dame!" sprach er, „ein guter Genius gab euch den Gedanken ein, an diesem herrlichen Tage einmal das Zimmer zu verlassen, um in der freien Natur Stärkung für den kranken Leib wie für die kranke Seele zu suchen, und befolgt ihr meinen wohlgemeinten Rath, so thut es öfter!"

„Ich danke euch, Solatari!" antwortete sie schwach, „ich fühle, es dauert nicht mehr lange, daß ich euern Rath befolgen kann; mir ist es, als sagte eine innere Stimme, bald löst sich mein Schmerz auf in die großen Harmonien der Ewigkeit, meine Sehnsucht nach dem Verlornen, die hier mein Tod ist, ist dort mein Leben!

— Lange genug ward ich getäuscht von meinem Glauben an die Kraft meines Gebetes; Tage und Nächte kämpfte ich gegen die Ueberzeugung, daß er nicht mehr wiederkehre an mein Herz, bis sie den marternden Sieg gewann — o Gott! —

„Edle Dame!“ unterbrach sie der Arzt, „gebt nicht immer trüben Gedanken Raum, die eure Gesundheit untergraben, entweiht nicht diesen freundlichen Tag mit eurer Trauer, blickt auf die Natur! — Alles, alles richtet sich in ihr wieder auf nach stürmischen Wintertagen, oder nach einem zerstörenden Gewitter; warum nicht auch des Menschen Herz nach einer traurigen Begebenheit.“

Er wollte noch fortfahren, ihr Trost zuzureden, als ein Diener herzutrat, und der Dame meldete, daß ein Pilger vor dem Schloße sey, der sie zu sprechen wünsche.

„Ich kann ihn nicht sprechen,“ antwortete sie, „will er ein Almosen, so laß es ihm reichlich geben, und sage ihm, er solle in Frieden ziehen“

„Vergebt, edle Dame!“ fuhr der Diener fort, „er will euch ausdrücklich sprechen, er sagt, er habe euch eine wichtige Bothschaft zu bringen, und komme nicht blos als Pilger, sondern auch als Abgesandter.“

„Wohl denn! wenn er glaubt, mir etwas Wichtiges mittheilen zu können; — laß ihn kommen.“

Der Diener ging, und bald darauf trat ein Pilger in den Garten, in dunkelbraunem Gewande, gebückten Ganges mit einem hohen Stabe, ein breitrandiger Hut beschattete das Gesicht. „Gott zum Gruß! edle Dame von Hohenschwangau!“ sprach er mit tiefer Verbeugung. „Bereitet euch vor, eine freudige Nachricht zu vernehmen.“

„Freudige Bothschaft?“ fragte die Dame bitter lächelnd — guter, frommer Mann! dieser Ausdruck wird bey mir nicht gerechtfertigt werden, die einzige freudige bringt mir nur der Todesengel.“

„Nicht doch!“ antwortete der Pilger, „was ich euch bringe, knüpft sich an die heiligsten Bande der Natur, denn es ist eine Nachricht von eurem Sohne Hildebold.“

„Von meinem Sohne?“ rief sie in plötzlicher Aufwallung, „er lebt noch, o, sprecht schnell, er lebt doch?“ —

„Ja, edle Dame!“ fuhr der Pilger ruhig fort; „er lebt, — aber hört mich ruhig weiter, und ergebt euch nicht zu schnell eurer Freude, — er lebt, aber in schwerer Gefangenschaft, denn“ —

„O mein Gott! mein Glaube, meine Ahnung hat mich doch nicht getäuscht,“ unterbrach sie ihn wieder, „aber sprecht, wie kann ich ihn befreien? ist er fern von hier? Bedarf es Lösegeld, ihn mir wieder zu erringen? O seyd nicht so karg mit euern Worten!

„Beruhigt euch! — er wird auch bald frey werden. Ich hoffe es. — Eine wunderbare Fügung seines Schicksals hat ihn in die Hände eines mächtigen Bösewichts gegeben, dem er aber entrinnen wird, mit Gottes Hilfe vielleicht schon entronnen ist.“ —

„O, allmächtiger Lenker der Welt! habe innigen Dank; — vergib mir, daß ich an Dir verzweifeln wollte,“ rief sie: „Der Todtgeglaubte, er wird wiederkehren an die Mutterbrust; nur mich zu prüfen, hast du mir ihn vorenthalten — aber,“ fuhr sie, zu dem Pilger gewendet, fort — „edler Mann! sprecht weiter, ihr wißt mehr als ihr sagt, — wann darf ich hoffen, ihn wiederzusehen?“

„Heute noch — vielleicht diese Stunde noch!“ antwortete der Pilger.

„O daß die Stunde, der Augenblick schon da wäre, wo ich ihn in in meine Arme schließen kann,“ fuhr sie fort, indem sie sich frey bewegte, als sey neue Kraft in ihren kranken Körper gekommen; „wo ich ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit die unzähligen Gefahren, in denen er beständig schwebte, vergelten kann!“

Der Pilger trat auf die Seite und überließ sie eine Zeitlang ihrem Gefühl, dann von innerer Bewegung hingerissen, warf er Hut, Stab und Mantel weg, und stürzte mit dem Ausrufe, „Mutter, meine Mutter!“ in die schnellgeöffneten Arme der Edelfrau.

„Endlich erkenne ich dich wieder,“ rief sie mit Entzücken und drückte ihn an die Brust. „Gott sey gelobt! und seine Heiligen, die dich beschützt haben. Dieser Augenblick gibt mir das verloren geglaubte Leben wieder, o mein Sohn, mein Sohn! — aller Schmerz ist dahin und Wonne füllt mein seliges Herz!“ — Sie vergoß Freudenthränen und jugendliche Röthe flog über ihre Wangen.

„Das ist der beste Arzt, den ihr Gott senden konnte,“ sprach Solatari, als er diese überraschende Scene mitansah, zu Eggenstein, „dieser allein spottet aller meiner Kunst und macht mich fortan hier überflüssig.“

„O ich fühle mit ihr, welche Seligkeit ihr Herz durchbebt,“ versetzte der Greis, „und wünsche jetzt zum Erstenmale, daß auch meine Engelbertha in meine Arme zurückkehre, daß ich sie auch wiedersehe nach so langer Zeit, die mir, wie in einem finstern, bewußtlosen Traume vorübergeeilt ist.“

Hildebold hatte diese Worte gehört und rang sich aus den Armen seiner Mutter. „Tröstet euch, alter Freund!“ rief er, diesem die Hand reichend, „den ich nicht vermuthete, hier zu finden. Morgen, so Gott will, wird Engelbertha auch in eure Arme wiederkehren, wenigstens ergieng mein Auftrag an euren alten Thorwart und seine Viola, (zu denen mich ein glücklicher Zufall führte) sie aus dem Kloster hieher zu bringen. Es ist mein Wunsch, daß der helle freundliche Tag, der über mein Leben angebrochen ist, mit ihr seine verklärende Sonne erhalte; durch sie vollendet glücklich, will ich ein Fest feyern, wie Schwangau noch keines gesehen hat und ihr werdet mein liebster Gast seyn; aber euch, Herr Doktor,“ — er wandte sich zu Solatari, — „dem ich

noch viel zu danken habe aus früher Jugendzeit, euch ruft ein dringendes Geschäft von uns weg; ein schwer Verwundeter bedarf nothwendig eurer rettenden Hülfe und ich weiß, ihr spendet sie gerne mit der ganzen Fülle eurer gütigen Seele. Bey dem Einsiedler Stephanus, seitwärts von der Strasse, die gen Tyrol führt, werdet ihr erfahren, wo sich der Unglückliche befindet. Was ihr bedürft zu dieser Reise, steht euch von mir zu Befehle; denn Eile ist nöthig und wer weiß, ob ihr auf den Flügeln des Windes zeitig genug kommt, ihn noch am Leben zu finden. —

Aber Hildebold! unterbrach ihn die Mutter, kaum, daß die Quelle der Freude in reinem Strahle quillt, so trübst du mir sie schon wieder durch räthselhafte Worte. Sprich, was ist geschehen, wer ist der Verwundete?

„Herzensgute Mutter! alles, alles sollst du wissen, doch verzögere dem Unglücklichen durch deine Fragen nicht die dringend nothwendige Hülfe. Wenn Solatari bereit ist, dem Leidenden zu helfen, wenn er sich beeilen will, meinen Wunsch zu vollziehen, so bald als möglich, dann bin ich wieder ganz dein, dann sollst du mich aufmerksam begleiten in meiner Erzählung durch all die traurigen Begebenheiten, durch das Gewebe der Bosheit, das mich von dir zurückhielt.“ —

Der Arzt, ein wahrer Menschenfreund, den es antrieb, mit seinen Kenntnissen jeglichen zu helfen, wo er es vermochte, willigte sogleich in des Ritters Bitte, und bald machte er sich auf den bezeichneten Weg.

Als er weg war, kam Heinrich, Hildebolds Bruder, von der Jagd, in der er sich zu zerstreuen suchte von den Bewegungen seines Herzens; mit Thränen in den Augen umfing er den theuern Bruder; auch Balthasar kam und küßte dessen Hand mit inniger Freude. So glücklich hatten sie alle nicht geglaubt, noch einmal zu wer-

den, als wie sie sich jetzt fühlten, in neuer unerwarteter Vereinigung.

Der Tag verflog in rauschendem Jubel unter unerschöpflichen Mittheilungen, die sie sich gegenseitig zu machen hatten, und sie befanden sich alle noch im Garten, als der Abend sein düsteres Dämmerlicht auf die Fluren verbreitete und die kühle Abendluft in stärkerm Athem durch die Büsche hauchte; erst als die freundlichen Sterne über die Berge heraufzogen und das letzte Abendroth in violettem Duft erstarb, verließen sie die Laube, die sie mit blühenden Armen umschlungen hatte, und begaben sich in das Schloß, von dem heute mehr als sonst, freundliche Lichter durch die Fenster in das schöne Thal weit hinschimmerten.

Spät erst begab man sich zur Ruhe, und der erste erquickende Schlaf nach langer Zeit schloß die Augen der Edelfrau, die, plötzlich geheilt von tiefem Gram, in süßen Träumen schwelgte, in denen ihr wieder der geliebte Sohn entgegentrat; Hildebold aber, so wenig auch ihm in den letzten Tagen Ruhe zu Theil geworden, fand keinen erquickenden Schlaf. In halbwaches Nachdenken versunken, fand ihn der kommende Morgen. Sehnsucht und Liebe und eine bange Sorge um die Folgen, die der mögliche Tod des Grafen von Tyrol nach sich ziehen könnte, beschäftigten seine Seele. Mit Tagesanbruch wuchs seine Unruhe. Er sprang auf, und jagte mit seinem Bruder eine Zeitlang im Walde, um sich zu zerstreuen. Aber als der Nachmittag herbeykam, und die Zeit, wo der alte Franziskus mit Viola und Engelbertha, der geliebten Jungfrau, kommen konnte, ritt er diesen, die Straße entlang, entgegen.

Er war noch keine Stunde weit, als er wirklich den Thorwart und Viola kommen sah, jedoch ohne Engelbertha, was er nicht erwartet hatte. Er tröstete sich da-

her eine zeitlang, sie habe sich vielleicht in einem Verstecke verborgen, ihn zu überraschen oder sich verspätet, aber umsonst — nur Viola und Franziskus kamen auf ihn zu mit trüben Gesichtern, die ihn immer mehr mit trauriger Ahnung erfüllten. „Nicht, was ich erwartete, bringt ihr mir,“ sagte er, als er ihnen nahe war „wo ist mein theueres Kleinod, das ich euch anvertrauen wollte?“ —

„O gnädiger Herr!“ antwortete Franziskus, „trauert um Engelbertha, wie wir; denn in den wenigen Tagen ihres Aufenthaltes im Kloster ist sie so ernst und eingezogen worden, daß sie beschlossen hat, es nie wieder zu verlassen, wozu sie die Aebtissin eifrig ermuntert. Sie spricht so ruhig, so gottselig wie eine Heilige, und doch verrathen ihre verweinten Augen, ihr bleiches Gesicht, daß ein tiefes Leiden in ihrer Brust herrsche.

„Ja, es ist wahr,“ setzte Viola hinzu, „nicht die Ruhe der Religion liegt auf ihrem Gesichte, sondern mehr die mühsam errungene Herrschaft über tiefen Schmerz.

„Unmöglich!“ rief der Ritter. „Hat denn selbst die Kunde, daß ich frei bin, daß ich sie erwarte, nicht mit einem Strahle der Freude ihr Gesicht verklärt? o, sie weiß es nicht, daß ich nur um sie so vieles wagte, meine Freiheit zu erringen.“

„Nein,“ antwortete Viola. „Sie war ernst, wie ich sie nie sah. „Geht hin zu ihm, sprach sie, indem sie mir den Ring zurückgab, den ich von euch ihr übergeben wollte, geht hin mit Gott, und sagt ihm, daß ganz mein Seyn der Einsamkeit hingegeben sey, nicht mehr soll es fortan von einer irdischen Leidenschaft bewegt werden. Ich habe schwere Schulden zu büssen, sonst wären mir nicht so schwere Leiden auferlegt worden. Darum bestürmt mich nicht, mit euch zu gehen; mein Herz blutet, wenn ich an ihn denke; wenn ich ihn sehen würde, über-

wältigte mich der Schmerz; ach, ich will nicht, daß er in meinen Armen die vergesse, die Rang und Stand von mir scheiden; wer vor einer Gräfin in liebender Verehrung niedersinkt, wie sollte der sein Herz mit aufrichtigem Sinne einer armen verlassenen Waise anbieten können. — Sagt es ihm, und lebt wohl, denn ich glaube nicht, daß selbst mein Vater, den Gott selig habe, wenn er zu mir wiederkehrte, mich bewegen könnte, diese heilige Freistätte zu verlassen. — Lebt wohl! —

Als sie das gesagt hatte, entfernte sie sich schnell aus dem Sprachzimmer und ließ uns allein, indem wir staunten, daß ihr Vater gestorben seyn sollte, da wir davon nichts vernommen hatten.

Hildebold hörte mit steigender Verwunderung diesen unwillkommnen Bericht. Es ward ihm immer klarer, daß hier ein Irrthum obwalten müße; aber daß sie ihn untreu halte, daß sie glaube, er habe sie vergessen und die Gräfin geliebt, das that ihm sehr wehe, und er wäre gerne schnurstraks zu ihr hingeeilt, ihr diesen Irrthum zu benehmen, wenn nicht Lebensgefahr damit verbunden gewesen wäre, da er wohl zu fürchten hatte, daß man ihm auf tyrolischem Gebiete nachstellen werde.

Auf Schwangau angekommen, sahen Viola und ihr Vater mit freudigem Staunen Engelbertha's Vater, glücklich und gesund, der aber auch mit stiller Trauer die Antwort seiner Tochter auf des Ritters Verlangen vernahm, und sich verwunderte, daß sie ihn für todt hielt.

„Ach, gestrenger Herr!“ sagte Franziskus, „wir glaubten auch, daß ihr gestorben wäret, als sie es uns sagte, denn seit jener verhängnißvollen Nacht haben wir nichts von euch erfahren; — o, wenn sie es wüßte, daß ihr noch so wohl und gesund seyd, wenn sie euch wieder sähe, den Vater, dem sie von Jugend auf so treu

anhing, gewiß! sie würde dann ihre Gesinnung ändern, sie bliebe bey euch, und an dem Vaterherzen lebte ihre Jugend wieder auf."

„Ja, erwiederte der Greis mit Wärme, von einem kühnen Gedanken ergriffen, ich will hin zu ihr, mein einziges gutes Kind wieder sehen, meine übrigen Ländereien verkaufen, eine Hütte bauen auf den Ruinen meiner Burg und ein stilles Leben führen, wie ein schlichter Landmann; — die Gastfreundschaft einer mir ewig unvergeßlichen Familie kann ich ohnehin nicht länger in Anspruch nehmen, da ich so viel Gutes genossen, für das ich nur herzlichen Dank als Gegengabe bieten kann."

„Wie?" unterbrach ihn Hildebold ernst, „glaubt ihr, weil wir den Kranken gepflegt haben, wird uns der Genesene nicht auch ein willkommener Gast seyn, denkt nicht so von uns! — Aber hört mich; dann handelt nach eurem Gefallen. Zieht hin gen Tyrol, verkauft Alles, was ihr dort noch euer nennt, führt eure Engelbertha aus dem Kloster, sagt ihr, daß sie mich ganz verkenne, daß ich nie eine Andere geliebt und verehrt habe, als sie, und wenn ich jemals niedersank vor der Gräfin von Tyrol, so war es damals, wo ich ihr betheuerte, daß man mich schuldlos in einen fürchterlichen Kerker geworfen, daß ich mich keines Fehlers bewußt bin, daß ich eine solche unritterliche Haft nie verdient habe; — sagt ihr das, schwört ihr es zu, daß es reine Wahrheit ist, und dann kehrt zurück; Eine Familie wollen wir alsdann hier bilden, die Glück und Liebe in heiliger Eintracht verbindet."

Edler Ritter und Freund! rief der Greis mit verklärtem Gesichte und drückte diesem die Hand, wohlan, es sey! — Nicht mehr will ich dort wohnen, wo mich das Unglück so schwer heimgesucht hat, wo der Sohn meines Landesherrn mein größter Feind geworden ist; den aber gerechte Rache traf, und auch mein Kind soll nicht

dort bleiben, wo sie kein Glück erwartet; die schöne Perle soll nicht fehlen in unserer Mitte, sondern eine erfreuliche Zierde darin seyn. Euern Vorschlag auszuführen, sey mein eifrigstes Beginnen, denn dadurch will ich meine Dankbarkeit an den Tag legen, zu der mich das viele Gute, das ich in eurer Familie genossen, verpflichtet.

Mit der Gewandtheit eines Jünglings machte er sogleich Vorbereitungen zur Abreise und mit des nächsten Tages Anbruch, nachdem er von Allen Abschied genommen, verließ er, von zwey Knechten begleitet, Hohenschwangau, um sein Vorhaben, so bald als möglich, auszuführen, woran ihn nicht allein sein, Hildebold gegebenes, Wort, sondern auch die Sehnsucht, die geliebte Tochter wieder zu sehen und in ein neues Leben zurückzuführen, ermahnte.

Hildebold aber, dem die wenigen Tage, seit er sich wieder in Freyheit befand, nicht den hohen Genuß gewährten, den er erwartet hatte, war stille und nachdenkend; aus seinen Augen sprach sanfte Wehmuth verkannter Liebe; und nicht tröstende Hoffnung, noch die aufheiternden Worte seiner zartfühlenden Mutter fanden Eingang in seinem Herzen. Gerne überließ er sich einer ruhigen Melancholie, die ihn in düstere Lauben und in die einsame Natur hinauszog, wenn die Sterne an dem dunkelblauen Himmel glänzten und die Nachtigallen in den dunklen Büschen schlugen. Wenn der Mond seine milden Strahlen herabwarf und der kühle Nachtwind durch die Bäume flüsterte, gleichsam Ruhe ausströmend über die lebenden Wesen, — in dieser Zeit erschuf er viele seiner sanften wehmuthsvollen Lieder, in denen sich verkannte Liebe auf eine zarte, rührende Weise ausspricht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Hyänenjagd in Afganistan. — Während seiner Reise durch Asien verweilte der brittische Lieutenant Conolli einige Zeit bey den Afganen. Unter andern Zerstreuungen seiner Wirthe wohnte er auch einer Hyänenjagd bey, an der ebenfalls ein Offizier Seind Daud, Theil nahm, der ihm erzählte, daß es in diesem Lande mehrere unerschrockene Jäger gäbe, welche einzeln die Hyänen in ihren dunkeln Höhlen überfallen, sie bändigen und gefesselt an's Tageslicht bringen. Ein solches Unternehmen schien dem Engländer eben so sonderbar als gefährlich, und es wurde ihm schwer, der Versicherung seines Begleiters unbedingten Glauben beyzumessen. »Ihr werdet selbst sehen — entgegnete dieser, auf des Andern Einwürfe, — »ob ich die volle Wahrheit gesagt oder nicht.« — Bald darauf entdeckte man die Fährte einer Hyäne. Ein Mann, der nur zur Noth gekleidet war, und keine andere Waffe, als Messer im Gürtel trug, trat hervor mit einem Stricke, der zwey Schleifen hatte, in der rechten, und einem kleinen Filzmantel in der linken Hand. So ausgerüstet trat er ruhig in des blutgierigen Thieres enge Höhle. Bey seiner Näherung zog sich das Thier immer weiter zurück, bis in ihres Baues Hintergrund, wo ihr kein Ausweg mehr blieb. Der Mann, obgleich auf allen Seiten von der tiefen Dunkelheit umschlossen, konnte dennoch sehr gut alle ihre Bewegungen bemerken, da ihrer Augen ausserordentliches Funkeln ihm immer den Ort andeutete, wo sie sich befand. Er rutschte auf den Knieen der wilden Bestie näher, die von Furcht ergriffen, sich keineswegs zur Vertheidigung bereit machte, und nur sich zu verbergen, sich in sich selbst zusammenzukauern bedacht war. Endlich ganz nahe vor ihr wirft er ihr den Filzmantel über den Kopf und zieht in dergestalt zusammen, daß sie seiner sich nicht mehr zu entledigen vermochte. — Das Thier ist über diesen plötzlichen Angriff so bestürzt, daß es sich noch mehr zusammendrückt, und, obgleich es in den Filz beißt, giebt es sich doch keine Mühe, seiner Zähne Schärfe auch an dem kühnen Jäger zu üben. Dieser ergreift nun des Wildes Vorderbeine, zieht die Schleife darum fest, schlingt den Strick rasch um den Hals, und schnürt die Beine damit zusammen, wornach er seine Beute ohne alle Gefahr ans Tageslicht schleift. — Man bringt die Hyänen gewöhnlich auf solche Art in die Städte, wo

man sich ihrer zu Jagdbelustigungen bedient, indem man ihnen jedoch einen Knebel im Rachen befestigt, damit sie die Hunde nicht beissen können. —

Benützung des Spinnengewebes. — Gegen Ende des letzten Jahrhunderts legte Rou von Montpellier der königl. Akad. der Wissenschaften zu Paris eine Denkschrift vor, über eine Art Seide, welche er aus den Gewebe der gemeinen Hausspinne bereitete. Er hatte seinem Berichte einige Muster beygefügt, die mit vieler Theilnahme untersucht wurden. Die Spinnenseide war allen Veränderungen, durch ihr Zurichten auf der Seidenmühle und durch ihre Vorbereitung unterzogen worden. Sie war gekämmt, gesponnen und zu verschiedenen Zeugen gebraucht. Man bemerkte unter den von ihm eingesandten Gegenständen ein Paar Strümpfe und mehrere Paar Handschuhe. — Die Akad. beauftragte eines ihrer Mitglieder, den berühmten Réaumür, mit Beobachtung der Arbeiten, durch die man es so weit gebracht, die vorgelegten Erzeugnisse zu erzielen. Der Bericht war nicht ganz günstig für die Entdeckung. Die Spinnenseide sey von schlechter Qualität, und jedes dieser Thiere bringe kaum so viel Seide hervor, daß es sich der Mühe verlohne, sie zu sammeln. Die eigentlichen Seidengewebe überträffen sie weit, auch sey es unmöglich, die Spinnen in Gemeinschaft zu erziehen.

Seitdem haben mehrere Personen sich bemüht, die vorangedeuteten Schwierigkeiten zu beseitigen, was jedoch Niemand gelingen wollte. Der Fabrikant Rolt, wohnhaft in der Freytagsstrasse in London, hat ganz neuerdings seine Experimente weiter ausgedehnt, und nicht eher geruhet, als bis er die Gewißheit eines vollkommen scheinenden Erfolgs gehabt. Er hat der Gesellschaft der Künste in London einige Muster von seiner Spinnseide vorgelegt, die in der That wenig zu wünschen übrig lassen. — Seine Versuche hat er gewöhnlich mit der Gartenspinne (aranea diadema) angestellt. Eines Tages nahm er eine solche auf die Hand; das Thier spann sogleich einen Faden, um auf die Erde zu kommen. In dem Maße aber, als es den Faden wieder ausließ, wickelte Rolt ihn um den Finger, wodurch er das Insekt nöthigte, immer fort zu spinnen. Er begab sich in seine Wohnung, wo er den Spinnfaden an einer Dampf-Haspel befestigte, die sich sehr rasch um-

drehte, während die Spinne immer mehr Faden bildete. Als sie endlich erschöpft schien, hatte Rolt einen Faden von 750 Fuß Länge erhalten. Er ließ nun 20 Spinnen arbeiten, und erhielt von denselben binnen zwey Stunden einen Faden von 18000 Fuß Länge, dessen Farbe weißlich, und metallartig glänzend ist. — Der Faden der Gartenspinne ist feiner als der des Seidenwurmes, aber auch fünfmal schwächer. Sein Gewicht ist in direktem Verhältniß zu seiner Stärke. Die Spinne kann zweymal jährlich einen 750 Fuß langen Faden spinnen, während der Seidenwurm auf einmal einen solchen von 19000 Fuß Länge spinnt. Es ergiebt sich daraus, daß der Ertrag des Seidenwurms zu dem der Spinne sich wie 6 zu 1 verhält, und daß, wenn 3500 Seidenwürmer ein ℔. Seide geben, man 22000 Spinnen braucht, um einen gleichen Ertrag zu erzielen. — Es hat nicht gelingen wollen, die Spinnen in Gemeinschaft zu erziehen, weil sie unaufhörlich sich angreifen, und gegenseitig auffressen. Um sie zu erhalten, müßte man jeder eine besondere Zelle anweisen, man müßte eine Art Binnenkorb erbauen, indeß würde die Spinnen-Erziehung immer so kostspielig ausfallen, daß man schwerlich auf hinreichende Weise durch die gewonnene Seide entschädigt würde. —

Drey Räthsel.

1.

Die Sonne hat's und auch der Mond,
Und jeder Körper, der glänzet,
Die silberne Tasse hat es auch,
Worauf man die Speisen kredenzet,
Das Wasser hat's, die Milch, der Wein,
Gar stark hat es der Edelstein,
Ein jedes Wesen hat's eigentlich,
Sonst würd' es dem Auge nicht zeigen sich;
Und oft ist es wieder ein Bogen Papier,
Worauf man Etwas bestättigt dir;
Doch trauen mußt du dem ganzen Wort,
Mein Leser nur äußerst selten,
Es ist nur die Schale, die niemals dir
Für den Kern der Sache darf gelten.

2.

Ich bin ein Wort, gar vielfach genannt,
Allein und mit andern verbunden,
Bey Thieren bin ich als Waffe bekannt,
Sie können mit mir dich verwunden,
Zu Dosen, zu Pfeifen beym Rauchen,
Zu vielerley kannst du mich brauchen.

Und jaget im Walde der Jägersmann,
So pflegt er mich mit sich zu nehmen,
Und stimmt das Orchester ein Musikstück an,
Muß ich mich zu tönen bequemen,
Und reisest du fort recht geschwinde,
Ich immer vor dir mich befinde.

Ich hab' einem Baum, einem Stein, einem Kraut,
Einem Fisch, der Coralle, auch eben
Der Pfeife, der Blende, dem Silber, der Haut,
Einem Vogel den Namen gegeben,
Der Ehemann nur kann mich nicht leiden,
Und ließ meinetwegen sich scheiden.

3.

Ich bin ein sonderbares Thier,
Ich krieche, fliege, springe,
Am Kopfe wachsen Hörner mir,
Trag' oft am Leibe Ringe,
Vielleicht bin ich in diesem Augenblick bey dir; —
Du hörest mich, wenn ich im Grase singe,
Du issest mich, bewunderst meine Zier,
Wenn ich die bunten Flügel schwinge,
Gleich, wenn ich komme aus dem Ei,
Legt man mit einer Maske mir
Ganz einen gleichen Namen bey.
Und später nennt man mich hinfür
Wie jenes Ding, womit in Kinderjahren
Die kleinen Mädchen gern beschäftigt waren.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 19tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Hildebold von Schwangau.

Ein romantisches Gemälde aus dem Mittelalter;

von W. v. Hoven.

(Schluß.)

Fünfzehntes Kapitel.

Ob sie mir ihr Genaden nicht verbunde?
So das beschehe seht so wurde mir wohl rath
Ihr roter Munt der so gar guetlichen stat
Ob sie mir den zu küssene wohl gunde
Und also das es doch nieman befunde
Das Herzeleit ich sanfte überwunde.

Hildebold v. Schwangau.

In den Zimmer der Gräfin von Tyrol herrschte eine ängstliche Stille, alles schlich leise umher, damit kein Geräusch den verwundeten Grafen wecke, dem der erste wohlthätige Schlaf, die beste Arzney für einen Kranken,

die ermatteten Augen schloß. Um ihn her war sanftes Dämmerlicht; denn alle Vorhänge waren zugezogen, um dem grellen Lichte der Morgensonne das Eindringen zu wehren. Die Gräfin saß vor des Schlummernden Bett in einfacher Trauerkleidung, und sah mit ängstlich klopfendem Herzen auf seine bleichen Züge.

Seit dem Augenblicke, als er in einer Sänfte gebracht worden war, hatte sich ihre ganze Liebe dem Gatten wieder zugewendet, und durch die eifrigste Sorge für ihn, durch die freudigste Aufopferung der Liebe, mit der sie sich Tag und Nacht unausgesetzt um seine Gesundheit bemühte, von reger Hoffnung erfüllt, ihn bald aus seinem traurigen Zustande zu befreyen, schien es ihr, als sey ihre Liebe zu Hildebold und alle die abentheuerlichen Begebenheiten mit ihm, ein längst vergangenes Intermezzo in ihrem Leben gewesen, als sey nur ein wunderbarer Traum an ihrer Seele vorübergegangen. Für den Gatten wieder gewonnen, sorgte sie ängstlich für seine Ruhe; sie lauschte auf seinen Athem, sie legte ihre zarte Hand sanft an seine Brust, um den Schlag des Herzens zu fühlen, ob sein Blut wieder in gesunder Ordnung walle. Sie fühlte, daß sie ihn jetzt mehr liebe als jemals; denn ein anderer Mensch war er seit dem Unglücksfall geworden; weit sanfter und liebevoller gegen sie, und das eiferte sie an, sich ihm in diesen schönen Eigenschaften nur noch in erhöhtem Grade zu zeigen. Beyde fühlten sich gleich schuldig gegen einander, und jedes hielt sich für verbunden, sorgfältig seinen Fehler zu verbessern. Gleichsam ein neues Leben begann in ihrer Liebe; verwischt waren die Erinnerungen aus vergangener Zeit.

Nach einem süßen Schlummer erwachte der Graf; er schlug matt die Augen auf und erblickte seine sorgsame Gattin neben sich. „Mathilde!“ flüsterte er, und richtete sich an ihrem Arme auf, — „war mein Vater da?“

„Ja, er befindet sich jetzt im grünen Zimmer mit dem Arzte Solatari.“ —

„Ist ihm alles genehm, was ich verlangte?“ fragte er wieder. —

„Alles, mein Otto! Alles,“ antwortete sie, „warum sollte es ihm nicht genehm seyn! du verlangst ja nur, dein Unrecht wieder gut zu machen, und denjenigen zu vergelten, die durch deine Heftigkeit Ungemach erduldeten. —

„Gott sey Dank! nun ist mir leichter um das Herz. Wie ein entschwundener schwerer Traum liegt es hinter mir; heiter blicke ich in die Zukuuft. — Geh! rufe meinen Vater und den Arzt; ich will sie sprechen.“

Die Gräfin umfaßte ihn sanft und sagte mahnend: „Genug der Worte! — so viel du deren jetzt ersparest, um so viele Tage verlängerst du dein mir so theures Leben.“ Er aber drückte einen leisen Kuß auf ihre Lippen. „Geh, ich bitte dich, sprach er, mein Herz ist noch nicht ganz ruhig;“ — und sie ging.

Gleich darauf trat der edle Herr Graf zu Görtz und Tyrol mit sorgenumwölkter Stirne herein; an seiner Hand hüpfte der kleine Otto, der seinen Schmerz nicht recht verstand; die Gräfin kam mit ihm und der lange Solatari.

„Mein theurer Vater!“ sprach der Kranke, indem er diesem die Hand reichte, „vergebt mir meine Irrthümer, meine Fehler und den Kummer, denn ich euch bereitet habe! — wenn euch eine aufrichtige, gute Früchte bringende Reue befriedigen kann. Mein tolles Treiben ist zu Ende, sanfteres Blut rollt in meinen Adern, ich bin ruhiger geworden. — Eure wahrheitsvollen Mahnungen will ich fortan besser im treuen Herzen bewahren und euerm edlen Vorbilde nacheifern. — Dem Schwangauer habe ich von ganzem Herzen vergeben; zwar hat er mir Schweres zugefügt, aber es war eine Lehre für

mich. Freundschaft soll fortan zwischen mir und ihm bestehen. — „Ihr Doktor!“ er wandte sich an Solatari, „der ihr den Samen des Guten in mein Herz gestreut, nehmt meinen aufrichtigsten Dank dafür und überzeugt euch bald, daß er gute Früchte bringt; — ein segenreicher Tag soll aufgehen über meine Länder mit meiner Gesundheit. — Der Einsiedler Stephanus, aus dessen thörichter Anhänglichkeit an mich eine Reihe unseliger Begebenheiten entsprang, soll sich in ein fernes Kloster verbergen, oder sich weit zurückziehen in die Klüften der Berge, daß er meinem Auge nicht mehr begegne.“

Der alte Eggenstein wird wohl auch mit mir zufrieden seyn, so hoffe ich, und was ich ferner für ihn thun kann, geschieht mit freudigem Herzen, — und somit ist Alles abgethan, was mein Herz beschwerte, ich erlaube mir nun nur noch die Frage an Euch, mein Vater, ob Ihr so mit mir zufrieden seyd? —

„Mein Sohn!“ erwiederte der Greis mit Thränen in den Augen, „einen so freudigen Augenblick hast du mir in deinen Leben nicht bereitet, Gott segne dein Vorhaben!“ —

„Amen.“ setzte der Sohn hinzu. „Er wird mir gnädig seyn und mir helfen, wenn ich von diesem Lager aufstehe, ein neues rechtliches Leben zu beginnen.“ —

Er sank zurück auf sein Bett, erschöpft vom langen Sprechen, Solatari verband aufs neue seine Wunde und äußerte seine Freude über das Gelingen seiner Heilkunst. Die Züge des alten Grafen erheiterten sich, als er das hörte, und verließ glücklicher, als er gekommen war, das Zimmer, die Ruhe nicht zu unterbrechen, die wieder die Augen seines umgeänderten Sohnes schloß. Er überließ ihn der treuen Pflege seiner Mathilde, der der Arzt die Versicherung gegeben, daß binnen drey Wochen der Kranke seiner völligen Gesundheit nahe seyn werde, und ergötzte

sich an der Munterkeit seines lieben Enkels, in dem er schon einen viel versprechenden Nachkommen sah. —

Es war desselben Tages gegen Abend, trübe Wolken verdeckten die Sonne und der Südwestwind verkündigte Regen; auf Hohenschwangau war es ruhig und still, denn nicht mehr herrschte der laute Jubel des Wiedersehens. Die Edeldame saß in einem Erkerzimmer in stilles Nachdenken versunken über den Gram ihres Sohnes, den sie nicht ganz verstand und vergebens zu verscheuchen gesucht hatte; Hildebold war selbst beschäftigt, Schriften und Dokumente seines Vaters zu ordnen, da er sich selbst Zerstreuung zu suchen schien, als plötzlicher Trompetenruf ihm die Ankunft eines fremden Ritters ankündigte; er flog die Treppe hinab, und sah mit Verwunderung einen reichgeschmückten Ritter mit glänzendem Gefolge, eine schwarzverschleierte Dame an seiner Seite bey ihm einsprechen. Seine Verwunderung stieg, als er den alten Eggenstein erkannte, der sich mit jugendlicher Kraft vom Pferde schwang und ihm die Rechte reichte. „Mein edler Freund!“ sprach er zu Hildebold, der ihn mit zweifelhaften Blicken betrachtete, ich begrüße euch jetzt nicht nur als Freund, sondern auch als glückbringender Gesandter von dem Grafen zu Görz und Tyrol. Ein guter Gott hat über uns gewaltet, der uns weit mehr gab, als wir erwartet haben.“

„Ich habe nur Eines erwartet,“ antwortete Hildebold, „wenn ihr mir dieses nicht bringt, gibt es keine freudige Kunde mehr für mich, und die traurigste ist mir allein die willkommenste. — Was sprach eure Engelbertha?“

„Was sie euch jetzt selbst sagen kann,“ erwiederte der Greis, und führte die verschleierte Dame herbey. „Sie kehrt wieder!“ rief Hildebold in aufjauchzender Freude; „Willkommen, Engelbertha! mein Engel, mein Alles!

Sie schlug den Schleier zurück, und sank ihm in die ausgebreiteten Arme. „Kannst du meinen Irrthum vergeben,“ flüsterte sie, und verbarg schamroth das Gesicht an seiner Brust.

„Alles ist vergeben und vergessen,“ antwortete er, „die reuige Seele, die ein verlornes Paradies wiederbringt, kann ich nicht von mir weisen, ich will dich fest an mich schließen, daß kein Mißverständniß mehr eine Scheidewand zwischen uns werfe; — sey mein auf ewig!“

„Ich war es ja immer,“ entgegnete sie, und warf einen Blick voll unaussprechlicher Liebe in seine Augen.

„Heil mir! daß nun mit meiner wiederkehrenden Liebe auch all mein Glück wiederkehrt!“ rief er freudig. — „Gottes Segen über euch!“ unterbrach ihn Engelbertha's Vater, „o, daß ich euch beglücken konnte, edler Freund! macht auch mich glücklich, aber noch ist's nicht all das Gute, was ich euch bringe, — hört mich! — Der Graf von Tyrol hat euch alles vergeben, was ihr ihm gethan, und er will, daß ihr fortan nur im freundschaftlichsten Vernehmen mit ihm stehen sollt; mir hat er angeboten, meine Burg wieder aufbauen zu lassen, wie sie gewesen, oder eine gleiche Entschädigung an Geld; Letzteres habe ich angenommen, um mir in eurer Nähe ein Schloß zu bauen, in dem ich meine alten Tage zubringen will.“

„Gottlob!“ rief Hildebold, und küßte Engelbertha; „so hat noch alles gut geendet, so ist die letzte drohende Wolke am Himmel unserer Zukunft verschwunden, eine strahlenreiche beglückende Sonne ist mir mit dir über dieses Schloß aufgegangen.“

Aufgelöst in Wonne führte er die Angekommenen nunmehr zu seiner Mutter, und stellte dieser die Jungfrau vor, der er gesonnen sey, fortan Leben und Liebe zu widmen, die sein Herz und seinen liebsten Wunsch erfüllt, ihm angehören zu wollen in Glück und Leid.

Engelbertha senkte das rosige Antlitz, und die Burgfrau küßte sie auf die Stirne, indem sie sie willkommen hieß. Gastlich wies sie dann ihr und ihrem Vater Zimmer an, und beobachtete die Jungfrau in ihrem Thun und Lassen; sie fühlte sich immer mehr zu ihr hingezogen, je länger sie sie beobachtete, und fand immer mehr, daß Hildebold für eine Gattin keine Würdigere hätte finden können. Sie entsprach ganz ihren Wünschen für ihn; das edle sanfte Wesen schien recht geschaffen in ihren stillen Wohnort, in ihren häuslichen Kreis. Sie gewann sie ausserordentlich lieb, um so mehr, als sie sah, wie glücklich Hildebold durch sie war, in welcher Seligkeit er oft Stunden wie Augenblicke durchlebte und mit welcher reinen Liebe sie an ihm hing. —

Der bestimmte Hochzeittag rückte heran, ohne daß sie alle wußten, wo die Zwischenzeit hingekommen war, und an einem freundlich-sonnigen Tage ging die Vermählung des edlen Paares vor sich, die alles mit Jubel erfüllte; die ganze Natur selbst schien die Freude zu theilen, ein sanfter Zephyr wehte lieblich durch die Luft, und die Sonne blickte klar und freundlich durch die Bäume in den Schloßgarten, in dem es mehr und mehr lebendiger ward, denn jeder, wer nur immer kam, von nah und fern, war heute geladener Gast, und konnte sich im Garten bey tyrolischem Weine, und dem fröhlichen Klange von Pauken und Trompeten ergötzen.

Abgesondert von der Menge, befand sich die glückliche Familie in ihrem Prunkgemache. An einer reichbedeckten Tafel saßen sie beisammen; Engelbertha mit einem köstlichen Perlenschmuck über dem blausammtenen Kleide, und blitzendem Diadem auf dem Haupte, neben ihr ihr Vater in reicher Kleidung, und die edle Burgfrau von Schwangau, deren ältliches Gesicht innige Freude verjüngte, ihr gegenüber Hildebold, der mit seligen Blicken seine Braut betrachtete, und neben ihm sein Bruder.

Eben hatte der alte Harfner, dessen süßen Minneliedern sie gehorcht, geendet. Geleert waren die glänzenden Pokale mit freudigem Toaste auf das Wohl des Brautpaars, — da trat ein fremder Gewerkmeister herein, nahte sich dem alten Eggenstein, und sagte ihm heimlich etwas ins Ohr.

Freudig erhob sich nun dieser, und sprach zur Versammlung:

„Liebe Freunde und Gäste! — heute, an dem Tage, wo meiner Engelbertha Glück gegründet worden, will ich den Grundstein legen zu einem neuen Schloße, ganz in der Nähe meines lieben Schwiegersohnes; — Frauenstein soll es heißen! zum ewigen Angedenken an diesen Tag; — darum folgt mir nun! in feierlichem Zuge wollen wir an den Ort wandeln, wo dieser wackere Baumeister alles vorbereitet hat.“ —

Alle erhoben sich und der Greis bot der Edeldame den Arm. Folgsam seinem Worte, bildete sich der Zug; Herolde mit Wappenschildern schritten voran, nach ihnen kamen Pauckenschläger und Trompeter, einige Geistliche, dann Engelbertha an der Seite Hildebolds, die wie ein Engel dahin zu schweben schien. Ihre Eltern folgten auf das schöne Paar, und Heinrich, dann sein Freund Ulrich von Füssen. Mehrere Anverwandte schlossen den Zug.

Der Weg ging durch einen lichtgrünen Buchenwald in das Thal hinab, in dem der Frühling mit seiner ganzen Pracht, mit all seinen muntern Sängern, mit seiner Schönheit und Heiterkeit herrschte.

Alles war fröhlich und theilte das Glück der Glücklichen, ein einziger Jüngling nur machte eine Ausnahme davon. Er stand unter einer großen Buche, die mit weit hinreichenden Aesten einen wehmüthigen Schatten auf seine bleichen Züge warf; eine schwarze Feder auf dem glänzenden Helme und eine violette Schärpe um den Leib bezeichneten seine tiefe Trauer. Mit feuchten

Blicken sah er den Vorüberwandelnden nach, die ihn nicht bemerkten.

Als der Zug hinter den Bäumen verschwunden war, wandte er sich zu seinem Freunde, der mit verschränkten Armen neben ihm stand, und ihn bisher schweigend beobachtet hatte. „Dort geht er hin,“ sprach er, mit melancholischem Ernste, „dort geht der Glückliche hin, und weiß nicht, wie viel mich sein Glück kostet, dort geht er hin, und lehrt mich, daß ich selbst nicht mehr den Worten eines Freundes trauen soll, eines Freundes, der mir versicherte, daß er mir nicht mehr im Leben und der Liebe entgegentreten werde. — O Landsberg, wie hast du mich betrogen!“

„Ich betrog dich nicht, Hartwich!“ versetzte Albrecht von Landsberg, „Ich war und bin dein treuer Freund und du wirst es einsehen, wenn ich jetzt mein Wort breche, das ich einem mir Unbekannten gab, wenn ich jetzt das verrathe, was ich verschweigen sollte, da ich den Schwangauer frey und glücklich sehe.

„Ja, rechfertige dich! wenn du kannst, und häufe nicht noch mehr die Zweifel an deine Freundschaft,“ versetzte Hartwich.

„Höre mich und dann urtheile,“ sprach Albrecht, „ich will dir Alles offenbaren.“

„In jener Nacht, nach der wir an der noch rauchenden Ruine Eggenstein vorüberzogen, ging ich nach Mitternacht aus dem Quartier, du weißt, daß ich Nachts selten Ruhe habe, und ging auf der Straße umher, um meine bösen Träume zu vergessen, die mich immer plagen. Der Mond leuchtete schwach aus den Wolken hervor; da sah ich mehrere Reiter, die des Weges kamen mit einem Ritter, der auf ein Pferd gebunden war mit verbundenen Augen, und beging die Thorheit, den Schwangauer zu erkennen. Sogleich ward auch ich ergriffen,

und konnte mich nur mit dem heiligsten Versprechen loskaufen, keiner Seele etwas von dem Schicksale des Ritters zu sagen, da dieser für diese Welt verloren sey. Ich erhielt noch eine Belohnung dazu, und hielt mein Wort getreu, bis auf den einzigen Wink, den ich dir gab. — Das ist alles, was ich dir sagen kann; wo jener hingebracht ward, wie er wieder hieher kam, — ich kann es beschwören, — ist mir ein Räthsel wie dir. Jetzt, hoffe ich, bist du mit dem aufrichtigen Freunde zufrieden.

„Ach! daß alle meine Sterne untergehen, daß alles, was ich liebte, was ich hoffte, gefühllos sich von mir wendet," seufzte Hartwich, „daß ich ganz verloren bin, und keine rettende Leuchte mir den Weg aus meines Leben Dunkel zeigt." —

Unwillig wandte sich Landsberg von ihm weg, ging einigemal auf und ab, und stellte sich dann wieder vor seinen schwärmerischen Freund. „Noch einmal Hartwich! bitte ich dich, gebe der Stimme der Vernunft Raum, jetzt siehst du doch vollends, wie zwecklos, wie ohne Erfolg deine ganze Liebe war, wozu war dein Weilen in der Nähe der Barmherzigen, wovon ich dich so oft abrieth. Was lohnte es dir, daß sie dich, für den Schwangauer haltend, in stürmischer Nacht einfingen, das Gesicht verbanden und fortführten, bis sie den Irrthum gewahr wurden? Was lohnt dich dafür, noch einmal hieher zu gehen, und den Dolch in die alte Wunde zu drücken, um vollends daran zu verbluten?" —

„Ruhig, Albrecht, ruhig!" antwortete Hartwich sanft, „du hast die Liebe nie gekannt, nie hat ein Funke dieser Flamme dein Herz erglüht, darum schelte mich nicht." Ich wollte, ich mußte sie noch einmal sehen, und nur noch einmal will ich ihren Augen begegnen, dann, — ich hab es geschworen, — nie wieder! dann habe die Ver-

zweiflung ihre Beute, und zermalme vollends die liebende Brust.“

Als er so sprach, kam der Zug wieder durch den Wald zurück, Engelbertha's Blick fiel auf Hartwich, der mit leidenschaftlich glühenden Blicken sie durchbohren zu wollen schien. Sie senkte das Auge betroffen zu Boden; es war ihr eine unangenehme Empfindung, sich von des Ritters Leidenschaft, die sie nie begünstigt hatte, jetzt noch verfolgt zu sehen, was sie schon im Kloster, trotz ihrer Zurückgezogenheit bemerkt hatte. Diesesmal war es aber das Letztemal, denn kaum als sie seinen Blicken entschwunden war, warf er sich stürmisch auf sein Roß und jagte davon, daß ihm kaum sein Freund nachkommen konnte. —

Bald darauf verließ er seine Heimath, Tyrol, und zog nach Italien zu dem Heere des Kaisers Friedrich, das gegen die Mailänder kämpfte und war einer der ersten, der seine Verwegenheit im Kampfe mit dem Leben büßte. Engelbertha vergaß den Unglücklichen in Hildebolds Armen, nur in des Gatten Glück das eigene wieder findend. Es verging keine Stunde, kein Augenblick, daß sie sich nicht mit ganzem Herzen dafür bemühte; durch sie fand auch er reichlichen Ersatz für die vielen Leiden, die er sowohl in Palästina, als Tyrol erduldet hatte. Reichthum und Ueberfluß herrschte um ihn, und Söhne, kräftig und edel, wie er; und Töchter, sittig und hold, wie sie, erblüthen dem glücklichen Paare, lange Dauer verkündigend dem Geschlechte der Edlen von Hohenschwangau.

Der Vorhang rauscht nieder vor das Gemälde, die Geschichte ist geendet; — sechs Jahrhunderte fliegen vor dem freundlichen Leser vorüber, und er steht wieder in der Gegenwart. Die schöne romantische Zeit mit ih-

ren kräftigen Männern, mit ihren Burgen und Schlössern liegt wieder weit hinter ihm in nebeldüsterer Ferne und nur, wie schwache Traumgestalten, wandeln die Schatten der Vergangenheit an seinem Geiste vorüber. Das Geschlecht der Edlen von Schwangau ist längst ausgestorben, aber heute noch steht das Schloß auf seinem stolzen Hügel und überragt eine reizende Gegend voll romantischer Pracht; nach sechs Jahrhunderten, wo die meisten Burgen und Schlösser in Schutt und Trümmer liegen, erhebt es sich noch, wie ein Phönix aus der Asche, jugendlich schön. Ein gütiger Schutzgeist waltet darüber und erhält es als ein Denkmal mehr an eine schöne Vergangenheit und wenn wir hinaufsteigen unter schattigen Bäumen zur Burg in einsamer Stille, die nur die rauschende Quelle unterbricht, wenn wir hinwandeln an dem alten Gemäuer, dann ist es, als wenn die zarten Töne des liederreichen Sängers durch die Bäume zitterten uud süße Wehmuth in die ergriffene Seele hauchten, da ist es, als tauche die Vergangenheit wieder auf vor der schwärmerischen Seele, mit ihren lieblichen bezaubernden Gestalten, mit ihren verwegenen Helden, mit ihren Pilgern und Mönchen, und zurückgeworfen in den Spiegel der Phantasie, verwebt sich Alles dieses in lebendige Bilder.

Eines dieser Bilder habe ich aufgefaßt, habe es fest gehalten und gestrebt, es treu wieder zu geben zur Erinnerung an jenen Sänger, dessen Lieder sich sechs Jahrhunderte erhalten haben.

Möge es die Nachsicht des gütigen Lesers erhalten, und die strenge Kritik das Streben, den Anforderungen der Kunst zu genügen, in ihm wenigstens nicht verkennen.

Braut und Bräutigam.

Diese Namen bezeichnen das schönste und zarteste Verhältniß, welches hienieden zwischen Personen beyderlei Geschlechts denkbar ist. Wenn die Herzen sich gefunden, der Mund den heißen Wunsch des Besitzes ausgesprochen und erwiedert, und alle etwanigen Hindernisse einer dauernden Vereinigung beseitigt worden, tritt der Augenblick des festen Versprechens, des Bindens durch Worte, des eigentlichen Verlobens, entweder vor Zeugen, oder nur vor Gottes Angesicht ein, und nachdem sich das Paar gelobt, sich treu zu lieben, und fest aneinander zu hangen, heißt das Mädchen Braut, und der Mann Bräutigam. Sie führen diesen Namen, bis des Priesters Segen den Bund vor dem Altar noch fester geschlossen, ihr Schicksal unwiederruflich aneinander geknüpft hat. Will man Beyde mit einem Worte bezeichnen, so nennt man sie Brautpaar, Verlobte, welchen letzteren Namen auch die Braut allein erhält, der Bräutigam den des Verlobten. Die Zeit nach dem gegebenen Jawort bis zum ersten Augenblicke des unauflöslichen Bündnisses heißt der Brautstand, und dieser muß, ist er rechter Art, gleichsam einen Himmel auf Erden gestalten, das heißt, alles Schöne und Edle, was noch im tiefsten Innern geschlummert, entwickeln. Eine glückliche Braut ist nicht allein für den Bräutigam, sondern auch für alle diejenigen, welche an ihr Theil nehmen, der wohlthuendste, erfreulichste Anblick. Das Gefühl, gefunden zu haben, was zu ihrem Heile beschieden, erfüllt ihr Gemüth mit Ruhe und Sicherheit; der Wunsch, zu beglücken, dauernd zu gefallen, das Herz des Gelobten ganz auszufüllen, weckt alle ihre Geistes und Seelenkräfte, und jeder Blick strahlt Freude, Zufriedenheit, Hoffnung. — Wollte Gott! wir könnten ein solches Bild von

allen Bräuten entwerfen! Doch leider giebt es nicht lauter glückliche Bräute, und nur zu oft steht ein kaltes, gleichgültiges Benehmen mit diesem wärmsten und innigsten Verhältniß im schneidensten Contrast. Wo die speculirende Vernunft Verbindungen schließt, die strenge Pflicht Bande knüpft, an denen das Herz keinen Theil nimmt, wenden wir unsern Blick bedauernd von der Braut hinweg. Und wenn wir vollends die Unglückliche durch Nothwendigkeit, oder älterliche Härte in einen Stand gezwungen sehen, der nur aus der freyesten Wahl ergriffen werden muß, da weihen wir ihrem Schicksal eine Thräne. —

Den Ursprung des Ausdrucks „Braut" zu erforschen, möchte kein kleines Unternehmen sein, da bekanntlich die Sitte des Heurathens und vorhergehenden Verlobens ziemlich so alt, wie die Welt ist. Daß man jedoch hiebey verschiedene Gebräuche beobachtet hat, und noch jetzt in verschiedenen Ländern beobachtet, ist eben so bekannt.

Auf welche Weise und unter welchen Bedingungen die Jungfrau bey einigen Völkern der Vorzeit den Brauttitel erhielt, und jetzt im 19ten Jahrhundert erhält, im Kurzen zu vernehmen, möchte nicht unangenehm seyn.

Bey den alten Griechen wählte der Vater den Gatten für die Tochter; Braut und Bräutigam reichten sich mit den anwesenden Verwandten als Unterpfand der Treue die Hand, schworen sich Liebe, und gaben sich den ersten Kuß. Bis zur Vermählung schmückte der Bräutigam die Thüre der Braut mit Blumenkränzen, und suchte ihr durch andere Aufmerksamkeiten seine Liebe zu beweisen.

Der Neugrieche wählt entweder die Braut selbst aus Neigung, oder wird schon im zartesten Alter mit ihr von den beyderseitigen Eltern verlobt.

Der Römer erkor zwar die Braut aus eigener Wahl, doch mußte sie von den Eltern und Verwandten gebilliget seyn.

Die jetzige Italienerin folgt meistens nur ihrer Leidenschaft, die sie gewöhnlich schon sehr früh in den Brautstand erhebt.

Die alten Hebräer, wie ihre Abkömmlinge, die heutigen Juden, überlassen die Wahl der Braut oder des Bräutigams selten, wenigst nie allein den dabey betheiligten Personen, sondern es entscheidet der Wille der Eltern. Das Mädchen wird entweder vom Vater des Bräutigams, oder von einem sogenannten Freywerber geworben, der dafür in der Regel ein Geschenk erhält.

Der Araber läßt durch einen Verwandten um die Braut bey ihrem Vater anhalten, und sich über den Kaufpreis vereinigen.

Der Türke empfängt und verabschiedet seine Braut ohne alle Feyerlichkeit, ebenso der Perser, dem es frey steht, sich ordentlich zu verheirathen, oder die Frau zu miethen.

Die Chinesen verloren ihre Kinder oft schon vor der Geburt, oder im zartesten Alter, und Braut und Bräutigam dürfen sich vor der Hochzeit nie sehen.

Der Kamtschatkale läßt seinem künftigem Schwiegersohn bald eine kürzere, bald eine längere Zeit in seinem Hause um die Braut dienen, doch bleibt es dieser frey gestellt, ob sie den arbeitenden Bewerber annehmen will oder nicht.

Bey den Lethen und Esthen macht der Branntwein den Freywerber um die Braut, und erst, wenn dieser von den Eltern oder Angehörigen des Mädchens angenommen und getrunken worden ist, kann der junge Mann die Begehrte (falls er auch ihrer Liebe gewiß

war) als Braut betrachten. Dann folgen die Feyerlichkeiten der Verlobung, welche seltsam genug sind.

In der Provinz Quito in Südamerika, werden diejenigen Mädchen am häufigsten zu Bräuten gesucht, welche die meisten Anbether haben. Da die darauf folgende Ehe jedoch ohne alle Ceremonien geschlossen wird, ist es dem Mann erlaubt, die Braut unter dem Vorwande, daß sie noch keine Liebhaber gehabt, zurückzuschicken.

Bey den Hottentoten gehen Vater und Sohn, Taback rauchend, auf die Brautwerbung aus, und nur wenn das Mädchen schon versprochen ist, darf ein Korb gegeben werden.

Bey einigen heidnischen Völkern in Amerika wird die Braut 40 Tage eingesperrt, weil man den Aberglauben hat, daß Verlobte Alles verderben, was sie anrührten. Auch wird ihnen in dieser Fastenzeit nur die nöthigste Nahrung, das Leben zu fristen, gereicht, weßwegen sie am Hochzeittage eher Leichen als reizenden Bräuten ähnlich sehen.

In den meisten europäischen Ländern ist die Art und Weise, in den Brautstand zu treten, sich überall ziemlich gleich, und nur die eigentlichen Verlobungs- und Hochzeitsfeyerlichkeiten erleiden mancherlei Veränderungen. Als Ausnahme von der Regel muß ein Gebrauch der Herrnhuter angeführt werden, der erst vor Kurzem aufgehoben worden seyn soll. Es stand nämlich, keine Wahl bey beyden, sehr streng von einander geschiedenen, in abgesonderten Wohnungen lebenden Geschlechtern Statt, sondern das blinde Loos entschied über den wichtigsten Schritt im Leben. So machte also die Nummer die Braut?

Unter den wenigen Gebräuchen des Alterthums in Bezug auf die Braut, die sich bis zu unserer Zeit erhalten haben, bemerken wir die Sitte des Brautführers. Diese Männer pflegten sonst nahe Verwandte oder deren Eltern zu seyn, wenigstens Pathen. Sie führten die Braut zum Altar und nachher in das Haus des Ehemannes, sorgten für rechtige Ablieferung des Mahlschatzes rc. u. s. w., und vertraten selbst bey Lebzeiten des Vater die Stelle des Aufsehers und Beschützers. Dem Brautführer jetziger Zeit liegt blos das Geschäft ob, die Braut dem Bräutigam am Altar zuzuführen.

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 20tes Stück.

Sophron, der beneidenswerthe Greis;

oder,

wie man's machen müsse, wenn man ein hohes und glückliches Alter erreichen will.

(Eine Erzählung.)

Sophron war von gesunden Eltern geboren, und unter ihren Augen vernünftigsorgfältig erzogen worden. Man hatte ihn vor aller Verwahrlosung behütet, völlig an sein Klima gewöhnt, besonders von früher Wohllust unbefleckt erhalten, frühzeitig aber arbeitsam gemacht, und sein sittliches Gefühl wie eine schöne Blume gepflegt und gewartet. So, gesund und stark an Kopf und Herz, Fleisch und Bein, trat er in das höhre Jünglingsalter mit dem Vorsatze ein alter Mann werden zu wollen, aber ein solcher alter Mann, der nicht lieber wünschen müßte, frühzeitig gestorben zu seyn.

Hätte er jene großen Vorzüge, zu denen er nichts weiter beygetragen, als daß er, da er Verstand bekommen, den Weisungen und Rathgebungen seiner Eltern gefolgt, nicht gehabt, so wäre dieser sein Vorsatz in sich selbst zerfallen; da er sie nun aber durch ein günstiges Schicksal erhalten hatte, so betrachtete er sie als die heilige Grundlage, auf der er herrlich fortbauen könne und müsse.

Er studirte den menschlichen Körper, lernte sich selbst kennen mit allem seinem Guten und Bösen, benutzte die Welt- und Menschenkenntniß seines Vaters, machte darnach den Entwurf seines Lebens, und schwur's seinem eigenen Herzen, sich durch nichts davon abwendig machen zu lassen.

Er wählte einen Stand, in dem er der Welt sehr nützlich werden könnte, — doch so, daß er nicht offenbaren Lebensgefahren dabey unaufhörlich ausgesetzt wäre, daß er so wenig, als möglich, von der Herrschsucht und dem Eigensinn Anderer abhinge, und bei redlicher Betriebsamkeit sein Brod reichlich genug hatte, um eine Familie bauen und mit ihr ohne Kummer und Sorgen leben zu können.

Bis dahin, lebte er eingezogen und enthaltsam; er sorgte aber zugleich durch Fleiß und guten Haushalt dafür, daß er zu rechter Zeit des Glücks des häuslichen Lebens theilhaftig würde, um es so, wie ganz, also auch recht lange, geniessen zu können. Da sah er dann bey der Wahl seiner Gattin weniger auf Vermögen, als auf Gesundheit, Sanftmuth und Simpathie; wohl wissend, daß es weiter nichts, als einen Mißgriff auf dieser Seite seines Lebens brauche, um seinen ganzen Glückseligkeitsplan zu vereiteln. Er fand die, welche er wünschte, weil er sie zu suchen verstand, und genoß in ihrem Verein die Freuden der Liebe mit züchtiger Mässigung.

Sophron setzte die höchste Lebensweisheit überhaupt in Herrschaft über die Affekten. Er glaubte mit Recht, daß sie die meisten frühen Gräber baueten, und die meisten Beschwerden herbeyführten, über die die Greise klagten. Den Grund ihrer heilzerstörenden Uebergewalt über die Vernunft, welche sie so häufig ausübten, fand er sehr glücklich in der menschlichen Phantasie, die allen

Dingen und Vorfällen eine größere Wichtigkeit zu geben pflege, als sie wirklich haben. Er übte sich also recht darin, Alles, was das menschliche Leben bedarf, gehörig zu würdigen, damit ihn der Gewinn und Verlust, oder gar nur blosse Hoffnung auf jenen und blosse Furcht vor diesem, oder irgend etwas sonst, das sich für ihn und um ihn her ereignete, so selten, als möglich, und nie mehr, als sichs gehöre, aus dem Gleichgewicht brächten. Besonders hielt er, da er sich sehr gut kannte, diejenigen Affekten, welche ihm vorzüglich eigen waren, sorgfältig in Obacht, und hatte von jeher an dieser Seite seines Herzens am meisten gebauet; nämlich dadurch, daß er die wichtigsten Vernunftgründe gegen ihre Heftigkeit sich tief eingedrückt, und an die Vorstellungen solcher Gelegenheiten, die sie sehr reitzen könnten, fest gekettet hatte. So viel er konnte, vermied er dergleichen Gelegenheiten, wenn er sie vorhersah; überfielen sie ihn aber unerwartet, oder mußte er in sie gehen, so hatte er gleich jene Vernunftgründe bey der Hand, und stellte sie dem heftig werden wollenden Affekt entgegen. Wollte dieß nicht hinreichen, so machte er sich etwas Wichtiges zu thun, oder zerstreute sich sonst, um seine Aufmerksamkeit von dem empörenden Gegenstande abzuleiten, und einen Affekt durch den andern zu dämpfen. Dieß bewirkte er auch oft schon dadurch, daß er, wenn jener Gegenstand eine gute Seite hatte, nach ihr sich hinwendete, oder, wenn selbiger auch nur eine lächerliche Seite hatte, diese schnell ins Auge faßte. So konnte auch sein Lieblingsaffekt nicht das Gift, das er bey sich führte, in seinem Körper absetzen, und an der Dauer desselben nagen.

Im Essen und Trinken war er jederzeit mäßig, doch ohne seinem Leib weh zu thun. Er aß nicht, wenn ihn nicht hungerte, und trank nicht ohne Durst; hungerte und durstete ihn aber, so aß und trank er sich satt;

Mehr als dieß zu thun, ließ er sich durch nichts verleiten, er mochte seyn, wo er wollte. Er kannte seine Portion, die ihm gut war, und die er vertragen konnte; so ging er nie davon ab, und, wie in seinem Hause Niemand zum Essen und Trinken genöthigt ward, so machte er sich's auch außer dem Hause, und wenn er beym heitersten Freudenmahle war, gleich aus, daß er nicht dazu genöthigt werde, oder er hörte, wenn's geschah, wenigstens nicht darauf. Auf seinem Tische fand man größtentheils nur ein Gericht; waren's zwey, so mußten sie sich doch zusammenschicken. Bey Gastgeboten genoß er nach derselben Regel, und wenn sechs, oder gar sechs und zwanzig Schüsseln aufgetragen worden wären. An einem Gericht, das ihm schmeckte, oder an zwey, höchstens drey, die sich in seinem Magen vertrugen, aß er sich satt, und betrachtete die übrigen als Schaugerichte für sich. Das Mittagsessen war das einzige gewiß bestimmte bey ihm; ob er auch frühstücke und vespere, kam auf seinen Hunger an. Abends aß er selten warm, Mittags aber immer. Er hielt auf nahrhafte Speisen, wenn sie auch noch so einfach waren, und wechselte darin gern ab. Nicht vorzüglich nach seinem Gaumen, sondern nach seinem Magen, wählte er unter ihnen, und bestimmte ihre Zubereitung; doch zog er auch, wenn beyden zugleich wohl geschehen konnte, den höhern Grad des Annehmlichen gern vor, und glaubte nicht, daß der Geschmack der einzige Sinn wäre, dessen Pflege in totalem Widerspruch mit der guten Fortdauer des Körpers stehe. Auf inländische Gewächse, wovon er einen ganzen Garten voll hatte, hielt er weit mehr, als auf ausländische Gewürze; Obst aß er viel, Gebackenes wenig, Konfituren gar nicht. Warmes Getränk genoß er nur des Morgens, und wechselte dabey mit verschiedenen Arten von Kräuterthee ab. Bey Tische trank er

Quellwasser und Wein, außer der Mahlzeit aber ein nahrhaftes Bier. Aller Liqueur war aus seinem Hause verbannt, und den eigentlichen Branntwein rechnete er blos unter die Medicin bey gewissen Umständen. Rein und erheiternd mußte der Wein seyn, den er trank, und außer Gesellschaften nahm er etwa drey, höchstens vier Gläser, davon zu sich, und zwar nur Mittags. Daß er dieß immer haben konnte, bewirkte er durch die Frugalität, welche übrigens seinen Tisch besetzte, und durch Ersparung an Kleiderluxus. „Lieber ein tuchenes, als ein seidenes Kleid, wobey man sich so nur leicht erkältet, pflegte er zu sagen, und dafür Wärme und Kraft den Verdauungswerkzeugen!“ War er bey Freudenmahlen, so verschmähete er auch einen Freudentrunk über das Gewöhnliche nicht, setzte sich aber dabey ebenfalls die gehörigen Schranken, so, daß er Tags darauf nicht nur sich wohlbefände, sondern auch mit demselben Wohlgeschmack wieder sein Quart tränke.

Seine ganze übrige Lebensweise war sehr natürlich, Er war gern im Freien, machte sich viel Bewegung, und trieb besonders deshalb den Gartenbau, weil dieser Beydes für ihn vereinigte. Mit seinem Nervensystem, das keine Jugendgräuel geschwächt hatten, bot er jeder Witterung Trotz, hütete sich aber doch dabey vor Erkältung ohne Noth. Wie die Jahreszeit war, so kleidete er sich auch, und war dabey weder zu weichlich, noch zu hart, gegen sich. Den Kopf bedeckte er nicht blos gegen den Hagel, sondern auch gegen die Sonnenstrahlen; die Füße hielt er stets trocken und warm. Er machte auf keine Weise, wenns nicht schlechterdings sein mußte, aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag. Nach Tische schlief er nie, sondern ging gewöhnlich um zehn Uhr Abends zu Bette, und stand um vier Uhr des Morgens wieder auf. Im Winter lag er auch wohl eine Stunde länger. Sein

Bett war ein wirkliches Bett, und er hielts in diesem Punkt mit den Alten, die auch gern weich lagen; die Decke aber mußte leicht seyn. Heiße Zimmer konnte er nicht leiden, wohl aber mußten sie die gehörige Wärme haben. Er ließ einheitzen, wenn's nöthig war, kehrte sich, wenn er in der Stube seyn mußte, und Geschäfte, die nicht viel Bewegung zuließen, zu verrichten hatte, dabey nicht daran, ob es November, oder May, oder Junius, wäre. Pracht war bey Allem, was zu seiner häuslichen Einrichtung gehörte, seine Sache nicht; auf Bequemlichkeit aber hielt er, und auf Reinlichkeit noch mehr.

Er wusch sich fleißig, und zwar blos mit einem mäßigkalten Wasser. An Kopf, Hals und Händen that er dieß täglich gewiß des Morgens, jedoch nur erst eine halbe Stunde nach dem Aufstehen; den ganzen Leib wusch er wöchentlich wenigstens einmal. Die Badesitte des Orientes beobachtete er zwar auch zuweilen, aber doch nur alsdann, wenn wirklich orientalisches Klima war, und — auch dann mit aller Vorsicht. Nach jeder Mahlzeit reinigte er die Hände, den Mund und die Zähne, wie des Morgens, und hatte es dieser ganz einfachen Erhaltungsweise der letztern zu danken, daß sie ihm nicht nur treu blieben, sondern auch nie Schmerzen verursachten. Eine halbe Stunde nach dem Aufstehen legte er seine Nachtkleidung ab, und zog sich gleich so an, wie er den ganzen Tag gehen wollte. In frischer Wäsche machte er lieber Verschwendung, als Ersparniß, und duldete, wie an seinen Körper, so auch an der Bedeckung desselben, nicht den geringsten Schmutz. Ueberall an seinem Stuben- Kammern- und Hausgeräth sah man dieselbe Sauberkeit. Alles, was üble Dünste verbreiten konnte, ward auf der Stelle entfernt, und das ganze Haus fleißig durchlüftet. Diese einfachste aller Räucherkünste wendete er auf sein Wohnzimmer noch öfter an, und

dreymal öffnete er wenigstens Thür und Fenster desselben, um wohlthätigen Zug zu veranstalten, während desselben er auf die Seite ging.

Seine Zeit theilte er als ein Weiser in Arbeit und Ruhe ein. Fleißig und treu betrieb er seine Geschäfte, jedoch, ohne sich ganz zu ihren Sklaven zu machen. Er fand, daß man oft an einem Tage mehr vor sich bringen könne, als an drey andern; sobald so ein glücklicher Tag kam, nahm er ihn mit, und dachte an kein Ruhen. Kam aber dann auch ein Tag von entgegeugesetzter Art, so betrachtete er ihn als einen solchen, den seine Natur selbst zur Ruhe für ihn bestimme. Sich jemals zu überarbeiten hielt er für thöricht, weil der Schaden, welchen die Gesundheit davon hat, den Geldvortheil weit überwiegt; den es einbringt. Wie er also aß, wenn ihn hungerte, so ruhte er auch, sobald er sich ermüdet fühlte. Völlige Ungeschäftigkeit war's aber, wenn er nicht schlief, äußerst selten, worin er das Ausruhen suchte. Er eilte dann entweder in den Garten, wo er einen bloßen Geschäftswechsel traf, oder unterhielt sich gesellschaftlich, oder las ein nützliches und dabey angenehmes Buch, oder dachte selbst über etwas, das für ihn paßte, nach.

Er dachte überhaupt gern, machte es aber mit dem Denken, wie mit dem Arbeiten; gleichwie er sich nicht überarbeitete, so überdachte er sich auch nicht. Wie er seinen bürgerlichen Stand, den er selbst gewählt hatte, und seinen menschlichen Beruf, den ihm ein Höherer, als er, gegeben hatte, immer besser betreiben möge, dieß war's, worüber er aus eigenem Antrieb und recht emsig nachdachte, und, wenn's möglich gewesen wäre, gern ewig nachgedacht hätte. Was er überhaupt auf diesen Seiten noch zulernen konnte, war in seinen Augen das Zulernenswertheste, und er nahm's eben so dankbar, als begierig, an, es mochte ihm ange-

boten werden, wo und wie es wollte. Alles hingegen, was ihn weder geschäftsklüger, noch moralischbesser machen konnte, das ließ er linker Hand liegen, sobald er's nicht beyzu, ohne große Anstrengung, und blos zum Vergnügen, erlernen konnte. Das Spekuliren vollends über Dinge, deren Ausmachung seit allen bekannten Jahrtausenden immer geschehen sollte, und nie geschah, also auch nie geschehen wird, überließ er getrost denen, die sich nun einmal berufen glauben, sich daran an Leib und Seele siech zu spekuliren. Betraf es religiöse Gegenstände, so hielt er es für wirklich absurditätisch, über Sachen, die doch einmal Glaubenssachen heißen, und sich auch nur dazu eignen, sich auch nur zum Hipochondristen grübeln zu wollen. Er glaubte also fest, daß ein Gott sey, daß der Mensch im Tode fortdaure, und daß durch Herzens- und Lebensgüte Gott nur verehret, wie der Mensch nur selig werde. Um das übrige ließ er sich unbekümmert; dieß aber glaubte er darum so fest, weil es vernünftiger sey, daß man es glaube, als daß man das Gegentheil glaube. So ein Glaube, der auch offenbar nur die Bestimmung des Menschen ist, erhielt ihn ruhig; die Ruhe erhielt ihn heiter, die Heiterkeit thätig, und Heiterkeit und Thätigkeit zugleich erhielten ihn gesund.

Sinnliche Vergnügen genoß er gern; denn er fand sie stärkend für sich. Damit sie dieß aber auch gewiß immer für ihn wären, traf er unter ihnen die gehörige Auswahl, und genoß sie in gehörigem Masse. Die Schönheiten der Natur suchte er fleißig auf, und machte deshalb manche kleine Fußreise an seinen Ruhetagen. Er würde die ganze Erde bereiset haben, wenn er nicht an einem gewissen Stand gefesselt gewesen wäre, und wenn ihn nicht die Neigung zum Familienleben noch mehr gefesselt hätte. Stand er dann auf irgend einer

Höhe, und hatte eine weite herrliche Aussicht vor sich, so war's, als athmete er Lebensbalsam ein, und die gefühlte Erhebung aller seiner Kräfte dadurch stärkte gleichsam sein Daseynsgefühl. Heiterer ward ihm sofort jede Ansicht seiner Weltlage, und neugerüstet, zu thun und leiden, kehrte er in diese zurück. In edelfroher Gesellschaft befand er sich gleichfalls überaus gern. Erheiternde Gespräche waren ihm da das Liebste, woran er Theil nahm; doch hatte auch gute Musik, wenn er sie daselbst fand, sehr viel Angenehmes für ihn. Ihre Harmonieen erhuben ebenso sein ganzes Wesen, wie der Anblick der schönen Natur, und er verdankte ihnen hernach die holdeste Gemüthsstimmung. Den sanfteren und züchtigen Tanz verachtete er nicht, sondern gebrauchte ihn als eine wohlthätige Leibesbewegung. Auch an Spielen nahm er in vermischten Gesellschaften Theil, sobald sie nicht sitzend betrieben wurden, und den Affekten nicht mehr Rege gaben, als den Gliedern. Zu Karten- oder Würfelspiel gab er sich deshalb schon darum nicht her, weil er sich darnach träge und trübe, also nicht gestärkt, sondern geschwächt, fand. Oft und lange dabey zu sitzen zählte er zu den feinern Arten von Selbstmord, wie von Sittlichkeitsmord. Welches sinnliche Vergnügen er nun aber auch genoß, so blieb er doch allemal Herr darüber. Er fragte sich von Zeit zu Zeit, obs nun nicht zu Erreichung seines wahren Endzwecks lange genug genossen sey, und, wenn dann seine Vernunft Ja sagte, so gab er es auf.

Von der Zeit an, daß er Mann und Vater ward, gingen ihm die Freuden des häuslichen Lebens über alle andere Ergötzlichkeiten. Die kleine fortdauernd ihn umgebende Gesellschaft, welche er selbst gestiftet und versammelt hatte, ließ ihn aller größern fast vergessen, und er fand in ihr Alles beysammen, was wahres Le-

ben und wahren Frohsinn über ihn verbreiten konnte. Die gute Wahl, so er an seiner Gattin getroffen, bewirkte für ihn die glücklichste Ehe. Beyde waren sie im höchsten Verstande nur ein Herz und nur eine Seele, und nie fiel unter ihnen ein bedeutender Zwist vor. Das Weib dachte auch über den größesten Punkt des ehelichen Lebens — ganz so, wie der Mann, und so befestigten sie einander Gesundheit und Heiterkeit von allen Seiten. Rein und stark hatten sie sich vereinigt; im Verein erschöpften sie sich nicht; so zeugten sie auch die vollkommensten und lebhaftesten Kinder, welche ihnen, je mehr sie erwuchsen, auch desto mehr Freuden machten, und ihr Leben mit immer neuen und nie genossenen Seligkeiten füllten.

Sophron ließ sich die Erziehung derselben so angelegen seyn, wie sein Vater einst die seinige. „Ich bin's, betete er sich oft vor, wie ihnen so auch mir selbst, schuldig. Ihre Mutter verlängert mein Leben durch treue Liebe, und versüßt mir mein mittleres Alter; so müssen meine Kinder mir auch das Leben nicht durch Kummer und Gram verkürzen, oder das höhere Alter finster umwölken. Thäten sie dieß je, wer wäre Schuld daran, als ich? Wozu ich sie ziehe, das werden sie für mich — Quäler oder Tröster, Mörder oder Erhalter. Gott! so stärke mich, daß ich sie so erziehe, daß ich einst als Greis, wenn die Erde weiter kein Glück mehr für mich hat, in ihrem Kreise noch mein höchstes Glück finde, — sie so erziehe, daß ich zuletzt in ihren Armen mit Vorgefühl künftiger Seeligkeit noch sterbe; wo stirbt sich's wohl besser, als umfaßt und umschlungen noch von guten glücklich gemachten und dafür dankbaren Kindern?"

Je länger auf solche Weise Sophron Mann und Vater war, desto mehr überzeugte er sich, daß er wohl

daran gethan, daß er es geworden, und zwar zu rechter Zeit geworden sey. Der Herzensfreude ward immer mehr für ihn, und so ward er auch immer noch lebenslustiger und lebensstärker zugleich. Macht's auch immerhin manche Widerwärtigkeit geben, die, wie vom menschlichen Leben überhaupt, so vom häuslichen besonders, alles Vorbauens ungeachtet, unabhaltbar ist; „das hat nichts zu sagen — das geht wieder vorüber“ — war alsdann sein erster Gedanke, den er erst sich, und dann den Seinigen, zurief. Hielt die Widerwärtigkeit länger an, als er selbst gedacht, so machte er sich und seine Lieben auf großes Gutes aufmerksam, das sie doch dabey noch hätten, und also als hinreichenden Trost dafür betrachten müßten. So sprach er z. B., wenn Mitbürgerhaß das Haus traf, „sind wir uns einander doch gut!“ — und wenn er einen Geldverlust hatte, „sind wir doch gottlob alle gesund!“ — oder wenn Jemand im Hause krank ward, „können wir ihn doch auf's beste pflegen und warten!“ Auf solche Weise besiegte er auch das Mißgeschick, so, daß es weder seine Ruhe zerstören, noch sein Leben unterwühlen durfte. Was er am Ende wie jeder, wenn ihm die Natur verließe, und die Kunst auch weiter keinen Beistand für ihn schaffen könnte, zu erwarten hätte, das wußte er; das war aber auch das Einzige, was ihn je besiegen sollte.

Er medicinirte übrigens wenig, oder vielmehr im vornehmen Verstande gar nicht. Sein regelmäßiges Leben, das seiner starken Natur stets zur Seite ging, machte ihn gleichsam fest gegen wirkliche Krankheiten, und kleine Unpäßlichkeiten achtete er nicht. „Das hat nichts zu sagen — das geht wieder vorüber“ — war der Anfang seines Recepts, wenn er sich ja dergleichen selbst verschrieb. Fasten war dann in seinen Augen ein Universalmittel, dessen er sich bald mehr, bald weniger

bediente, weil es die Natur in schweren Krankheiten durch Appetitlosigkeit selbst verordnet. Hatte er sich eine heftige Erkältung zugezogen, so schwitzte er mit Hülfe seines großen Fliederbaumes, der ihm jährlich Blüthen in Menge gab. Litt sein Magen, so reinigte er ihn erst durch ein gelindes Brechmittel, das er ein für allemal gelesen und gut befunden hatte, und stärkte ihn hernach durch Kräuterwein, den er sich selbst bereitete. Fehlte es ihm an Oeffnung, so griff er nach seiner Rhabarber, die er in demselben Garten brauchte, wo sie wuchsen. Nur einmal, als er schon über die Mitte des Lebens hinaus war, ward er durch ein epidemisches Fieber, das auch ihn ergriff, gefährlich krank. Da säumte er nicht, die höhere Kunst zu Hülfe zu rufen; eben darum aber, weil er sonst nicht mit ihr gespielt, that sie ihm auch die größesten Dienste. Seine gute Natur kam dazu, und er wiedergenaß glücklich und bald. Man bemerkte während der Krankheit keine Todesfurcht an ihm; als aber der Arzt ihm zum erstenmale sagte — „nun hat's nichts zu sagen — es geht wieder vorüber“ — sah man ihn doch sanft lächeln. Bald nachher hatte er Gelegenheit, seinen Wohnort auf sehr vortheilhafte Weise zu verändern; die Entfernung aber war zu weit — so lehnte er den schönen Antrag von sich ab. Als dieß ein Freund mißbilligte, erwiederte er ihm: „wolltest du etwa gern bald hören, daß man mich begraben hätte? Wer einmal in meinen Jahren ist, und noch weiter will, der muß auf der Erde auch nicht viel weiter wollen, am wenigsten sich in ein ganz anderes Klima wagen.“

So erreichte Sophron in seiner Heimath die Mitte zwischen achtzig und neunzig, und war immer noch bey guten Kräften, lebenslustig und heiter. Er ging ohne Krücke, und las ohne Brille — sogar den Hamburger Korrespondenten. Alle seine Sinne blieben ihm treu; und

sein Verstand noch treuer, als sein Gedächtniß, womit er noch tausend Greise übertraf. Hier war kein altes Kind, das nur zum Spott noch lebte, kein unerträglicher Murrkopf, den Jeder, wie den Rübezahl flöhe, — kein kontraktes lebendiges Skelet, das man von einem Ort zum andern tragen mußte, — kein großer zusammenfallender Fleischklumpe, für den die ganze Außenwelt, Speise und Trank abgerechnet, vergeblich da wäre, — keine bloße Pflanze, die eine Art von Sensitifa vorstellte. Dieser vollkommene Greis nahm sogar noch Antheil an den gewöhnlichen Geschäften, die er einem seiner Söhne schon übergeben hatte, und stand allen seinen Kindern mit gutem Rathe bey. Für alle Freuden, die die Nerven nicht zu sehr erschütterten, noch offen, genoß er sie noch herzlich, that sich etwas zu gute, und hatte das erquickendste Gefühl davon. Schien er nach einem Labsale verlangend, das er sich selbst nicht verschaffen konnte, so traten seine Kinder zusammen, und verschafften es ihm. Mit Dankbarkeit, der das Selbstgefühl seiner Verdienste um sie einen ehrwürdigen Anstrich gab, nahm er es jederzeit an, und segnete sie dafür; das allerhöchste Labsal aber, das sie ihm gewähren konnten, bestand doch nur darin, daß sie ihn zuweilen insgesamt mit ihren sämmtlichen Nachkommen umgaben. Still entzückt, wie ein Patriarch der Urwelt, stand er dann in der Mitte seiner Allfamilie, hatte bejahrte Männer, neue Väter, Jünglinge, Knaben und Säuglinge — eigene Kinder, Enkel und Urenkel — kurz, so viel Menschen, die ihm alle das Daseyn verdankten, um sich, als er Jahre zählte, erblickte in ihrer langen Reihe von den ältesten bis zum jüngsten das lebendige Gemälde seines ganzen vergangenen Lebens, und sah sich selbst in einem Jeden so wieder, wie er in demselben Alter gewesen war. So oft er diesen Auftritt gehabt hatte, war er wie neu geboren, und würde

auf Unsterblichkeit gerechnet haben, wenn es nur vor ihm ein einziges Beispiel der Art gegeben hätte.

Dieser beneidenswerthe Zustand hatte erst mit den letzten vier Wochen ein Ende. Da ward er jählings schwach, und zusehends immer schwächer. Er fühlte sich, und sprach — „das hat etwas zu sagen — das geht nicht wieder vorüber.“ Statt aber darüber mißmuthig zu werden, pries er sich vielmehr selig deßhalb. „So ein vernünftiger und so ein sanfter Tod, wie der, den ich sterbe, betete er, ist doch wohl die Gnade aller Gnaden, mit der du, heiliger Ordner der Welt, am Ende eines so langen und gnadenreichen Lebens mich noch krönen kannst — du hast Alles wohlgemacht — geheiligt werde dein Name!“ Seine Kinder wollten ihm noch vielerley Arzney reichen; er nahm aber nichts, als — Brustsaft, und eilte nun, von ihnen Abschied zu nehmen, ehe er die Kraft dazu verlöre. Die ganze Nachkommenschaft mußte sich um ihn her versammeln, und er drückte jedes Glied derselben unter Freudenthränen noch einmal an sein Herz. Als er damit fertig war, sprach er — „es hat doch nichts zu sagen — es geht wieder vorüber — droben, droben.“ — —

Darauf lebte er noch einige Tage, während welcher nur seine eigenen Söhne und Töchter ihn umgeben durften. Nach Lichtweise ging seine Lebenskraft nach und nach aus. Er schlummerte oft ein, und erwachte wieder; endlich schlummerte er ein, ohne wieder zu erwachen. In den Armen seiner Gattin verschied er, und sein ältester Sohn, ein Mann von sechzig Jahren, küßte ihm die Augen, die sich selbst geschlossen hatten. Zufriedenheit und Glaube thronten im Sarge noch auf seinem ehrwürdigen Antlitz, und, da man den Deckel auf ihn legte, war es nicht anders, als wenn er noch sprechen wollte — „das hat nichts zu sagen — das geht wieder vorüber.“

Urtheile Napoleons.

Orient — Occident.

Was thut es, wenn zwey Völker durch Flüsse oder Gebirge von einander getrennt sind, wenn sie ein verschiedenes Idiom reden; einige unbedeutende Abweichungen abgerechnet, haben Frankreich, Spanien, England, Italien und Deutschland dieselben Sitten, Gebräuche, dieselbe Religion, dieselbe Tracht; der Mann kann nur eine Frau heirathen; es gibt keine Sklaven. Dieß sind die großen Unterscheidungsmerkmale, welche die Bewohner des Globus, die nicht zu den Wilden gehören, in zwey Theile trennen. Mit Ausnahme der Türkei in Europa nur eine Provinz der Welt; schlagen wir uns, so ist es nur ein Bürgerkrieg.

Bourrienne.

Europa ist ein Maulwurfshaufen. Nur im Orient, wo 600 Millionen Menschen wohnen, hat es große Reiche und Revolutionen gegeben.

Bourrienne.

Preßfreiheit.

In der Sitzung des Staatsraths am 1. Dezember 1803 erklärte Napoleon:

Der Charakter der Nation fordert, daß man die Preßfreiheit auf Werke von einer gewissen Bogenzahl beschränke, die Journale müssen einer strengen Polizeiaufsicht unterworfen werden.

Pelet.

Camille Jordan hatte in einer Broschüre der Preßfreiheit das Wort gesprochen. Napoleon war, nach

Durchlesung dieser Schrift, sehr ungehalten und rief aus:

Camille Jordan, den ich in Lyon so gut behandelt habe, auch er verlangt die Freiheit der Presse! Nein, wahrhaftig! es soll ihm nicht gewährt werden. Eher würde ich auf der Stelle einen Wagen besteigen, und hundert Stunden von Paris auf einem Landgut mich vergraben.

Bourrienne.

Auf St. Helena bemerkte der Kaiser, es sey nicht mehr die Frage, ob die Preßfreiheit gut sey oder nicht; es gäbe gegenwärtig Institutionen (und die Preßfreiheit gehöre dazu), über deren Nutzen man nicht zu entscheiden berufen sey, und wo es einzig darauf ankomme, zu sagen, ob es möglich wäre, sie dem Andrange der öffentlichen Meinung zu versagen. Nun, so sprach er sich aus, in einer repräsentativen Verfassung, ist ihre Unterdrückung ein schreiender Anachronismus, eine wahre Verrücktheit. Auch hätte er, nach der Rückkehr von Elba, die Presse allen ihren Ausschweifungen überlassen und er dachte, daß sie bey seinen neuen Fall nicht unwirksam gewesen sey. Im Staatsrath wollte man die Mittel vor ihm noch einmal erörtern, wodurch die Regierung gesichert werden könne. Er antwortete scherzend: Meine Herren, sie selbst wollen sich wahrscheinlich in Sicherheit setzen; denn was mich betrifft, so bekümmere ich mich weiter nicht darum. Während meiner Abwesenheit hat sich die Presse in Angriffen gegen mich erschöpft; ich kann sie jetzt auffordern, noch etwas neues oder Pikantes gegen mich vorzubringen.

Las Cases.

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 21tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Thränen.

Gedichtet von M. G. Saphir, und als Prolog gesprochen am 19. Okt. 1834 von Herrn Löwe in der zum Besten der unglücklichen Abgebrannten von Wienerisch-Neustadt veranstalteten musikalisch-declamatorischen Akademie zu Wien.

Als Gott vor seinem Angesichte,
Und aus dem schönen Paradies
Den Menschen, aus dem reinen Lichte,
In's Erdenthal verweisend stieß,
Da hat er ihm für's dunkle Leben
Doch einen Engel mitgegeben.

Das Mitleid lebt in heil'ger Milde,
Zur Seite uns in Leid und Lust,
Es strahlt mit seinem Gnadenbilde,
Ein Gottestheil in ird'scher Brust,
Und reicht uns mild bey Schmerzensfühlung,
In süßen Thränen Trost und Kühlung.

Und wenn der Mensch, von Gram umwunden,
Zerrissen von des Schicksals Macht,
In einsam düstern Prüfungsstunden
Der Nächte Wüstenen durchwacht;
Sind es allein die Thränenquellen,
Die tröstend sich zu ihm gesellen.

Und wenn der Mensch in süßer Regung
Das volle Herz zur Freud erhebt,
Und eine wonnige Bewegung
Durch alle Lebenspulse bebt,
Auch dann noch muß in Freudenzähren
Sich das gepreßte Herz entleeren.

Und wenn des Herzens treue Waltung
In tiefster Tief' ein Wesen hegt,
Das es in wonniger Gestaltung,
In seelenklarer Minne pflegt,
Dann sieht man die geheimen Wonnen
In Liebesthränen klar sich sonnen.

Und wenn das Herz in düstern Tagen
Von seinem liebsten Seyn sich trennt,
Und unser Mund mit bangem Zagen
Nicht das Gefühl des Schmerzes nennt,
Dann gibt uns von dem Weh der Stunde
Die Trennungsthräne bitt're Kunde.

Und wenn sich auf des Tempels Schwelle
Das Knie der frommen Beter beugt,
Der Mund gepreßt an heil'ger Stelle,
In tiefer Inbrunst rührend schweigt,
Wird mit dem Schöpfer aller Gnaden
Die Andachtsthräne sich berathen.

Und wenn der Vorsicht dunkle Richtung,
Des Nebenmenschen Herz zerdrückt,
In herber, gräßlicher Vernichtung,
Sein Leben und sein Gut zerstückt,
Dann sieht man auch im stillen Weinen
Die Mitleidsthräne sanft erscheinen.

Und wenn aus trauriger Verkettung
Der Arme dann gerettet ist,

Euch danken wir für seine Rettung,
Doch Ausdruck, Sprach' und Wort vermißt,
Dann mag aus heitern Augenzonen
Die Dankesthräne Euch belohnen.

Und jede Thräne, die der Wange
Für Menschenliebe hier entfiel,
Begleitet auf dem letzten Gange
Hinüber uns ans letzte Ziel,
Und wird als Engel für uns flehen,
Wenn zu Gerichte Gott wird gehen.

Eine Zusammenkunft mit dem Kafferhäuptling Islambi.

Der Name des Kafferhäuptlings Islambi, J'Sambi, oder Lhambi (die Rechtschreibung ist noch unbekannt), kommt fast in jedem Schriftsteller vor, der über die Kap-Kolonie geschrieben hat. Von mehrern wilden Stämmen als Fürst anerkannt, ein Erbfeind der Kolonisten, ein gefürchteter Krieger in seiner Jugend, ein unerschütterlicher Geist in höhern Jahren, hat er sich an der östlichen Gränze der englischen Besitzungen in Afrika einen Namen gemacht, der alle die Achtung verdient, die man einem entschlossenen Muth und überlegenen Talent auch dann nicht versagt, wenn man sie unter uncivilisirten Menschen findet. Seit dem Ende der Operation des Obristlieutenant Wiltshire gegen den Kafferhäuptling, im Jahre 1819, bis zum Ablauf des Jahrs 1824, folgte sich eine fast ununterbrochene Reihe von Gränzüberfällen, Mordthaten, Räubereien und Repressalien, die den Wilden nicht minder lästig fielen als den Kolonisten. Der Kommandant in der Kafferei beschloß daher einen Versuch zu Abstellung dieser Uebel zu wagen, und zwar nicht durch einen oft unternommenen, aber stets fehlge-

schlagenen Vernichtungskrieg, sondern durch eine friedliche Unterhandlung mit den Häuptlingen der Gränzbewohner, um diese dahin zu vermögen, den räuberischen Einfällen ihrer Untergebenen zu steuern, und so den Gewaltmaßregeln, die man eine Reihe von Jahren anzuwenden genöthigt gewesen war, endlich einmal ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck wurde Islambi eingeladen, die Zeit zu einer freundschaftlichen Unterredung mit dem Kommandanten zu bestimmen, und als dieß geschehen war, wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

Eine Eskorte von vier Abtheilungen der in Grahamstown liegenden Truppen erhielt Befehl, nach dem großen Fischfluß vorzurücken, wo bald darauf ungefähr 200 bewaffnete Boers oder Bauern zu ihnen stießen. Diese Boers sind, so zu sagen, die Kosaken des Landes, bey denen die Gränztruppen, besonders wenn es ihnen an Kavallerie fehlt, stets bereitwillige Unterstützung finden. Man kann sich keinen wildern Anblick denken, als eine Abtheilung solcher für den Militärdienst oder zu Vertilgung reißender Thiere aufgebotenen Boers. Eine kurze Jacke von Tuch, lange lederne Beinkleider und Schuhe oder Sandalen von ungegerbten Fellen, sind ihre gewöhnliche Tracht, wozu noch ein großer, zuweilen mit einer Straußenfeder geschmückter Scheibenhut kömmt. Um die Mitte tragen sie einen breiten Gürtel mit einer ledernen Tasche für Kugeln, und von der linken Schulter hängt eine Art Pulverhorn herab, aus dem zierlich rückwärts gebogenen Horn des Gnu oder der afrikanischen Antilope verfertigt. Sie reiten die kleinen muthigen Pferde der Kolonie, die von ganz unglaublicher Ausdauer sind. Jeder Boer hat einen kleinen berittenen Schwarzen bey sich, der seines Herrn Waffen trägt, nämlich eine Flinte von wahrhaft entsetzlicher Länge und einer so ungeheuren Schwere, daß man kaum begreifen

kann, wie der kleine Waffenträger im Stande ist, sie nur fortzubringen und noch dabey sein dürres Roß zu lenken, das noch überdieß mit einem Mantel, einer Decke und andern Geräthschaften für des Herrn Bequemlichkeiten bepackt ist. Ein solcher Agter Ruyter (dieß ist der Name des Waffenträger) ist oft das gefangen genommene Kind irgend eines Buschmannes, der sein Leben bey einem Gränzgefecht verlor. Vor dem Feind oder auf der Jagd trägt der Boer ein plumpes Gewehr, mit dem er jedoch nur selten fehlt, selbst. Ob diese Boers wirklich vor dem Feinde aushalten, ist oft in Frage gestellt worden, allein für Streifzüge und Eskorten hat man sie stets sehr nützlich und als eine zweckmäßige Zugabe zu den Gränzregimentern der Kolonie gefunden.

Die ganz versammelte Streitmacht begab sich jetzt nach dem Orte der Zusammenkunft, am linken Ufer des Keis-Kamma. Der Keisifluß kommt aus dem Büffelgebirgen herab, vereinigt sich ein wenig oberhalb des Forts Wiltshire mit dem Chumiefluß und setzt dann, gleich dem großen Fischfluß und fast allen den übrigen kleinen Flüssen, welche der schmelzende Schnee des mächtigen Winterbergs nährt, seinen Lauf nach Süden bis ins Meer fort.

Von dem Zusammenfluß des Keis-Kamma mit dem Chumie an, bildet der Fluß die Gränze der Kolonie, obschon man mehrern freundschaftlich gesinnten Kafferstämmen in neuerer Zeit große Weideplätze am rechten Ufer des Keisi überlassen hat. Zur Zeit dieser Zusammenkunft aber war das ganze Land, von den Ufern des großen Fischflusses bis zu denen des Kaisi, ohne Herren, und wurde deßhalb das „neutrale Gebiet“ genannt. Auf diesen schönen Triften weideten damals zahllose Heerden von Gazellen aller Art und die entwurzelten Mimosen zeigten den Weg an, den die Elephanten bey ihren nächt-

lichen Spaziergängen verfolgt hatten. Die Truppen stiegen über rauhe Abhänge von der Stelle hinab, wo der Kaisi seine waldigen und mit steilen Felsen besetzten Ufer verläßt und sich um eine kleine mit üppigem Grün bedeckte Ebene windet, auf der sie ihr Lager aufschlugen.

Kaum war der Morgen mit all der jenen Gegenden eigenen Pracht angebrochen, als auch schon einige Kaffern über den Fluß setzten, und die Nachricht brachten, daß ihr Häuptling, seiner Zusage treu, auf der Anhöhe unweit des Flusses warte. Die Truppen wurden demnach aufgestellt, und erhielten Befehl, durch die Furth in der Nähe des Sammelplatzes zu gehen. Die Kavallerie ritt in offenen Kolonnen den Hügel hinan, zu beyden Seiten von einer Patrouille der Boers gedeckt. Die lange Landzunge war breit genug, um diese Marschordnung so lange zu gestatten, bis man den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte, wo das Gebüsch den Raum so sehr verengte, daß man nur eine Abtheilung in der Fronte aufstellen konnte.

Kaum war man aber angelangt, so befand man sich auch schon den Kaffern gegenüber, die sich, 3 bis 4000 an der Zahl, in dichter Masse quer über den offenen Raum in einer Entfernung von etwa 300 Schritt so aufgestellt hatten, daß jede Flanke von dicht mit Buschwerk besetzten Schluchten gedeckt war. Diese Anordnung war augenscheinlich getroffen worden, um sich gegen jede Gewaltthätigkeit der Kolonisten sicher zu stellen; denn im Fall eines Mißverständnisses hätten die Kaffern augenblicklich die Wälder und Schluchten zu beyden Seiten besetzen können, und da die letzten nach dem Flusse führten, so wäre der Rückzug durch die Furth abgeschnitten gewesen.

Daß sich Islambi weder für sicher hielt, noch den Kolonisten traute, war durch die zahlreiche Begleitung, die er mit sich gebracht hatte, hinlänglich erwiesen. Da aber die Kolonisten auch 400 Mann stark anrückten, so konnten die Kaffern sich überzeugen, daß der Kommandant es ebenfalls nicht an der nöthigen Vorsicht ermangeln lasse. Beyde Partheien beobachteten sich daher mit argwöhnischen Blicken.

Der Stellung, welche unsere wilden Gegner eingenommen hatten, war indeß doch nicht ganz zu trauen; es ward also ein Dolmetscher an Islambi abgeschickt, um ihn aufzufordern, seine Leute auf eine, ungefähr eine Viertelmeile im Rücken der Kaffern liegende, Ebene zu schicken, wozu er sich auch, zu unserer nicht geringen Verwunderung, augenblicklich bereitwillig finden ließ. Noch mehr überraschte uns aber die Art, wie diese Bewegung ausgeführt wurde. Die ganze dichte Menschenmasse zog sich ohne alles Wanken und ohne Verwirrung zurück, und entwickelte dabey eine Taktik, die, obschon von der unsrigen verschieden, dennoch von dem kriegerischen Geist unsrer Gegner zeugte. So wie die Kaffern sich zurückzogen, rückten die Kolonialtruppen so weit vor, bis sie Raum genug fanden, sich ganz aufzustellen. Die beyden Eskadrons der Kavallerie bildeten eine Linie, und die Boers stellten sich rechts und links auf. Im Centrum, wenige Schritte vor der Fronte, wurden, unsern schwarzen Gegnern gegenüber, zwey leichte Feldstücke aufgepflanzt, eine Vorsicht, die glücklicherweise unnöthig war.

Islambi, von 7 oder 8 seiner Hauptleute begleitet, unter denen sich auch sein Sohn Duschani befand, der nebst Phaonah, Jalusa, und andern in den Annalen des Gränzkrieges ausgezeichneten Häuptlingen, im Jahre 1819 den Angriff auf Grahamstown befehligt hatte, kam

jetzt vorwärts, und unser Kommandant, von acht abgesessenen Dragonern gefolgt, ging ihm sogleich entgegen. Da Islambi indeß einiges Bedenken wegen den Feuerwaffen der Begleitung des Kommandanten merken ließ, so erhielt diese Befehl, sich etwas zurückzuziehen. Nunmehr ward ein Kreis geschlossen, Islambi setzte sich in die Mitte und seine Häuptlinge um ihn herum.

Der alte Kafferfürst zeichnete sich weder durch irgend einen Schmuck, noch durch irgend etwas Auffallendes in seiner Persönlichkeit vor seiner Umgebung aus; nur war der untere Theil seines Gesichtes ungewöhnlich breit, und zeigte die schönsten Zähne, die man nur sehen kann. Aus seinen Augen blitzte List und Tücke, und um den Hals trug er, gleichsam um seinen fuchsähnlichen Charakter zu bezeichnen, einen ledernen Riemen, von dem ein Schakalschweif herabhing. Er war von mittlerer Größe, und schon von der Last des Alters gebeugt, doch ließ sein Körperbau noch auf die große Kraft seiner frühern Jahre schließen. Er starb bald nach dieser Zusammenkunft.

Als er sich niedersetzte, schlug er seinen Mantel oder Karoß um sich, der aus einem bereits ziemlich abgenützten Leopardenfell bestand. Er war unbewaffnet, gleich seinen Begleitern, die sich in nichts vor den gemeinen Kaffern auszeichneten. Die Unterredung wurde durch Dolmetscher geführt, die das, was der Kommandant sagte, den Kaffern in's Holländische übersetzten, die diese Sprache während ihres Aufenthaltes in der Kolonie gelernt hatten, und von diesem dann ihrem Anführer mitgetheilt.

Der Kommandant drang hauptsächlich darauf, daß die Raubzüge der Kaffern gegen die brittischen Emigranten in Zuereveld eingestellt würden, und daß man die Deserteurs ausliefere, die eine Zuflucht im Kafferland

suchen würden. Islambi dagegen forderte, daß man ihm die Benützung des „neutralen Gebiets" überlasse. Interessant war es, die gespannte Aufmerksamkeit und die lauernden Gesichter der Begleiter Islambi's während der Unterhandlung zu betrachten. Als der Kommandant die Frage stellte, warum Habana, einer der angesehenen Häuptlinge, nicht anwesend sey, hielten ihm die Kaffern eine Schutzrede, aus der sich jedoch leicht erkennen ließ, daß er rücksichtlich der aufgestellten Klagepunkte zu stark verwickelt sey, als daß er es rathsam gefunden hätte, zu erscheinen.

Nachdem die Unterhandlungen über anderthalb Stunden gedauert hatten, (denn die Kaffern sind sehr weitläufig in ihren Reden) bat Islambi um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, um nun auch die Meinung seiner Räthe zu hören. Er entfernte sich hierauf einige Schritte vom Kreise, wo mehrere alte Männer ihn erwarteten.

Während dieser Zeit baten mehrere unsere Offiziere um die Erlaubniß, die uns gegenüber gelagerten Kaffern besuchen zu dürfen. Als die Offiziere sich ihnen näherten, wurden sie mit dem in der Kolonie üblichen Gruß „Goed morgen, Bass" empfangen, den die Wilden von den Gränzkolonisten, bey denen mehrere von ihnen im Dienst gewesen waren, gelernt hatten.

Es machte einen seltsamen Eindruck, sich mitten unter 4000 athletisch gebauten, ganz nackten Männern zu befinden. Die meisten hatten nicht einmal die Sandalen an den Füßen, die sie, wiewohl ebenfalls nur selten, zu tragen pflegen. Diese Gewohnheit, barfuß zu gehen, ist Ursache, daß viele ihrer Räubereien entdeckt werden, denn das scharfe Gesicht ihrer hottentottischen Nachbarn weiß die Fußstapfen der Kaffern, an dem Raum zwischen der großen und den übrigen Zehen des Fußes, genau von denen ihrer eigenen Landsleute zu unterscheiden.

Die Kaffern hatten bey der gegenwärtigen Zusammenkunft ihren kriegerischen Schmuck nicht angelegt, weil sie nur als Begleitung ihres Häuptlings und nicht in feindseliger Absicht ausgerückt waren. Man sah also die Kranichfedern nicht an ihnen, die sie um die Schläfe zu binden pflegen, wenn sie in die Schlacht gehen; auch führten sie den langen elliptischen Schild nicht bey sich, der sie gegen die Wurfspieße schützt. Nur die sieben Lanzen und den kriegerischen Streitkolben, oder Kirri, hatte jeder bey sich. Die Lanze, von den Kaffern Uukonto genannt, hat eine eiserne zweyschneidige, an einem langen, schlanken Schaft befestigte Spitze; zu diesem Schaft wird ein langer Zweig des wilden Olivenbaums, von den an den nördlichen Gränzen der Kolonie wohnenden Stämmen aber immer das leichte Schilfrohr genommen, das auf den Stormbergen und Bamboesbergen und auf den hohen Gebirgen wächst, die den Kraayfluß und den Gariep begränzen. Islambi's Gefolge hatte sogar seine Karoß in den Kraals zurückgelassen, die auch, des schönen Wetters wegen, entbehrlich waren.

Die meisten unter ihnen trugen Amulette, die theils in Schakals- oder Löwenzähnen, Klauen von Leoparden oder Panthern, Korallen von verschiedener Form und in Stückchen Holz bestanden, die an Schnüren um den Hals hingen, und die bey ihnen als Schutzmittel gegen Krankheiten, den Blitzstrahl und andere Gefahren gelten. Mehrere hatten auch ihre Waffen mit Ringen von Elfenbein verziert, und hie und da sah man einige, die durch ein 12 bis 14 Zoll langes, unter dem Knie befestigtes Stück von einem Ochsenschweif als Läufer bezeichnet waren.

Indem wir so in den Reihen der Kaffern auf und ab gingen, bemerkten wir mehrere mit ehrenvollen Narben aus frühern Gefechten, auf die sie sich viel zu Gute

thaten, und die sie, wie sie uns, indem sie mit der Hand gegen die Büffelgebirge deuteten, zu verstehen gaben, zu dem Kampfe zwischen Islambi und Gaika bekommen hätten, in welchem ihr Anführer Sieger geblieben war. Die vergoldeten Knöpfe und andere Zierrathen an den Uniformen der Offiziere erregten ihre Verwunderung und Habsucht, doch waren sie keineswegs unwillig, als man sich weigerte, sie ihnen abzuschneiden.

Daß die Kaffern, gleich andern wilden Nationen, unverschämte Bettler sind, ist wahr, allein die Europäer müssen ihnen eben so vorkommen, da ich noch bey keiner Zusammenkunft gegenwärtig war, wo die Engländer nicht Alles angewendet hätten, um ein Stück von der Kleidung oder den Waffen der Wilden zu bekommen.

Während wir unter ihnen so umhergingen, und unsere Bemerkungen über ihre Waffen und Persönlichkeit machten, rief uns die Trompete zu unsern Pferden zurück. Die Kaffern stutzten anfänglich über dieses Signal, da sie aber die Ursache desselben einsahen, so nahmen sie den herzlichsten Abschied von uns. Islambi hatte mit Zustimmung seines „Raths der Alten“ die Vorschläge unsers Kommandanten angenommen, und sich auch dazu verstanden, am folgenden Morgen einiges den brittischen Emigranten geraubtes Vieh zurückzugeben.

Die Zusammenkunft war somit zur Zufriedenheit beyder Theile ausgefallen, und wir bezogen nun unser reizendes Bivouak am Keis-Kamma, um dort die Erfüllung des von Islambi gegebenen Versprechens zu erwarten.

Nehmen und Geben.

Von M. G. Saphir.

Vorgetragen von den Herren Löwe und Korn in der musikalisch-declamatorischen Akademie zu Wien, am 19ten Oktober 1834, zum Besten der durch Brand verunglückten Bewohner von Wienerisch-Neustadt.

Nehmen:

Ich heiße „Nehmen," zähle tausend Ahnen
Mehr, als der größte Edelmann:
Im Paradiese wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an.
Drum habe ich die Freyheit mir genommen,
Und bin der Erste nun hervorgekommen.

Geben:

Mich nennt man „Geben," ich bin hochgeboren,
Mein Adel ist mein eig'nes Ich;
Der Boden deines Stammbaum's geht verloren,
Der meine stützt auf Herzen sich;
Drum darf ich wohl an deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher begeben.

Nehmen:

Du keckes Wort! wie kannst mit mir dich messen?
Wer giebt noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts ist, wird das Geben bald vergessen,
Zu nehmen wird man niemals satt.
Wenn wir vernehmlich sind, das wird bestechen,
Doch traurig wär's, vergeblich hier zu sprechen.

Geben:

Wie könntest, Nehmen! — Du denn existiren,
Wenn nicht vorerst das Geben wär'
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke sehr,
Vernehmen, das erbittert oft das Leben,
Die schönste That jedoch ist: das Vergeben.

Nehmen:

Vergieb also, daß ich dich böse schelle,
Und nimm es wohlgemeint so hin,
Aufgeben zeigt von Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt von tapfrem Sinn.
In dem Begeben liegt oft Spott und Tadel,
Doch im Benehmen liegt der Seelenadel.

Geben:

Nun denn: abnehmen bey den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Ueberfluße spricht;
Mitnehmen will nicht immer wohl behagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen:

So schweig', du Wort voll Trug in jedem Stücke;
Du gleisnerische Schlangenbrust;
Angeben ist ein Wort voll Heuchler-Tücke,
Annehmen schaffet Götterlust!
Eingeben wird vom Satan vorgenommen,
Doch nur von Engeln wird man eingenommen.

Geben:

So schweig' du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleischter Egoist,
Das Herausnehmen zeigt vom schlechten Triebe,
Das Herausgeben edler ist.
Nachnehmen zeigt vom tückischem Gemüthe,
Nachgeben spricht von Kopf und Herzensgüte.

Nehmen:

Und nun, mein Freund! zugeben muß der Schwache,
Weil er der Letzte stets im Brett,
Jedoch zunehmen, — das ist meine Sache,
Dabey wird man doch dick und fett!
Ausgeben! wie fatal ist die Geschichte,
Ausnehmen, — das bringt wahrlich bessre Früchte.

Geben:

O, o, mein Freund! nur nicht so aufgeblasen,
Nur ohne Leidenschaft,
Vornehmen können sich auch alte Basen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde,
Weggeben ist die Frucht der Himmelsmilde.

Nehmen:

Doch, Freund! wir wollen lieber uns vereinen;
Wir beyde sind ja nah verwandt;
Man sieht ja stets beysammen uns erscheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad will ich mich gern bequemen,
Daß heute Geben süßer ist als Nehmen.

Geben:

Doch süß ist's auch zu nehmen sonder Ende,
Wo rings das edle Mitleid spricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man sich vergebens nicht;
Wo Fürst und Volk voll Mildigkeit entklommen,
Wird stets bey solchem Werk viel eingenommen.

Nehmen: (zum Publikum)

Drum nehm' ich mir ein Herz und sprech' mit Beben
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben: (eben so)

Demselben Hochgefühl bin ich ergeben
Erblicke ich das volle Haus.

Beyde: (indem sie sich die Hand geben)

Dann wollen wir zusamm uns nehmen alle,
Daß, was zusamm wir geben, auch gefalle.

Mannigfaltiges.

Bevölkerung der Erde. — Sie wird nach Balbi auf 737 Millionen angenommen, die zwischen den verschiedenen Erdtheilen auf folgende Weise vertheilt sind:

	Fläche.	Bevölkerung.
Europa . . .	2,793,000 □ M.	227,700,000.
Asien . . .	12,118,000 □ M.	390,300,000.
Afrika . . .	8,500,000 □ M.	60,000,000.
Amerika . . .	11,146,000 □ M.	39,000,000.
Australien . .	3,100,000 □ M.	20,000,000.

Sie richtet sich je nach politischen und klimatischen Verhältnissen. Die meisten Menschen wohnen in der gemäßigten Zone auf fruchtbaren Ebenen, die reich bewässert sind, an Meeresufern, schiffbaren Flüssen rc. rc. Das mittlere und südliche Europa hat natürlich mehr Menschen auf der Quadratmeile, als die Polargegenden, wo dem Boden nur selten oder gar nie ein Nahrungselement abzugewinnen ist, oder das Central-Africa, wo die Sonne jede Vegetation versengt, und Steine und Erde zu heissem Sande ausdort. Dem Bestande gemäß reproducirt sich auch jede Bevölkerug durch den Zuwachs, doch steigt sie in gesunden, fruchtbaren Ländern auffallend, wo der Raum genug groß ist, viel mehr Menschen zu ernähren, als sich gerade finden. Es werden in der Regel gleichviel Knaben und Mädchen geboren, doch in der heißen Zone übersteigt die Anzahl der letztern jene um ein bedeutendes. Dieß, so wie der Umstand, daß das weibliche Geschlecht dort früher altert, ist natürliche Veranlassung der Vielweiberey geworden.

Am wenigsten bevölkert ist in Europa **Island**, 33 Mann auf eine □ M., wogegen in **Malta** 13,300 auf denselben Raum kommen. Im europ. **Rußland** wohnen 475, in **Schottland** 1920., in der **Schweiz** 1880., in **Oestreich** 2350., in **Sachsen** 3930., in der **Lombardey** 4920., in **Lucca** 6200, im Regierungsbezirk **Düsseldorf** 8290 Mann auf der □ M. In Nordamerika ist **Missuri** mit 13 Mann auf der □ M. der wenigst- — und **Massachusets** mit 1340 der meist bevölkertste Staat.

Der **Religion** nach theilt Balbi die Bewohner der Erde folgendermassen ein:

Christenthum: lateinische oder abendländ. Kirche	139 Mill.
griechische oder morgenländ. Kirche . .	72 Mill.
protestantische Kirche	59 Mill.
	270 Mill.
Judenthum	4 Mill.
Muhamedanismus mit allen seinen Zweigen	86 Mill.
Buddhaismus	170 Mill.
Religion des Confuzius, Fetischismus, Magismus ꝛc.	147 Mill.
	737 Mill.

Gaudiebs Beicht.

Ein alter Gaudieb trat zur heil'gen Stätte,
Die neu'ste Schuld leichtfertig herzuzählen;
Doch ein Gelüst: des Paters Uhr zu stehlen,
Erweckte schnell in ihm die gold'ne Kette. —
Er setzt sich an den Beichtiger hinan,
Läßt schon die vielgeübten Finger schleichen,
— Die lange Kett' am Zipfel zu erreichen. —
„Ehrwürd'ger Herr! ich stehle," hebt er an. —

„„Man rede,"" schilt der — „„wie es sich gebührt.
Ich habe — drücke man sich aus — gestohlen.""
Der Dieb indessen hat die Uhr entführt,
Und spricht: „Ich hab' — ehrwürd'ger Herr! gestohlen."
„„So recht — mein Sohn. Noch dieses sag' Er nur:
Was war es?"" — „Eine goldne Taschenuhr."
„„Die muß Er dem Besitzer wiedergeben."" —
„Ehrwürd'ger Herr! ich will sie Ihnen geben!" —

„„Ich will sie nicht!"" versetzt der Pfarr' mit Grollen
„„Dem rechten Herrn sie geben, das ist Pflicht."" —
„Dem hab' ich sie schon wieder geben wollen,
Ehrwürd'ger Herr! allein er will sie nicht." —
„„Nun wohl, so kann Er dießmal sie behalten.""
Er schließt. — Der Gauner weilt nicht lange mehr,
Der Beichtiger greift in der Tasche Falten,
— Zu seh'n, wie spät es sey; — doch sie ist leer!
Da weiß er gleich, — ist ihm auch fortgetragen
Die schöne Uhr — wie viel es hat geschlagen.

Fr. Stahlpanzer (Richter).

Münchener-Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 22tes Stück.

Die Dauer des menschlichen Lebens.

Der alte Satz Arbuthnot's (in seiner Schrift über „Nahrungsstoffe,") daß nur unter mäßigen und enthaltsamen Menschen Beispiele von ungewöhnlich langem Leben zu finden seyen, wird scheinbar widerlegt durch die Erfahrung, welche uns oft genug Individuen vorführt, die ganz einer regellosen, abnormen Lebensweise ergeben sind und gleichwohl im Alter über das gewöhnliche Maß hinaus reichen. Allein nur scheinbar: näher betrachtet stellt sich die Sache auf einen ganz andern Punkt. Wer mäßig und enthaltsam lebt, **lebt** bis zum letzten Hauche. Wer auf wüste verworrene Weise seine Jahre vergeudet, kann, wenn sein Naturell Stich hält, allerdings ein hohes Alter erreichen, allein er ist oft längst schon todt, ehe er sein Auge schließt; mit Pein und Sorgen und ohne daß die Funktionen seines Geistes thätig sind, vegetirt er so hin, und stirbt langsam, und eine Reihe von Jahren gehört zu seinem Sterben, nicht zu seinem Leben. So kann ein Siebzigjähriger oft nur fünfzig Jahre gelebt haben, und zählt auf diese Weise gar nicht mit zu der Summe derer, die ein hohes Alter erlangten.

Die Gelehrten, welche über „langes Leben" geschrieben haben, sind in ihren Ansichten sehr getheilt darüber,

ob außerordentliche Fälle zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden sich in dieser Beziehung häufig ereignet haben oder nicht, und ob es überhaupt in der Urnatur des Menschen, der Möglichkeit nach, bedingt sey, ein hohes Alter zu erreichen, so daß jene Fälle entweder für ganz abnorme zu halten seyen, oder vielmehr das frühe Sterben als ein der Bestimmung der menschlichen Natur widerstrebendes Ereigniß angesehen werden müsse. In der Regel gehören die Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer entlegenen und barbarischen Zeitaltern an, in denen man Betrachtungen dieser Art gar nicht anstellte, und in andern Zeiten, wo man recht eigentlich auf solche Fälle lauerte, ergaben sich diese als selten oder als fingirt und übertrieben. Es liegt dem Schreiber Dieses gegenwärtig eine Tabelle vor, von einem Manne verfertigt, der diesen Gegenstand zu einem Lieblings-Thema seines Nachdenkens machte, und 1750 Personen nachweist, die ein mehr als hundertjähriges Alter erreicht haben. Allein bey genauer Betrachtung zeigt sich, daß viele dieser Angaben aller Begründung entbehren, indem sie Zeiten angehören, deren Wundersucht sich bey dieser Gelegenheit ein weites Feld eröffnete, und mithin auch die als Fakta angegebenen Bestimmungen verdächtig macht. Unsere Encyklopädieen haben alle nur aus einer und derselben Quelle geschöpft, ihre Angaben stützen sich nicht auf neue Nachforschungen. So z. B. hat der berühmte Sir William Paulett, Testaments-Vollstrecker Heinrichs VIII., der am 10. März 1572 starb, ein Alter von 97 Jahren erreicht, während die Encyklopädieen auf sehr liberale Weise ihm 9 Jahre zulegen, und ihm 106 Jahre alt werden ließen.

Es ist leicht denkbar, welche Irrthümer sich einschleichen müssen, wenn man die Lebensdauer der Menschen in einer bestimmten Zeit nach dem damals ange-

stellten Census der Bevölkerung berechnet, wie Lord Bacon in seinem höchst genau ausgeführten und schätzenswerthen Werke: „Historia Vitae et Mortis," nach dem Census des Kaisers Vespasian seinen Kalkül machte, ohne zu bedenken, daß absichtlich, um der Besteuerung für neugeborne Individuen zu entgehen, Fälle von langer Lebensdauer dabey fingirt wurden. Unser eigner Census in England ist so ungenau wie möglich, trotz der Sorgsamkeit, womit er von Seite der Behörde angestellt wird. Das Volk hat nur zu oft ein Interesse daran, sich der Zählung zu entziehen. Aus Furcht vor Militärdienst verlassen die Leute oft ihren Wohnort, und lassen es an Bitten, Bestechungen und allen Arten von Kunstgriffen nicht fehlen, um von dem Census ausgeschlossen zu werden. So geschah es bey uns zur Kriegszeit, und als der Krieg beendigt war, wurde der Militärdienst eher ein Gegenstand des Wunsches, als der Furcht; deßhalb ergab sich ein plötzliches Anwachsen der Bevölkerung. Im Jahre 1831 entstand in allen Städten das Verlangen, eine möglichst große Einwohnerzahl anzugeben, um sich die Vortheile zu verschaffen, welche die Reform-Bill gestattete, und dieß war lediglich die Ursache des großen Unterschieds, der sich zwischen dem Census dieses Jahres und dem von 1821 herausstellte.

Ich kann mit Lord Bacon nicht darin übereinstimmen, daß der Vespasianische Census die sicherste Gewähr leiste für die Abschätzung der Lebensdauer der damaligen Menschheit. Wäre dieß der Fall, so müßte man annehmen, daß zwischen Padua und den Appeninen, in einem nicht eben allzu stark bevölkerten Landstriche, 124 Menschen von einer hundertundzwanzig- und mehrjährigen Lebensdauer existirt hätten, nämlich 54 von 120, 57 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 oder 137, und 3 von 140 Jahren. Eben so wenig können wir dem,

was Plinius (lib. 6. cap. 48,) angiebt, vollkommenen Glauben schenken.

Nähern wir uns der neueren Zeit, — denn das Mittelalter ist in seinen Angaben noch fabelhafter als die alte Welt, so daß es, wenn man leichtgläubig seyn wollte, in manchen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung sogar zu den Ausnahmen gehören müßte, wenn einer unter siebzig Jahren starb, — so finden wir die Fälle von ungewöhnlich langem Leben höchst selten, und müssen analog auf die Zeiten des Alterthums und des Mittelalters zurückschließen. Vespasians Census bezieht sich auf die ärmeren Klassen des Volkes, deren Hause sich nicht übersehen läßt. Unter höheren Ständen erweißt sich auch in den früheren Zeiten nur selten ein hochbetagtes Individuum. Von Römischen, Griechischen, Französischen und Deutschen Kaisern und Königin bis auf die Zeiten Jakob's I. herab, finden wir unter 200 Fürsten nur vier achtzigjährige. Unter den Aposteln und Kirchen-Vätern scheint hohes Alter eine sehr gewöhnliche Erscheinung gewesen zu seyn und dieß erklären Einige daraus, daß diesen erleuchteten Männern ein göttlicher Athem innegewohnt habe: — „nihil spirans nisi divinum!“ Allein von den Päpsten nur fünf, welche 80 Jahre und etwas darüber gelebt haben. Von Johann, dem drey und zwanzigsten Papste, heißt es, er habe das 90ste Jahr erreicht. Sein Historiograph von ihm sagt, er sey ein Mann von ewig unruhigem Geiste gewesen immer nach neuen Dingen trachtend, Vieles verbessernd, Vieles aber nur ungestaltend. Dazu heißt es, war er ein Anhäufer großer Schätze. Von seiner heiligen Gesinnung meldete die Sage weniger, so daß man nicht behaupten kann, ein göttlicher Athem habe ihn so lange vor der Sterblichkeit bewahrt.

Interessant sind die Fabeleien des grauen Alterthums über die Lebensdauer mancher Menschen; auch Lord Bacon sagt naiv, man könne nicht viel darauf geben. Ein König von Spanien oder vielmehr von Cadix, Namens Aganthariеus wurde, wie gemeldet wird, 140 J., Cingras, König der Cyprier, der ein schwelgerisches Leben führte, beinahe 160 J. alt. Manchen Königen von Arkadien wird geradezu ein Alter von 300 Jahren zugemuthet, und Lord Bacon sagt, dieß sey vielleicht fabelhaft. Wir finden, daß in Epirus manche Einwohner ein Alter von 200 Jahren mit Bequemlichkeit erlangten, und einer ihrer Fürsten, Litorius, ein Mann von gigantischem Körperbau, machte seine 300 J. voll.

Die Theorieen, nach welchen den Menschen die Prognose gestellt wird, ob sie nach den und den Eigenschaften, die sie besitzen, ein kurzes oder langes Leben zu erwarten hätten, sind nicht minder unhaltbar. Die Farbe und Beschaffenheit des Haares und der Haut gelten Vielen für Anzeichen, die darauf schließen lassen. Knaben von rother Gesichtsfarbe, meinte man, würden in der Regel nicht so lange Leben als andere von blassem Teint. Eine harte Haut sollte auf langes Leben, eine grobe, rauhe Haut, sogenannte Gänsehaut, auf kurze deuten. Eine gerunzelte Stirn und starkes, üppiges Haar mußten wenigstens für 100 Jahr Kaution geben, während eine sanfte Stirn und weiches Haar einen frühen Tod befürchten ließen. Ein breiter Körperbau mit kurzem Leib aber langen Beinen von den Knieen bis zu den Knöcheln galt für Versicherung eines hohen Alters, während Personen, die vom Knie bis zur Hüfte lang gebaut und, wie Lord Bacon sagt, deorsum attenuati sind, nie lange leben könnten. Wohlbeleibheit in der Jugend deute auf den frühen Tod, dagegen im Alter sichere ein

umfangsreicher Leib das Leben des Menschen. Ein schmaler Kopf, ein weder langer und dünner, noch allzu feister, mithin proportionirlicher Nacken, weite Nasenlöcher, knorpelige, nicht fleischige Ohren, ein breiter Mund, breite, festgeschlossene Zähne, besonders wenn sie noch lange Zeit in der Jugend des Menschen wachsen, alles dieß galt für Anzeichen eines langen Lebens. Das gehörte so zu den Thorheiten unserer weisen Vorfahren.

Auch um Vorschriften behufs einer Makrobiotik waren unsere guten Altvordern nicht verlegen. Sie empfahlen Diät, eine gänzliche Enthaltung von allen spirituösen Getränken, mäßige Bewegung, mäßigen Schlaf, veneris abstinentia ne exhauriantur, den Gebrauch von Bädern, und die Einreibung von Salben und Oelen. Sie empfahlen Frömmigkeit und Beschäftigung mit Literatur und Philosophie, Landluft und in der Jugend Militärdienst. Auch an wirklichen Medikamenten zur Verlängerung des Lebens fehlte es nicht. Das Schminken der Haut hielten unsere Väter für sehr vortheilhaft, weil die alten Britten und Virginier sich schminkten und lange lebten. „Als Johannes de Temporibus," sagte Lord Bacon, „welcher 300 J. gelebt haben soll, gefragt wurde, was sein Leben so stabil mache, antwortete er: „Oel von außen und Honig von innen!" Ein Römischer Senator, der 100 J. alt wurde, erwiederte auf gleiche Frage: „Weil ich esse, bevor mich hungert, und trinke, bevor mich dürstet!"

In Betreff der Kleidungsstücke empfiehlt Hippokrates für den Winter reine und saubere, für den Sommer aber schmutzige und in Oel getränkte. Heutzutage bietet man Gesundheits-Flanell aus und macht Nacht-Jacken zur Verlängerung des Lebens.

Maffejus erzählt in seiner berühmten „Geschichte von Indien" von einen gewissen Numas de Cugna, der

in Bengalen geboren war, und dort 1566 im dreyhundertundeinundsiebzigsten Jahre seines Lebens starb. Zu einem Wunder gesellt sich natürlich immer mehrere, und so sagt Maffejus, der Mann habe 700 Frauen gehabt, sein Gedächtniß sey so stark geblieben, daß er sich aller Ereignisse seines langen Lebens mit vieler Geläufigkeit erinnert habe, sein Haar hatte sich aus Schwarz in Grau und aus Grau nachmals in Schwarz verwandelt, im Munde habe er vier Reihen Zähne gehabt. So absurd dieß auch klinge, so wurde die Thatsache, wie der Autor sagt, doch vollkommen von Ferdinand Lopez de Castogueda, dem Königlichen Historiographen von Portugal, bestätigt. Man kann sich hierbey an das Lebens-Elixir des Paracelsus erinnern, das mindestens auf 400 Jahre eine Lebensdauer sicherte. Paracelsus war im Besitze dieses Mittels; warum er es aber nicht selbst gebraucht, weiß Niemand zu sagen, denn der gute Mann starb, bevor er 40 J. alt war.

Hufeland berechnet, daß von je hundert Menschen, die geboren werden, nur neun das sechzigste Jahr erreichen, und nur sechs dasselbe überschreiten. Haller, der eine große Autorität hat, macht in seinem Kalkül einen andern Schluß. Er meint, es gäbe 1000 unbestreitbare Fälle, daß Menschen 100 bis 110 Jahre alt geworden seyen, 60 zwischen 110 und 120, 29 zwischen 120 und 130, 15 zwischen 130 und 140, 6 zwischen 140 und 150, und ein Fall sey vorgekommen von einem Lebensalter von 169 Jahren. In einem Werke, das 1712 Fälle von ungewöhnlicher Lebensdauer in dem Zeitraume vom J. 66 bis 1799 n. Chr. annimmt, finden wir 3 Personen angegeben von einem Alter zwischen 150 und 160 Jahren, 2 zwischen 160 und 170, und 3 von 180 bis 184 Jahren. Laßt uns sehen, wer diese drey alten Menschen gewesen sind, und wir werden erkennen, auf welche un-

haltbare Angaben sich dieser ganze Kalkül stützt. Das höchste Alter von 185 Jahren wird erstens einem Manne, Namens Kentigern, zugeschrieben, den Spotswood auch erwähnt, in dessen Leben sich aber so viel Mirakel häufen, wie sie sein Zeitalter, das sechste Jahrhundert, mit Vorliebe erdichtete. Das zweyte Beispiel von dieser Lebenslänge bietet angeblich Peter Torton, ein ungarischer Bauer aus der Gegend von Temeswar, welcher 1724, in einem Alter von 185 Jahren, gestorben seyn soll. Der dritte Fall soll ebenfalls in Temeswar zu suchen seyn. Johann Rovin soll im Jahre 1741, in einem Alter von 172 Jahren, eine 164 Jahre alte Ehefrau hinterlassen haben. Sie waren 148 Jahre verheirathet, und hatten zwey Töchter und zwey Söhne, von denen der jüngere 116 Jahre alt war, als der Alte starb. Haller macht außerdem noch zwey Engländer namhaft, Henry Jenkins aus Yorkshire, und Thomas Paar aus Shropshire. Jener soll 1670, in einem Alter von 169 dieser 1635, 152 Jahre alt, gestorben seyn.

Es ist am zweckmäßigsten, die Ungarn hier ganz aus dem Spiele zu lassen, da sich die Angabe über die Zahl ihrer Jahre bloß auf Hörensagen stützt, und das Landvolk bekanntlich überall ein Gerücht dieser Art vergrößert, um dem angebornen Hange zu abenteuerlichen Dingen zu fröhnen. Was die beyden von Haller angeführten Engländer betrifft, so diene Folgendes zu kurzer Beleuchtung der Sache.

Ueber Jenkins findet sich in dem „Philosophical Transactions“ eine eigene Abhandlung, aus der klar genug hervorgeht, daß der in Rede stehende Mann einige Jahre vor seinem Tode vor Gericht als Zeuge vernommen wurde und hier ein Alter von 140 Jahren angab. In den Parochial-Bezirken wurden damals die Geburten noch nicht registrirt, von einem Nachschlagen im Kirchen-

Buche konnte also nicht die Rede seyn. Man war, konnte man des Mannes Angabe nicht wiederlegen, genöthigt, seine Aussage gelten zu lassen. Damit ist jedoch keinesweges ihre Richtigkeit zugegeben. Der Mann konnte sich leicht irren, wie dieß bey Bauern häufig in Angabe ihres Alters wohl vorkommt. Und wenn es ferner heißt, Männer seines Ortes, jeder 100 Jahre alt, hätten geäußert, sie könnten sich als Kinder Jenkin's nur eines alten Mannes erinnern, so wird die Sache dadurch nur erst recht unsicher, weil in einem kleinen Dorfe schwerlich so viel praktische Makrobioten beysammen gewesen sind. Uebrigens behauptete Jenkins, sich der Schlacht bey Flodden Field (9. Sept. 1513.) recht gut erinnern zu können; er sey damals 12 Jahre alt gewesen und habe den Englischen Bogen-Schützen Pfeile zugetragen. Danach wäre freilich die Rechnung in Ordnung, daß er 1670, als er starb, ein Alter von 169 Jahren erreicht habe. Der Glaubwürdigkeit giebt dieß indessen noch keinen Vorschub. Es ist ein Irrthum oder eine absichtliche Verfälschung immer eher annehmbar, als daß die Natur jemals ihre Gesetze so weit überschritten habe. Jenkins war eine Zeitlang Aufwärter beym Lord Convers, später ein wilder herumschweifender Fischer gewesen. Wäre sein Alter konstatirt, so hätte er viel erlebt. Vier Königinnen und ein König wurde zu seinen Lebzeiten enthauptet; er hätte den Sieg des Republikanismus über die Monarchie, die Restauration der letztern, den Sieg und den Fall des Papstthums in England und die Vernichtung der Armada erlebt.

In Betreff des Thomas Parr muß nicht minder die Leichtgläubigkeit der Erzähler belächelt werden. Der bekannte Graf von Arundel, heißt es, habe ihn an den Hof Karls I. gebracht und ihn dem Könige als ein Wunder des Landes gezeigt. Zugleich soll die Gräfin Arun-

del der Königin die Frau des Parr, die 120 Jahre alt gewesen, vorgestellt haben. Parr hatte bis dahin bey einfacher Kost gelebt, bey Hofe habe man ihn mit Wein und allerlei Leckerbissen todt gefüttert; er soll an Seitenstechen gestorben seyn. Dr. Harvey öffnete die Leiche und fand, daß seine Constitution berufen war, ein Alter von 200 Jahren zu erreichen, wenn nicht das Hofleben seinen Verdauungs-Prozeß gestört hätte.

Dieß sind die Fälle, auf die das meiste Gewicht gelegt zu werden pflegt, obwohl man nicht sieht, mit welchem Rechte. Andere Beispiele von mehr als hundertjähriger Lebensdauer gehören barbarischen Zeiten oder solchen Ländern an, wo der Mensch in den Tag, und also in das Jahr und in die Jahre hineinlebt, ohne sich um das Zählen zu bekümmern. Aufrichtiger in Angaben dieser Art sind die Chinesen; denn als im Jahre 1784 Kien-long eine Schätzung seiner Unterthanen machen ließ, und die Bevölkerung auf 200 Millionen angegeben wurde, fanden sich nur vier Individuen, welche ein mehr als hundertjähriges Alter erlangt hatten.

Im Allgemeinen läßt sich kein Klima angeben, das eine lange Lebensdauer vorzugsweise begünstigte. Wir finden abnorme Fälle in Jamaika, den Inseln Barbadoes, dem heißem Aethiopien und Indien, wie in dem strengen Norwegen, Rußland und Schottland, in dem trocknen Madeira und dem gemäßigten Frankreich, wie in den immer nebelfeuchten Inseln an der Schottischen Küste, mitten in Binnenländern wie am Meere, in tiefen Thälern wie auf Berg-Höhen, in freier Landluft wie in den schmutzigen engen Gassen Londons. Alles, was man über Beschaffenheit des Klimas, über Einwirkung der tellurischen Verhältnisse und über Lebensart der Bewohner theoretisirt hat, fällt als nichtig zusammen. Auch in Hinsicht der Temperamente läßt sich Nichts mit Bestimmtheit angeben. Wir finden unter Reichen und Ar-

men, Schwelgern und Mäßigen, Phlegmatikern und Sanguinikern, Weißen und Schwarzen, Kultur-Menschen und Kindern der Natur, gleich viele Ausnahmsfälle von langer Lebensdauer. Die Enthaltung alles Alkohols, aller heißen Getränke, mag ohne Zweifel der Organisation förderlich seyn, allein was die anempfohlene Reinlichkeit betrifft, welche zur Verlängerung des Lebens dienlich sey, so weiß man nur allzu gut, daß mancher Lappländer gerade in seinem Schmutz und Fett recht alt geworden ist, und unter Irländer und Russen zwey Nationen, deren Unreinlichkeit weltbekannt ist, häufig ein abnormer Fall sich findet.

Man hat finden wollen, daß gewiße Beschäftigungen ein langes Leben eher möglich machen, als andere. So haben besondees Maler ein hohes Alter erreicht; man nennt Leonarda da Vinci, Michel Angelo, Titian, Guercini, Guido, Maratti u. A. Auch unter den Musikern kennt man viele, die noch als Greise des Lebens sich freuten, und was man auch sonst gegen die sitzende Lebensweise einiger Klassen sagen mag, so ergiebt sich doch im Durchschnitt, daß Männer, welche geistig thätig sind, und bey denen das Nervensystem mehr in Aktivität sich befindet, als das Muskelsystem, vorausgesetzt, daß sie nicht übermäßigen Anstrengungen unterworfen sind, und sich leiblich nichts abgehen lassen, in Betreff einer langen Lebensdauer die arbeitenden Klassen bey weitem übertreffen. N. M. M.

Wachsthum des Menschen.

Unter den in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 19. Januar von Hr. Quetelet in Brüssel eingegangenen Abhandlungen befinden sich auch die Recherches sur la loi de croissance de l'homme.

— Der Verfasser stellt in denselben die Resultate seiner Beobachtungen in Brüssel und der Provinz Brabant in folgenden allgemeinen Sätzen zusammen: 1) Die Gränzen des Wachsthums sind bey beyden Geschlechtern verschieden. Die Frau wird nämlich nicht so groß, als der Mann; sie erreicht den höchsten Standpunkt ihrer Entwickelung früher als jener, und endlich ist das Quantum ihres jährlichen Wuchses geringer, als das des Mannes. — 2) Der Städter ist in einem Alter von neunzehn Jahren im Durchschnitt um zwey bis drey Centimeters größer als der Landbewohner. — 3) Das Wachsthum des Mannes scheint mit dem fünf und zwanzigsten Jahre noch nicht ganz beendet zu seyn. — 4) Junge Leute aus wohlhabenden Familien, die sich mit Muße den Studien widmen, erreichen im Allgemeinen mehr als die mittlere Größe. — Beym Kinde, und schon beym Embryo, mehrere Monate vor der Geburt, schreitet der Grad des Wachsthums bis zur vollständigen Entwickelung in einer beständigen Progression ununterbrochen fort, während er mit dem fernern Alter sich allmählig verringt. — 6) Ungefähr zwischen dem fünften und sechzehnten Jahre schreitet das Wachsthum ziemlich regelmäßig fort, und die Schnelligkeit, mit der es vor sich geht, ist etwa auf ein Zwölftel derjenigen des Fötus in den letzten Monaten vor der Geburt anzuschlagen.

Das Gewicht des Menschen
nach dem verschiedenen Alter und Geschlecht.

Aus den in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Herrn Quetelet in Brüssel mitgetheilten Recherches sur le poids de l'homme aux différens âges entnehmen wir folgende Resultate:

1) Gleich bey der Geburt bemerkt man, so wie hinsichtlich der Größe, eben so auch hinsichtlich des Gewichts, einen Unterschied zwischen den Kindern beyder Geschlechter. Das mittlere Gewicht der Knaben ist 3 Kilogramm 20 Gr.*), dagegen das der Mädchen 2 Kilogr. 91 Gr.; die Größe der Knaben beträgt $0{,}_{496}$ Metre**), und die der Mädchen $0{,}_{482}$ Metre. — 2) Das Gewicht des Kindes nimmt gleich nach der Geburt ungefähr bis zum dritten Tage etwas ab, und erst am Ende der ersten Woche beginnt es merklich zuzunehmen. — 3) Bey gleichem Alter ist das männliche Individuum im Allgemeinen schwerer als das weibliche; nur in dem Alter von 12 Jahren haben beyde im Durchschnitt ein gleiches Gewicht. Zwischen dem ersten und eilften Jahr beträgt die Differenz bey beyden Geschlechtern 1½ Kilogr.; zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Jahr ungefähr 6 Kilogr. und nach dieser Epoche 8 — 9 Kilogr. — 4) Wenn das männliche und das weibliche Individuum den höchsten Standpunkt ihrer körperlichen Entwickelung erreicht haben, so wiegen sie beinahe zwanzig Mal mehr, als im Augenblick der Geburt; ihre Größe hingegen übersteigt die zur selben Zeit um nicht mehr als ungefähr 3¼. — 5) Im Alter verlieren beyde Geschlechter ungefähr 6 — 7 Kilogr. von ihrem Gewicht und 7 Centimetres von ihrem Wuchse. — 6) Während der Zeit ihrer Entwickelung verhalten sich die Quadrate ihrer respektiven Gewichte in den verschiedenen Altern wie die fünfte Potenz ihres Wuchses. — 7) Nach vollendeter Entwickel-

---

*) Ein Kilogramm ist ungefähr 2 Pfd. 1½ Loth unseres Gewichtes.

**) Ein Metre beträgt 3 Fuß $11{,}_{044}$ Linen Pariser Maaß.

ung verhalten sich die Gewichte ungefähr wie die Quadrate des Wuchses. Aus diesen beyden letzteren Angaben läßt sich entnehmen, daß der Mensch mehr in die Höhe wächst, als in die Breite und Dicke. — 8) Der Mann erreicht das Maximum des Gewichts ungefähr in seinem vierzigsten Jahre, während dasselbe gegen das sechzigste merklich abzunehmen beginnt. — 9) Die Frau erreicht das Maximum ihres Gewichts erst in den Alter von fünfzig Jahren; während der Zeit ihrer Fruchtbarkeit, nämlich zwischen dem achtzehnten und vierzigsten Jahre nimmt das Gewicht bey ihr auf eine nur wenig bemerkliche Weise zu. — 10) Bey völlig ausgebildeten Personen in regelmäßigem Zustande zeigt sich eine Verschiedenheit hinsichtlich des Gewichts, das ungefähr von 1 — 2 abweicht, während man hinsichtlich der Größe nur eine Verschiedenheit von 1 und 1½ bemerkt. Daraus ergiebt sich etwa folgender Ueberschlag:

	Maximum.	Minimum.	Mittlere Zahl.
Männliches Gewicht .	98,5 Kil.	49,1 Kil.	63,7 Kil.
Weibliches Gewicht .	93,8 =	39,8 =	55,2 =
Männliche Körpergröße	1,890 Met.	1,467 Met.	1,684 Met.
Weibliche Körpergröße	1,740 =	1,408 =	1,579 =

11) Bey gleichem Wuchse, bis zu einer Höhe von 1,2 Metre, die ungefähr dem Alter der Pubertät entspricht, wiegt das weibliche Individuum etwas weniger als das männliche, dagegen über die angegebene Höhe hinaus wiegt es etwas mehr. — 12) Das mittlere Gewicht eines Individuums ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter beträgt 44,7 Kilogr. bey den Männern, und 42,5 bey den Frauen. — Denkt man sich eine Bevölkerung von zehntausend Seelen von gleichviel Männern und Frauen, so wäre das Gewicht auf ungefähr 447,000 Kilogr. anzuschlagen, wovon 226,000 auf das männliche

Geschlecht kämen. Die Gesammtheit der Einwohner von Brüssel, die man auf 100,000 schätzt, würde 4,472,810 Kilogr. betragen, oder ungefähr vier und einhalb soviel wiegen, als ein Wassercubus, der 10 Metre zur Basis hätte, und das ganze menschliche Geschlecht, das man auf 737 Millionen anschlägt, würde demnach nicht mehr wiegen als 33 Wassercuben, die je 100 Metres zur Basis hätten, eine Wassermasse, die in einem Bassin Platz fände, das nicht mehr als eine Oberfläche von einem Drittel einer Hectare, und eine Tiefe von 100 Metre haben dürfte.

Räthsel um Räthsel.

„Ei Jungfer ich will Ihr
Was aufzurathen geben,
Und wenn Sie es errathet,
So heirath' ich Sie.

Was für eine Jungfer
Ist ohne Zopf?
Was für ein Thurm
Ist ohne Knopf?"
„„Die Jungfer in der Wieg'
Ist ohne Zopf;
Der babylonische Thurm
Hat keinen Knopf.""

„Was für eine Strasse
Ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum
Ist ohne Laub?"
„„Die Strasse auf der Donau
Ist ohne Staub;
Der grüne Tannenbaum
Ist ohne Laub.""

„Was für ein König
Ist ohne Thron?
Was für ein Knecht
Hat keinen Lohn?"
„„Der König in der Karte
Hat keinen Thron;
Der Knecht an dem Stiefel
Hat keinen Lohn.""

„Was für ein König
Ist ohne Land?
Was für ein Wasser
Ist ohne Sand?
„„Der König auf dem Schilde
Ist ohne Land;
Das Wasser in den Augen
Ist ohne Sand.““

„Was für eine Scheere
Hat keine Schneid'?
Was für eine Jungfer
Geht ohne Kleid?“
„„Die schwarze Lichtputzscheer'
Hat keine Schneid':
Die Jungfer in dem Meer,
Die hat kein Kleid.““

„Welches schöne Haus
Hat weder Holz noch Stein?
Welcher grüne Strauß
Hat keine Blümelein?“
„„Das kleine Schneckenhaus
Hat weder Holz noch Stein;
Der Strauß an dem Wirthshaus
Hat keine Blümelein.““

„Was für ein Herz
Thut keinen Schlag?
Und was für ein Tag
Hat keine Nacht?“
„„Das Herz an einer Schnalle
Thut keinen Schlag?
Der allerjüngste Tag
Hat keine Nacht.““

„Ei Jungfer ich kann Ihr
Nichts mehr zum rathen geben,
Und ist es Ihr wie mir,
So heirathen wir.“

Münchener-Lesefrüchte,

unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 23tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Begleiter durch das Leben.

Es bieten an des Lebens Pforten
Dem Menschen zu der Pilgerbahn,
Drey Engel mit des Friedens Worten,
Sich freundlich als Begleiter an; —
Und wenn der Sünde giftig Wehen
Sie nicht von deiner Seite schreckt,
So magst du fest und sicher gehen,
Von ihrer treuen Hut bedeckt.

Vertraue nur des Geistes Walten,
Deß heil'ge Kraft das All erfüllt!
Im ew'gen Wechsel der Gestalten
Hat er sich liebend dir enthüllt.
Er hält mit treuen Vaterärmen
Die ganze Welt an seiner Brust —
Sich aller Wesen zu erbarmen,
Ist ewig des Allvaters Lust.

Und von der Liebe weiche nimmer
Die gern des Bruders Thränen stillt.
Und mit der Freude Rosenschimmer
Den Blick des Leidenden erfüllt.
Von Eitelkeit und Selbstsucht ferne,
Kämpft sie für aller Menschen Glück,
Vom Staube bis zum höchsten Sterne
Strahlt überall ihr Segensblick.

Doch wenn der Liebe Band zerrissen,
Wenn deiner Mühe Bau zerbricht,
Und klagend deine Thränen fließen, —
Dann, armer Mensch, verzage nicht!
Erhebe freudig die Gedanken
Hoch über Schmerz und Trennungsweh'n!
Mag Erdenglück auch unstät wanken —
Dir winkt ein selig Wiederseh'n. —

So tönt der Engel heil'ge Mahnung,
Und wie vom Himmelslicht erhellt,
Erhebt dein Geist in freud'ger Ahnung
Sich zu der ew'gen Geisterwelt;
Und in des Busens Heiligthume,
Von keiner Leidenschaft bewegt,
Wird still der Tugend Götterblume
Für eine bess're Welt gepflegt.

Eduard Heinel.

Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere; vom Marquis de Salvo.*)

Als ich in Frankfurt am Main ankam (in der ersten Hälfte des Jahres 1833), erhob man noch immer

---

*) Vom Marquis de Salvo erschien im Jahre 1834: Mon portefeuille ou Papiers détachés sur les sujets politiques et littéraires (Paris et Strassbourg, Levrault.) Namentlich der politische Theil des Buches enthält manche interessante Bemerkungen, von denen

seine Stimmen für die Einheit Deutschlands, — dieses Utopien aller derer, die zum Deutschen Liberalismus, der vom Französischen so sehr verschieden ist, sich bekennen. Ein populär gewordenes Lied giebt eine vollständige Idee von dem Wesen dieses Patriotismus und zugleich auch eine Vorstellung von der Abneigung gegen Frankreich. Dieses Gedicht ist charakteristisch; es ist zum großen Theile der Katechismus der Gassensänger und liberalen Bierfiedler, ohne daß es jedoch zu Zusammenrottirungen und Charivari's führte. (Der Verf. meint Theod. Körners Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. s. w. ohne jedoch zu wissen, oder besonders zu berücksichtigen, daß es im Jahre 1813 entstanden ist. Es war und ist offenbar ein Kind jener Zeit, und wenn der Marquis davon sagt, daß es im Jahre 1833 noch im Munde des Volkes gewesen, so kann dieß höchstens von Frankfurt a. M. selbst, von dem er gerade spricht, gelten.) Es ist zu bemerken, — fährt er sodann fort, nachdem er jenes Gedicht in einer Uebersetzung mitgetheilt, — daß allen diesen Vaterlandsliedern, diesen patriotischen Gesängen das Siegel strenger Moral und der Charakter einer religiösen Gesinnung aufgedrückt ist; es giebt sich in diesen Tönen der wahre Erguß eines Deutschen Herzens kund, das begeistert ist vom Verlangen nach National-Unabhängigkeit, nicht aber nach Aufruhr und jener demokratischen Ungebundenheit, die alle Ordnung umzustürzen droht, die sich dem Gehorsam gegen die Gesetze entziehen, der Aristokratie ein Grab graben und in dasselbe auch den Thron zwingen will;

---

hier einige eine Stelle finden. Der Verfasser ist in seinen Ansichten voll weiser Mäßigung und seine Darstellung ist von Wohlwollen durchdrungen.

die das Eigenthum Anderer an sich zu reißen, und den Menschen jedes Trostes zu berauben sucht, indem sie mit Gewalt der Domaine der öffentlichen und Privatrechte sich bemächtigt, den Jahrhunderten ihre Annalen, der Geschichte ihre Seiten, dem Heldenmuthe Lorbeeren, den Regierungen ihren Glanz und den Völkern ihre Ruhe und ihr Glück streitig macht. Wenn man den Nationen das Majorat der Dynastieen nimmt, die sie beherrscht haben, macht man sie zu Waisen. Die alten Geschlechter sind für die Völker ein schönes Besitzthum.

Ein allgemeines Zollsystem, eine Verwaltung, welche alle Vortheile eines freien und dem deutschen Valande gemeinschaftlichen Handels vereinigte, ist der Gegenstand aller Unterhaltungen und Wünsche der klügsten in den Geschäften erfahrensten Männer. Vor dem Jahre 1815 waren in den meisten Staaten des jetzigen deutschen Bundes Douanen und andre Hemmnisse des Handels unbekannt, es gab in dieser Hinsicht kein freieres Land, als Deutschland. Die innere Verwaltung war ungehindert, selbst mitten unter Privilegien lehnsherrlicher Rechte. Aber die Kriegsjahre unter Napoleon hatten die Staaten iu Schulden gestürzt, und auch die Fürsten Deutschlands mußten darauf bedacht seyn, alle Mittel zu benutzen, um sich beträchtliche Staats-Einkünfte zu sichern. Die deutschen Völker hätten es vielleicht vorgezogen, noch bedeutenderen direkten Abgaben unterworfen zn seyn, die in kurzer Zeit, ein Mal für immer, hinreichend gewesen wären, den Bedürfnissen der Staaten zu genügen, als sich fortwährend in ihrem Spekulationen und in dem Gange ihrer Industrie gehemmt zu sehen. Ein anderes Hinderniß für jenes Verwaltungs-System lag darin, daß die kleineren wie die grö-

ßeren Staaten Deutschlands, da sie in Ansehung der Industrie einander noch nicht gleich standen, indem die einen mehr Manufaktur-, die andern mehr ackerbautreibende Staaten sind, es vorzogen, den besondern Vortheil vor dem Gesammt-Interesse ins Auge zu fassen. Der Einfluß der präponderirenden Staaten ist Ursache gewesen, daß dieses System, statt ein Gegenstand der Prüfung und Erledigung von Seite des Bundestages im gemeinschaftlichen Interesse Deutschlands zu werden, nur der Gegenstand besonderer Diskussionen geworden ist, daher es noch einiger Zeit bedarf, den Reclamationen und Interessen jedes einzelnen Staates in einer allgemeinen Vereinigung zu genügen.

Wie sehr man auch bemüht gewesen ist, über den Preußischen Zollverband die Ansichten einiger Staaten zu beunruhigen, gleich als sey es ein Mittel zur Suprematie des ihn vorschlagenden Staates über die andern, so ist es doch gewiß, daß er bey der Gesammtheit und den deutschen Oekonomisten den meisten Anklang finden wird; da er außer den wirklichen Vortheilen für Handel und Industrie, die er durch Befreiung derselben von Tausend innern Schlagbäumen mit sich führt, jene Gesundheit der Interessen begründen kann, welche sich der Idee der Einheit Deutschlands nähert, dieser Einheit, die stets das Utopien einer träumerischen Politik bilden wird, und die, aus manchem Gesichtspunkte unausführbar, es in Ansehung der kommerziellen Interessen nicht ist, indem der deutsche Bundestag das Problem zu lösen vermag, in Allem, was die Industrie und die Verwaltung betrifft, die Rechte der verbündeten Völker unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu behaupten.

Das Princip der Nationalität spricht sich in Deutschland ohne allen Widerspruch kräftiger aus, als anderswo; aber es ist eine Nationalität, die sich mehr in äußern Merkmalen, als durch Enthusiasmus kund giebt, und die besonders durch jene Regelmäßigkeit der Sitten und Gewohnheit hervorgebracht wird, welche man von dem ersten Dorfe am Rheine bis nach Hamburg und an die Gränzen von Polen beobachtet. Bemerkenswerth ist es, daß die französische Herrschaft unter Napoleon keine Spuren zurückgelassen hat, welche eine wirkliche Aenderung in den Verhältnissen Deutschlands vermuthen ließen; so wenig herrscht eine Sympathie zwischen diesen beyden Nationen.

Die deutschen Völker hangen an ihren Fürsten, an ihren Trachten, an ihren Festen wie an einem kostbaren Besitzthume; sie haben eine Art von historischer Scheu, die sie an jedem Verlangen nach Umsturz hindert; und schon die Idee des Umsturzes ist ihnen eben so zuwider, als sie ihren Nachbarn theuer ist. Sie sind gleichsam ihrer Geschichte zu Lehn gegeben, und erscheinen als deren Leibeigene. Die Chroniken ihrer gesellschaftlichen Existenz äußern auf sie einen Einfluß, der über die Ideen der Menge Macht genug hat, um ihnen die Sitten ihrer Vorfahren lieb und achtungswerth erscheinen zu lassen, und sie zu ihrer Nachahmung aufzufordern; so, daß sie, weit entfernt, ihre Annalen zu schänden, indem sie die Leichname ihrer Monarchen ausgraben, und, wie Andere es thun, die Verbrechen und Sünden derer, die ihr Vaterland einst verwüsteten, in's Gedächtniß der Gegenwart zurückrufen, sich vielmehr der Ritterlichkeit ihrer Fürsten rühmen und die Geschichten der alten Deutschen Häuser erneuern, und daß sie, wenn nun die Stimme

der Fürsten sich vernehmen läßt, ihnen folgen zu müssen, glauben, wie es einst ihre Vorfahren thaten, die die Schlößer und Palläste als Heiligthümer der Herrschaft und der Macht ansahen und verehrten. Die Titel: Fürst, Herzog Graf u. s. w. üben einen mächtigen Einfluß der Gewohnheit auf das deutsche Volk aus, der sich, in dem Putze ihrer Pferde und den glänzenden Livreen ihrer Diener, bis auf die Massen herab erstreckt.

Nirgends übt der Anblick eines Glockenthurms und einer Kirche einen solchen Einfluß aus, flößt solche Achtung ein, und spricht so zur Einbildungskraft, als in Deutschland. Man kann sagen, daß die Geschichte Deutschlands zum großen Theile in jenen düstern und wieder hergestellten Gewölben seiner Dome niedergelegt ist; und die Revolutionen, welcher Art sie auch gewesen seyn mögen, haben sich nirgends an diesen Denkmalen einer früheren Civilisation vergriffen, die gleichsam die Depositäre der Wechselfälle des Christenthums geworden sind, indem sie durch ihren Schmuck oder durch ihre Einfachheit, durch ihre Reichthümer oder in den Künsten, welche sie zieren, die Veränderungen und die Zeiten ihres Glanzes bezeichnen.

Die Säkularisation der Bißthümer in Deutschland hat auf den Geist des niedern Volkes keinen ungünstigen Einfluß geäußert. Diese Maßregel hat wohl zum Theil die politische Gestaltung einiger Saaten verändert, aber sie hat auf den Gottesdienst keine Einwirkung gehabt. Die Geistlichen sind in Deutschland im Allgemeinen sehr unterrichtet, und haben Einfluß auf die untern Klassen des Volks, nicht in politischer Beziehung, wie in Spanien und Portugal, indem sie sich der Religion als Mittel bedienen, um die Leidenschaften zu

entzünden, die Gemüther aufzuregen und durch Vereine und Associationen einen moralischen Einfluß und eine Macht der Opposition sich anzueignen, sondern für Alles, was die Pflichten der Religion, die öffentliche Moral und die Familien-Verhältnisse betrifft. Die katholischen Pfarrer sind gebildeter als anderswo, da sie, indem sie neben protestantischen Geistlichen leben, die sich mit Analyse und der Prüfung der Religions-Wahrheit beschäftigen, weder in der Bildung, noch in Ansehung des guten Beyspiels, hinter denselben zurückbleiben wollen.

In Sachen der Religion ist der gesunde Sinn des deutschen Volks in der That bewundernswerth; denn es vermengt nicht die Pflichten des Christen mit denen des Bürgers. Mit Ehrfurcht und Ehrerbietung in der Kirche zu erscheinen, und sich dazu mit den schönsten Kleidern zu schmücken, ist für dieses ernste Volk ein Gegenstand der Eigenliebe; es betrachtet die Religion aus dem Gesichtspunkte der Tröstung und Belohnung für dieses Leben, ohne daß Jemand sich leichtfertig erlaubte, in den gesellschaftlichen Unterhaltungen über die Religion zu scherzen, wie dieß so häufig in Frankreich, Italien und anderen Ländern der Fall ist, wo sich oft mit dem ärgsten Unglauben die größte Ehrfurcht vor dem äußerlichen Gebräuchen der Kirche verbindet.

Was die Franzosen Vaterlandsliebe nennen, wird von den Deutschen ganz verschieden verstanden. Jene, Enthusiasten für ihr Vaterland, und eifrig an dem Ruhme desselben hangend, glauben, daß sie sich nirgends so wohl befinden können, als in Frankreich. Dagegen hält der Deutsche sein Vaterland für nichts weniger, als für das non plus ultra der Vollkommenheit; und während er selbst eine eigene anständige Wohnung besitzt, während

er im Stande ist, allen Bedürfnissen des Lebens zu genügen, denkt er doch, daß er sein Schicksal anderswo verbessern, und seinen Arm und seine Thätigkeit mit größerem Vortheile anwenden könne. Solche Ideen haben sich bereits in die unteren Klassen des Volkes verbreitet, und man kann sich daher nicht wundern, daß sich das Bedürfniß nach neuen Besitzungen, gleich einer fixen Idee, jenes Theils der Nation bemächtigt, der ohne körperliche und beständige Arbeit zu leben vermag. Diese Auswanderungen, die sich oft und in großer Menge wiederholen, rufen jene alten Zeiten in's Gedächtniß zurück, wo Germanische Völker zuerst das Bedürfniß empfanden, das westliche Europa aufzusuchen, wo sie den Römern folgten, ohne von ihnen Gesetze (?) und Sitten zu entlehnen. Für die Civilisation von Amerika können solche Auswanderungen nur sehr nützlich seyn. Europa leidet an Uebervölkerung; Napoleon war bemüht, diesem Ueberflusse abzuhelfen, indem er den Tod auf den Schlachtfeldern dafür zu Hülfe rief, damit aber die gegenwärtige Politik, welche sich den allgemeinen Frieden zum Motto gewählt hat, einen wahrhaften Nutzen aus diesem, für die Menschheit so tröstlichen Systeme schöpfen könne, bedarf es der Auswanderungen und freiwilliger Colonisationen, die der Handel und die Industrie veranlaßt, zu denen aber die Regierungen selbst höchstens ermuthigen können, nicht aber auch unterstützen sollen.

Sehr oft ist der deutsche Bund als ein Muster für eine Vereinigung Italiens aufgestellt worden. Aber beyde Länder sind durch ihren Charakter so auffallend von einander verschieden, daß es hinreicht, über ihr beyderseitiges Wesen und ihre politische Gestaltung sich zu verständigen, um von der Verschiedenheit der Ursachen auf

die Unmöglichkeit gleicher Wirkungen einen Schluß machen zu können. In Deutschland ist Alles deutsch, und geht mit den Interessen der einzelnen Staaten und Völker gleichen Schritt; in Italien giebt es hier eine Central-Macht, die sich oft in die Politik der andern Staaten nicht einmischen darf, ohne einen geistlichen Einfluß zu äußern, dessen Absichten sich nicht immer mit den Grundsätzen und der Haltung der anderen Regierungen würden in Einklang bringen lassen; eine andere hat ihren Haupt-Stützpunkt außer Italien, und beobachtet in Ansehung ihrer Besitzungen jenseits der Alpen ein Verfahren, das mit ihren übrigen Staaten sympathisiren muß. Die beyden Königreiche an den zwey äußersten Enden der Halbinsel sind durch ihren politischen Gesichtspunkt und selbst durch die Intressen ihrer geographischen Lage von einander unterschieden; das eine ist Allem ausgesetzt, während das andere von Nichts berührt wird; das eine muß immer auf seiner Hut seyn, während das andere Nichts zu fürchten hat, und seine Häfen, bey der Fruchtbarkeit des Bodens, ihm Glück und Vertrauen zusichern. So kann in Italien jeder Staat seine Rolle für sich spielen; und selbst dann, wenn man alle Schwierigkeiten zu besiegen und alle Mächte, die individuelle Rücksichten zu nehmen haben, welche mächtiger sind, als das allgemeine Interesse, zu vereinigen vermöchte, könnte ihr Bund weder den männlichen Gang beobachten, noch dasselbe Ziel verfolgen.

Die Zerstückelung Deutschlands in größere und kleinere Staaten, da die Richtung derselben, eben so wie ihre Elemente, ihre moralische Kultur und Gesichtspunkt der einzelnen, sich im Allgemeinen gleich ist, gereicht der Entwickelung der ächten Civilisation auf der einen Seite zum großen Vortheile; und auf der andern Seite bietet sie sich ohne Schwierigkeit einer föderativen Vertretung

dar, welche ihre Gesammt-Macht und ihre Einheit begründet. Ein kleiner Staat, der sich wohlbefindet, hat tausend Wege, sich besondere Hülfsmittel zu verschaffen; und die Nacheiferung, wenn sie auf das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gerichtet, weiß die Elemente des Fortschreitens zu befördern und zur Blüthe zu bringen.

In Betreff der Geschichte ist der Deutsche sehr abergläubisch. Es giebt kaum ein Schloß, an das sich nicht die Ueberlieferung aus der Zeit des Ritterthums, die Erzählung von Geistern oder eine Legende irgend einer Großthat knüpfte; und jedes Dorf an den Ufern des Rheins und in andern Gegenden Deutschlands hat Ueberfluß an jenen Volks-Erzählungen, die eine Art von Koder für die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes bilden, — einen Koder, der den öffentlichen Geist in einer gewissen Hochachtung und Verehrung für die alten gräflichen und fürstlichen Familien erhält. Jedes alte Denkmal ist eine Autorität; selbst solche, die durch ihre Erziehung und Kenntnisse über den Aberglauben des Volks erhaben sind, erzählen mit Vergnügen, und selbst mit einer Art von innerm Glauben daran, die Abenteuer aus der Vergangenheit der ältesten Schlößer und Familien. Diese Art von Religion wird stets einen großen Einfluß auf die Sitten des deutschen Volks haben, und in gewisser Hinsicht ein Damm wider die Zerstörungswuth und das Vergessen des Vergangenen seyn. Man findet einen Trost darin, sich von solchen Zeugnissen der Geschlechter, die vor uns waren, umgeben zu sehen; man befindet sich gleichsam in der Mitte der Jahrhunderte, mit seinen Fürsten, Mitbürgern und Voreltern, wenn man an den Erinnerungen ihrer Vergangenheit hängt, die noch so viele Gebäu-

de, Statuen und Bilder aller Art wach und lebendig erhalten. Wenn das Volk das, was gewesen ist, nicht ehrt und achtet, so ist es eine Waise der Vergangenheit, ohne Vorfahren und Wappenschild; und will man es sogar zwingen, Alles zu vergessen, um alles neu zu schaffen, so wird es nur das Werk seiner eigenen Gewalt — dieses traurige und gefährliche Idol! — anerkennen das man ohne Ueberlegung errichtet, und ohne Reue wieder zertrümmert, das Niemand ehrt, weil man seinen Ursprung gesehen, und seine Kindheit gekannt hat.

Man kann sagen, daß jetzt zwischen den Fürsten und den Völkern Deutschlands ein Compromiß besteht, wonach sie übereingekommen sind, mit Besonnenheit zu begehren, und mit Weile zu gewähren; ein unermeßlicher Vortheil für die Nation, weil Alles, was man mit Mäßigkeit und nach reifer Ueberlegung thut, der gesellschaftlichen Ordnung nur entsprechend seyn kann. Wenn in einzelnen Repräsentanten-Kammern deutscher Staaten eine systematische Opposition sich kund gegeben hat, so hat die Energie der Regierungen und der gesunde Sinn des Volkes darüber entschieden und gesiegt.

(Es mögen hier nun noch einige Betrachtungen folgen, die zwar nicht Deutschland direkt, aber doch einen Theil Europas betreffen, der in der früheren Geschichte Deutschlands von großer Bedeutung für dasselbe gewesen ist.)

In Ansehung des Orients sind Manche der Ansicht, daß die Angelegenheiten desselben Stoff zu wichtigen Verwickelungen unter den Mächten Europas, oder daß sie gar Veranlassung zu einer Theilung geben könnten. Von diesen beyden Meinungen ist die erste übertrieben, die andere falsch. Die Theilung fremden Eigenthums ist immer anstößig, und man kann in Euro-

pa einen solchen diplomatischen Staatsstreich nie wieder erneuern. Nur die Civilisation ist es, durch die das Türkische Reicht nothwendig anders gestellt wird! Vielleicht sehen wir dann noch das Serail fallen und an die Spitze der Osmanen Männer von Geist treten, die bemüht sind, dem gesellschaftlichen Gang anderer Nationen zu folgen, und auf diese Weise eine erfolgreiche Revolution in den Sitten und Gesetzen, in der Verwaltung und im religiösen Glauben eines ernsten, sinnlichen abergläubischen Volkes herbeyführen werden; wir werden dann sehen, wie die Europäischen Mächte von diesen Aenderungen Nutzen ziehen und im Interesse der Industrie und selbst der Sitten Verbindungen eingehen, um die Communicationen mit Asien zu erleichtern, um die gesellschaftlichen Beziehungen auch nach jenen Gegenden hin zu erweitern. Aber die Idee einer Theilung ist für unsere Zeiten chimärisch und unpassend.

Indem man Griechenland vom osmanischen Reiche trennte, hat man schon eine bedeutende Reform im Oriente begonnen, — eine Reform, welche die wichtigsten und glücklichsten Resultate haben wird. Dieses neue Königreich wird uns die Bildung der alten Staaten zurückrufen, die, auf kleinem Gebiete entstanden, sich durch das Interesse, das ihre Nachbarn daran fanden, sich mit ihnen zu verbinden, vergrößerten und weiter ausbreiteten. Indem die Civilisation ihre Zeichen im Peloponnese aufpflanzt, und unter einer festen und von den andern Mächten anerkannten Regierung Wurzel faßt, kann sie nur der moralischen Revolution, welche sich nach und nach immer weiter durch das vom Brande ergriffene osmanische Reich verbreiten wird, den kräftigen Anstoß geben.

In Uebrigen und was den Einfluß anlangt, den man sich in den Angelegenheiten der Pforte aneignen möchte, werden sich die Europäischen Mächte gegenseitig

mit Eifersucht beobachten; man wird Erklärungen fordern, auf indirektem Wege handeln, aber stets zu viel zu thun fürchten, und dieser Zustand eifersüchtiger Beaufsichtigung wird die Existenz des Thrones zu Konstantinopel verlängern. Man muß nun einmal diesen Mißbrauch aus früherer Zeit dulden, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, neue zu heiligen; dem Katechismus der Diplomatie will die Zeit das Ihrige machen lassen, und — allerdings ist auch die Zeit in dem ganzen Gange der Geschichte frey von Vorwürfen!

Anekdoten.

Als der k. preuß. Hofschauspieler Krüger von einer Kunstreise aus Danzig zurückkehrte, und wegen der in diesem Orte ausgebrochenen Cholera vor einem Thore Berlins einundzwanzig Tage Quarantaine halten mußte, äußerte er nach überstandener Contumaz-Zeit, daß er nie ehrenvoller von den Berlinern empfangen worden sey; schon vor dem Thore wären ihm die Pferde ausgespannt worden, man habe Hierbleiben zugerufen, und Weihrauch gestreut.

In einem Beliner Schnappsladen führten zwey Sackträger folgendes Gespräch:

Bandemann. Wesst Du, wat der Deibel ist?

Grunewald. Ne!

Bandemann. Wiust du et wissen?

Grunewald. Ja!

Bandemann. Wat kriege ich davor?

Grunewald. Ich laß' Dich einen Schnapps einschenken.

Bandemann. Is gut! Nu greif mich 'mal in die Tasche. Was is da d'rin?

Grunewald. Nischt!

Bandemann. Na siehst Du, des is eben der Deibel.

Ein Fremder, welcher zum ersten Male nach Berlin kam, wurde gefragt, wie ihm die Stadt gefiele? „Die Stadt ist wohl schön, antwortete er — aber die Berlinerinnen (Berliner Rinnen) riechen sehr übel!“

Zwey Berliner Eckensteher führten folgende Unterhaltung:

Gottlieb. Kumm, Lude, mich is so flau, wir wollen bey Kummerzienraths eenen auf die Lipsen nehmen.

Lude. Nein, juter Jottlieb, ich drinke heute keenen Schnapps nich.

Gottlieb. Und warum dieses?

Lude. Aus drey Gründen nich. Erstens drinke ich überhaupt keenen Schnapps, zwetens is heute meiner Mutter Sterbedag, da drinke ich nie keenen Schnapps, und drittens und letztens habe ich alleweile eben erst eenen gedrunken.

Ein Berliner, welcher seine Vaterstadt in früher Jugend verlassen hatte, kam nach beynahe zwanzig Jahren dahin zurück. Als seine Freunde ihn fragten, ob er die schöne Residenz nicht recht verändert fände, gab er zur Antwort: „ja, Berlin hat sich verschönert und vergrößert, nur die Currende-Jugend (Chorschüler) wollen nicht wachsen; sie sind immer noch so klein, wie vor zwanzig Jahren!“

Als General Diebitsch, nachdem er über den Balkan gegangen war, den Beinamen Sabalkanski erhalten hatte, nannten die Berliner den reichen Grafen X..., welcher sich ein schönes Haus mit mehreren Balkons hatte bauen lassen: Graf X... Balkonski.

Bey einem Abendessen kam nach dem Butterbrode noch Torte. Da der sagte Vat r zu seinem kleinen Mädchen: „Lottchen, Du kannst nichts davon bekommen. Dein Magen ist geschlossen!“ — Darauf erwiederte aber das Kind: „„Das schadet nichts. Die Torte stecke ich noch durch's Schlüsselloch hinein.““

Ein Engländer wettete mit einem Freunde um hundert Guineen, daß er ihn auf der nächsten Maskarade nicht erkennen werde, ob er gleich ohne Gesichtsmaske da seyn wolle. Der Wetter gab sich unendliche Mühe, seinen Freund unter der Maske ohne Gesichtslarve auszufinden, um die Wette zu gewinnen, aber vergebens. Gegen Morgen, als fast alle Masken verschwunden waren, und der Britte selbst wegfahren wollte, trat am Eingange des Saals die Schildwache auf ihn zu. Es war sein Freund, der sich von den wachthabenden Offizier die Erlaubniß ausgewirkt hatte, in der Uniform der Wache da zu stehen, vor der sein Freund oft vorbeygegangen war, ohne sie anzusehen oder zu erkennen.

Ein alter Landjunker, der nie in großen Gesellschaften gewesen war: befand sich zur Zeit eines Landtages in Dresden.

Einer seiner Freunde der ein großes Haus machte, bat ihn zur Tafel.

Unter andern wurden auch, nach damaliger Sitte bey'm Nachttische Devisen herum gegeben. Als der Teller an den Landstand kam, nahm er ein paar Figuren und verzehrte sie. Seine Nachbarin, eine schalkhafte Dame, wollte sich einen Scherz mit ihm machen, und präsentirte ihm den Teller noch einmal, allein er sagte:

„Ich danke unterthänig, mein gnädiges Fräulein! ich bin völlig satt, ich habe schon ein paar Höschen und einen Hanswurst gegessen.“

In einem freundlichen Concerte hatte sich auch eine junge unverheirathete Dame eingefunden, welche durch ihr unruhiges Betragen fast bey allen Zuhörern Mißvergnügen erregte; sie witzelte über Alles, und fiel endlich auch spottend über die Musiker her. Unter andern gerieth sie an den korpulenten und etwas ungestalteten Violonsspieler, den sie Liebesgott nannte: „nur Schade, daß Ihnen zu Ihren Bogen noch Köcher und Pfeile fehlen. Sie würden mit Einem Schuße viele Herzen verwunden.

„„Das Ihrige schwerlich, Mamsell!““ entgegnete der Mann; „„denn Sie haben schon einen.““

Münchener - Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 24tes Stück.

Das englische und das französische Heer.*)

Die Verfassung des französischen Heeres ist von der des englischen in vielfacher Beziehung abweichend und ganz verschieden. Die französische Heersmacht wird hauptsächlich durch die Conscription rekrutirt, nach welchem Princip alljährig aus jedem Distrikte eine bestimmte Anzahl junger Leute, die ihr 20stes Jahr erreicht haben, zu sechsjährigem Kriegsdienst ausgehoben wird, während das brittische Heer aus Freiwilligen besteht, die zwischen dem 16ten und 25sten Jahre sich enrolliren lassen, und dann auf Lebenszeit Soldaten bleiben. In Frankreich braucht die Regierung dem Conscribirten nur so viel Sold zu bewilligen, als sein nothdürftiger Unterhalt erheischt, wogegen der Sold in England immer zu der Durchschnitts-Summe des Arbeitslohns in einem gewissen Verhältniß stehen muß, damit den jungen Leuten die Lust zum Kriegshandwerk nicht verleidet wird.

Allerdings dürfen junge Leute auch in Frankreich als Freiwillige sich enrolliren lassen, allein auch der Freiwillige bekommt bey der Französischen Armee nicht

*) Nach dem zu Ende des vorigen Jahres in London erschienenen Werke: The British and Erench Armies.

mehr Sold als der Konscribirte, wofern er nicht als Substitut für einen Konscribirten eintritt, in welchem Falle er selbst in Friedenszeiten 150 — 200 Thaler für seine Dienstzeit erhält. Es ist also natürlich, daß die meisten Freiwilligen nur als Substitute eintreten, was jedoch vor dem 20sten Lebensjahr nicht erlaubt ist. Die Total-Summe der Freiwilligen bildet übrigens kaum den 20sten Theil der in jedem Jahre erforderlichen Mannschaft, gewiß eine zu geringe Zahl, als daß sie einen Maßstab zur Vergleichung abgeben könnte.

Eben so unzweckmäßig wäre es, wenn wir den Sold des Substituten mit dem des Brittischen Soldaten verglichen, wir müßten denn zur Summe seiner Besoldung einen verhältnißmäßigen Theil der 150—200 Thaler addiren, die er für seinen 6jährigen Dienst als Substitut empfängt; da jedoch diese Prämie immer sich modificirt, je nachdem das Begehr nach Konscribirten größer oder geringer ist, so müssen wir einen sicherern Standpunkt zur Vergleichung wählen.

Ungefähr ein Sechstheil des Französischen Heers wird, nachdem die sechsjährige Periode der Dienstpflicht abgelaufen, durch die Aussicht auf Zulage bewogen, noch zwey oder vier Jahre länger zu dienen. Nur die Löhnung dieser vornehmsten Klasse von Freiwilligen können wir bey unserer Vergleichung als Maßstab gebrauchen.

Die Löhnung eines französischen Konscribirten in einem Infanterie-Regiment von der Linie beträgt 45 Centimen ($3\frac{3}{5}$ Sgr.) per Tag. Ein oberflächlicher Staats-Oekonom könnte hieraus folgern, daß der brittische Soldat mit 13 Pence ($10\frac{5}{6}$ Sgr.) zu großmüthig bezahlt sey; aber dafür muß auch der Letztere seine Ration selbst stellen, während der Erstere 45 Centimen und seine Ration daneben erhält. Dieser Umstand er-

klärt uns zur Genüge den großen nominellen Unterschied in der Besoldung beyder Armeen.

Wer nach Ablauf der sechs Jahre seines pflichtmäßigen Militärdienstes von Neuem sich enrollirt, bekömmt aber um ein Bedeutendes mehr, und nur die Besoldung dieser Klasse kann, wie schon bemerkt, mit der eines Brittischen Soldaten verglichen werden.

Die resp. Zulage, die man den Freiwilligen von der erwähnten Klasse bewilligt, ergiebt sich wieder aus folgenden Tabellen:

Man zahlt ihnen im Voraus:

	Linien-Infant.		Uebrige Corps.	
	Soldat.	Untreoffiz.	Soldat.	Unteroffiz.
Für Enrollirung auf 2 J.	22 Fr.	60 Fr.	37 Fr.	74 Fr.
" " " 4 "	44 Fr.	120 Fr.	74 Fr.	148 Fr.

Außerdem wird die tägliche Besoldung jedes Einzelnen in folgender Art erhöht:

	Totale Dienstzeit, die Conscriptions-Jahre mit einbegriffen.	Tägliche Zulage.	
		Linien-Inf. Soldaten u. Unteroffiz.	Uebrige Corps. Soldaten u. Unteroffiz.
Nach 2 Jahren freiwilligen Dienstes .	8 Jahre.	8 Cent.	12 Cent.
Nach 6 Jahren . .	12 "	10 "	15 "
Nach 10 Jahren . .	16 "	10 "	15 "

Rechnen wir nun 8 Centim. täglich als Durchschnitts-Summe der Zulage eines Soldaten, der seine Dienstzeit durch freiwillige Enrollirung verlängert hat, so ist seine Löhnung im Ganzen folgende:

Täglicher Sold	45 Cent.
Zulage für freiwillige Enrollirung .	8 "
Vorausbezahlung (nach täglichen Quoten berechnet)	3 "
	56 Cent. (4½ Sgr.)

Diese Löhnungs-Taxe bezieht sich jedoch nur auf die Soldaten der Central-Compagnieen; die Grenadiere und die Mannschaft der leichten Kompagnieen bekommen täglich 5 Centimes mehr. Da nun diese compagnies d'élites über ein Drittel der Mannschaft jedes Bataillons ausmachen, und ganz aus Leuten bestehen, die mehr als zwey Jahre gedient haben, so darf man wohl annehmen, daß der Volontair, nach zurückgelegter pflichtßiger Dienstzeit, auf den dieser Klasse zukommenden Sold Anspruch machen kann. Somit würde die Durchschnitts-Löhnung des Französischen Soldaten, der freiwillig dient, auf 61 Centimen oder beynahe 6 Pence (5 Sgr.) täglich erhöht.

Bey diesen Berechnungen haben wir noch den Umstand unberücksichtigt gelassen, daß der Soldat, wenn seine pflichtmäßige Dienstzeit vorüber ist, auch bey den Garden oder der Gendarmerie Dienste nehmen kann. Da nun Jeder, der die erforderlichen Eigenschaften besitzt, sobald die Konscriptions-Periode vorüber ist, in diese Corps treten darf, so würden wir den Sold im Durchschnitt noch höher und bis auf 8 Pence täglich anschlagen können. Doch wollen wir bey 6 Pence stehen bleiben.

Neben dieser Löhnung bezieht aber der Französische Soldat, wie schon bemerkt, auch seine Ration, und zwar in Friedenszeiten 1 Pfund $7\frac{3}{4}$ Loth (Engl.) gutes Brodes, eine Quantität Brennstoff, und (während der Monate Juni, Juli, August und September) $\frac{1}{8}$ Pinte Branntwein täglich. In den Kolonieen werden ihm 1 Pfd. $9\frac{3}{4}$ Lth. Brod oder Mehl, oder 1 Pfd. 3 Lth. Zwieback, nebst $8\frac{1}{2}$ Lth. frischem oder gepöckelten Rindfleisch, oder 7 Lth. Schweinefleisch täglich verabreicht. Auf dem Kriegsfuße bezieht er dasselbe, was in den Kolonieen, mit einer Zulage von 1 Lth. Reis oder 2 Lth. Erbsen, $\frac{1}{2}$ Lth. Salz und angemessenem Brennmaterial.

Die Besagten Nationen werden den Französischen Soldaten ohne den geringsten Abzug von ihrer Löhnung verabreicht. Nur wenn sie auf Schiffen oder in Festungen an der Seeküste Dienste thun, bekommen sie eine Ration auf dem Kriegsfuße, wofür sie täglich 15 Centimen erlegen.

Die Kost des Französischen Soldaten besteht aus Suppe und Brod, Frühstück und Fleisch und Brod zum Mittag. Dafür bezahlt er nun, als Zuschuß zu seinen Rationen, wenn er nur Brod bekommt, 30 Centimen; wenn er Kolonial-Rationen bekommt, 20 Cent. und endlich, wenn er Rationen auf dem Kriegsfuße bekommt, 15 Cent.

Die obgenannten Summen werden unter Direction der Unteroffiziere jeder Compagnie zu Anschaffung Alles dessen verwendet, was noch sonst nothwendig erscheinen dürfte, um die Kost des Soldaten nahrhafter zu machen.

Auf Märschen zahlt der französische Soldat einen Penny extra für seine Kost, erhält aber auch eben so viel an Zulage. Marschiren die Soldaten in Detachements von weniger als sechs Mann, so erhalten sie keine Ration, dagegen aber 10 Pence täglich Zulage als Marsch-Geld.

Vergleichen wir nun mit Obigem den Sold und die Zulagen eines brittischen Soldaten in ähnlichen Verhältnissen.

In der Heimath beträgt sein Sold 1 Sh. 1 D. täglich. Von diesem Gelde muß er seine Mahlzeit bestreiten. Hier dürfen wir nicht außer Augen lassen, daß der englische Soldat, theils weil er keine Ration neben seinem Sold erhält, theils auch wegen des sehr verschiedenen Preises der Lebensmittel in England und auf dem Kontinente, für seine Kost beinahe drey Mal so viel zahlen muß, als der französische.

Die Lebensmittel des brittischen Soldaten sind Kaffee und Brod des Morgens, und Fleisch nebst Kartof-

feln oder andern Vegetabilien zum Mittag. Bey einigen Regimentern giebt es auch Kaffee und Brod am Abend.

Die Ausgaben für den Mundbedarf des brittischen Soldaten betragen ungefähr 8 Pence ($6\frac{2}{3}$ Sgr.) täglich, wofür der Soldat $\frac{3}{4}$ Pfund gutes Fleisch, 1 Pfund Brod u. s. w. bekömmt. Die Quantität dieser Artikel hängt jedoch von dem Marktpreise derselben ab.

Die respektive Surplus-Löhnung der brittischen und französischen Infanterie verhielte sich also wie folgt:

	Löhnung.	Abzug für Kost.	Surplus.
Der brittische Soldat ohne Ration . .	1 Sh. 1 Pence.	8 Pence.	5 Pence.
Der franz. Soldat mit Ration . .	0 = 6 =	3 =	3 =
Differenz . . .			2 Pence.

Wir wissen recht gut, daß der Brittische Soldat nach 14 jährigem Dienste eine tägliche Zulage von 2 Pence erhält, während die Zulage des Französischen Soldaten für eine eben so lange Dienstzeit nur 2 Cent. oder $\frac{1}{5}$ Pence über die angenommene Durchschnitts-Summe beträgt. Da nun ein Fünfttheil der Brittischen Soldaten diese Extra-Löhnung bezieht, so hätten wir aus eben dem Grunde obigen Surplus noch höher anschlagen können, wären wir nicht überzeugt, daß dieser Vortheil beym Brittischen Heere durch die größere Anzahl von Unteroffizieren weit mehr als aufgewogen wird. So giebt es in jedem französischen Bataillon von 432 Mann, mit Ausschluß des Regiments-Stabes, acht Sergeant-Majors, acht Quartiermeister, 32 Sergeanten, 64 Korporäle, also im Ganzen 112 Unteroffiziere. Dagegen findet man in einem brittischen Regimente von 623 Mann, außer dem Stabe, nur 36 Sergeanten und Fähnriche, und 36 Korporale, in Allem 72. Bey einer gleichen Zahl von Gemeinen würden im Französischen Dienste 161 Unteroffiziere nöthig seyn, folglich mehr als

das Doppelte von obiger Zahl. Dieß muß nothwendig die höhere Löhnung des brittischen Soldaten für längere Dienste aufwiegen.

Der brittische und der französische Soldat beziehen eine so ziemlich gleiche Quantität Nahrungsmittel; da aber der Letztere, aus Gewohnheit und Wahl, mehr Brod und weniger animalische Kost genießt, als der Erstere, so werden die respektiven Quantitäten dieser Bedürfniße darnach bestimmt. Der französische Soldat empfängt, wenn er in seiner Heimath Dienste thut, an Fleisch $3\frac{1}{2}$ Loth weniger und an Brod $9\frac{3}{4}$ Loth mehr als der brittische. Am Morgen hat er Suppe statt des Kaffee's, und während der Sommer-Monate eine kleine Quantität Branntwein. Ein Jeder, der weiß, wie verschieden die Preise der Lebensmittel in beyden Völkern sind, wird zugeben müssen, daß man für 3 Pence, wenn eine freie Ration Brod hinzukommt, in Frankreich eben so gut speisen kann, wie für 8 Pence (ohne Ration) in Großbrittanien.

Sind beyde Heere auf dem Kriegsfuß, so reduzirt sich der Unterschied im Werthe der Französischen und Englischen Nationen auf ungefähr einen halben Penny pro Tag, die Ration Branntwein mit eingeschlossen, da der Französische alsdann, wie zuvor bemerkt, zu seinen Brod und Fleisch noch eine Ration Reis oder Erbsen und Salz erhält.

Bevor wir aus unseren bisher angestellten Vergleichungen Schlüsse ziehen, werfen wir noch einen Blick auf die respektive Bekleidung beyder Armeen, da jeder wesentliche Unterschied in dieser Beziehung bey unsern Berechnungen in Betracht kommen muß.

	Perioden der Dauer.	
	Franz. Dienst.	Engl. Dienst.
Rock u. wollene Epauletten	3 Jahr	1 Jahr.
Jacke mit Aermeln	1 „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft, wenn er sie braucht.
Tuchbeinkleider	1 „	1 Jahr.
Mantel (oder Ueberrock) .	3 „	3 Jahr.
Soldatenmütze	2 „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Tschako	3 „	2 Jahr.
Ueberzug, Feder u. Futteral dazu	2 „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Halbstiefeln	1 „	1 Jahr.
Tornister	1½ „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Lederne Handschuhe . . .	2 „	2 Jahr.

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß der französische Soldat fünf Kleidungs-Artikel mehr erhält als der brittische, daß er aber seine Uniform und seine Tschako länger tragen muß, was recht wohl geschehen kann, da er nur auf der Parade in denselben erscheint.

Die Quantität anderer nothwendigen Stücke, als Hemden, Schuhe, Socken u. s. w., die der Französische auf eigene Kosten anschaffen muß, ist viel geringer, als im brittischen Dienste, und die desfallsigen Abzüge von seiner Löhnung sind also auch viel geringer. Da er außerdem bey seinem Eintritt in den Dienst eine Gratification von 40 Franken erhält, so kann er sich weit besser

mit diesen Artikeln versehen, als der brittische Soldat, dessen Handgeld 3 Pfd. beträgt. *)

Aber auch der Preis eines jeden dieser Artikel ist in Frankreich viel wohlfeiler, wie folgende Tabelle ausweist:

	Engl. Preise.	Französische Preise.
Weiße Pantalons	4 Sh. 6 Pence. (1 Thl 15 Sgr.)	2 Sh. 8 Pence. (27 Sgr.)
Hemden . . .	4 Sh. 9 Pence. (1 Thl. 17½ Sgr.)	2 Sh. 9 Pence. (27½ Sgr.
Jacke	7 Sh. 6 Pence. (2 Thl. 15 Sgr.)	3 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 5 Sgr.)
Schwarze Halsbinde und Schnalle . . .	1 Sh. 1 Penny. (11 Sgr.)	60 Pence. (5 Sgr.)
Tonister u. s. w.	14 Sh. 6 Pence.	5 Sh. 10 Pence.
Halbstiefel im brittischen, oder Schuhe mit schwarzen Kamaschen im Französ. Dienste	8 Sh. (2 Thl. 2 Sgr.)	Schuhe 3 Sh. 4 Pence. (1 Thl. 3½ Sgr. Kamasch. 1 Sh. 4 Pence. (13½ Sgr.)

In Betreff der Kleidnng hat der französische Soldat also augenscheinlich einen Vortheil vor dem brittischen.

Berechnen wir nun die Gesammtzahl der Gemeinen die zur brittischen Linien-Infanterie gehören, auf 70,000 Mann, so giebt es ungefähr

28,000	in England und Irland, die täglich mehr Löhnung beziehen, als der französische Soldat, und zwar	2 Pence.
3,000	in Jamaica	3½ Pence.
15,000	in Ostindien	1½ Pence.
24,000	in den übrigen Kolonieen	1 Pence.
		1⅗ Pence.

---

*) 2½ Pfund von dieser Summe muß er für nothwendige Artikel ausgeben.

Nun ersehen wir aber aus einen sehr gründlichen Werke des Herrn Dupin (Force de la France), daß der Lohn eines Französischen Ackerbauers im Durchschnitt jährlich 358 Franken, oder ungefähr 5 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 25 Sgr.) wöchentlich beträgt, während der Durchschnitts-Lohn eines Ackerbauers in England, in den letzten vier Jahren, wöchentlich auf 12 Sh. (4 Thl.) sich belaufen hat, und in Schottland jährlich 12 Pfd. bis 12 Pfd. 12 Sh., sammt Kost und Wohnung, also ungefähr 10 Sh. (3⅓ Thl.) wöchentlich, ohne Beydes, ausgemacht hat. Wie es mit den Ackerlohn in Irland stehen mag, können wir nicht genau bestimmen; aber angenommen, er beträgt 5 Sh. per Woche, so hätten wir die wöchentliche Durchschnitts-Summe von 9 Sh. (3 Thl.) als Ackerlohn in den drey Reichen, folglich 62 Procent mehr als in Frankreich, während der Löhnung des brittischen Sold die des französischen um 27 Procent übersteigt. Wenn nun die Taxe des Arbeitslohns in jedem von beyden Staaten der rechte Maßstab zu Regulirung des Soldes ist, so erhält der brittische Soldat verhältnißmäßig 35 Procent weniger als der Französische.

Wenn man einen Arbeiter nur auf zwey, oder selbst auf vier Jahre miethete, so würde der verlangte Arbeitslohn die gewöhnliche Durchschnitts-Summe schwerlich um ein bedeutendes übersteigen; wollte man ihn aber auf Lebenszeit in Dienste nehmen, so dürfte wohl keine Art von Erhöhung des Lohns ihn dazu ausspornen, daß er auf Lebenszeit seiner Freiheit entsagte. Dieß ist ein triftiger Grund, warum die Löhnung des brittischen Soldaten weit beträchtlicher seyn sollte, als die des französischen; denn jener ist Soldat für sein Lebenlang.

Der Dienst selbst ist in beyden Heeren nicht weniger verschieden, als die Dauer des Dienstes. In Friedenszeiten dient nicht mehr als ein Fünfzehntheil der französischen Linien-Truppen in den Kolonien; von den

brittischen Linientruppen aber werden beinahe zwey Drittheile in die Kolonieen geschickt. In einem Zeitraum von dreißig Jahren dient der französische Soldat im Durchschnitt nur zwey Jahre in den Kolonieen, und nie braucht er, wider seinen Willen, länger als vier Jahre außer dem Vaterlande zu verweilen; der brittische Soldat dagegen müßte, wenn er eben so lange diente, wenigstens zwanzig Jahre außer der Heimath zubringen und seine Absendung nach den Kolonien wäre beinahe einer Verbannung auf Lebenszeit gleich zu schätzen.

Dieser lange Militärdienst in den Kolonien ist aber dem brittischen Soldaten auch in anderer Hinsicht unheilbringend. Das tropische Klima verursacht ihm körperliche Leiden aller Art, und stürzt ihn oft in ein frühes Grab. Von 53,153 Soldaten, die in unseren Kolonieen dienten, starben während eines Zeitraums von zehn Jahren jedes Jahr im Durchschnitt 3037, und die Sterblichkeit war um das Sechsfache bedeutender als zu Hause, und um das Dreyzehnfache bedeutender als beym französischen Heere, das während sechs Jahren im Durchschnitt nur $\frac{1}{10}$ vom Hundert jährlich einbüßte. Ein Dienst, der den Soldaten dreyfach größerer Gefahr aussetzt, wird also gewiß durch ein Viertheil Zulage an der Löhnung kümmerlich genug kompensirt.

Außerdem verdient Berücksichtigung, daß ein höhere Grad der Sterblichkeit dem Französischen Soldaten auch mehr Aussicht auf Beförderung eröffnet. Er weiß, daß wenigstens ein Drittheil der unbesetzten Unteroffizier-Stellen durch nachrückende Gemeine ausgefüllt wird, daß er durch Tapferkeit und gute Aufführung zu den höchsten Graden seines Standes sich emporschwingen kann. Wird er Offizier, so erhält er 550 bis 1500 Franken Gratifikation zu seiner Equipirung und außerdem ein Pferd, wenn die Truppen-Gattung, bey der er sich befindet, es nothwendig macht. Da nun der Ehrgeiz des Französi-

schen Kriegers so rühmlich angeregt wird, so legt er auf seinen Sold viel weniger Werth, als auf die Beförderung, der er entgegensieht.

Josephine und die Wahrsagerin.

Als Josephine, die nachmalige Kaiserin, noch als junges Fräulein, de la Pagerie, auf der Insel Martinique lebte, erblickte sie eines Tages bey'm Lustwandeln eine Schaar Sclaven um ein altes Weib, das den armen Schwarzen gut Glück weissagte, versammelt. Sie stand neugierig einen Augenblick still, und die Alte stieß, als ihr Auge auf das Fräulein fiel, einen lauten Schrei aus, ergriff dessen Hand und zeigte die heftigste Bewegung. Josephine, durch die seltsamen Grimassen der Prophetin ergötzt, ließ ihr die Hand und sagte: „Du siehst also an mir etwas recht Außerordentliches?" — „Ja wohl!" — antwortete die Alte. — „Ist's Glück oder Unglück?" — „Beides! Unglück allerdings, groß Glück aber auch!" — „Aha! Du nimmst Dich in Acht, nicht fest zu werden. Deine Orakel sind zweydeutig, unbestimmt und dunkel." —

„Ich wage es nicht, mich deutlicher auszudrücken!" — rief die Alte, indem sie mit einer seltsamen Verzerrung des Gesichts die Augen gen Himmel wandte. — „Aber so sprich doch, was liesest Du denn eigentlich für mich in der Zukunft?" — fragte Josephine, deren Neugier nun noch stärker aufgeregt worden war. Die Alte heftete von Neuem einen scharfen Blick auf die Hand und rief: „was erblicke ich hier! Aber Sie werden mir nicht glauben, wenn ich es Ihnen verkündige." — „Ich versichere Dir, daß ich Deinen Worten Glauben schenken werde. Sage nur frey heraus, was ich zu hoffen

und was ich zu fürchten habe." — „Nun, wenn Sie denn durchaus darauf bestehen, so hören Sie: es wird nicht lange mehr dauern, so werden Sie verheirathet werden; aber diese Vermählung wird keine glückliche seyn. Sie werden sodann Wittwe werden; „Nun darnach?" — „Königin von Frankreich! aber bey einem Volksaufruhr werden Sie das Leben einbüßen." — Indem die Alte diese Worte ausstieß, brach sie hastig durch den umstehenden, staunenden Schwarm sich einen Weg und floh so schnell, als die Füße sie trugen, davon.

Josephine (wie sie es nachmals einem vertrauten Kreise erzählte) hatte die ganze Geschichte längs vergessen, als sie, da ihr erster Gemahl, Beauharnois, unter dem Messer der Guillotine endete, plötzlich wieder daran erinnert wurde. Bald nachher wurde sie selbst ins Gefängniß geworfen. „Jetzt dachte ich," — erzählte sie, — „mich selbst in meinem Unglück verhöhnend, unablässig an jene frühere Prophezeiung. Zuweilen erschien sie mir denn nun doch nicht mehr so ganz abgeschmackt, dann aber wieder, wenn ich meine unglückliche Lage näher betrachtete, als eine lächerliche Thorheit. Darauf trat eines Morgens der Kerkermeister in mein Schlafzimmer und führte noch drey Leidensgenossinnen mir zu, die Herzogin von Aiguillon und zwey andere Damen. Er meldete mir, ich hätte jetzt ihm meine Matratze für diese neuen Ankömmlinge abzuliefern. „Wie so?" fragte die Herzogin, „Frau Beauharnois wird doch dafür eine bessere erhalten?" — „Nein!" — antwortete der Scherge mit teuflischem Lächeln — „sie wird überall keiner Matratze mehr bedürfen; denn es kommen schon Leute, die sie nach der Conciergerie, und von da zur Guillotine führen werden." —

Bey diesen Worten erhoben die Unglücksschwestern ein lautes Jammergeschrei. Ich tröstete sie aber, so gut

ich konnte, und endlich als ich ihr unaufhörliches Wehklagen nicht mehr ertragen konnte, sagte ich ihnen: „ihr Schmerz sey ohne Grund, da ich nicht nur nicht stürbe, sondern in Kurzem Königin von Frankreich seyn würde." — „So könnten Sie ja," — antwortete die Herzogin, die jenen Scherz für etwas ungehörig hielt, ziemlich bitter — „nun auch sogleich vorläufig Ihren Hofstaat ernennen." — „Ach ja, das ist wahr. Hätte ich doch fast vergessen. Schön, daß Sie mich erinnern. Sie haben mein Wort. Verlassen Sie sich fest darauf." — Jetzt giengen den guten Damen die Augen über. Sie zerflossen in Thränen. Denn als sie mich in einem so schrecklichen Augenblicke fortdauernd heiter, ja fröhlich sahen, glaubten sie, ich sey wahnsinnig geworden. „Aber" — fügte Josephine, als sie die Geschichte erzählte, hinzu — „ich spielte damals wirklich nicht die Heldin, sondern ich war es in der That; denn ich hielt jetzt die Erfüllung des Orakels für vollkommen gewiß. — Hören Sie nun, wie diese seltsame Geschichte weiter ging! Ich führte die Herzogin, die sich unwohl befand, an das Fenster und öffnete es, um sie durch die frische Luft zu erquicken. In diesem Augenblicke nehm ich eine Frau von geringem Stande wahr, die uns mehrere Zeichen machte, deren Bedeutungen wir aber anfänglich nicht begriffen. Sie faßte mehrere Male ihr Kleid (Robe) zusammen und als sie unablässig damit fortfuhr, rief ich ihr endlich zu: „Robe!" Höchst erfreut machte sie uns ein Zeichen, daß wir es getroffen hätten. Darnach hub sie einen Stein (Pierre) auf, legte denselben auf ihre Schürze und hub ihn dann mit der Hand empor. Ich rief ihr geschwind zu: „Pierre!" — Sie wahr außer sich vor Freude, daß ich sie abermals verstanden hatte. Nun faßte sie Kleid und Stein zusammen, machte mehrere Male mit Heftigkeit ein Zeichen des Halsabschneidens und hob an, zu

tanzen und mit den Händen zu klatschen. Wie soll ich diese Bewegung schildern wovon jetzt unsere Herzen ergriffen wurden! Denn wir wagten nun, es uns als möglich zu denken, daß der blutdürstige Tyrann Robespierre getödtet worden sey. Während wir nun so zwischen Hoffnung und jener Bangigkeit, die das Ungewisse mit sich führt, schwankten, vernahmen wir ein starkes Geräusch im nahen Gange und unterschieden deutlich die furchtbare Stimme des Wächters, der seinen Hund, indem er ihm einen Stoß mit den Fuß versetzte, also anfuhr: „willst du vorwärts, du verdammter Robespierre!“ — Diese starke Redensart überzeigte uns nun vollkommen, Robespierre sey untergegangen und Frankreich gerettet. Und so war es in der That.

Wenige Minuten nachher traten mehrere Unglücksgefährten zu uns ins Zimmer, und erzählten uns das große Ereigniß mit allen merkwürdigen Umständen, die es begleitet hatten. Nun brachte man mir auch meine Matratze wieder zurück, auf der ich jetzt — wie süß! — schlummerte. Vorher aber hatte ich noch meiner Freundin zugeflüstert: „Sie sehen es jetzt, ich bin nicht guillotinirt, und ich werde nun doch Königin von Frankreich werden.“ — „Ich bin,“ — fuhr Josephine in ihrer Erzählung fort — „nun gar noch mehr geworden. Und als ich zur Kaiserin erhoben war, wünschte ich der Herzogin von Aiguillon mein Wort zu halten, und sie zu meiner ersten Ehrendame zu ernennen. Aber da sie indeß von ihrem Gemahl geschieden, und eine Frau von Girardine geworden war, wollte es Napoleon nicht gestatten. Dieses, meine Damen (beschloß die Kaiserin den Bericht) ist die buchstäbliche Wahrheit, betreffend das Orakel von Martinique. Der letzte Theil desselben macht mir wenig Unruhe. Ich lebe in stiller Zurückgezogenheit, mische mich nie in die Politik, thue Gutes, so

viel ich kann, — wer sollte mich tödten wollen? Und so hoffe ich denn, künftig einmal in meinem Bette zu sterben. Freilich — Marie Antoinette —" hier stockte die Kaiserin, aber ihre Gesellschafterinnen beeilten sich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und es ward über angenehmere Gegenstände fortgesetzt.

Mein Wunsch.

Als ich noch Fähnrich war —
Es sind wohl fünfundzwanzig Jahr' —
Da wollt ich gerne freien;
Fortuna war mir nur nicht hold,
Sie wollte nichts als meinen Sold
Aus ihren Füllhorn streuen.
Das dacht' ich denn so hin und her:
Wenn ich doch nur erst Hauptmann wär'!

Ich ließ die Liebe seyn,
Und suchte mir Ersatz beym Wein,
Trank seliges Vergessen;
Allein der Schenkwirth sagte bald.
„Ich pumpe nicht!" — und mein Gehalt
War karg mir zugemessen.
Da dacht' ich auch so hin und her;
Wenn ich doch nur erst Hauptmann wär'

Nun ward' ich avancirt.
Schnell ward ein Weibchen heimgeführt,
Gefüllt mit Wein der Keller;
Allein schon grau wird mir der Schopf,
Mein Weibchen schüttelt d'rob den Kopf,
Und auch der Wein wirkt schneller.
Nun denk' ich auch so hin und her:
Wenn ich doch jetzt noch Fähnrich wär'! —

Ernst Vincke.

Münchener - Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 25tes Stück.

Von dieser Unterhaltungsschrift erscheinen alle Samstage zwey Bogen in Groß-Octav. Man zahlt vierteljährig 1 fl. 30 kr. praenumerando, — in München in der Lentner'schen Verlagshandlung, — auswärts bey den löbl. Postämtern. Auf dem Wege des Buchhandels geschehen die Lieferungen monathweise. Sechs und zwanzig Bogen bilden ein Quartal oder einen Band.

Die Amazone.

Amalie von Waldo hatte, durch Liebe geheilt, auf Bitten ihrer Aeltern, deren einzige Tochter sie war, sich entschlossen, das Jagdkleid und den Jagdspieß mit dem Weiberrock und dem Myrthenkranze zu vertauschen. Jung, schön, und voll männlichen Muthes, war sie den Grafen Dohna längst das Ziel seiner heißesten Wünsche gewesen. Sie wurden durch ihren Besitz gekrönt, den er durch ein glänzendes Beylager auf seinem Gute Zemen feierte, und zu welcher Feier der ganze benachbarte Adel eingeladen war. Auf's Höchste beglückt durch die ihm gewordene Gattin, war er die Seele der Gesellschaft, in der sie aber die liebliche Herrin, bey der das männliche und weibliche Schöne in zarter Form verwoben war, alle Herzen bezauberte. Anziehendes Aeußere, Grazie in ihrem, wenn auch zuweilen bemerkbaren, männlichen Beneh

men, Geist und Herz fand man bey ihr vereint. Mit der Metamorphose ihres aus jugendlicher Neigung gewählten Standes war sie ganz die schöne liebenswürdige Herrin geworden, die Liebe geben und nehmen zu ihrem Beruf, und wahre Weiblichkeit zu einer der ersten Tugenden des Weibes zählte.

Die Feste der Vereinigung dieses seltenen Paars hatten geendigt, die Illuminationen und Feuerwerke waren verloschen, und Alles eilte, auf's angenehmste unterhalten und erfreut, der auf kurze Zeit verlassenen Heimath entgegen. Nur wenige Tage noch, so sollte die Gräfin auch ihren geliebten Gatten von dannen ziehen sehen, dem ein wichtiger Proceß, in Betreff seiner weitläufigen Güter, nicht einmal gestattete, „die schöne Zeit der ersten Liebe," die in der prosaischen Welt sogenannten Flitterwochen, bey der jungen Gattin zuzubringen. Zögernd und eilend und wieder zögernd riß er sich aus der Heißgeliebten Armen, und bestieg den Wagen, der ihn diesem einsam gelegenen Schloße, jetzt seinem Lieblings-Aufenthalte, entführte, indem er mit Blicken voll Sehnsucht das Auge der im Fenster ihm Lebewohl winkenden Gattin suchte, und aus dieser Sphäre gerissen, nun ihnen Einhalt that. Von gleichen Gefühlen durchdrungen, lag Amalie noch immer im Fenster, als bereits der Abend seine Schatten über die Gegend zu verbreiten begann. Mit Liebe zu ihrem Gemahl, doch mit keiner Furcht erfüllt, überschaute sie die herbstlichen Fluren, über welche sich ein feuchter Nebel hinzog, und ihr die Gebilde in Mannigfaltigkeit vorüberführte. Ein heftiger, kalter Wind, der über die Stoppeln des Feldes wehte, und die Scheiben zittern machte, vermochte sie nur, das Fenster zu verlassen, und sich zum freundlich einladenden Kamin zu begeben. Ihr zur Seite saß die Kammerfrau an ihrem Stickrahmen, der sie, indem

sie einer anziehenden Lectüre huldigte, zuweilen begütigend nachsah, und mit wahrem Kennerblicke schon aus der Ferne die Abweichung von den vorgezeichneten Mustern anzeigte. In allen Vorfällen des Lebens durch Liebe waltend, war sie auch hier die liebende Meisterin, deren Talente die Dienerin voll Untergebung anerkannte.

Den regen Geist der Gräfin konnte jedoch Lectüre nicht fortwährend beschäftigen. Nach eingenommenem Thee, den ein Bedienter zur anbefohlenen Stunde servirt hatte, entlockte sie dem Pianoforte liebliche Töne, um den Eindruck des dunkeln Herbstabends zu mildern, der sich mit Rabenschwärze um das Schloß und dessen Umgegend gelagert hatte. Der Sturm, der heulend durch den Wald wüthete, die starkbemoosten Eichen in ihren Grundfesten erschütterte und die schlanken Fichte entwurzelte, trieb den eisigen Regen an die klirrenden Fenster. Doch solcher Naturscenen gewohnt, gab sie sich dem Zauber der Musik hin, der mit seiner ganzen Stärke sie ergriffen zu haben schien. Vielweniger aber war sie dazu geneigt, den Gerüchten von der Unsicherheit der Gegend durch Räuber, welche die Kammerfrau, nach beendigtem Spiel, voll Zagen ihr mittheilte, Glauben beyzumessen; welche Erzählung sie auch so wenig beunruhigte, daß sie gegen Mitternacht sich in ihr Cabinet zur Ruhe zurückzog, und die Kammerfrau nach dem entfernten Vorsaal schickte.

Und dennoch war diese Gegend, seit grauer Vorzeit, ein Sitz des Schreckens gewesen und immer geblieben, von dem die Gerüchte eintönig widerhallten: denn sie ward wirklich von einer Räuberbande unsicher gemacht, welche noch vor Kurzem den unbewachten Landmann überfallen, Meiereien geplündert und verwüstet, und es jetzt auf das herrschaftliche Schloß abgesehen hatte. Ein Geweihter ihres Bundes hielt sich als Diener im

Schlosse auf, und hatte seinen Kameraden über Alles, das ihm zu erfahren möglich gewesen war, Bericht erstattet. Durch diesen Unedlen war es den Räubern kund geworden, daß der Graf bedeutendes Vermögen besitze und vorzüglich viel Gold-, Silbergeräthe und Preciosen zur Feier seiner Vermählung hieher gesandt habe: solches aber bey seiner Zurückkunft, nach einem freundlicher gelegenen Gute, dem Wittwensitze seiner verstorbenen Mutter, schaffen zu lassen, und daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen gesonnen sey. Der Elende hatte, unter dem Vorwande, bey einem Landmanne in der Nähe ein kleines Geschäft abzumachen, diese Weisung einem im Walde lauernden Räuber gegeben, und dem Hauptmann beschwören lassen, noch in derselben Nacht das Schloß zu überrumpeln, indem das schon übel sich anlassende Wetter dieß Unternehmen zu begünstigen schiene. Er aber wolle von innen die nothwendigen Vorkehrungen zu ihrem Empfange treffen, und ihnen den Eingang erleichtern. Nach dieser Unterredung hatte er sich auf's Schleunigste in's Schloß zurückbegeben, und sich zu seinem ihm angewiesenen Posten, als Pförtner während der Nachtzeit, verfügt, auf dem man ihn auch zur gehörigen Stunde fand, als der Haushofmeister mit einigen Bedienten die Runde machte.

Mitternacht war vorüber — als die Gräfin durch ein verdächtiges Geräusch in ihrem Nebenzimmer erwachte; dabey tobte das Wetter noch furchtbarer als zuvor, und schien sich zu vereinen, ihr Erwachen zu einem der grauenvollsten Momente dieser Nacht zu machen. Das Geräusch, dem sie bedachtsam ihr Ohr leiht, scheint sich zu nähern, und rauhe, männliche Stimmen durchkreuzen sich. Sie stutzt — doch schnell wirft sie ihr Negligee über, und eilt, mit der Nachtlampe in der Hand, der Thüre des Schlafcabinets entgegen, als, bey Oeffnung desselben, heller Fackelschein ihr Auge blendet, und

sie einen Räuberhaufen, unter Anführung eines Hauptmannes, erblickt, der an Größe und Wildheit, ausgelassener Unverschämheit und Blutgier, ihr als ein Dämon der Nacht erscheint. Den Eindruck des ersten Schreckens verbergend, tritt hier die Amazone in der wahren Bedeutung dieses Namens auf, und giebt ein Beispiel männlicher Geistesgegenwart und Entschlossenheit. In dem Moment, da der Anführer der Bande, der furchtbare, und in diesen Gegenden Polens berüchtigte Ignatz, Befehl giebt, auch sie wie die Dienerschaft zu morden, bittet sie um Gnade für nur wenig Augenblicke, indem sie da sie doch schon einmal sterben müsse, ihnen nur noch, ein Geständniß machen wolle, welches ihnen von großer Wichtigkeit sey. Diese Frist wird ihr bewilligt, und — der Plan der heldenmüthigen Frau ist gemacht! „Schenkt mir das Leben!“ — ruft sie der Bande zu — „und ich lohne euch mit einer Entdeckung, die durch ihren Werth Eure kühnsten Wünsche übersteigt. Weit entfernt, daß Eure Ankunft mich entsetzt, bin ich vielmehr erfreut, Euch zu sehen! Willkommen! Ich hoffe in Euch meine Retter aus einem verhaßten Ehejoche zu sehen. Ich ziehe mit Euch, und verlasse einen Gatten, der, dem niedrigsten Eigennutze fröhnend, mich ohne Liebe, durch Familien-Verbindungen an sich riß, den ich verabscheue und —“

„Ein Mährchen, ein Mährchen, um uns zu äffen!“ — schrie ein Theil des raubgierigen Haufens. „Stopft ihr den Mund, der Plaudertasche, und haut sie nieder!“ — ertönte es fast einstimmig. Aber des Hauptmanns, der indeß näher getreten war, gezogenen Säbel, mit dem Aufschrey um noch augenblickliches Erbarmen, muthig abwehrend, ruft sie aus: „Kameraden, traut meinen Worten! Ich verlasse meinen Gatten, mit dem ein Leben für die Zukunft mir eine Hölle dünkt, und ziehe mit Euch! Ich will Euch Alles ausliefern, was nur Werthvolles sich in

diesem Schloße befindet, und sogleich den Anfang in Eurer Gegenwart machen."

„Das wolltest Du, Herzensweib!" — rief der Hauptmann. — „Darf ich deinen Worten trauen, so laß Dich umarmen! Und willst Du dann, nach Erfüllung Deines Versprechens, die Meinige, die Gattin des berühmten und gefürchteten Ignatz werden, so schlage ein und gib mir einen Kuß, Du bist meine Braut!" — „Gern und willig!" — entgegnete Amalie — „denn wisse, das Schicksal selbst scheint uns vereinen zu wollen, wisse, daß ich Amalie von Waldo, die Tochter des Herrn von Waldo auf Stara bin, in der dortigen Gegend „die Amazone genannt!" — Staunen und Freude wechselten in den Blicken des Hauptmanns; die Bande schwieg. „Weib, ich folge Dir in die Hölle!" — rief der entzückte Räuber-Hauptmann, — „führe uns zu Deinen Schätzen, öffne Kisten und Kasten, doch beeile Dich, denn schon ist der erste Hahnenruf erschollen! Folgt mir, Kameraden!" — rief er seinen Leuten zu — „doch Einer bleibe auf der Wache und rufe zuweilen den Bruder Pförtner an."

Unter diesem verstand er den treulosen Bedienten, der, um keinen Argwohn zu erregen, seinen Posten nicht hatte verlassen dürfen, als er, unbemerkt von den Bewohnern des Schloßes, der Räuberhorde Schloß und Riegel öffnete. Hierdurch hatte die Vorsehung über die Gräfin gewacht, die, mit einer lodernden Fackel in der Hand voranschreitend den entzückten Ignatz zur Seite, zuvörderst nach den Gemächern ihres Gemahls sich begab. Die gierigen Blicke der Banditen auf die Kostbarkeiten des Zimmers erstarrten vor dem Glanz des Goldes, das die Gräfin jetzt aus dem Büreau in gezählten Rollen hervornahm, und ihnen mit dem

Befehl übergab: daß Niemand etwas zu sich stecken, sondern Alles in dem großen Saal niedergelegt werden solle, bis die Schätze daselbst zusammengehäuft, besser fortzuschaffen seyn würden. Sie könne den ganzen Werth genau angeben, und verlange nachher, bey der Ankunft in der Höhle, genaue und strenge Theilung. Diesem Befehl folgte die Bestätigung des Hauptmanns, mit der Bedrohung der Todesstrafe für den Uebertreter. Jetzt wurden alle Schubläden des Büreau's, selbst die verborgensten, welche mit den kostbarsten Brillanten angefüllt waren, geleert, Silber-, Kleider- und Waschschränke geöffnet, Wand- und Glasthüren entriegelt, Koffer aufgeschlossen, und das zusammengeraffte Gut von den Räubern, die wie Bienen hin- und herliefen, nach dem Saale getragen und auf einen Haufen gebürdet. Ihre kostbare Garderobe, ihre glänzende Toilette, Kleidungsstücke, Shawls, Saloppen, Gold- und Silberschmuck, Brillanten packte die Gräfin mit geschäftiger Eile zusammen, und übergab sie dem, immer mehr in Erstaunen gerathenden, Haufen mit Erneuerung des ihm gewordenen Befehls. So gieng es von einem Zimmer in's andere. Die Gräfin, den Schlüsselbund und die Fackel in der Hand, war bemüht, ihrem gegebenen Versprechen auf's Genaueste nachzukommen, und hatte, nachdem die Zimmer und Säle großentheils durchstrichen und geleert waren, das Zutrauen der Räuber in einem ausgezeichneten Grade gewonnen. Ausbrüche der rohesten Freude und erneuerter Bewunderung störten jedoch nicht die noch immer geschäftige Frau, welche mit wahrer Wuth Alles zu betreiben, und sich schon im Voraus über den ruinirten Gatten zu freuen schien.

Einzelne, an den Haufen und den gewordenen Geliebten gerichtete Fragen: „Ob sie nun wohl ihrem Ver-

sprechen nachgekommen sey?“ wurden von diesem mit lärmenden Belobungen, von Ignatz aber mit Zärtlichkeit erwiedert. Schon wagten es einige, dem sich bald vereinigenden Paare Glück zu wünschen, welches Ignatz mit stürmischer Freude, Amalie aber mit schelmischem Lächeln aufnahm, indem sie Kostbarkeiten auf Kostbarkeiten zusammenraffte, um, wie sie es dem lachenden Haufen voll Bedächtigkeit versicherte, ihrem künftigen Gatten einen recht tüchtigen Brautschatz mitzubringen. Mit jeder Minute wuchs die Bewunderung für sie, und mancher der Räuber konnte sich nicht enthalten, ihr ein Hurrah! zu bringen, und ihre Hand als die seiner künftigen Hauptmännin mit einem Kusse zu beehren. Die Zimmer waren nun größtentheils von allen Sachen an Werth entleert, und man schickte sich an, sich nach dem großen Saale zu begeben, um die gesammelten Schätze zu übersehen, und dann mit diesen den Abzug aus dem Schloße nach dem nahe gelegenen Walde vorzunehmen.

Als man dort angelangt war, und die Gräfin mit flüchtigem, hellsehenden Blicke die Schätze gemustert hatte, sagte sie mit Schalkheit und Zutraulichkeit, als sey sie bereits ein Mitglied der Bande, gegen diese gewandt: „Viel, meine Freunde und Brüder, viel habe ich Euch bereits in diesen hier aufgehäuften Sachen, Gold und Silberhaufen gegeben, aber nur ein kleiner Theil sind sie gegen meines habgierigen Mannes im Keller aufbewahrten Schatz, welchen auszuliefern ich sogleich bereit bin, wenn Ihr mir dahin folgen wollt, um ihn selbst in Augenschein zu nehmen. Beweise meiner Aufrichtigkeit und Ergebenheit zu Euch, als eure künftige Gebieterin, habe ich Euch bereits gegeben; — durch die Entdeckung dieses Geheimnisses aber hoffe ich alle meine Versprechun-

gen zu krönen! Glaubt ihr nun, daß nach diesem Allen, was Ihr gehört und gesehen, ich der erhabenen Aussicht, zu welcher das Schicksal mich erkoren, würdig bin?" — „Heil Dir und Deinem redlichen Herzen, edle Herrin, Heil Dir und Deinem biedern Bräutigam, unserm Hauptmann!" — rief dagegen die Bande, und „Herrliches Weib, Krone meines Daseyns!" — rief Ignatz, gleichsam den Aeußerungen der Horde seine Sanction gebend — „ich geleite Dich zu dem Reiche des Plutus und unsers gemeinsamen Glücks!"

Amalie, welche während dessen nach allen Seiten freundlich nickte, schritt nun, wie im Triumphzuge, über die Leichen ihrer ermordeten Diener in dem Vorhofe und dann durch weite, öde Hallen dem Gewölbe zu, in welchem, nach ihrer Angabe, der Schatz sich befand, und zu welchem eine Fallthüre führte. Diese ward geöffnet, bey derselben aber ein Räuber zur Wache postirt, während die ganze Bande der Amazone, die bedeutende Anzahl von Stufen hinunter folgt, ohne daß auch nur im Geringsten sich ein Argwohn ihrer bemeistert hätte; denn die an der Fallthüre aufgestellte Wache galt nur einem Angriff von Außen. Angelangt in das tiefe, dunkle Gewölbe, das vom Fackelglanz auf's Schauerlichste erhellt wurde, und ein wahrer Aufenthalt des Schreckens war, eilte Amalie nach dem tiefsten Winkel desselben, einer versteckten Thüre. Schlangen zischten, durch das Licht aufgeschreckt, ihnen entgegen, Molche hüpften in reichlicher Anzahl ihnen über den Weg, und der nasse, feuchte Boden und die triefenden Wände waren nichts weniger als dazu geeignet, ihnen den Weg zu erleichtern. Behende jedoch und ohne irgend ein Anzeichen von Furcht oder Eckel, befreite die Gräfin selbst die Thüre von dem daran haftenden Moose und fieng

nun an, den Schlüsselbund in Bewegung zu setzen, um den Schlüssel zu finden, der die Thüre zu öffnen im Stande wäre. Mehrmals gieng sie die ganze Reihe derselben durch, aber keiner paßte. Voll Aergerniß und Unwillen begann sie zum drittenmal dieses undankbare Geschäft, allein alle Versuche waren und blieben fruchtlos. Ein deßhalb unter den Räubern rege gewordenes Gemurmel strafte sie mit einem strengen, großen Blick, indem sie sagte: „schweigt, verzagende Elende, und laßt mich handeln! Ich bekenne, zu meinem nicht geringen Leidwesen, daß ich den rechten Schlüssel, den mein Gatte, wie ich sehe, nicht diesem Ringe beygefügt hat, in seinem Bureau aus Unachtsamkeit vergessen habe. Ich eile, ihn schnell zu holen, und Euch aus diesem Schreckensorte zu befreien. Wenige Augenblicke Geduld und der Sieg ist unser!“ — Kaum gesagt, war sie mit Blitzesschnelle die Stufen hinan, um dem Cabinet ihres Gatten zuzulaufen, und, wie sie's auch dem Wache haltenden Räuber zuflüsterte, den vergessenen Schlüssel zum Schatze zu holen. Nachdem sie einige Minuten weggeblieben, kam sie in voller Hast, mit dem helltönenden Ausrufe: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn!“ der Fallthüre zugelaufen, stieß aber in dem Augenblick mit den Kräften der Nothwehr und Verzweiflung den Räuber in die Fallthür hinein, der polternd hinabstürzte, und den man unten für die Gräfin hielt, und — verriegelte diese mit allen Riegeln von Außen. Einer unnennbaren Angst und drückenden Last, die Ihr Herz zusammenpreßten, entledigt, stürzte die heldenmüthige, wenn gleich auf's Höchste angegriffene Frau mit der lodernden Fackel durch den Vorhof einer nahgelegenen kleinen, mit Stroh gedeckten Scheune zu, welche sie von allen Seiten anzündete, und die bald in lichterlohen Flammen stand. Ihr kühnstes einem Weiberherzen kaum zuzutrauendes Wagestück war

gelungen. Amalie, die wahrhafte Herrin, hatte gesiegt, durch Geistes-Gegenwart, Klugheit und Muth — und die Räuberhorde war gefangen!

Die umliegenden Dorfschaften gewahrten nicht sobald die Flammen, als die Bewohner derselben sogleich die Sturmglocken läuteten, und in unzählbaren Haufen der Gegend des Schloßes zueilten. Durch diesen Lärm erschreckt, und da keiner der Räuber sich sehen ließ, war der treulose Diener, der Pförtner, entsprungen, und hatte das Thor des Schloßhofes so weit offen gelassen, daß das Volk ohne Widerstand hereindrang, und sich der Flamme näherte, wo die Gräfin ermattet niedergesunken war. In wenig Worten schilderte sie den Vorgang der Sache. Voll Mitleid, aber auch zugleich voll Bewunderung, hob man die geliebte Herrin vom Boden auf, und geleitete sie nach dem Schloße. Noch immer läuteten Sturmglocken, noch immer strömte ein neuer Haufe Volks herbey, welcher, von dem Vorgange unterrichtet, sich freute, die Bande, welche die Gegend so lange beunruhigt hatte, mit einem Schlage gefangen zu sehen. Der Gerichtshalter ließ sogleich alle Zugänge des Schloßes besetzen, besonders aber die Fallthüre und die Gegend des Gewölbes in besondere Obacht nehmen, während er selbst mit einigen sichern Leuten als Schutzwache bey der Gräfin blieb, die in einem leichten Schlummer bald wieder die Ruhe gefunden hatte, welcher sie so sehr bedurfte.

Des andern Tages ward die Bande, unter starker Bedeckung, nach einer nahe gelegenen Stadt abgeführt, wo sie, nebst ihrem Hauptmann, den Lohn für ihre Unthaten empfieng. Ignatz, der Schrecken der Gegend, war so seiner unheilbaren Sphäre entrissen, und durch ein heldenmüthiges Weib gefangen worden, das in dem ganzen Umkreise, an den Ufern des Niemen, von der

minder aufgeklärten Klasse als ein Wesen höherer Art betrachtet, und in Gesängen gepriesen wurde.

Bald waren auch die, von der Gräfin mit so vieler Klugheit hingeopferten Schätze wieder dem Ort ihrer Bestimmung anvertraut, und sie befand sich in ruhiger Gemüthsstimmung, als, nach einiger Zeit, der ungeduldige Gatte auf den Flügeln der Liebe dem Schlosse zueilte, und schon in der Ferne durch die sich verbreitenden Gerüchte von den Vorgängen daselbst und dem unnachahmlichen Muthe seiner Gattin unterrichtet wurde. Die Gefühle der Achtung, Dankbarkeit und Liebe gegen sie hatten keine Gränzen. Bald jedoch verließ dieß edle Paar, das der umliegende Adel als ein Muster ehelichen Glücks nannte, diese verrufene Gegend, und der Graf zog dem freundlichen Wittwensitze seiner verewigten Mutter zu, wo Beyde noch lange in friedlicher, beseligender Eintracht lebten, und in ihren Nachkommen Söhne von hohem Muth und Töchter, mit allen Reizen edler Weiblichkeit geschmückt, hinterließen, welche in ihrer Tugend und Rechtschaffenheit, durch Liebe beglückt, schon hier sich eines seltenen Glückes erfreuten.

Der amerikanische Spottvogel.

Zu den merkwürdigsten Vögeln Amerikas gehört der Spottvogel. Die zierliche Anmuth und Schnelligkeit seiner Bewegungen, der lebensvolle Ausdruck seiner Augen, die Gelehrigkeit, mit der er die Stimme aller Vögel um sich her auffaßt und nachahmt, machen ihn wahrhaft bewunderungswürdig. Neben diesen Eigenschaften besitzt er eine starke wohlklingende Stimme, die

sich leicht in alle Tonstufen und Biegungen schmiegt, von dem schmetternden und markigen Tönen der Walddrossel bis zum heisern Geschrei des kahlköpfigen Adlers.

Mit der größten Treue ahmt er den Rhythmus und die Intonation seiner Vorbilder nach, während er der Stärke und dem Wohllaut ihres Gesanges noch aus eigenen Mitteln beylegt. Man muß ihn an einem schönen Morgen im Walde hören, wenn tausend Kehlen die Luft mit Gesang und Gezwitscher erfüllen, während er auf einem hohen Strauch oder einem jungen Baume sitzt, und Alles um sich her durch die bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit seiner Melodieen in Schatten stellt. Dann ist es nur sein Gesang, dem das Ohr des Menschen lauscht, alle andern Stimmen scheinen nur eine schwache Begleitung der seinigen. Uebrigens beschränkt er sich nicht immer auf bloße Nachahmung. Er hat auch seinen eigenthümlichen Gesang, den Jene gar wohl erkennen, die mit den verschiedenen Stimmen der amerikanischen Vögel genauer bekannt sind. Dieser Gesang ist voll, sicher, und spinnt sich ins Unendliche aus. Er besteht aus Stellen von zwey bis drey, und höchstens fünf bis sechs Noten, die mit Anklängen von Nachahmungen untermischt, und mit viel Ausdruck und Geläufigkeit vorgetragen werden. Er singt ohne Unterbrechung eine halbe und auch wohl eine ganze Stunde fort. Wenn man den Spottvogel im Hause hat, und er sich seiner musikalischen Laune recht nach Herzenslust überläßt, so muß man über seine Leistungen wirklich erstaunen. Er pfeift dem Hunde so täuschend, daß dieser aufspringt, mit dem Schwanze wedelt, und auf seinen Herrn zuläuft. Er pipset wie ein Küchlein, das man getreten hat, und sogleich eilt die Henne mit aufgesträubten Federn und ausgebreiteten Flügeln gluchzend herbey, um ihre Brut in Schutz zu nehmen. Dann hört man täuschend das

Bellen des Hundes, das Miaunen der Katze, das Rollen eines Schubkarrens nachgeahmt. Lehrt man ihn ein auch noch so langes Lied, so wiederholt er es ganz, und sehr genau. Er giebt das Wirbeln des Kanarienvogels und die schmetternden Töne der virginischen Nachtigal mit einer solchen Vollendung wieder, daß die Sänger, die er nachahmt, endlich aus Eifersucht verstummen, während ihre Niederlage seinen Eifer nur noch mehr befeuert. Uebrigens schadet diese Nachahmungssucht unstreitig seinem eigenen schönen Gesange; denn unter die melodieenreiche Stimme der Walddrossel mischt er das Krähen des Hahnes, und während er das Lied des blauen Vogels durch seine Wiederholung verschönert, unterbricht er sich durch das geschwätzige und mißtönige Gezwitscher der Schwalben oder das Geplauder der Hühner Noch eine Menge Nachahmungen folgen, und der überraschte Zuhörer blickt nach den tausenderlei Stimmen umher, die dieser merkwürdige Vogel allein nachbildet.

Anekdoten.

Eine Schauspielerin stellte einem Fremden einen jungen Dichter mit den Worten vor: „Sie sehen hier einen guten Menschen, der nebenbey eine Art von Dichter ist." — Schnell stellte nun auch der beleidigte Dichter die Schauspielerin demselben Fremden vor: „„Sie sehen hier eine gute Schauspielerin, die nebenbey keine Art besitzt.""

Ein Doctor juris wurde zu einer vornehmen Familie zu Gaste geladen. Unter mehreren Gerichten kam auch ein Schöpsenbraten, ein Leibgericht von dem Doctor, auf den Tisch. Während derselbe nur mit aller Aemsigkeit den Braten verarbeitete, rief er immer dazwischen: „Ein schöner Schöpsenbraten, ein schöner Schöpsenbraten! Ja, das muß man sagen: solche Schöpse findet man nur in Familien!"

Eine Frau hatte ein Kind von sieben Monaten geboren, und der bekümmerte Vater, der es nicht aufzubringen hoffte, fragte jeden Freund um seine Meinung. — „Seyen sie ohne Sorgen — antwortete einer derselben — Kinder von sieben Monaten bleiben in der Regel leben. Mein eigner Großvater kam mit sieben Monaten auf die Welt.“ „„Was Sie sagen!““ rief der Vater, „„und er ist aufgekommen?““

Als der berühmte Sheridan dem Tode nahe war, schlug man ihm eine Operation vor, wodurch er sein Leben zu retten vermöge. Er erwiederte, daß er bereits zwey ausgehalten habe, was für ein Menschenleben hinreichend genug sey. Auf die Frage, was das für Operationen gewesen seyen, entgegnete er: „das Haarabschneiden und das Sitzen zu meinem Portrait.“

Ein Dienstmädchen trat in das Zimmer eines großen Gelehrten und bat um die Erlaubniß, einige glühende Kohlen aus dem Kamine nehmen zu dürfen. „Nimm sie in Gottes Namen, mein Kind!“ sagte der Gelehrte, „allein, wie ich sehe, hast Du ja nichts, worauf Du Sie legen könntest?“ „„Das thut nichts,““ antwortete das Mädchen, „„man muß sich zu helfen wissen.““ —
Hierauf nahm sie etwas Asche aus dem Kamine, that solche auf ihre linke Hand, mit der rechten eilig die glühenden Kohlen darauf, und ging ganz gemächlich zur Thür hinaus. Als der Gelehrte dieß mit angesehen hatte, warf er das eben in der Hand habende Buch von sich und rief voller Verwunderung aus: „Ich schwöre, daß ich bey all' meiner Gelehrsamkeit nicht gewußt und daran gedacht hätte, es auf ähnliche Weise zu bewerkstelligen.“

Thomas rühmte sich, die französische Sprache zu verstehen. Ich fragte ihn lächelnd: wie Bonaparte auf französisch heiße? „Napoleon!“ war die prompte Antwort.

Der Taschenspieler Bosco.

Wer kennt den Taschenspieler Bosco nicht —
Der tritt an eine Semmelbude, bricht
So ein halb Dutzend Groschenzeilen an
Und — was per hocus pocus er hineingethan —
Geldstückchen finden sich darin, die zeigt
Verwundert er der Hökerin und spricht:
„Wohl glaub' ich, daß die Waare nicht zu leicht,
Dem Bäcker sitzt gewiß ein Koboldchen im Nacken,
Der hat ja Geld in's liebe Brod gebacken;
Nun, Ihr seyd arm, der Himmel will Euch segnen,
D'rum läßt er seine Huld in Semmeln Euch begegnen.
Benutzt Ihr ja des Glückes gold'nen Strahl —
Ich mag nichts von dem kleinen Capital,
Das mich der Zufall ließ für Euch entdecken;
Nur die paar Gröschlein will ich zu mir stecken,
Die ich erspürt. — Euch aber rath' ich liebe Frau!
Durchsucht die Waare ja genau,
Was gilt's? Ihr findet Geld in allen Semmelwecken.“ —
Dem Weibe geh'n vor Rührung gleich die Augen über;
„„Ach! Ach! Sie hat mir Gott geschickt, Sie lieber
Scharmanter Herr!““ — So fährt sie Bosco nach den Händen,
Durch welker Lippen Kuß ihm Dank um Dank zu spenden.
„Schon gut, schon gut — 's ist gern gescheh'n.“ —
Damit geht Bosco fort, bleibt aber unfern steh'n,
Des Späßchens Wirkung selbst mit anzuseh'n. —
Als führ' der Teufel in die Semmelzeilen,
Beginnt das Weib den Augenblick
Die ganze Waare — Stück für Stück —
In tausend Brocken zu zertheilen.
Und als sie nichts — gar nichts erspürt,
Verflucht den Kobold sie, der sie verführt,
Tritt hin vor ihren Korb, fängt an zu heulen
Und schreit: „„Ach Gott! das bringt mich noch in's Grab —
Wer kauft mir nun die Brocken ab?““
Jetzt springet Bosco vor
Und brüllt dem Weib' in's Ohr:
„Halt's Maul! Da hast'n Kronenthaler!“
Sie hielt's — doch knurrte sie in sich hinein:
„„Das mochte wohl der Teufel seyn!““

Richard Roos.

Münchener - Lesefrüchte,
unterhaltenden und belehrenden Inhalts.

Der neuen Folge erster Jahrgang.

1835. 2ter Band, 26tes Stück.

Der alte Ziethen.

Aus der Schrift: „Bilder aus Berlin's Nächten," von L. Schneider.

(Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1756.)

Unmuthig schritt der General-Major Otto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte herunter gebrannt, und die leeren Rheinweinflaschen auf dem kleinen zweybeinigen Marmor-Tische in der Ecke bewiesen, daß die beyden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den Königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bey Anclam gelebt hatte, war ein schöner, groß und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie offene Stirn. Das große herrische Auge wurde von edlen Brauen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann.

Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach glatt gekämmte Schopf, der hin-

ten bis beynahe auf den halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einklemmten. Aber in den Augen lebten ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkührlich anzog. Der General trug die rothe Husaren-Uniform des Regiments Ziethen und war — Ziethen selbst.

„Wir sind Beyde nicht mehr Mode bey Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so geberdest. Bey Tein, bey Katholisch-Hennersdorf und Hohenfriedberg, da kannte man uns, da wußte man uns zu finden, aber jetzt, — jetzt ist alles anders.“ — Dabey seufzte Ziethen tief auf.

„Wenn der alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. — Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Fronte meines Regiments zu ziehen.“

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast.“

„Nie werde ich das Regiment Anspach und Baireuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich kommandirte es bey Hohenfriedberg, wo es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken eroberte. Damals war ich mein lieber Oberst Schwerin hinten, mein lieber vorne. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!“

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besoffenes Regiment genannt, und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt wie einen Kammer-Laquai.“

„Ja, das hat er, und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. Aber ich habe ihm angewortet wie ein Edelmann. Der Teufel soll mich holen, wenn ich wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehe. Und ein Schwerin hält sein Wort."

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver, zwischen Spandau und Pichelsdorf, wird mein Name auch nicht mehr bey Hofe genannt. Ich bin so gut wie aus der Rangliste gestrichen. Ich exerciere mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offizieren mehr an, und hoffe, Dich bald 'mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht."

„Sag' mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ein wahres Muster für die Armee und der König hielt doch immer große Stück auf Dich."

„Ja, wie das so zu kommen pflegt. — Die Sache schreibt sich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt schon, wen ich meine — ich spreche seinen Namen nie aus. Ich merkte, daß sie etwas mit mir vorhatten, denn bey Tafel brachten sie das Gespräch auf das Entwerfen von Dispositionen. Da schwatzten sie Alle erschrecklich viel von strategischen Verhältnißen — von maskirten Deployement on echipier — und weiß der Teufel, von was für verfluchten Zeug noch Alles! — Wie nun die Reihe an mich kam, und der Alte mich mit seinen Augen anglotzte, und dabey schnupfte, daß es ihm immer in's Gemüse fiel — da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol' der Teufel alle Dispositionen! Wenn ich den Feind vor mir sehe, und nicht

blind bin, daß ich das Terrain sehe, so mache ich meine Disposition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marsch!“ Das nahmen sie mir Alle gewaltig übel, und der Alte zuckte die Achseln.“

„Federfuchser sind sie Alle, Maulhelden aus dem schreibenden Hauptquartier. Das sieht ihnen aber ähnlich, daß sie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Ursache nicht seyn, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment bekümmerst? Was ist denn das für eine andere Geschichte, von der Du vorhin sprachst, da bey Spandau?“

„Das war so ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, dem Nadyschtzander. Der Kerl hat es einmal auf mein Regiment gemünzt, das er gern kommandiren möchte, und setzte dem Könige einen Floh über den andern in's Ohr! Wir hatten acht Tage Feld-Manöver angesagt bekommen, und gleich am ersten Tag, wie ich mit meinem Regiment eine Attake von der Stelle mache, krieg' ich meinen Hundslohn. Der König sagte mir vor der ganzen Generalität: „Das ist ein loddriges Einhauen! Geh' Er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr sehen! Verstehe Er mich?“

„Nun, und was antwortetest Du?“

„Nichts; ich steckte meinen Säbel ein, commandirte „Kehrt!“ und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin.“

„Das hast Du gewagt? Menschenkind, bist Du rasend? Und der König hat Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich cassirt?“

„Nein, er hat kein Wort gesagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegangen, damit er mein Regiment nicht mehr zu sehen brauchte.“

„Das nimm mir nicht übel, Ziethen, das war stark! — Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er ist und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten einmal so recht von der Leber weg und in den Bart hinein sagen, wie mir's um's Herz ist — er sollte sich wahrhaftig wundern.“

Da klopft es an der Thür.

„Wer, zum Donnerwetter! stört uns denn heute noch in aller Nacht?“ — Die Thür öffnet sich und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir Messieur.“

Wie versteinert standen Ziethen und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen, und stand in ehrerbietiger, militärischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

„Ich war bey Ihm, Schwerin — suchte Ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bey Seinem Freunde Ziethen wäre. Habe jetzt viel zu thun, und mochte nicht bis morgen warten; wollte Ihm nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marschordre bekömmt, und daß Er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marschordre nicht früher in der Garnison ist, als der Chef.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchst Dero Diensten zu stehen.“

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bey meinem Militär-Intendanten melden. Kommt ein Bischen unverhofft, die Marschordre, Herr General-Major, nicht wahr? Aber kann nichts dafür. — Da sind Frauensleute daran Schuld. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt und meine gute Cousine von Oestreich will mich nun mit Hülfe der Franzosen, zu einem Marquis von Branden-

burg machen, aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie bürsten, nicht wahr, Ziethen?"

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiderte Ziethen: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber dießmal nicht dabey seyn, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu sehr geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande seyn möchte, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meine Quiescirung."

„Hör' Er 'mal, Ziethen, Er muckscht mit mir — sey Er stille — ich sage Ihm, Er muckscht! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oestreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen."

„Ew. Majestät halten zu Gnaden —"

„Sey er stille — wir reden nachher noch zusammen; jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch mucksch, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le merite um den Hals gehängt habe."

„Ew. Majestät — ich mucksche nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Ew. Majestät zu dienen, weil ich kein besoffenes Regiment commandiren will."

„Ist denn das so etwas Erschreckliches, besoffen zu seyn? Sag' Er 'mal, ist Er noch nie besoffen gewesen, Schwerin?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät, schon öfter; als Fähnrich bey'm Regiment Schwendy."

„Na! sieht er wohl! — und nun ziere Er sich nicht länger."

„Aber, Eure Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front meines Regiments zu ziehen, und ich bin ein Cavalier."

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen ziehen soll? Kommandire Er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur kommandirt, — womit, ist mir sehr egal."

„Ja, wenn Ew. Majestät so meinen?“

„Versteht sich, meine ich es so. Wo ein Schwerin kommandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na, also? — Geb' Er mir die Hand. Fege Er die Oestreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser! — Sein Regiment wird sich recht freuen, Ihn wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment! — grüß' Er es von mir. Wenn Er morgen auf der Parade die Parole: Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen Ihm eine Aufmerksamkeit erweisen will.“

Der König schwieg und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesichte da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Oft genug hatte er seine Ueberlegung schon bereut, und war innig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Ziethen aber stand schweigend da, und wartete, bis der König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der Köng auf, ging rasch auf Ziethen zu, faßte ihn am Kollet, und knöpfte, während dem er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon Ziethen, daß ich den Kerl, den Nadyschtzander, heut' Abend zum Teufel gejagt habe? — hat eine miserable Conduite hier geführt, der Filou — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen.“

„Ich gratuliere Ew. Majestät, daß Allerhöchst-Dieselben sich einen bösen Hofschranzen und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Cavaliere hätten mit dem

schlechten Kerl fortdienen können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen."

„Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, Ziethen. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gehörig mit Ihm einen Discours führen — Er wird gleich grob. — Hätte Ihm gestern gern bey Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bey Moldau-Tain kam. Da meinten die Andern — Ihr hättet viel fortune dabey gehabt — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite dabey gehabt, und bin davon so penetiret, daß ich expreß komme, um Euch noch vor Ausbruch des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husaren-Regimenter in der Campagne fragen: Wo ist denn unser Vater Ziethen? und ich ihnen antworte: Ziethen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein rasches Wort übel genommen, und mault mit der ganzen Armee. Schlimm, schlimm! Ich hatte mir das so gedacht: Er avancirt zum General-Lieutenant, ich gebe Ihm so ein 20 Schwadronen und 10 Bataillone zur Avant-Garde, da würde es denn schon gehen — die Oestreicher kennen Ihn, und meine Cousine soll, wie ich höre, einen besondern Haß auf ihn geworfen haben. Na, was meint Er? Wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Tein, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder einmal besehen, wo Er sich so distinguirt hat."

Wie ganz anders war der Ausdruck in Ziethens Gesicht nach diesen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrichs II. gesprochenen Worten. Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte sie küssen, indem Thränen in seinen Augen stunden, aber der König zog ihn herauf zu sich, umarmte ihn herzlich, klopfte ihm dann die Backen und sagte:

„Schäme er sich, General-Lieutenant von Ziethen. Er hat ja die Augen voll Wasser! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch, Schwerin! — Jetzt aber, Kinder, bon soir, ich muß nach Hause, weil ich mir den Quanz noch bestellt habe. Wir wollen noch ein neues Flöten-Duett mit einander blasen, und es ist schon spät, bon soir — bon soir!“

Anekdoten.

Der alte dreiste Küster Schmidt an der Domkirche zu Berlin schrieb einst an den König Friedrich II.:

„Allerdurchlauchtigster König!“

„Ew. Königl. Majestät thu ich berichten, 1) daß es an Gesangbüchern für die Königl. Familie fehlt. Ew. Königl. Majestät thu' ich berichten, 2) daß es an Holz fehlt, um die Königl. Loge ordentlich zu heizen. Ew. Königl. Majestät thu' ich berichten, 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.“

Schmidt, Küster an der Domkirche.

Der König schrieb eigenhändig Folgendes darunter:

„Ew. Wohlwürden, dem Küster Schmidt, thu' ich antworten, 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. Wohlwürden thu' berichten, 2) daß, wer sich heizen lassen will, sich sein Holz selbst besorge. Ew. Wohlwürden thu' berichten, 3) daß das Geländer am Wasser Seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu' endlich berichten, daß ich mich weiter in keine Correspondenz mit ihm einlasse.“

Friedrich.

Inschrift eines Grabmahls. — „Sehen Sie,“ sprach ein lustiger Gesell zu einem Reisenden, mit dem er über den Gottesacker ging, „dort ruhet ein Mann, der an einer Indigestion vor Kurzem gestorben ist.“ — „Nun, ist denn das hier so etwas Seltenes?“ bemerkte der Fremde. „Das freilich nicht!“ entgegnete der Schäcker; „wohl aber

ist merkwürdig, daß dieser ein Menschenfresser war, der sich durch unmäßigen Genuß des Menschenfleisches den Magen verdorben hat. Kommt ihnen das unglaublich vor? Ueberzeugen sie sich mit eigenen Augen; lesen Sie die Inschrift auf seinem Leichensteine, denn Sie wissen eine solche lügt niemals.“ — Der Fremde las:

JOHANN ANDRE
AS
FRIEDRICH LUTZ.

und stutzte wirklich einige Augenblicke, ungläubig, ob er seinen eigenen Augen trauen dürfe; bis sein Begleiter ihn auf die seltsame Abbreviatur des Namens Andreas aufmerksam gemachte hatte.

Komische Druckfehler. — Vom Genuß der Wörter, statt Genus. — Die Decimalbrühe, statt Decimalbrüche. — Die sündliche Halbkugel, statt südliche. — Allgemeine Erdhunde statt Erdkunde. — Auch die Aufklärung hat irre gefahren, statt ihre Gefahren. — Jean Paul's Vorschuhe der Aesthetik, statt Vorschule. — Allgemeines Schuhwesen, statt Schulwesen. — Die empörische Seelenlehre, statt empirische. — Fasliche Anweisung zu Figuren-Zeichen, statt faßliche Anweisung zum Figuren-Zeichnen. — Er starb im ästhetischen Zustande, statt im asthenischen. — Der Unterricht im Schreiben beginnt mit Streichen statt Strichen. — Alles, Alles wird Rum, statt Ruin. (Aus einer Liedersammlung von Himmel.) — Die unbedingtn Freßfreiheit statt Preßfreiheit. — Elende Hülfe, statt eilende. — Früher trug man steife Töpfe, statt Zöpfe. — Nathan der Weiße, statt Weise. — Besser, man züchtige ein Kind mit einem dünnen Stricke st. Stocke, als mit der bloßen Hand. — Den 30. d. M. Vormittags um neun Uhr werde ich in meinem Hause sub Nr. 527. meine Leihbibliothek versaufen statt verkaufen. — Von Alexanders Ziegen, statt Zügen. — Glücklicherweise fanden sie alle in drm Rachen, statt Nachen, Platz. — Den Kranken sollst du Prost, statt Trost, zurufen.

Alphabethisches Register.

A.

B.

C.

D.

E.

G.

H.

J.

Inhalts=Verzeichniss.

Landlebens. — Schlangenfreundlichkeit. — Eifersüchtige Liebe.
16. Hildebold von Schwangau, Forts. — Anekdote.
17. Hildebold von Schwangau, Forts. — Die Boxerkämpfe in England.
18. Hildebold von Schwangau, Forts. — Hyänenjagd in Afganistan. — Benützung des Spinnengewebes. — Drey Räthsel.
19. Hildebold von Schwangau, Schluß. — Braut und Bräutigam.
20. Sophron, der beneidenswerthe Greis, oder: wie man's machen müße, wenn man ein hohes und glückliches Alter erreichen will. — Urtheile Napoleons.
21. Die Thränen, Gedicht von Saphir. — Zusammenkunft mit dem Kafferhäuptling Islambi. — Nehmen und Geben. — Bevölkerung der Erde. — Gaudiebs Beicht.
22. Die Dauer des menschlichen Lebens. — Wachsthum des Menschen. — Gewicht des Menschen. — Räthsel um Räthsel.
23. Die Begleiter durch das Leben. — Betrachtungen über Europa und Deutschland, vom Marquis de Salvo. Anekdoten.
24. Das englische und das französische Heer. — Josephine und die Wahrsagerin. — Mein Wunsch.
25. Die Amazone. — Anekdoten. — Der Taschenspieler Bosco.
26. Der alte Ziethen. — Anekdoten.

Auflösung der Räthsel, Charaden ꝛc.

	Seite.
1. Das Auge; das Ohr; die Nase; der Gaumen; die Hand; in allen Sinnen	16
2. Die Sonne	80
3. Dey	144
4. Schröter	160
5. Schein	287
6. Horn (Horn=Baum=Stein=Kraut=Fisch=Koralle=Pfeife=Blende=Silber=Haut=Vogel)	288
7. Insekt	288

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google